

**Thomas Weiss**

Die Gebrauchstheorie der  
Bedeutung im Big Typescript –  
eine neue Perspektive auf Wittgenstein

---

---

TENEA



Thomas Weiss:  
Die Gebrauchstheorie der Bedeutung im Big Typescript –  
eine neue Perspektive auf Wittgenstein

Zugleich Universität Karlsruhe  
Dissertation

Gedruckt auf holzfreiem, säurefreiem,  
alterungsbeständigem Papier

© TENEA Verlag für Medien  
Berlin 2004  
Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.  
Digitaldruck und Bindung:  
Polyprint GmbH · 12489 Berlin  
TЕНEA-Graphik: Walter Raabe, Berlin  
Printed in Germany 2004

ISBN 3-86504-092-6

# Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort</b>	<b>i</b>
<b>Was dieses Buch leistet und an wen es sich richtet</b>	<b>iii</b>
<b>1 Hintergrund, Übersicht und Ergebnisse</b>	<b>1</b>
1.1 Wittgensteins Arbeitsweise und das TS 213 . . . . .	1
1.2 Unterschiedliche Textschichten im TS 213 . . . . .	6
1.3 Wittgensteins Bedeutungstheorie: eine Skizze . . . . .	9
1.4 Probleme der Rekonstruktion . . . . .	10
1.5 Grundlegende Irrtümer Wittgensteins . . . . .	13
1.6 Zur Methode meiner Textauslegung . . . . .	15
1.7 Zur Verwendung von Sekundärliteratur . . . . .	20
1.8 Zum Status des TS 213 und der Bedeutungstheorie Wittgensteins . . . . .	28
1.9 Der Aufbau dieses Buchs . . . . .	33
<b>2 Wittgensteins Bedeutungstheorie – eine systematische Darstellung</b>	<b>39</b>
2.1 Leitfragen und Textbasis . . . . .	39
2.2 Die Lösungsstrategie Wittgensteins . . . . .	41
2.2.1 Der Regelbegriff . . . . .	43
2.2.2 Intersubjektive Bedeutung als Ausgangspunkt . . . . .	46
2.2.3 Erklärung der Bedeutung und Gebrauch in der Sprache . . . . .	48
2.3 Die Rollen in der Sprache und unser Wissen davon . . . . .	50
2.3.1 Erklärung der Bedeutung . . . . .	50
2.3.2 Beispiele und Fälle . . . . .	54
2.3.2.1 Wittgensteins Sicht der Sache . . . . .	54
2.3.2.2 Unsere Kenntnis der Bedeutungsregeln . . . . .	56
2.3.3 Der Zirkel bei Bedeutungserklärungen . . . . .	65
2.3.4 Basales Know-how zur Subsumtion . . . . .	68
2.4 Fundamentalismus oder Holismus . . . . .	69
2.5 Bedeutung ohne strikte Regeln . . . . .	72
2.6 Sprechen, Handeln und Sprechergemeinschaft . . . . .	74
2.7 Das Kontextprinzip und der Primat des Satzes . . . . .	77
2.8 Die Relativierung der Bedeutung auf Fälle . . . . .	80
2.9 Die Gebrauchstheorie und Irrtümer Wittgensteins . . . . .	81

2.10	Wittgensteins Fehler und die Literatur . . . . .	88
2.11	Der Nutzen des Sprachspielbegriffs . . . . .	93
2.12	Der Begriff des Sprachspiels in der Literatur . . . . .	100
<b>3</b>	<b>Hat Wittgenstein eine philosophische Theorie?</b>	<b>107</b>
3.1	Einführung und Übersicht . . . . .	107
3.2	Der aphoristische, sprunghafte Stil . . . . .	117
3.3	Wittgensteins Vorgehen – eine neue Methode? . . . . .	118
3.4	Die Entstehung von Wittgensteins Theorie aus der Kritik anderer Theorien . . . . .	119
3.5	Besondere Argumentationsmuster bei Wittgenstein . . . . .	121
3.6	Die Rolle von Bildern . . . . .	123
3.7	Zusammenfassung . . . . .	126
3.8	Welche konkurrierenden Konzeptionen diskutiert Wittgenstein? . . . . .	127
3.9	Vertreterkonzeptionen . . . . .	129
3.10	Analogien und Terminologisches . . . . .	132
3.11	Wittgensteins Metaphilosophie . . . . .	136
3.11.1	Das Problem . . . . .	136
3.11.2	Wittgensteins Programm . . . . .	137
3.11.3	Argumentiert Wittgenstein? . . . . .	141
3.12	Wittgensteins Metaphilosophie in der Literatur . . . . .	148
<b>4</b>	<b>Die Gegenstandstheorie</b>	<b>157</b>
4.1	Die unterschiedlichen Bilder . . . . .	157
4.1.1	Einführende Überlegungen . . . . .	157
4.1.2	Die reine Namenstheorie . . . . .	157
4.1.3	Namen als Brücke zur Welt . . . . .	159
4.1.4	Letzte Bedeutungserklärungen . . . . .	162
4.1.5	Von den Zeichen zu den Dingen . . . . .	164
4.1.6	Die reduktive Erklärung der Bedeutung . . . . .	165
4.1.7	Stellvertretung als Basis der Bedeutung . . . . .	166
4.2	Die zentralen Annahmen der Gegenstandstheorie . . . . .	167
4.3	Gesamtübersicht . . . . .	169
4.4	Argumente gegen Augustinus Position . . . . .	170
4.4.1	Übersicht . . . . .	170
4.4.2	Die Interpretation im Detail . . . . .	175
4.4.3	Ein letzter Rettungsversuch . . . . .	191
4.5	Der Gedanke der Stellvertretung . . . . .	192
4.5.1	Übersicht . . . . .	192
4.5.2	Die Interpretation im Detail . . . . .	195
4.6	Rückblick und Ausblick . . . . .	209
4.7	Primäre Zeichen . . . . .	209
4.7.1	Die Argumente – eine Übersicht . . . . .	210
4.7.2	Die Interpretation im Detail . . . . .	210
4.7.3	Der Status von Gesten . . . . .	215
4.8	Was von der Gegenstandstheorie bleibt . . . . .	220

<b>5</b>	<b>Die intentionalistische Theorie</b>	<b>223</b>
5.1	Die Bilder . . . . .	223
5.1.1	Einführende Überlegungen . . . . .	223
5.1.2	Die Bilder im einzelnen . . . . .	224
5.1.3	Eine Skizze der intentionalistischen Theorie . . . . .	227
5.1.4	Die vier Grundgedanken des intentionalistischen Bildes . . . . .	228
5.2	Die intentionalistische Theorie – 10 Thesen . . . . .	230
5.3	Die Widerlegung . . . . .	232
5.3.1	Vorüberlegungen . . . . .	232
5.3.2	Strategie der Widerlegung . . . . .	232
5.3.3	Ein gewichtiger Einwand . . . . .	234
5.3.4	Skizze des Gedankenganges . . . . .	237
5.3.5	Die Widerlegung – ein erster Schritt . . . . .	239
5.3.6	Die möglichen Quellen der Bedeutung . . . . .	242
5.3.6.1	Mentale Bilder . . . . .	242
5.3.6.2	Gefühle und Erlebnisse . . . . .	251
5.3.6.3	Vorstellungen und Gedanken . . . . .	261
5.3.7	Zusammenfassung . . . . .	276
5.3.8	Die Übertragung Sprache – Geist . . . . .	276
5.3.9	Zusammenfassung . . . . .	281
5.4	Die Umdeutung der Beobachtungen . . . . .	282
5.5	Was von der intentionalistischen Theorie bleibt . . . . .	291
<b>6</b>	<b>Die instrumentalistische Theorie</b>	<b>293</b>
6.1	Die Bilder . . . . .	293
6.1.1	Übersicht . . . . .	293
6.1.2	Die Bilder im einzelnen . . . . .	294
6.2	Die zentralen Annahmen der Theorie . . . . .	299
6.3	Die Argumente . . . . .	300
6.3.1	Übersicht . . . . .	300
6.3.2	Die Interpretation im Detail . . . . .	304
6.4	Zweck und Wirkung . . . . .	320
6.4.1	Ein Blick in die Manuskripte . . . . .	320
6.4.2	Zeichen, Kausalität und Zwecke – eine systematische Überlegung . . . . .	325
6.5	Was von der instrumentalistischen Theorie bleibt . . . . .	329
<b>7</b>	<b>Die Gebrauchstheorie der Bedeutung – Rekonstruktion aus dem TS 213</b>	<b>331</b>
7.1	Was sprachliche Bedeutung nicht ist . . . . .	332
7.2	Wittgensteins Erklärungsstrategie – der Primat der Satzbedeutung gegenüber dem Verstehen . . . . .	334
7.3	Eine erste Skizze . . . . .	337
7.4	Die Bedeutung von Wörtern . . . . .	339
7.5	Die Bedeutung von Sätzen . . . . .	342
7.5.1	Die Rolle im Kalkül . . . . .	342
7.5.2	Die Schachanalogie . . . . .	344
7.5.3	Die Übertragung der Schachanalogie . . . . .	347

7.6	Die Probleme . . . . .	355
7.6.1	Einführende Überlegungen und Übersicht . . . . .	355
7.6.2	Begleiten die Regeln verständiges Sprechen? . . . . .	360
7.6.3	Explizites Regelfolgen – Müssen Sprecher die Regeln der Sprache erklären können? . . . . .	362
7.6.4	Wittgensteins Metaphilosophie und Regelfolgen . . . . .	363
7.6.5	Verschwommene Regeln, die Explikation impliziter Regeln und die Fragmentierung der Bedeutung . . . . .	367
7.6.5.1	Die Probleme – eine Übersicht . . . . .	367
7.6.5.2	Die Unschärfe sprachlicher Regeln . . . . .	369
7.6.5.3	Die Fragmentierung der Bedeutung . . . . .	377
7.6.5.4	Die Bedingungen des Verstehens und Kriterien . . . . .	383
7.6.5.5	Spiele und die Fragmentierung der Bedeutung . . . . .	387
7.6.5.6	Rückblick . . . . .	389
7.6.6	Explizite und implizite Regelung . . . . .	390
7.6.7	Kann es unbekannte Sprachregeln geben? . . . . .	391
7.6.8	Erklärungs- und Gebrauchskompetenz . . . . .	396
7.7	Die Spannung zwischen Fundamentalismus und Holismus . . . . .	398
7.7.1	Einführende Überlegungen . . . . .	398
7.7.2	Die holistische Sicht . . . . .	399
7.7.3	Die fundamentalistische Sicht . . . . .	400
7.7.4	Die Lösung . . . . .	403
7.7.4.1	Eingangssätze und Unfehlbarkeit . . . . .	403
7.7.4.2	Pyramiden und Verifikatoren . . . . .	405
7.7.4.3	Pragmatische Rechtfertigung und Verifikation . . . . .	408
7.7.4.4	Beobachtungssätze . . . . .	410
7.7.4.5	Begrenzung und allgemeine Täuschung . . . . .	411
7.8	Einige Fehler in Wittgensteins Überlegungen . . . . .	413
7.8.1	Allgemeines und der Einzelfall . . . . .	414
7.8.2	Regelfolgen . . . . .	425
7.8.3	Satz- und Äußerungsbedeutung durch die Manuskripte bis zum <i>Blauen Buch</i> – eine Übersicht . . . . .	431
7.8.4	Ein zu enger Begriff der Erklärung der Bedeutung . . . . .	434
7.8.5	Ein Mißverständnis der Rollenkonzeption . . . . .	437
7.9	Wittgensteins Konzeption sprachlicher Regeln in der Sekundärliteratur . . . . .	439
<b>8</b>	<b>Die Entwicklung des Sprachspielbegriffs</b> . . . . .	<b>453</b>
8.1	Netzkonzeption und Sprachspielbegriff . . . . .	453
8.2	Der Sprachspielbegriff vom TS 213 bis zum <i>Brown Book</i> . . . . .	459
8.2.1	Übersicht . . . . .	459
8.2.2	Sprachspiele im TS 213 . . . . .	464
8.2.2.1	Das Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »finster« . . . . .	464
8.2.2.2	Sprachspiele als illokutionäre Akte . . . . .	472
8.2.2.3	Äußerungen <i>über</i> Sprachspiele . . . . .	475
8.2.2.4	Sprachspiele und ihr systematischer Ertrag . . . . .	477

8.2.2.5	Drei unterschiedliche Begriffe des Sprachspiels im TS 213 . . . . .	479
8.2.2.6	Ein-Situations-Sprachspiele . . . . .	481
8.2.2.7	Beispiele und elliptische Sätze . . . . .	482
8.2.3	Zusammenfassung . . . . .	484
8.2.4	Sprachspiele vom TS 213 bis zum Michaelitrimester 1934/35 . . . . .	485
8.2.4.1	Das Sprachspiel »Äpfel holen« und der Sprachspielbegriff im <i>Blauen Buch</i> . . . . .	485
8.2.4.2	Das Sprachspiel »Äpfel holen« und der Sprachspielbegriff im MS 115, 1 . . . . .	489
8.2.4.3	Das Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »finster« im MS 115, 1 . . . . .	491
8.2.5	Das Sprachspiel mit dem Wort »können« in den Vorlesungen des Michaelitrimesters 1934/1935 . . . . .	492
8.2.6	Sprachspiele in der 11. Vorlesung des Michaelitrimesters 1934/1935 . . . . .	496
8.2.6.1	Die Einführung des Sprachspielbegriffs . . . . .	496
8.2.6.2	Komplexere Sprachspiele . . . . .	499
8.2.6.3	Neue Aspekte des Sprachspielbegriffs – eine Zusammenfassung . . . . .	506
8.2.7	Sprachspiele im <i>Brown Book</i> . . . . .	507
8.2.7.1	Übersicht . . . . .	507
8.2.7.2	Wie Wittgenstein den Sprachspielbegriff einführt . . . . .	510
8.2.7.3	Exkurs über Regelfolgen . . . . .	511
8.2.7.4	Sprachspiele im <i>Brown Book</i> – erste Ergebnisse . . . . .	519
8.2.7.5	Sprache im Leben der Gesellschaft . . . . .	520
8.2.8	Sprachspiele, Fragmentierung der Bedeutung und Familienähnlichkeit . . . . .	530
8.2.8.1	Zusammenfassung . . . . .	530
8.2.8.2	Was es bedeutet, etwas tun zu können . . . . .	531
8.2.8.3	Was es bedeutet zu lesen . . . . .	544
8.2.8.4	Der Begriff der Familienähnlichkeit im Lichte der Literatur . . . . .	553

<b>Bibliographie</b>	<b>557</b>
Abkürzungen für veröffentlichte Texte Wittgensteins . . . . .	557
Texte aus dem Wittgenstein-Nachlaß . . . . .	557
Ausgaben des Wittgenstein-Nachlasses und dafür verwendete Abkürzungen . . . . .	558
Abkürzungen für verwendete Kommentare . . . . .	558
Sekundärliteratur . . . . .	558





# Vorwort

Dies ist die leicht überarbeitete Fassung einer 1998 an der Universität Karlsruhe angenommenen Dissertation über das Typoskript 213, auch *Big Typescript* genannt, von Ludwig Wittgenstein. Neben einer Sichtung neuerer Sekundärliteratur schien mir vor allem eine Aktualisierung im Hinblick darauf notwendig, daß im Jahr 2000<sup>1</sup> das *Big Typescript* als Band 11 der *Wiener Ausgabe* und die vollständige *Bergen Electronic Edition* des gesamten Wittgenstein-Nachlasses erschienen sind.<sup>2</sup> Damit sind das *Big Typescript* und der gesamte Nachlaß nun gut zugänglich.

Am Anfang der vorliegenden Untersuchung standen Beobachtungen, die mich auf den Gedanken brachten, daß die Überlegungen des späten Wittgenstein zu der Frage, was die Bedeutung von Worten und Sätzen sowie die von Äußerungen ist, wesentlich systematischer und strukturierter sind, als man bei einer ersten Lektüre seiner Texte meint. Im folgenden Text gehe ich diesem Gedanken nach und zeige, daß man im Typoskript 213, einem Hauptwerk aus dem unveröffentlichten Nachlaß, eine Konzeption sprachlicher Bedeutung findet. Dieses Werk ist insofern von besonderem Interesse, als dort bereits alle wesentlichen Grundgedanken der Gebrauchskonzeption sprachlicher Bedeutung vorhanden sind. Wittgenstein entwickelt einen überzeugenden Ansatz, die Bedeutung von Sätzen als den Platz in einem Netz von anderen Sätzen und Erfüllungsbedingungen zu bestimmen, den ich die Netzkonzeption nenne. Man trifft im Typoskript 213 allerdings ebenso auf die Wurzeln der Überlegungen, die Wittgenstein später in zunehmenden Maße zu der Annahme veranlaßten, die Bedeutung von Worten und Sätzen sei auf unendlich viele verschiedene Fälle des Gebrauchs in Kontexten fragmentiert und relativiert. Auf diese Züge verlegt sich die etablierte Wittgenstein-Rezeption und beruft sich deswegen gern auf ihn, in der Meinung, er habe gezeigt, daß Theorien sprachlicher Bedeutung, wie man sie bei Davidson, Dummett und Quine findet, grundlegend verfehlt sind. Der Leser gewinnt auf diese Weise oft den Eindruck, er müsse sich zwischen zwei grundsätzlich verschiedenen Arten, sich der Frage nach

---

<sup>1</sup>Literatur ab 2001 habe ich nicht mehr berücksichtigt.

<sup>2</sup>Vgl.:

*Ludwig Wittgenstein. Wiener Ausgabe*, 11 Bd., hrsg. von M. Nedo, Wien, New York 1994-2000.

*Wittgenstein's Nachlass: The Bergen Electronic Edition. Text and Facsimile Version*, Oxford 2000.

Für meine Zitate aus dem Nachlaß verwende ich die *Bergen-Edition*, allerdings mit den in Kapitel 1, Fußnote 10 erwähnten Besonderheiten.

sprachlicher Bedeutung zu nähern, entscheiden. Und diese Wahl sei eher eine Frage des Stils als etwas, was man rational begründen könne. In dem vorliegenden Text wird deutlich, daß diese Ansicht nicht nur verfehlt ist, sondern daß Davidson und Wittgenstein ein gutes Stück weit denselben Weg gehen, wenn man hinter Wittgensteins Einzelfall-Rhetorik schaut, Widersprüche in seinem Denken auflöst und einzelne Fehler korrigiert. Den wesentlichen Unterschied zwischen beiden sehe ich nicht darin, daß man Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung in einem höheren Maß rekonstruieren muß, sondern darin, daß Wittgenstein den Begriff der Bedeutung über den des Verstehens anderer Sprecher aus der Perspektive einer gemeinsamen Sprache, also der Innenperspektive, konzipiert, während Davidson eine Außenperspektive einnimmt.

Der Versuch, in Wittgensteins Denken systematische Strukturen aufzuzeigen, hat etwas von dem Unternehmen, ein unwegsames und schroffes Gebirge mit Straßen, Brücken und Tunneln zugänglich zu machen. Bei der Arbeit kommt es unweigerlich immer wieder zu Erdrutschen und topographischen Problemen. Auch dort oder oft gerade dort, wo Wittgenstein systematische Fehler macht, ist seine Rhetorik so geschickt und suggestiv gewählt, daß mir manchmal der Blick auf die grundlegenden Gedanken verloren zu gehen schien. In solchen Phasen der Arbeit, und selbstverständlich nicht nur dann, waren mir Gespräche mit meinem Doktorvater Hans Peter Schütt von großem Wert, um die Folgen gedanklicher Erdrutsche zu beseitigen und wieder den Überblick zu gewinnen. Nicht zuletzt halfen sie mir auch, wenn mir nach größeren Verwerfungen der Wert des ganzen Unternehmens kurzzeitig fraglich erschien.

Weiterhin danke ich Eike von Savigny, dem Leiter der Projektgruppe »Regelfolgen« an der Universität Bielefeld, sowie deren Mitgliedern Steffi Hobuss und Wilhelm Krüger für die Diskussion von frühen Entwürfen einzelner Kapitel. Wertvolle Hinweise beim Verfassen der Arbeit verdanke ich weiterhin Alois Pichler vom Wittgenstein-Archiv Bergen sowie Dirk Meienhöfer, Wolfgang Benkewitz, Georg Schuckert und vielen anderen, die mit mir Gespräche über Gedanken der Arbeit geführt und mir dabei geholfen haben, wieder eine klare Sicht zu gewinnen, wenn mir diese unterwegs abhanden gekommen war. Wertvolle Tips für die Überarbeitung gab mir Christian Beyer. Ebenso wichtig bei einem so aufwendigen und langen Unternehmen sind die Menschen, die mich aufgemuntert haben, wenn es nötig war. Ihnen möchte ich ebenfalls danken.

# Was dieses Buch leistet und an wen es sich richtet

Auch der späte Wittgenstein ist ein konstruktiver, analytischer Theoretiker, kein rein therapeutischer Dekonstruktivist. Falsch die etablierte Meinung, Wittgenstein habe nachgewiesen, es könne keine philosophischen Theorien geben. Das ist ein Ergebnis dieses Buches, in dem ich Wittgensteins Theorie der Bedeutung im Typoskript 213, der zentralen Schrift seines Nachlasses, rekonstruiere. Wegen seines Umfangs von ca. 800 Seiten auch *Big Typescript* genannt, ist dieses Werk aus dem Jahr 1932/33 neben den *Philosophischen Untersuchungen* die wichtigste Schrift Wittgensteins seit dem *Tractatus*. Mit der *Wiener Ausgabe* von 2000 ist das TS 213 erstmals als Buch publiziert (s. o. Vorwort). Es für Leser argumentativ zu erschließen und Wittgensteins Bedeutungstheorie darzustellen sind gleichrangige Ziele dieses Buchs.

Dieses Buch ist die erste sprachphilosophische Gesamtinterpretation des *Big Typescripts*, die mit Exkursen in die Manuskripte bis 1935 die Koordinaten für eine diesbezügliche Vermessung des gesamten Nachlasses setzt. In einfacher Sprache geschrieben enthält das TS 213 eine Fülle sprachphilosophischer Argumente, die sich dennoch oft nicht leicht erschließen. Ich möchte dem Leser argumentativ strukturierte Wege zu und durch Wittgensteins immer interessante, oft sperrige Gedanken bahnen und dabei etwas vom Reiz seines Denkstils vermitteln.

Erstmals liegt mit diesem Buch auch eine systematisch ausgearbeitete Wittgensteinsche Gebrauchstheorie der Bedeutung vor, die man den Theorien Davidsons und Dummetts gegenüberstellen kann: Nach der Netzkonzeption, wie ich sie nenne, sind Wort- und Satzbedeutungen abstrakte Rollen (in einem Netz von Folgerungen und Begründungen) und im geregelten Gebrauch durch die Sprechergemeinschaft fundiert bzw. begründet. Die Regeln sind nicht einheitlich oder exakt, unsere Kenntnis von ihnen ist in mehrfacher Weise implizit: Wir denken während des Sprechens nicht an Regeln und können sie auch bei Nachfrage nicht sofort nennen. Aber wir können die Bedeutung eines Worts explizit machen, indem wir uns Fälle seines Gebrauchs überlegen und betrachten.

Ist die Erschließung des TS 213 die dankbare Aufgabe, ein kaum bekanntes Land zu beschreiben, so wird der theoretische Teil auf einigen Widerspruch stoßen, zu ungewohnt ist diese Perspektive auf den späten Wittgenstein. Bereits die Behauptung, daß er überhaupt eine Theorie hat, widerspricht der herrschenden Meinung (s. u. 1.7 und 3.12). Die Gebrauchstheorie der Bedeutung ist das Ergebnis einer kritischen Rekonstruktion des gesamten TS 213. Indem ich dabei den Begriff des Sprachspiels und den der Familienähnlichkeit als unbrauchbar zurückweisen muß, vor allem wegen eines gravierenden internen Widerspruchs in Wittgensteins Denken, gehe ich ans Tafelsilber der etablierten Rezeption (s. Abschnitt 2.12). Dieses Buch enthält damit eine kritisch argumentative Rekonstruktion Wittgensteinscher Gedanken, wie es sie bisher wohl nicht gibt: Kritisch, weil ich viele bisher für zentral gehaltene Gedanken verwerfe, argumentativ, weil ich mich auf solide Argumente konzentriere, und konstruktiv, weil ich eine brauchbare Theorie freilege.

Eine Theorie übersichtlich und transparent zu präsentieren ist ein ganz anderes Unternehmen, als sie am Primärtext aufzuweisen. Das eine zielt auf die kartographische Darstellung eines Sachgebiets und dessen logischer Geographie, das andere ist der Versuch, mit detektivischer Kleinarbeit gefundene Argumente im Kontext des Werks nachzuzeichnen und verständlich zu machen. Beides unterliegt unterschiedlichen Gestaltungsprinzipien. Um das zu berücksichtigen, trenne ich in der *Darstellung* theoretische und exegetische Erwägungen weitgehend.

Sachfragen und Textauslegung weitgehend unabhängig voneinander darzustellen ist auch *eine* Voraussetzung dafür, daß sich dieses Buch an Leser mit ganz unterschiedlichen Vorkenntnissen und Interessen richten kann. Ob philosophischer Einsteiger oder Wittgenstein-Experte, ob an detaillierter Exegese interessiert oder nur am theoretischen Ergebnis, ich habe beim Aufbau dieses Buchs unterschiedliche Interessen unterschiedlicher Leser berücksichtigt. Unterstützt durch oft weit reichende Ausblicke und Zusammenfassungen können unterschiedliche Leser für sie interessante Teile zunächst unabhängig vom Rest des Buchs lesen und so einen eigenen Zugang zur Thematik finden. Bei der Konzeption im Auge hatte ich:

1. systematisch motivierte Leser jeder Couleur, die wissen wollen, was sprachliche Bedeutung ist, ohne technische Details und ohne exegetische Kleinarbeit,
2. Geistes- und Sozialwissenschaftler, die bisher meinen, sich auf Wittgenstein als angeblichen Terminator systematischen Philosophierens berufen zu können,
3. Einsteiger, die eine argumentativ strukturierte Einführung in die Sprachphilosophie des späten Wittgenstein suchen, die dennoch immer nah am Primärtext ist,
4. Wittgensteinforscher, deren Lehrmeinung ich in weiten Zügen in Frage stelle,
5. sprachphilosophisch interessierte Leser, die einen systematischen Zugang zum umfangreichen Nachlaß Wittgensteins finden wollen.

Was dieses Buch gedanklich zusammenhält, ist die Absicht, eine systematisch wie exegetisch umfassende Antwort auf sprachphilosophische Fragen im *Big Typescript* (mit einem Ausblick zum Brown Book) zu geben. Jeder der oben genannten Leser kann aber dort mit Lektüre beginnen, wo seine Interessen liegen, und er findet einen thematisch abgeschlossen Gedankengang, aber auch genug Schnittstellen und Brücken zum Rest des Buches, so daß er weitergehen *kann*, wenn er möchte. Er erkennt vielerorts Fluchtlinien, die an anderen Punkten des Buches zusammenlaufen, kann ihnen folgen, muß aber nicht.

Auch der philosophische Einsteiger kann sich zu den kontroversen Kapiteln vorarbeiten, die das etablierte Wittgensteinbild in Frage stellen und so philosophisches Neuland betreten. Wer an exegetischen wie systematischen Fragen gleichermaßen interessiert ist und das Buch als Ganzes lesen möchte, kann der vorgegebenen Struktur folgen, ist aber nicht darauf festgelegt, es von vorn nach hinten linear durchzugehen. Es hat so in vielerlei Hinsicht den Charakter eines Handbuchs.

Damit möchte ich jetzt der Behauptung Substanz geben, daß ich für die oben genannten 5 unterschiedlichen Lesergruppen unterschiedliche Wege vorgesehen habe, und zeigen, welche Kapitel für wen warum ein geeigneter Zugang zur Materie sind:

An Leser aller Zielgruppen, die den Hintergrund meiner Ausführungen kennenlernen wollen oder noch mehr Übersicht suchen, wendet sich Kapitel 1. Es hat deswegen eine Sonderstellung. Man findet hier eine Übersicht über die Entstehung des *Big Typescripts* und die Arbeitsweise Wittgensteins, einen Überblick über wesentliche theoretische und textkritische Aspekte meiner Textauslegung, einen Abstract der Gebrauchstheorie der Bedeutung und eine detaillierte Inhaltsangabe aller übrigen Kapitel. Primär für Wittgensteinforscher interessante Abschnitte wie der über die unterschiedlichen Textschichten sowie deren Kennzeichnung sind leicht zu erkennen und können von anderen Lesern übersprungen werden.

1. Für den an Bedeutungstheorien interessierten Leser bietet Kapitel 2 eine systematische Entwicklung von Wittgensteins Theorie. Es enthält keinerlei Exegese oder technischen Ballast. Man findet die oft geforderte Ausarbeitung einer Gebrauchstheorie der Bedeutung, in der en detail vorgeführt wird, was es heißt, daß die Bedeutung eines Wortes sein Gebrauch in der Sprache ist: Worte und Sätze haben einen Platz in einem Netz aus Folgerungen und Begründungen. Die so festgelegte Rolle ist die Bedeutung. Sprachliche Ausdrücke sind in dieser Hinsicht Schachfiguren analog. Und das wird von der Tatsache nicht beeinträchtigt, daß sprachliche Regeln in vielerlei Hinsicht anders sind als Schachregeln: In der Sprache ist nicht alles exakt geregelt und Sprecher kennen keine Regelformulierungen. Sie können allerdings die Regeln explizit machen, indem sie Einzelfälle des Gebrauchs eines sprachlichen Ausdrucks betrachten. Dies bedeutet allerdings nicht, daß die Bedeutung eines Worts auf unendlich viele Einzelfälle fragmentiert ist. Aufgrund welcher falschen Annahmen Wittgenstein später zunehmend den abstrakten Bedeutungsbegriff zugunsten der Auflösung in Einzelfälle des Gebrauchs verwirft, führe ich ebenfalls in Kapitel 2 vor.

2. Wer als Geistes- oder Sozialwissenschaftler meint, Wittgenstein habe gezeigt, warum es keine philosophischen Theorien geben könne und philosophisches Denken nur humanistisch therapeutisch sei, für den ist vor allem Kapitel 3 interessant. Es wendet sich auch an die, die sich nach Lektüre meiner Rekonstruktion fragen, wie zulässig es ist, gerade Wittgenstein eine Theorie zuzuschreiben. Schließlich findet man im TS 213 bereits die diesbezüglich aus den *PU* bekannten theoriefeindlichen Äußerungen. Sie erweisen sich allerdings bei gründlicher Lektüre des Kontexts alle nur als Appell dagegen, in der Philosophie Theorien nach Art der Naturwissenschaft zu entwickeln, nicht als Stütze der verbreiteten humanistisch-therapeutischen Lesart von Wittgenstein. Ich führe vor, wie wenig eine kontextorientierte Auslegung Wittgensteins metaphilosophischer Äußerungen diese Lesart stützt. Weiterhin entkräfte ich auch die Argumente, die formale oder argumentative Eigenheiten von Wittgensteins Schreibstil als Beleg dafür nehmen, daß er keine Theorie habe.

Sicherlich hat Wittgenstein eine eigenwillige Art zu schreiben, aphoristisch an der Oberfläche, oft sprunghaft im Gedankengang, in den Einzelfall verliebt und stets mißtrauisch gegen abstrakte schlecht begründete theoretische Gebäude. Aber sie macht es nur mühsamer, argumentative Muster oder Theorien bei ihm zu finden. Sie ist keine Beleg dafür, daß es keine philosophischen Theorien geben kann, noch nicht einmal

dafür, daß er selbst keine Theorie hat. Sein Schreibstil ist der Ausdruck eines oft assoziativen Gedankengangs und seines Interesses an scheinbar trivialen sprachlichen Fakten, deren Relevanz er einklagt. Er ist ein scharfer Beobachter des Sprachgebrauchs im Einzelfall. So entstehen seine Überlegungen zu sprachlicher Bedeutung und an dieser Basis muß sich auch jede Bedeutungskonzeption messen lassen.

3. Der argumentativ orientierte *Einsteiger* in Wittgensteins Sprachphilosophie findet in den Kapiteln 4–6 eine problemorientierte Einführung in 3 heute noch relevante Konzeptionen sprachlicher Bedeutung: die Gegenstandstheorie, die intentionalistische und die instrumentalistische Theorie sowie Wittgensteins Argumente dagegen. Von ihm angegriffene Gedanken wie, daß Bedeutung in den Gegenständen gründet oder von der intrinsischen Semantik der Gedanken stammt, sind auch heute noch aktuell und weit über die Sprachphilosophie hinaus etwa in der Philosophie des Geistes zu finden. Wittgenstein widerlegt all diese Theorien an ihrer Wurzel, so daß seine Argumente auch alle Abwandlungen dieser Auffassungen treffen. Ich mache die abstrakten Grundmuster dieser Theorien ebenso deutlich wie die überzeugenden Argumente, mit denen Wittgenstein ihnen den Boden entzieht. Der Leser findet eine logische Topographie der Argumente verbunden mit einer detaillierten, manchmal sehr aufwendigen Exegese, die ein Gespür dafür gibt, wie reizvoll, aber auch mühsam es teilweise ist, in Wittgensteins scheinbar aphoristischer Schreibweise argumentative Stränge zu verfolgen.

Bereits in den Argumenten, mit denen Wittgenstein die alternativen Entwürfe zurückweist, schimmert oft der Kern seiner eigenen systematischen Auffassung dessen durch, was sprachliche Bedeutung ist: Sie ist kein Ersatz für Gegenstände, Gedanken oder Wirkungen, sondern durch den geregelten Gebrauch von Worten in einer Sprache entsteht etwas, was es vorher nicht gab: autonome sprachliche Bedeutung. Wenn er diese positive Kernaussage der Kapitel 4–6 und die Argumente dafür verstanden hat, kann sich, wie oben schon bemerkt, auch ein philosophischer Anfänger mit Gewinn an die Kapitel 7 und 8 machen, falls er detaillierter wissen möchte, was dieses Buch vor allem kontrovers macht: die Entwicklung der Theorie aus dem TS 213 und die Destruktion des Sprachspielbegriffs.

4. Vor allem für Wittgensteinforscher sind die Kapitel 7 und 8 gedacht, in denen ich Wittgensteins konstruktive Theorie der Bedeutung auf der Basis einer gründlichen Textexegese des TS 213 entwickle und vorführe, warum der Begriff des Sprachspiels von Anfang an verunglückt ist. Ebenso sollten Experten Kapitel 1 gründlich lesen, das eine Übersicht über meine Methode und Textbasis gibt. Kapitel 7 entfaltet alle wichtigen Begriffe und Überlegungen, die in der systematischen Theorie vorkommen, aus dem TS 213: vom Konzept der impliziten Regelung bis zur Spannung zwischen Fundamentalismus und Bedeutungsholismus. In Widerspruch zur Lehrmeinung ist der Begriff des Sprachspiels keine Grundpfeiler von Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung, sondern ein Begriff, der ihm im Zuge seiner Entwicklung zunehmend entgleitet. In Kapitel 8 deute ich die wichtigen Sprachspiele vom TS 213 bis zum *Brown Book*, stelle eine Typologie der Sprachspiele vor und zeige en detail, wie Wittgenstein

diesen Begriff mit Anforderungen überfrachtet und sich am Ende von ihm in die Irre führen läßt. Dasselbe zeige ich für den Begriff der Familienähnlichkeit.

Verleitet durch diese beiden Begriffe verliert Wittgenstein mit der Zeit seine allgemeine, abstrakte Konzeption sprachlicher Bedeutung zunehmend selbst aus den Augen und löst Bedeutung in einer Fragmentierung auf unendlich viele Einzelfälle auf. Angelegt ist diese Entwicklung allerdings schon im *Big Typescript*. Sie ist mit seiner eigenen bis zu den *PU* vertretenen Auffassung unvereinbar, daß Sprache implizit geregelt ist. Ich löse den Widerspruch in diesem Werk zugunsten der sachlich überzeugenderen Netzkonzeption auf und zeige immer wieder im Detail, wann und warum Wittgenstein hinter bereits gewonnene Erkenntnisse zurückfällt.

5. Wer einen sprachphilosophisch problemorientierten Einstieg in den Nachlaß Wittgensteins sucht, sollte in Kapitel 1 alles über die Entstehung und den Zustand des TS 213 lesen und dann Kapitel 2 auslassen. Ich sage in Kapitel 1 einiges dazu, wie sich Wittgensteins Arbeitsweise in den Texten des Nachlasses spiegelt, zum Zustand des TS 213 und zu dessen unterschiedlichen Textschichten. Kapitel 3–8 geben einen Überblick über die sprachphilosophischen Gedanken, die Wittgenstein Anfang der dreißiger Jahre umtrieben. Dies gilt insbesondere vor dem Hintergrund, daß das TS 213 ein Destillat der Schriften Wittgensteins 1929–1932 ist. Darüber hinaus mache ich an vielen Stellen deutlich, welche Gedanken aus dem *Tractatus* Wittgenstein im TS 213 zurückweist.

Ich hoffe, es gelingt mir durch den Aufbau dieses Buches, Lesern unterschiedlicher Couleur nahezubringen, was Wittgenstein auch heute noch lesenswert macht: seine theoretische Fruchtbarkeit, die Aktualität seiner Gedanken auch für zeitgenössische Diskussionen, seine lebendige Sprache, der Reiz oft sperriger Gedankengänge und seine Begabung, Probleme an ihrer Wurzel zu packen.





# Kapitel 1

## Hintergrund, Übersicht und Ergebnisse

Dieses Kapitel bietet Hintergrundwissen für ein tieferes Verständnis der folgenden Kapitel und Zusammenfassungen inhaltlicher Ergebnisse: Ich sage einiges über das TS 213, seine unterschiedlichen Textschichten und wie ich sie jeweils kennzeichne, skizziere Wittgensteins Gebrauchstheorie der Bedeutung und diskutiere methodische Probleme der Rekonstruktion. Weiterhin gebe ich einen Überblick über die verwendete Sekundärliteratur zum Nachlaß und zur Sprachphilosophie des späten Wittgenstein und erkläre, warum ich das TS 213 der Spätphilosophie Wittgenstein zurechne. Den Abschluß bildet eine ausführliche Inhaltsangabe der übrigen Kapitel dieses Buchs.

Die primäre Textgrundlage ist das TS 213. Deswegen werde ich Entstehung und Zustand dieses Werks im folgenden detaillierter beschreiben. Der Blick auf Manuskripte und Vorlesungen vom TS 213 bis zum *Brown Book*, einem Diktat aus dem Jahr 1934/1935, dient nicht der Entwicklung von Wittgensteins Gebrauchstheorie der Bedeutung, der Netzkonzeption, sondern nur flankierenden Überlegungen: Dazu zählen u. a. eine ausführliche Darstellung der Entstehung des Sprachspielbegriffs, eine Skizze des Zusammenhangs von Bedeutungsregeln und Zwecken sowie ein kurzer Blick auf Wittgensteins Probleme mit dem Zusammenhang von Satz- und Äußerungsbedeutung in den Manuskripten.

### 1.1 Wittgensteins Arbeitsweise und das TS 213

Der Umfang des TS 213 beträgt ungefähr 800 Seiten. Seine Datierung ist nicht auf den Monat genau bestimmt. Die Vorschläge reichen vom Sommer 1932 (Rosso 1988) über den Winter 1932/1933 (Krüger 1993) bis zur pauschalen Angabe des Jahres 1933 ohne genauere Datierung (*WA-Einleitung*, v. Wright 1982). Dieses Werk, wegen seines

voluminösen Umfangs auch »Big Typescript« genannt, ist, wie sich an seiner Entstehungsgeschichte zeigen läßt, ein Destillat von Wittgensteins Gedanken aus den Jahren 1929–32. Es ist typisch für die Arbeitsweise Wittgensteins. Wer vielleicht aufgrund des scheinbar aphoristischen Stils der *PU* oder des ebenso flüssigen wie oft abschweifenden Gedankengangs des *Blauen Buchs* vermutet, hier sei jemand am Werk, der mit lockerer Hand Gedanken aneinanderreihet, wie sie ihm gerade einfallen, der täuscht sich. Wie bei vielen Autoren, deren Sprache und Duktus von einer gewissen Leichtigkeit, Frische und Impulsivität ist, steckt auch hinter den Texten des späten (und, wenn man diese Unterscheidung machen will, des mittleren) Wittgenstein eine rigorose Arbeitsdisziplin und ein beeindruckender Aufwand in der Art, wie er an Ideen immer weiterarbeitet, sie dreht und wendet, bis sie den eigenen Anforderungen genügen.

Die Arbeitsweise Wittgensteins kann man in wenigen Worten als ein immer wiederholtes Durchmischen seiner Ideen, die er in kurzen Bemerkungen zusammenfaßt, beschreiben. Ausdruck dieser Methode ist der Nachlaß selbst. Er umfaßt in Manuskripten, und zwar Taschennotizbüchern wie großen Kladden, und Typoskripten ungefähr 20000 Seiten. In ihm findet man eine Genealogie der Ideen Wittgensteins, wie sie, in kurze Bemerkungen fragmentiert, in einem Manuskript oder Taschennotizbuch das erste Mal auftauchen, darauf in ein oder zwei überarbeiteten Manuskripten erscheinen, meist in anderen Kontexten oder auch anders kommentiert, um dann in einem Typoskript in Erscheinung zu treten. Es kann gut passieren, daß Wittgenstein dieses wiederum zerschneidet, die Bemerkungen neu sortiert und zu einem neuen Typoskript anordnet. Teilweise gehen sie dann wieder in ein neues Manuskript ein, das wiederum als Grundlage für weitere Schriften dient. So wandern viele Bemerkungen wörtlich oder mit leichten Modifikationen von Manuskripten, die vom Anfang der 30er Jahre stammen, durch die unterschiedlichen Schriften bis zu den *PU*. Die Bemerkungen, die im TS 213 zusammengestellt sind, stammen aus dem Jahren 1930–32 und damit aus einer der philosophisch produktivsten und innovativsten Phasen im Leben Wittgensteins. Wie Wilhelm Krüger gezeigt hat, ist es in sechs Schritten aus 14 Manuskripten und vier Typoskripten entstanden.<sup>1</sup> Aufgrund seiner herausragenden Position ermöglicht dieses Werk einen guten Überblick über Wittgensteins sprachphilosophische Ansichten Anfang der 30er Jahre. Soweit ein Text allein überhaupt in der Lage ist, über die Gedanken Wittgensteins in diesem Zeitraum Auskunft zu geben, dürfte es dieses Typoskript sein. Es ist nicht einfach eine Sammlung beliebig aneinandergereiheter Schriften aus dieser Zeit, sondern, wenn man es so ausdrücken will, eine mehrfach destillierte und thematisch strukturierte Auswahl von Gedanken. Es dürfte eines der Werke Wittgensteins mit dem höchsten Überarbeitungsgrad sein. So schreibt etwa v. Wright in einer Übersicht über den Nachlaß: »In an outstanding sense it is perhaps

---

<sup>1</sup>Die folgende Darstellung der Quellen orientiert sich hauptsächlich an Krüger 1993 »Die Entstehung des »Big Typescript««, der in großer Detailliertheit die Genealogie der einzelnen Bemerkungen dieses Werkes nachzeichnet. Ein Stemma des TS 213 findet sich ebenfalls in WAT, Einleitung, p. 8. Die eine Abweichung zu Krüger 1993 beruht darauf, daß Krüger damals das TS 212 nicht vollständig vorlag, so daß er fälschlicherweise zu der Annahme kam, es sei Text direkt vom TS 211 ins TS 213 übernommen worden.

the most finished of all Wittgensteins writings after the *Tractatus*« (v. Wright 1982, p. 42). Baker und Hacker bemerken: »Among all Wittgenstein's unpublished manuscripts and typescripts, the ›Big Typescript‹ stands out as the most carefully worked over and highly polished text. Its publication would make a uniquely valuable contribution to understanding Wittgenstein's ideas and their development« (Baker und Hacker 1986, p. 324). Aus diesem Grund verwende ich das TS 213 und nicht das unter dem Titel *PG* veröffentlichte Werk. Dieses hat der Herausgeber aus Manuskripten, in denen Wittgenstein das TS 213 überarbeitet hat, und unter Rückgriff auf Teile des Originaltextes des TS 213 zusammengestellt. Die vernichtende Kritik Kennys an dem Vorgehen der Herausgeber (vgl. Kenny 1976) ist immer noch gültig. Zudem haben er (Kenny 1976, p. 46) und Hilmy überzeugende Zweifel an der Annahme des Herausgebers deutlich gemacht, daß die von ihm zugrunde gelegte Überarbeitung des TS 213 tatsächlich definitiv sei. So schreibt dieser:

MS 114, 115 and 140 are not a definitive revision of the TS 213 material (being there in fact a much later revision) and it was unfortunately that Rhees compiled »*Philosophical Grammar*« for publication instead of publishing TS 213. (Hilmy 1987, p. 31)

Vor diesem Hintergrund ist die Sicht von Rhees nicht überzeugend, »that the ›Big Typescript‹ should not be regarded as a finished work or even a stable state of Wittgenstein's thought« (Baker und Hacker 1986, p. 324), die er durch die Tatsache bestätigt sah, daß der erste Teil des TS 213 in hohem Maße Korrekturen Wittgensteins enthält und später in den Manuskripten wieder überarbeitet wurde, und die dadurch veranlaßte Entscheidung, stattdessen die *PG* zu veröffentlichen. Über diese philologischen Argumente hinaus ist es keine gute Strategie, ohne gründliche Lektüre des Textes entscheiden zu wollen, ob er gute Argumente enthält. Ebenso kann die Frage, ob ein Text ein Stadium im Denken eines Autors repräsentiert, auch nur entschieden werden, wenn man den Inhalt des Textes in den Blick nimmt. Die Tatsache, daß der Autor ihn überarbeitet hat, kann in einem solchen Fall generell nicht allein entscheidend sein. Zunächst muß man klären, wie weitreichend die Überarbeitungen inhaltlich sind. Auch ein hoher Anteil an korrigiertem Text ist damit verträglich, daß inhaltlich nur Marginalien verändert wurden. Das gilt um so mehr bei einem Schreiber mit Wittgensteins stilistischen und inhaltlichen Ansprüchen. Man muß in diesem Zusammenhang berücksichtigen, »daß Wittgenstein nie ganz zufrieden war mit dem, was er schrieb . . . , und sich gleich im Anschluß an die Erstellung selbst der ›fertigsten‹ Typoskripte an ihre Überarbeitung zu machen pflegte oder sie enttäuscht liegenließ und das Thema seiner Untersuchungen wechselte« (Schulte 1989, p. 53)<sup>2</sup>. Zusammenfassend kann

---

<sup>2</sup>Schulte äußert aufgrund dieser Feststellung Zweifel daran, ob der Werkbegriff »ohne Vorbehalte auf die veröffentlichten wie unveröffentlichten Schriften Wittgensteins anzuwenden ist« (Schulte 1989, p. 54). Schließlich nimmt Schultes Versuch, Kriterien dafür anzugeben, was ein Werk von Vorstufen unterscheidet, neben inhaltlich-argumentativen und stilistisch-formalen Standards auch den bekundeten Willen des Autors, das Geschriebene als Werk zu betrachten, in Anspruch (Schulte 1989, p. 52), und diese Anforderung ist bei Wittgenstein kaum erfüllt. Dies ist einer der Gründe, weswegen ich die Diskussion darum, ob man Wittgensteins unveröffentlichte Schriften für ein Verständnis seiner Philosophie berücksichtigt

man feststellen: Letztlich enthalten die Überlegungen des Herausgebers der *PG* keine wirklich überzeugenden Argumente, die schwerer wiegen als die schlichte und nicht wegzudiskutierende Tatsache, daß das TS 213 ein in hohem Maße durchkomponierter Text ist, dessen gedankliche Auswertung in jedem Fall ein interessantes und legitimes Unternehmen ist. Vor dem Hintergrund von Hilmys Kritik ist er aus philologischer Perspektive den Überarbeitungen Wittgensteins vorzuziehen, weil nicht festzustellen ist, welche die endgültige Fassung ist bzw. ob es überhaupt eine solche gibt.

Das TS 213, wie es heute als Faksimile auf Mikrofilm verfügbar ist, besteht aus 771 Schreibmaschinenseiten<sup>3</sup> und 137 eingelegten Seiten, dies sind im Original beschriebene Rückseiten mit handschriftlichen Bemerkungen Wittgensteins. Auch der Schreibmaschinen-Text enthält handschriftliche Eintragungen. Sie zeigen, daß Wittgenstein den Text mindestens einmal überarbeitet hat. Es existieren auf diese Weise mindestens zwei, eventuell drei Fassungen, die in Schichten übereinanderliegen. Im ursprünglichen Typoskript, der ersten Lage, hat Wittgenstein handschriftlich Textteile gestrichen und Bemerkungen eingefügt. Diese handschriftlichen Eintragungen befinden sich teilweise direkt im Text, zum Teil, wie gesagt, auf den Rückseiten der gegenüberliegenden Typoskriptseiten. Das ist die zweite Lage. Die Tatsache, daß viele dieser handschriftlichen Einfügungen ihrerseits wieder durchgestrichen sind, spricht dafür, daß ein dritter Überarbeitungsschritt stattgefunden hat. Das ist aber nicht sicher. Es ist ebensogut möglich, daß Wittgenstein die Bemerkungen in einem Schwung hingeschrieben und wieder durchgestrichen hat. Die handschriftlichen Eintragungen haben zum großen Teil eine stilistische Funktion, zum anderen ergänzt und modifiziert Wittgenstein Gedanken des ursprünglichen Typoskripts.

Er hat dieses selbst in 19 Kapitel mit 140 Abschnitten eingeteilt und ein achtseitiges Inhaltsverzeichnis erstellt, das die Überschriften der Kapitel und Abschnitte des TS 213 enthält. Ein Blick auf die Haupttitel gibt eine brauchbare Auskunft darüber, welche Themen behandelt werden. Sie lauten »Verstehen.« (TS 213, p. 0), »Bedeutung.« (TS 213, p. 1), »Wahrheit.« (TS 213, p. 2), »Sinn.« (TS 213, p. 3), »Gedanken.« (TS 213, p. 4), »Fragen.« (TS 213, p. 5), »Wörter.« (TS 213, p. 6), »Sätze.« (TS 213, p. 7), »Methoden.« (TS 213, p. 8), »Philosophie.« (TS 213, p. 9), »Kultur.« (TS 213, p. 10), »Moral.« (TS 213, p. 11), »Religion.« (TS 213, p. 12), »Politik.« (TS 213, p. 13), »Wissenschaft.« (TS 213, p. 14), »Kunst.« (TS 213, p. 15), »Sport.« (TS 213, p. 16), »Musik.« (TS 213, p. 17), »Literatur.« (TS 213, p. 18), »Philosophie.« (TS 213, p. 19).

---

dürfe, für problematisch halte (vgl. Stern 1996). Darüber hinaus hat sie insofern etwas Künstliches, als sie von inhaltlich-systematischen Erwägungen zu abstrahieren scheint: Wenn man in einem Manuskript Wittgensteins mit denkbar niedrigem Überarbeitungsgrad einen überzeugenden Gedankengang fände, den Wittgenstein an keiner Stelle wieder verwendet hat, der aber eine wichtige systematische Lücke in seinen Überlegungen schließt, warum sollte man ihn nicht aufgreifen? Richtig ist allerdings, daß man bei weniger überarbeiteten Texten Kohärenzerwägungen einen geringeren Stellenwert einräumen muß als bei Texten mit Werkcharakter. Mein geringes Interesse an diesen Fragen, die Autoren wie v. Savigny, Hilmy, Hark umtreiben, hat allerdings auch mit der Überzeugung zu tun, daß die systematischen Probleme und Spannungen innerhalb von Gedanken, die man unkontrovers Wittgenstein zuschreiben kann, bereits so groß sind, daß ich es für wichtiger halte, ihnen eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, als Fragen danach, wie bestimmte Gedanken zu nuancieren sind, zu verfolgen. Weiterhin liegt es daran, daß ich weniger die Fragen, was Wittgenstein mit seinen Texten sagen wollte, und ob sie das, was er meinte, angemessen wiedergeben, betrachten will, als die Frage, welche überzeugenden Gedanken man in den Texten findet.

<sup>3</sup>Nach Wittgensteins Paginierung trägt die letzte Seite die Nummer 768. Auf die Zahl von 771 Seiten kommt man, wenn man berücksichtigt, daß er die erste Seite mit der Null numeriert, die »261« ausläßt und zwei Seiten nicht mitzählt, die auch keine Numerierung haben. Auch diese Beobachtung verdanke ich wieder Krüger 1993. Vgl. auch WAT, Vorwort, p. 9.

tung.« (TS 213, p. 24), »Satz. Sinn des Satzes.« (TS 213, p. 59), »Augenblickliches Verstehen etc.« (TS 213, p. 142), »Wesen der Sprache.« (TS 213, p. 170), »Gedanke. Denken.« (TS 213, p. 210), »Grammatik.« (TS 213, p. 232), »Intention und Abbildung.« (TS 213, p. 271), »Logischer Schluss.« (TS 213, p. 293), »Allgemeinheit.« (TS 213, p. 311), »Erwartung. Wunsch. etc.« (TS 213, p. 353), »Philosophie.« (TS 213, p. 405), »Phänomenologie.« (TS 213, p. 436), »Idealismus, etc..« (TS 213, p. 486), »Grundlagen der Mathematik.« (TS 213, p. 529), »Ueber Kardinalzahlen.« (TS 213, p. 568), »Mathematischer Beweis.« (TS 213, p. 614), »Induktionsbeweis. Periodizität.« (TS 213, p. 660), »Das Unendliche in der Mathematik.« (TS 213, p. 726). Es geht in diesem Werk also um Probleme und Fragen aus folgenden Bereichen: Grundlagen der Bedeutungstheorie, metaphilosophische Betrachtungen, Fragen der Philosophie des Geistes und der Erkenntnistheorie. Ein zweiter, nicht explizit getrennter Teil ist Problemen der Grundlagen der Mathematik gewidmet (TS 213, p. 530–768), wie man aus dem Inhaltsverzeichnis schließen kann. Die Lektüre des TS 213 zeigt: Wittgenstein hält sich in den Kapiteln an die Themen, die die Überschriften vorgeben.

Die klare Gliederung scheint auf den ersten Blick im Detail nicht eingelöst. Der Text innerhalb der einzelnen Abschnitte ist bereits formal fragmentiert. Er besteht aus einzelnen Bemerkungen, ich nenne sie »Absätze«, die in der Länge von einer Zeile bis zu höchstens ein bis drei Seiten (vgl. hierfür etwa TS 213, p. 12/13, 67–69, 133/34, 251–253 und 322/323) variieren, wobei solche für den Text schon längere zusammenhängende Absätze höchst selten sind. Die meisten dürften zwischen drei und zehn Zeilen Umfang haben. Der deutlich gegliederten Oberflächenstruktur entspricht ein auf den ersten Blick assoziativer und sprunghafter Gedankengang. Die einzelnen Gedanken sind teilweise nur wenig verständlich ausgedrückt, Begriffe werden nicht eingeführt, Fragestellungen nicht entwickelt oder explizit gemacht, und die Hoffnung, im unmittelbaren Kontext Unterstützung bei der Deutung einzelner Textstellen zu finden, erfüllt sich meist nicht. Der Text hat allerdings, wie eine genauere Lektüre zeigt, einen überzeugenderen Gedankengang, als sein sprödes Erscheinungsbild vermuten läßt. Im allgemeinen lassen sich innerhalb der Abschnitte Argumente finden, die die inhaltliche Struktur, die durch das Inhaltsverzeichnis gegeben ist, ausfüllen.<sup>4</sup> Wie die Titel der Überschriften deutlich machen, geht es auf den ersten vierhundert Seiten vor allem um zwei Fragen:

1. Was ist die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke?
2. Was ist eine angemessene Konzeption dessen, was man heute intentionale Zustände nennt?

Wie ich zeigen werde, läßt sich aus dem unveränderten Typoskript eine umfassende

---

<sup>4</sup>Damit widerspreche ich Krüger 1993, p. 312, der sich dort Hilmys Meinung über das TS 213 anschließt, »much of this work is simply a collection of ›remarks‹ (from various manuscript sources) which have been pigeonholed under several headings. In spite of the chapter structure, in TS 213 too there is generally lacking an orderly and cohesive natural progression of thoughts ... « (Hilmy 1987, p. 232). Ebenso äußert sich Sedmak 1996, p. 142. Die Rekonstruktion einzelner Gedanken wird, so hoffe ich, zeigen, daß diese Behauptung zumindest für große Teile des TS 213 falsch ist.

de und überzeugende Konzeption sprachlicher Bedeutung rekonstruieren. Wittgensteins Überlegungen über intentionale Zustände ergänzen einerseits seine Konzeption sprachlicher Bedeutung, indem sie sie gegen die intentionalistische Theorie absichern. Andererseits sind sie eine Anwendung seiner Konzeption auf Wörter, die intentionale Zustände bezeichnen.

## 1.2 Unterschiedliche Textschichten im TS 213

Der gesamte Nachlaß liegt mikroverfilmt vor (*The Wittgenstein Papers*, Cornell University Libraries, Ithaca, N.Y. 1968). Das Wittgenstein-Archiv Bergen hat all diese Schriften auf CD-ROM zugänglich gemacht (*Wittgenstein's Nachlass: The Bergen Electronic Edition. Text and Facsimile Version*, Oxford 2000). Die vier CD's enthalten Photos jeder Seite, eine diplomatische Version, in der alle Einfügungen, Streichungen und sonstige Kennzeichnungen Wittgensteins markiert sind, sowie eine normalisierte Version, die einen flüssig lesbaren Text inklusive der Einfügungen Wittgensteins und eine moderne Orthographie bietet. Die Katalogisierung entspricht der des Mikrofilms (vgl. v. Wright 1982). In der *Wiener Ausgabe* (*Ludwig Wittgenstein. Wiener Ausgabe*, 11 Bd., hrsg. von M. Nedo, Wien, New York 1994-2000) sind bis jetzt alle Manuskriptquellen des TS 213 inkl. Konkordanz, Register und Synopse sowie das TS 213 (*Wiener Ausgabe*, Bd. 11, 2000) veröffentlicht. Allerdings enthält das TS 213 in dieser Edition ausschließlich den getippten Text ohne handschriftliche Einträge.<sup>5</sup>

Bei meiner systematischen Rekonstruktion stütze ich mich hauptsächlich auf die erste Lage, also den getippten Text des TS 213, und zwar verwende ich Textstellen unabhängig davon, ob Wittgenstein sie bei seiner Überarbeitung gestrichen hat oder nicht. Zusätzlich greife ich auf Bemerkungen zurück, die er handschriftlich in den getippten Text des TS 213 oder auf die Rückseiten geschrieben hat. Das tue ich immer dann, wenn man im handgeschriebenen Text auf Erläuterungen zu oder verständlichere Ausführungen von Gedanken des Originaltextes trifft, die ich für meine Rekonstruktion benötige. Dies erleichtert die bei Wittgenstein ohnehin oft ausufernde Deutungsarbeit und ist insofern vertretbar, als man dabei keine Gedanken findet, die wesentlich über das hinausgehen, was man im Originaltext des TS 213 findet. Kurze handschriftliche Einträge und Korrekturen Wittgensteins im Text, füge ich teilwei-

---

<sup>5</sup>Nedo schreibt, er habe auf der Basis des »gesamten Manuskriptkorpus« (*WAT*, Vorwort, p. 10) eine »Vielzahl, oft sinnenstellender Fehler« (*WAT*, a.a.O.) korrigiert, die das TS 213 »as it stands« (*WAT*, a.a.O.) enthalte. Letztere Behauptung trifft auf die von mir verwendeten Textstellen nur in minimalem Maße zu (vgl. etwa TS 213, p. 260, wo ohne die handschriftlich eingefügten Worte »ausgezeichnet aber nicht dadurch« ein falscher Sinn entsteht). *WAT* macht seine Korrekturen in keiner Weise kenntlich und informiert nicht darüber, in welchem Umfang er sie durchgeführt hat. Diese Praxis ist problematisch, zumal im Einzelfall nicht ohne den Kontext und eine Interpretation des TS 213 entschieden werden kann, ob etwa eine Negation versehentlich entfallen ist oder von Wittgenstein absichtlich entfernt wurde. Ergänzungsbedürftig ist Nedos Behauptung, die handschriftlichen Korrekturen im TS 213 endeten auf Seite 292 (*WAT*, a.a.O.). Tatsächlich enthalten auch die Seiten 353-390, allerdings in geringem Umfang, handschriftliche Einträge und Korrekturen Wittgensteins.

se ein. Dies zum einen dort, wo sie den Sinn des Textes verändern oder ihm etwas hinzufügen, was nur selten der Fall ist. Zum anderen möchte ich zeigen, daß solche Korrekturen zum Teil lediglich stilistischer Art sind, und einen lebendigen Eindruck vom Nachlaß geben, bei dessen Lektüre man oft das Gefühl hat, Wittgenstein beim Arbeiten über die Schulter zu schauen.

Auch Absätze zu berücksichtigen, die Wittgenstein bei der Überarbeitung ganz oder teilweise gestrichen hat, halte ich aus folgenden Gründen für gerechtfertigt:

(1) Es gibt im Text zwei verschiedene Arten von Streichungen, die sich formal und funktional unterscheiden. Solche, die ganze Absätze oder mehrere Zeilen betreffen, sind i. a. *Anstreichungen* für die Umarbeitung. Sie unterscheiden sich formal wie inhaltlich von *Durchstreichungen*:

- Wittgenstein streicht einzelne Worte oder wenige Zeilen mit *waagrechten* Strichen *durch*, wenn er eine Formulierung oder einen Gedanken verwirft.
- *Anstreichungen* sind Linien (senkrecht, diagonal und auch kreuzförmig) über ganze Absätze oder größere Teile davon sowie über ganze Seiten.<sup>6</sup> Vermutlich hat Wittgenstein den Text *angestrichen*, um kenntlich zu machen, daß er ihn nicht in die Umarbeitungen des TS 213 in den folgenden Manuskripten übernehmen will.<sup>7</sup> Er ist mit dieser Methode allerdings nicht völlig konsequent, weite Teile des TS 213 hat er gar nicht überarbeitet und folglich dort auch nichts gestrichen. Man kann somit *nicht* davon ausgehen, daß Wittgenstein angestrichene Textstellen inhaltlich für falsch hielt. Beispielsweise findet eine angestrichene Stelle ihren Weg bis in die *PU*.<sup>8</sup>

(2) Ich sehe auch ungeachtet dieser Unterscheidung von Streichungstypen gute Gründe, gestrichene Stellen für meine Rekonstruktion zu verwenden. Hier ist vorrangig die Zielsetzung des Unternehmens zu nennen, nämlich möglichst viele der Gedanken zu

---

<sup>6</sup>Ich habe mich mit der Unterscheidung zwischen durch- und angestrichenem Text auch deswegen beschäftigt, weil die Bergener Ausgabe von 1998 zwar *durchgestrichenen* Text in der diplomatischen Version kenntlich macht und in der normalisierten unterdrückt, aber *angestrichenen* Text in beide Versionen übernommen hat, ohne ihn zu kennzeichnen. Die Bergener Ausgabe von 2000 weicht davon ab, insofern sie *angestrichenen* Text in der diplomatischen Fassung grau unterlegt, ihn aber dann wieder ohne Kennzeichnung in die normalisierte Fassung übernimmt, während *durchgestrichener* Text dort nach wie vor unterdrückt wird. Es galt also zu klären, warum angestrichener Text hier grundlegend anders als durchgestrichener Text behandelt wird.

<sup>7</sup>Diese Hypothese liegt mit Blick auf die Umarbeitungen des TS 213 in MS 114, 2, MS 115, 1 und MS 140 nahe. Ich habe zur Überprüfung lediglich Stichproben gemacht, weil diese Annahme für meine kritische Rekonstruktion nicht essentiell ist. Daß Anstreichungen in ihrer Bedeutung generell von Durchstreichungen zu unterscheiden sind, wird dadurch gestützt, wie die Bergen-Edition angestrichenen Text behandelt (vgl. Fußnote oben). Eine umfassende Untersuchung der genauen Bedeutung der Wittgenstein'schen Text-Kennzeichnungen im Nachlaß ist bisher meines Wissens noch nicht geleistet worden und wäre ein größeres Unternehmen.

<sup>8</sup>Die im TS 213 angestrichene Bemerkung »Sokrates zu Theaitetos . . . »So scheint es.« (TS 213, p. 217) taucht im MS 114, 1, p. 155 leicht stilistisch modifiziert wieder auf. Wittgenstein hat sie *in der Formulierung des TS 213 in PU*, 518 übernommen, samt einer ebenfalls angestrichenen Bemerkung, die im TS 213 unter besagte Stelle handschriftlich eingefügt ist (»Und wer malt . . . darstellt?«) und in MS 114, 2, MS 115, 1 und MS 140 überhaupt nicht zu finden ist.

erfassen, die für die Entwicklung der im ursprünglichen TS 213 angelegten Konzeption sprachlicher Bedeutung fruchtbar sind. Wittgenstein selbst schätzt, wie bereits bemerkt, aus unterschiedlichen Gründen die Brauchbarkeit eigener Gedanken manchmal falsch ein. Solche oft sehr tragfähigen Überlegungen aus diesem Grund zu ignorieren würde dem Ziel einer systematischen Rekonstruktion zuwiderlaufen. Offensichtlich streicht Wittgenstein teilweise nur aus stilistischen bzw. didaktischen Erwägungen, so daß man nie ohne weiteres sicher sein kann, ob er einen Abschnitt streicht, weil er den darin ausgedrückten Gedanken verwirft oder ob er nur mit dessen Formulierung bzw. der gewählten Veranschaulichung unzufrieden ist.

Was die Datierung der handschriftlich eingefügten Bemerkungen angeht, so sind sie mit hoher Wahrscheinlichkeit vor dem akademischen Jahr 1934/1935 geschrieben worden. Inhaltliche Erwägungen legen nahe, daß Wittgenstein sie vor der Niederschrift von MS 114, 2, MS 115, 1 und MS 140 zu Papier gebracht hat, in denen er die Bemerkungen des TS 213 überarbeitete.<sup>9</sup> Diese sind vor dem *Brown Book* zu datieren. So ist eine zeitliche Obergrenze gegeben, die eine idealisierte synchrone Betrachtung selbst dann rechtfertigen würde, wenn sich in den handschriftlichen Bemerkungen neue Gedanken fänden.

Trotz meiner systematischen Zielsetzung möchte ich bei der Wiedergabe der Textstellen des TS 213 der Tatsache angemessen Rechnung tragen, daß der Text unterschiedliche Schichten hat, und dem Leser die Möglichkeit geben, dieses nachzuvollziehen, soweit es mit einem vertretbaren Aufwand möglich ist:

- Nicht speziell gekennzeichnete Text ist mit der Maschine geschriebener Originaltext des TS 213. (Entsprechendes gilt mutatis mutandis für die Manuskripte.)
- Textvarianten stellt Wittgenstein zwischen doppelte Schrägstriche: »Das ist // bedeutet // hier ...«. Ich gebe das mit dem Zeichen »/« wieder und lasse im allgemeinen den schließenden Schrägstrich weg, weil i.a. ersichtlich ist, wo der alternative Text endet. Ich verwende den Schrägstrich teilweise auch dort, wo handschriftliche Einfügungen deutlich erkennbar als leichte Modifikation des Originaltextes zu erkennen sind.
- Unterstrichenen Text gebe ich kursiv wieder.
- Die Angabe »(h: ... )« im Text zeigt an, daß der Text in der Klammer handschriftlich ins Typoskript eingefügt ist.
- Text, den Wittgenstein handschriftlich durchgestrichen hat, gebe ich durchgestrichen wieder oder mit der Kennzeichnung: »(d: ... )«.
- Angestrichene Abschnitte (vgl. die Unterscheidung oben) markiere ich mit einem »a« nach der Seitenzahlangabe oder mit einer gewellten Unterstreichung.
- Längere handschriftliche Einträge bezeichne ich mit einem »h« hinter der Seitenzahlangabe.
- Steht ein »v« hinter der Seitenzahl, so befindet sich der Text auf der Rückseite.

---

<sup>9</sup>Dies gilt ungeachtet der Feststellung von Hilmy, daß Wittgenstein auch nach diesen Manuskripten weiter am TS 213 gearbeitet hat (vgl. Hilmy 1987, p. 26 und p. 33 f.).



- Ich berücksichtige keine sonstigen Einträge Wittgensteins wie Markierungen über oder neben den Textstellen, Querverweise auf Manuskripte, Hinweise darauf, daß und wohin er Abschnitte verschieben möchte, sowie Wellenlinien unter Textstellen.
- Orthographische Korrekturen, die Wittgenstein selbst vorgenommen hat, übernehme ich ohne Kennzeichnung.

Wo es für den Gedankengang unnötig und exegetisch vertretbar erscheint, ignoriere ich manchmal handschriftliche Einfügungen, an einigen Stellen füge ich sie ohne expliziten Hinweis in den Text ein. Dasselbe gilt in geringem Maße für durchgestrichenen Text, wo es nur um stilistische Modifikationen geht. In den meisten Fällen kennzeichne ich die unterschiedlichen Text-Schichten. Ich möchte sie deutlich machen und dennoch, so weit wie möglich, einen flüssigen Text bilden.<sup>10</sup> Dies ist meine Leitlinie.

### 1.3 Wittgensteins Bedeutungstheorie: eine Skizze

Die Bedeutung von Wörtern ist ihr geregelter Gebrauch in Sätzen, die Bedeutung von Sätzen ist ihr geregelter Gebrauch in der Sprache. Mit Wörtern und Sätzen etwas meinen bzw. sie verstehen zu können ist die Fähigkeit, sie nach den Regeln der Sprache zu gebrauchen. Mit einer Äußerung etwas zu meinen bedeutet, sprachliche Ausdrücke in ihrer Bedeutung in einer etablierten illokutionären Rolle zu gebrauchen. Durch die Regeln ist für einen Satz die Bedeutung als eine abstrakte Rolle in einem Netz von anderen Sätzen und Erfüllungsbedingungen bestimmt. Mit den anderen Sätzen ist er durch Folgerungs- und Begründungsbeziehungen verbunden, die durch die Regeln der Sprache bzw. Erklärungen der Bedeutung ausgedrückt werden. Die Regeln sind in mehrfacher Hinsicht implizit: Wir denken nicht an sie, während wir mit Verständnis sprechen, und können sie bei Nachfrage nicht so angeben wie etwa die Namen der Monate. Sie sind durch Selbstorganisation und nicht durch explizite Bestimmung entstanden, der einzelne Sprecher lernt sie, indem andere Sprecher ihn in geeigneter Weise abrichten und durch nachahmende Teilnahme am Sprachverhalten anderer Sprecher. Die Sprachkompetenz umfaßt ein basales Know-how zur Subsumtion von Wahrgenommenem unter Beobachtungssätze, das sich nicht als eine Kenntnis formulierter Regeln verstehen läßt. Solche Beobachtungssätze sind nicht basal, insofern auch sie inferentiell eingebettet sind und wir mit ihrer Äußerung nicht unfehlbar sind. Sie haben die Funktion von Eintrittspforten in das Netz, und wir gebrauchen sie auf der Basis pragmatischer Gewißheit und vernünftiger Überprüfung. Wir können uns in jedem Einzelfall irren. Ein genereller Irrtum ist nicht möglich, weil die Sprache als Ganzes erst den Raum bestimmt, in dem ein Irrtum auftreten kann. Die Regeln der Sprache sind generell nicht einheitlich und regeln nicht alle Fälle exakt: Wörter

---

<sup>10</sup>Meine Textfassung befindet sich somit zwischen der diplomatischen und der normalisierten Version der Bergener Ausgabe.

können mehrdeutig gebraucht werden, ihre Bedeutung kann endliche Disjunktionen von Falltypen umfassen oder verborgene Variablen enthalten und synkategorematisch funktionieren, und es gibt immer einen weiten Bereich von Grenzfällen unterschiedlicher Art. All das ist das Ergebnis der Untersuchung und zeigt nicht, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen defektiv ist. Exaktheit ist für Wittgenstein kein logisches Desiderat, sondern besteht in der Treue der Wiedergabe: Es gilt, die Regeln in dem Grad an Verschwommenheit wiederzugeben, den man vorfindet. Sie sind ausschließlich von dem verbalen und nonverbalen Verhalten der Sprecher abhängig, das die Regeln konstituiert. Das Fundament der Sprache ist so eine basale Übereinstimmung in der Verständigung, auch darüber, welche Fälle nicht geregelt sind, nicht vorschlingliche Begriffe, die es richtig zu erfassen gilt, oder der Gegenstandsbezug. Diese Übereinstimmung ist allerdings nicht urwüchsig, sondern artikuliert und sedimentiert in inferentiellen und begründenden Beziehungen zwischen Sätzen. Die entsprechenden Regeln sind abstrakt und allgemein, regeln also unendlich viele Einzelfälle des Gebrauchs und abstrahieren von irrelevanten Merkmalen. Wir können diese Regeln formulieren, indem wir unser implizites Wissen explizit machen: Wir tun dies, indem wir uns Einzelfälle des Gebrauchs von Wörtern und Sätzen überlegen und indem wir von den Bedingungen, unter denen wir jemandem das Verstehen eines Wortes oder Satzes zuschreiben, auf die Bedeutung dieses Wortes oder Satzes schließen. Was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist, was es bedeutet, sie zu verstehen und mit ihnen etwas zu meinen, erfährt man, wenn man in dieser Weise die Bedeutung der Wörter »Bedeutung«, »meinen« und »verstehen« explizit macht. Dieses Vorgehen ist nicht induktiv, sondern erinnert uns an die Regeln, die wir implizit bereits kennen. Wittgenstein ist der Auffassung, daß man alle philosophischen Probleme lösen kann, indem man die Regeln der Wörter explizit macht, deren falsches Verständnis für das Entstehen der Probleme verantwortlich ist. Seine metaphilosophischen Äußerungen, die auf den ersten Blick ebenso theoriefeindlich wirken wie die in den *PU*, sind bei genauerer Deutung damit verträglich, daß Wittgenstein im TS 213 Argumente für eine umfassende Konzeption sprachlicher Bedeutung gibt.

## 1.4 Probleme der Rekonstruktion

Die skizzierte Konzeption sprachlicher Bedeutung ist in mehrfacher Hinsicht das Ergebnis einer rekonstruktiven Aufbereitung des Textes:

- Man muß die in ihm implizit enthaltene Theorie erst herausarbeiten.
- Wittgenstein spricht sich selbst an einigen Stellen explizit dagegen aus, philosophische Theorien zu entwickeln, und betont statt dessen, daß Philosophieren vor allem eine therapeutische Tätigkeit ist, deren Wert sich nur im Vollzug erschließt. Daher muß sich, wer eine Theorie aus Wittgensteins Gedanken rekonstruieren will, mit der Frage auseinandersetzen, ob das legitim ist.
- Hoher Rekonstruktionsbedarf besteht bezüglich eines zentralen Widerspruchs in

Wittgensteins Gedanken, den es zu erklären und zu überwinden gilt. Um die ihm zugrunde liegenden wahren Beobachtungen angemessen berücksichtigen zu können, werde ich einige Unterscheidungen einführen, die im Text nicht angelegt sind.

- Auch über diesen Widerspruch hinaus sind Wittgensteins Überlegungen nicht immer kohärent, und so muß man nach dem Prinzip der hermeneutischen Billigkeit gewichten.
- Es ist wie bei den meisten philosophischen Texten notwendig, im Text angedeutete, allerdings nicht ausgezogene Linien zu vervollständigen. Dies erklärt sich auch aus dem Status des TS 213. Man findet dort die Entwicklung einer Konzeption sprachlicher Bedeutung, nicht die Ausarbeitung von Details innerhalb einer bereits etablierten Theorie.

Wittgenstein führt seine Konzeption sprachlicher Bedeutung nicht explizit ein. Vielmehr muß man oft seine positiven Aussagen erst aus seinen Argumenten gegen andere Konzeptionen entwickeln. Das ändert allerdings nichts daran, daß durch die Gegenargumente Wittgensteins eigene Konzeption an vielen Stellen hindurchschimmert und viele ihrer Stützpfiler deutlich sichtbar sind, insofern man im Text konstruktive, abstrakte und allgemeine Gedanken zu der Frage, was sprachliche Bedeutung ist, findet. Es läßt sich zeigen, daß sich seine theoriefeindlichen Äußerungen nur auf Theorien eines bestimmten Typs beziehen. Er lehnt es ab, in der Philosophie Kausalerklärungen nach der Art der Naturwissenschaften zu geben, und betont demgegenüber im TS 213 explizit, daß die Erklärungen der Bedeutung, auf die er aus ist, einen logischen Status haben. Was den Gedanken angeht, Philosophie sei ein therapeutisches Tun, bei dem es auf den Vollzug und nicht auf die Ergebnisse ankomme, so liegt ihm ein Mißverständnis der Analogie zwischen Krankheiten und philosophischen Problemen zugrunde, wenn man annimmt, es sei so zu begründen, warum in der Philosophie keine umfassenden oder konstruktiven Gedankengänge nötig oder möglich seien. Tatsächlich findet man in den Texten aus dem betrachteten Zeitraum solche abstrakten, allgemeinen Überlegungen, die mit soliden Argumenten begründet sind.

Sicherlich muß man zugeben, daß Wittgensteins philosophische Methode bestimmte Eigenheiten hat, die seinem Vorgehen einen gewissen Charme verleihen. Den philosophischen Wert der Schriften Wittgensteins sehe ich primär darin, daß man dort Widerlegungen bestimmter Positionen und konstruktive Gedanken findet, die er mit überzeugenden Argumenten begründet, und nicht darin, daß sein Vorgehen Ausdruck einer besonderen therapeutischen Methode ist, deren Ziel darin besteht, unabhängig von konkreten Ergebnissen bestimmte Fehler um ihrer selbst willen zu betrachten und auf diese Weise den zu therapieren, der fehlerhaften Sichtweisen anhängt. Vielmehr gilt: Insoweit die Therapie rational ist, und das muß sie nach Wittgensteins Selbstverständnis sein, funktioniert sie nur aufgrund guter Argumente. Aus diesem Grund orientiere ich meine Darstellung an der Rekonstruktion von Argumenten und den mit ihnen widerlegten Positionen sowie der Entwicklung von Wittgensteins eigener Konzeption sprachlicher Bedeutung. Dieses Vorgehen zu thematisieren wäre mit Bezug

auf andere Philosophen sicher überflüssig. Im Falle Wittgensteins ist es das nicht, weil viele Autoren meinen, man verfehle auf diese Weise gerade das, was in ihren Augen der Kern seiner Philosophie ist, der konsequente Verzicht auf Allgemeinheit (vgl. Abschnitt 3.1). Meiner Auffassung nach findet man bei Wittgenstein eine implizite Konzeption sprachlicher Bedeutung, und daran ändert die Tatsache nichts, daß er sich teilweise so ausdrückt, als lehne er es ab, eine solche Theorie zu entwickeln. Aus diesem Grund halte ich meine Rekonstruktion für legitim.

Inhaltlich besteht in Wittgensteins Überlegungen eine Spannung zwischen der Annahme, daß es für Wörter und Sätze abstrakte, nicht auf Kontexte relativierte Kriterien<sup>11</sup> gibt, daß sie also einen Platz im Netz haben und ihr Gebrauch in dieser Weise artikuliert geregelt ist, und der im TS 213 bereits angelegten Annahme, daß die Bedeutung auf unendlich viele Fälle fragmentiert und auf Kontexte relativiert ist. Beide Annahmen sind miteinander unvereinbar, ohne daß Wittgenstein das bemerkt. Dies ist das zentrale inhaltliche Problem meiner systematischen Rekonstruktion. Einen solchen Widerspruch zu markieren und aufzulösen zählt zu den Aufgaben einer systematischen Rekonstruktion. Ungeachtet der Tatsache, daß Wittgenstein in der Zeit nach dem TS 213 die Gewichtung zunehmend zugunsten der Fragmentierung der Bedeutung verschiebt und aus unterschiedlichen Gründen auf den expliziten Gebrauch des Folgerungsbegriffs verzichtet, ist nur die Netzkonzeption mit der für Wittgensteins Konzeption zentralen systematischen Annahme vereinbar, daß die Bedeutung artikuliert geregelt ist. Es läßt sich zudem zeigen, daß Wittgenstein deswegen zu der Annahme der Fragmentierung der Bedeutung greift, weil er richtige Beobachtungen und zutreffende Gedanken, die Randbedingungen für eine Konzeption sprachlicher Bedeutung beschreiben, teilweise falsch deutet und sich so vor tatsächlich nicht zwingende Alternativen stellt.

Wenn die Annahme der Fragmentierung der Bedeutung wahr ist, dann ist unsere Kenntnis der Bedeutung von Wörtern auf Fälle relativiert. Wir kennen nur Beispiele oder einzelne Fälle des Gebrauchs eines Wortes und wissen, wie wir von ihnen extrapolieren. Neue Fälle werden durch Entscheidung bestimmt. Es gibt unendlich viele Fälle der Bedeutung eines Wortes, die durch Familienähnlichkeiten miteinander verbunden sind. Die Umstände der Äußerung sind relevant für den jeweils spezifischen Gebrauch eines Wortes. Strenggenommen gibt es nur Äußerungsbedeutungen.

---

<sup>11</sup>Zwar relativiert Wittgenstein in den *PU* teilweise Kriterien auf Kontexte (vgl. etwa *PU*, 164). Dies ändert allerdings nichts daran, daß er grammatische Sätze und Beobachtungen nicht auf Kontexte relativiert. Dasselbe gilt für den Platz eines Wortes in der Grammatik. Im TS 213 stellt Wittgenstein explizit fest, daß die Bedeutung eines Wortes wie »Pflanze« in einer Weise allgemein ist, die nicht durch ein Aufzählen von einzelnen Fällen erfaßt werden kann. Und einen solchen Begriff der Bedeutung, der nicht durch eine Fragmentierung auf unendlich viele Fälle erfaßt werden kann, benötigt Wittgenstein zudem oft für seine eigenen Argumente. Was die erwähnte Stelle in den *PU* angeht, so ist der Gedankengang, der Wittgenstein zur Annahme der Fragmentierung der Bedeutung führt, falsch. Er findet sich mit leichten Modifikationen bereits im *Brown Book*, und ich diskutiere ihn in Abschnitt 8.2.8.3 Wittgenstein suggeriert in seiner Darstellung eine Vielgestaltigkeit der Bedeutung, die de facto nicht vorliegt.

Eine solche Begriffsbestimmung widerspricht der unbestreitbaren Tatsache, daß wir zwischen Satz- und Wort- auf der einen und der Äußerungsbedeutung auf der anderen Seite unterscheiden. Die Bedeutung eines Satzes »p« ist das, was er in die einzelne Äußerungssituation mitbringt. Seine Bedeutung kann nur geregelt sein, wenn sie auf potentiell unendlich viele Einzelfälle in *derselben* Weise anwendbar ist, die Regeln also in diesem Sinne allgemein sind. Allein durch Aufzählung einzelner Fälle, so stellt Wittgenstein im TS 213 explizit fest, kommt man nicht zu einer in dieser Weise allgemeinen Bedeutung. Eine Extrapolation durch Ähnlichkeiten und Analogien leistet das ebenfalls nicht, weil diese sekundär bezüglich sprachlicher Regeln sind und diese deshalb nicht begründen können. Die Bedeutung kann nur artikuliert geregelt sein, wenn es endlich viele Kriterien gibt, die die Sprecher in der dargestellten Weise explizit machen können. Andernfalls könnten wir nicht begründen, warum ein Wort auf einen Fall zutrifft oder nicht. Dies widerspricht der wichtigen Rolle, die Wittgenstein dem Begriff der Erklärung der Bedeutung einräumt, und der Tatsache, daß die Sprecher nicht zufällig entdecken, daß sie dieselben Gegenstände »Pflanze« nennen, sondern daß der Konsens in Kriterien sedimentiert ist, die sie implizit kennen. Die Bedeutung von Worten kann allerdings eine Disjunktion von endlich vielen Falltypen umfassen, ist allerdings immer in der Weise abstrakt, daß eine Fülle von Merkmalen für die Frage irrelevant ist, ob der Satz »p« auf einen einzelnen Fall zutrifft. Die relevanten Merkmale sind durch die Grammatik bestimmt. Die Netzkonzeption trägt der Tatsache angemessen Rechnung, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen in dieser Weise abstrakt und allgemein ist. Die Verschwommenheit der Regeln, die für einen Satz »p« gelten, drückt sich dadurch aus, daß die Bedeutung der für »p« relevanten Sätze ebenfalls unscharf bestimmt ist. Die Regeln der Bedeutung sind also abstrakt und allgemein und dennoch verschwommen und in manchen Fällen disjunktiv.

## 1.5 Grundlegende Irrtümer Wittgensteins

Tatsächlich greift Wittgenstein zur Annahme der Fragmentierung der Bedeutung, weil er einige Dinge miteinander verwechselt:<sup>12</sup>

- den Gedanken einer mehrfach impliziten und verschwommenen, nicht intentionalistisch konzipierten Regelung der Bedeutung, die dennoch abstrakt und allgemein ist, mit einer Erklärung der Bedeutung, die nur für einzelne Fälle zutrifft,
- die Explikation der Bedeutung anhand des Einzelfalls mit der Relativierung auf den Einzelfall,

---

<sup>12</sup>Die Fragmentierung der Bedeutung ist im TS 213, wie bereits erwähnt, angedeutet und angelegt. Wie ich zeigen werde, ist sie in den Vorlesungen des Jahres 1934 und im *Brown Book* explizit herausgearbeitet. Man findet sie ebenso im *Blauen Buch*, auf das ich in meiner Darstellung kaum eingehen werde. Dies hängt damit zusammen, daß ich meine Ausführungen zur Fragmentierung der Bedeutung an die Betrachtung der Entwicklung des Sprachspielbegriffs anhänge. Dieser ist im *Brown Book* besser ausgearbeitet. Außerdem decken die beiden Beispiele aus dem *Brown Book* zur Fragmentierung der Bedeutung, die ich ausführlich diskutiere, inhaltlich das ab, was man im *Blauen Buch* findet.

- die Konstitution der Bedeutung von Wörtern und Sätzen in Äußerungen, die eine Rolle im Leben der Sprechergemeinschaft haben, mit der Reduktion von Satz- auf Äußerungsbedeutungen oder der Bestimmung der Bedeutung von Wörtern als die Rolle im Leben einer Sprechergemeinschaft,
- die Tatsache, daß die Sprachkompetenz auf einem irreduziblen Know-how aufbaut, Wahrgenommenes nach sprachlichen Regeln zu klassifizieren, mit der Annahme, daß sich diese Kompetenz nicht durch allgemeine Erklärungen beschreiben läßt,
- die Beobachtung, daß Sprecher die Regeln nicht im Kopf haben, während sie sprechen, mit der Annahme, der Kontext einer Äußerung könne das Netz der Sprache ersetzen.

Wittgenstein sieht sich, so vermute ich, irrtümlich vor der Alternative, den in der Aufzählung jeweils zuerst genannten Beobachtungen nicht entsprechen zu können oder die Bedeutung zu fragmentieren. Letztlich schimmert durch all diese Verwechslungen die Erwartung durch, es könne und müsse möglich sein, die Bedeutung der Äußerung eines Satzes zu bestimmen, ohne zu berücksichtigen, daß der geäußerte Satz eine abstrakte und allgemeine Bedeutung hat, die im jeweiligen konkreten Äußerungszusammenhang exemplifiziert wird, sich aber nicht auf ihn reduzieren läßt. Wittgensteins sicherlich berechtigtes Bedürfnis, falsche Verallgemeinerungen zu vermeiden, motiviert ihn auf diese Weise zu einer übertriebenen Vorliebe für Konkretes, so daß er manchmal zu übersehen scheint, daß Satz- und Äußerungsbedeutungen abstrakte Rollen sind, obwohl Äußerungen konkrete, datierbare Ereignisse sind und Sätze konkrete Formen haben.

In Wittgensteins Gebrauch des Sprachspielbegriffs finden sich all diese Fehler wieder. Um anhand seiner Entstehungsgeschichte zu zeigen, daß er zu Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung nur wenig Konstruktives beiträgt und eher die Quelle von Mißverständnissen und falschen Auffassungen, insbesondere von seiner unheilvollen Neigung zum Konkreten ist, führe ich zusätzlich zu meiner systematischen Rekonstruktion eine diachrone Betrachtung der für diesen Zweck einschlägigen Textstellen vom TS 213 bis zum *Brown Book* vor. Dieser Begriff spielt im TS 213 von seinem systematischen Stellenwert und der Häufigkeit seines Vorkommens her keine wichtige Rolle, während man den ersten Teil des *Brown Book* als eine Sammlung kommentierter Sprachspiele bezeichnen kann. Der Begriff des Sprachspiels ist dort auch inhaltlich voll entwickelt, weswegen ich dieses Diktat als zeitlichen Endpunkt meiner Betrachtung gewählt habe.

Dieser Begriff ist zusammen mit dem der Familienähnlichkeit maßgeschneidert für die Suggestion, daß die Sprache ungeordnet und die Bedeutung von Wörtern und Sätzen in eine unendliche Vielfalt unterschiedlicher Fälle fragmentiert ist. Der Begriff der Familienähnlichkeit soll wie eine elastische Klammer die unendlich fragmentierte Bedeutung wieder synthetisieren. Das gelingt nicht, weil die für Familienähnlichkeit relevanten Merkmale keine Kriterien sind, die den Begriff konstituieren, und es nicht bestimmt ist, welche Kombination der Merkmale für das Zutreffen des Wortes re-

levant ist. Der Begriff der Familienähnlichkeit ist allerdings insofern ein Epizykel, als die Bedeutung nicht unendlich fragmentiert ist. Ebenso verfehlt ist die Annahme, die Bedeutung von Wörtern und Sätzen sei nicht in der deutschen Sprache, sondern nur relativ zu einzelnen Sprachspielen bestimmt. Brauchbar sind Sprachspiele, anders als Wittgenstein annimmt, lediglich als Beispiele für sprachliche Verständigung und nur vor dem Hintergrund der Netzkonzeption, für deren Entwicklung dieser Begriff nicht notwendig ist. Das Potential an falschen Meinungen über die Funktionsweise der Sprache, die Wittgensteins Darstellung und Kommentierung der Sprachspiele nahelegt, übertrifft ihren heuristischen Wert bei weitem, so daß ich ihre Rolle in meinen Deutungen auf die Funktion reduziere, die sie ursprünglich hatten und tatsächlich ausfüllen können: Ich betrachte den Begriff des Sprachspiels als einen unter vielen unterschiedlichen Begriffen wie den des Kalküls, des Spiels oder des Systems, mit deren Hilfe Wittgenstein bestimmte Eigenheiten des Funktionierens der Sprache herausarbeitet. Eine andere Rolle kann dieser Begriff nicht überzeugend ausfüllen.

## 1.6 Zur Methode meiner Textauslegung

Wie oben deutlich gemacht, ist mein Umgang mit dem Text Wittgensteins in mehrfacher Weise rekonstruktiv. Dabei richte ich mich am Prinzip der hermeneutischen Billigkeit aus, insofern ich meine Rekonstruktion daran orientiere, Wittgensteins Überlegungen von den Gedanken her zu entwickeln, die systematisch überzeugend und haltbar sind. Mein Umgang mit dem Text ist kontextorientiert, insofern ich bei meiner Deutung des TS 213 im allgemeinen den Gedankengang des Abschnitts und des Kapitels, dem eine Textstelle entstammt, berücksichtigt. Darüber hinaus beziehe ich alle Textstellen auf die für weite Teile des TS 213 leitende Fragestellung danach, was die Bedeutung von Worten und Sätzen ist und worin es besteht, sie zu verstehen bzw. mit ihnen etwas zu meinen. Bei der Deutung von Textstellen aus anderen Quellen, die ich zur Darstellung der Entwicklung des Sprachspielbegriffs verwende, verfare ich in der Regel ebenso. Teilweise verweise ich auf die Manuskripte, um gewisse Entwicklungen gegenüber dem TS 213 deutlich zu machen. Dabei handelt es sich um Gedanken, deren Rolle bereits aus dem TS 213 bekannt ist, so daß ich den Kontext in den Manuskripten nicht nenne. Das erscheint mir auch deswegen legitim, weil ich wie Hilmy<sup>13</sup> einen Hyperkontextualismus, wie ihn beispielsweise Baker vertritt (Ba-

---

<sup>13</sup>Hilmy (Hilmy 1987, p. 10, 11) verweist in diesem Zusammenhang auf den Anhang der *PG*, in dem Rush Rhees begründet, warum die Quellen dieses Textes nicht genannt sind: »Wenn Wittgenstein hier einen Absatz schreibt, der schon in den *Philosophischen Bemerkungen* steht, so heißt das nicht, daß er hier nur wiederholt, was er dort gesagt hat.« (*PG*, p. 487, 488). Mit demselben Argument begründet Kenny, wie Hilmy ausführt, warum er einen Absatz der *PG* anders ins Englische übersetzt als Anscombe, die denselben Absatz für die Ausgabe der *Zettel* übersetzt hat. Im Gegensatz zu meiner grundsätzlichen Kritik am Hyperkontextualismus ist Hilmy zurückhaltender. Er bestreitet lediglich, daß es kontraproduktiv sei, den Weg einer bestimmten Bemerkung durch unterschiedliche Schriften Wittgensteins zu verfolgen (Hilmy 1987, p. 12). Stärker äußert sich in diesem Zusammenhang Hark. Er meint, man könne Wittgensteins veröffent-

ker 1992, p. 128), ablehne. Dieser ist der Meinung, selbst identische Formulierungen Wittgensteins hätten in unterschiedlichen Kontexten andere Bedeutungen. Entsprechend schlägt Baker eine Methode der Textauslegung vor, die den Text in einzelne Gedankengänge fragmentiert, die so auszulegen sind, daß sie den geringsten Grad an inhaltlicher Allgemeinheit haben, der mit dem Kontext vereinbar ist (Baker 1992, p. 129). Ich halte beide Maximen für falsch. Die Annahme, ein Satz, und mit ihm auch die Worte, aus denen er gebildet ist, habe in jedem unterschiedlichen Kontext eine andere Bedeutung, beruht auf einem Mißverständnis des hermeneutischen Zirkels und einer Verwechslung der Satzbedeutung mit der Funktion eines Satzes im Kontext. Sie ist zudem hermeneutisch unbrauchbar. Die Bedeutung von *termini technici*, die nicht explizit eingeführt werden, ist oft nur dadurch zu bestimmen, daß man unterschiedliche Textstellen heranzieht, an denen ein Autor sie gebraucht. Diese Methode basiert auf der Voraussetzung, daß ein Autor dieselben Ausdrücke in derselben Bedeutung gebraucht. Sicherlich kann man herausbekommen, daß ein Autor ein Wort in mehreren unterschiedlichen Bedeutungen gebraucht. Das kann allerdings nur das Ergebnis der Untersuchung sein und keinesfalls ihre Voraussetzung. Zudem sind solche Fälle nur parasitär möglich. Ähnlich wie bei einer Person partielle Irrationalität nur auf der Basis eines grundlegend rationalen Profils möglich ist, andernfalls hat man es nicht mit einer Person zu tun, deren Verhalten intentional beschrieben werden kann, sind in einem Text einzelne begriffliche Mehrdeutigkeiten möglich. Nehmen diese allerdings überhand, dann ist der Text nicht mehr verständlich. So ist es eine integrale hermeneutische Annahme, daß der Autor seine Begrifflichkeit in diesem Sinne eindeutig

---

lichte Schriften nur verstehen, wenn man den unveröffentlichten Nachlaß studiere. Andernfalls fehle es dort an »hinreichenden exegetischen Belegen, um die Korrektheit einer Interpretation zu beurteilen« (Hark 1990, p. X). Ein vehementer Gegner dieser Art, die *PU* zu lesen, ist v. Savigny. Er beschreibt sie als das Unternehmen, die veröffentlichten Schriften Wittgensteins als »Spitze des Eisberges oder die Spitzen eines ganzen Unterwassergebirges von Eisbergen« (v. Savigny 1996, p. 270) zu sehen und folglich anhand der Manuskripte eine »Unterwassertopographie« zu erstellen. Unter der Überschrift »Die Autarkie der *Philosophischen Untersuchungen*« (v. Savigny 1996, p. 11–34) führt er anhand von 5 Beispielen (a.a.O., p. 18–27) vor, daß eine »nachlaßorientierte Exegese« einzelner Textabschnitte, wie Baker und Hacker sie in ihren Kommentaren vorführen, der Rolle dieser Abschnitte in den *PU* nicht angemessene Rechnung trägt und so zu einer falschen Deutung führt. Allerdings muß man bemerken, daß v. Savigny dem Kontext einer Bemerkung oft auf Kosten ihrer wörtlichen Bedeutung einen zu hohen Stellenwert beimißt. Vgl. hierfür etwa seine Lesart von *PU*, 43 (a.a.O., p. 70–73). Indem er diese Bemerkung als »therapeutischen Hinweis« innerhalb des Kontextes von *PU*, 39 bis *PU*, 45 sieht, scheint er Wittgenstein von der Pflicht entbunden zu sehen, darüber Auskunft zu geben, warum man »in vielen ... Kontexten ... das Wort ›Bedeutung‹ durch den Ausdruck ›Gebrauch in der Sprache‹ ersetzen kann« (a.a.O., p. 71) und kommt so zu dem falschen Schluß: »*PU*, 43a deutet eine Theorie der Wortbedeutung nicht einmal an« (a.a.O., p. 73). Entsprechend problematisch ist v. Savignys Versuch, anhand von kontextorientierten Überlegungen zu zeigen, daß Wittgenstein in *PU*, 89–133 keine Metaphilosophie betreibt (vgl. v. Savigny 1996, p. 269–287). Wieder versucht er inhaltlich schwerwiegenden Äußerungen Wittgensteins ihr Gewicht zu nehmen, indem er zeigt, daß es Wittgenstein im Textzusammenhang primär um andere Themen geht. Für bedenklich halte ich die dieser Lesart zugrunde liegende Methode. Wenn ein Autor zur Behandlung eines konkreten Problems aus dem Themenbereich *A* auf allgemeine Behauptungen zu dem Themenbereich *B* zurückgreift, dann folgt daraus nicht, daß er auf seine Äußerungen zum Themenbereich *B* nicht festgelegt ist oder daß er sie nicht begründen muß. Er kann es an anderer Stelle tun. Begründen muß er sie.



bzw. in überschaubarer und eingegrenzter Weise mehrdeutig verwendet. Welche Probleme dann entstehen, wenn man keine breite Basis an Textstellen zur Deutung eines terminus technicus zur Verfügung hat, zeigt etwa die bodenlose Diskussion über Wittgensteins Begriff der Lebensform. Aus diesen Gründen ist die von Baker, Kenny und Rhees propagierte Methode des Hyperkontextualismus hermeneutisch unbrauchbar. Was die zuerst genannte Kritik angeht, gilt: Zwar läßt die Satzbedeutung im allgemeinen einen gewissen Spielraum an Deutungsmöglichkeiten offen, der durch den Kontext eingeschränkt wird. Dennoch finden diese Möglichkeiten ihre Grenze in der Bedeutung des Satzes, die ihrerseits wieder durch die Bedeutung der Worte, die den Satz bilden, bestimmt ist. Weiterhin muß man dazwischen unterscheiden, daß ein Satz wie »Die Tür knarrt« etwa in dem Buch »Der Heimwerker hilft sich selbst« sicher eine andere Funktion hat als in einem Krimi oder einem kafkaesken Roman, und dem Faktum, daß er in allen diesen Fällen dieselbe Satzbedeutung hat. Was das Prinzip der minimalen Allgemeinheit der Deutung, die mit dem Kontext vereinbar ist, angeht, so muß man darauf hinweisen, daß es unterschiedliche Ebenen des Kontextes gibt und es nicht deutlich ist, welche gemeint ist. Entweder ist damit eine Fragmentierung in kleine atomistische Bedeutungsinseln intendiert, was der Tatsache widerspricht, daß ein Text und die in ihm enthaltenen Gedankengänge<sup>14</sup> holistisch<sup>15</sup> strukturiert sind, oder der Hinweis ist eine schlichte Reformulierung der bekannten Tatsache, daß man einen Satz immer so auslegen soll, daß das, was er bedeutet und welche Rolle er im engeren Kontext hat, mit den unterschiedlichen Kontextebenen eines Textes verträglich ist. Die darüber hinausgehende Forderung nach einer minimalen Allgemeinheit des Inhalts der Deutung scheint mir durch nichts gerechtfertigt. Vielmehr trivialisiert sie die Ergebnisse einer so orientierten Textauslegung: Das Ergebnis, daß Wittgenstein keine allgemeinen Gedanken formuliert, verliert viel von seiner Brisanz, wenn

---

<sup>14</sup>Diesen Aspekt betont Hark, ohne allerdings darauf hinzuweisen, daß dies kein Merkmal ist, das der Philosophie Wittgensteins in höherem Maße zukommt als der anderer Philosophen: »Given the pronounced holistic character of Wittgenstein's philosophy, no study of his foundations of psychology can afford to ignore his philosophy of language and action.« (Hark 1990, p. XI)

<sup>15</sup>Damit möchte ich in keiner Weise einem ausufernden Deutungsholismus das Wort reden, wie ihn Nedo vertritt. Er spricht davon, daß »die volle Bedeutung einer Bemerkung sich erst in der Summe ihrer Kontexte erschließt« (WA-Einleitung, p. 54), und erläutert das folgendermaßen: »Das Studium der Bemerkungen in ihrem wechselndem Kontext ist das eigentliche heuristische Werkzeug zur Analyse von Ludwig Wittgensteins Philosophie.« (WA-Einleitung, p. 54)

Ein solcher Deutungsholismus ist verfehlt, zumal Nedo auf der falschen Ebene ansetzt. Was man braucht, sind zunächst Hypothesen darüber, was bestimmte termini technici bedeuten. Um das herauszubekommen, ist in der Regel eine breitere Textbasis günstiger. Diese schlichte Deutungsregel ist allerdings etwas anderes als Nedos Vorschlag. Wenn man in dieser Weise die Satzbedeutung einer Bemerkung mit ihrer Rolle im Kontext verschmilzt, derselbe Fehler, den auch Baker macht, dann ist es immer noch nicht ausgemacht, warum man eine Bemerkung in allen wechselnden Kontexten studieren soll, um sie zu verstehen. Dem unvoreingenommenen Leser erscheint dieser Vorschlag daher eher als Teil einer Marketing-Strategie für die Publikation des Wittgenstein-Nachlasses, in deren einleitendem Band sie sich findet, als als eine ernstzunehmende hermeneutische Regel. Eine solche diachrone Untersuchung einer Bemerkung kann in manchen Fällen hilfreich sein. Meist ist sie schlicht ein anderes Unternehmen als die Deutung eines spezifischen Kontextes, in dem ein Satz steht, und dafür nicht notwendig.

es bereits durch methodische Vorgaben bestimmt wird, die allgemeine Deutungen einschränken oder ausschließen. Der Verzicht auf Allgemeinheit erscheint so eher als methodisches Dogma denn als legitimes Untersuchungsergebnis. Nebenbei bemerkt verletzen Baker und Hacker diese Regel selbst auf das Größte. In ihrer Darstellung des ihrer Meinung nach hinter der Sprachkonzeption des Augustinus stehenden Bildes, das sie zu einer »Weltanschauung« stilisieren, fahren sie in ihrem Kommentar zu den *PU* auf zehn Seiten in einem fast abstract-artigen Stil eine Fülle von Merkmalen dieser Position auf, die sich in keiner Weise an den Textstellen der *PU* finden lassen, die sich mit Augustinus' Konzeption sprachlicher Bedeutung beschäftigen (vgl. *KBH1*, p. 35–45).

Meine Textauslegung ist in mehrfacher Weise immanent. Zum einen rekonstruiere ich die Gedankengänge ausschließlich auf der Basis des Textes und greife, anders als etwa Hilmy (Hilmy 1987, p. 109 ff. und p. 190–226), nicht auf Annahmen oder Wissen über Texte und Positionen anderer Philosophen zurück, mit denen sich Wittgenstein auseinandergesetzt hat. Dies hat zum einen den schlichten methodischen Grund, daß der Text Wittgensteins ausreichend für die Rekonstruktion der Gedankengänge ist. So erübrigt sich eine Darstellung von James' Theorie der Wortgefühle bzw. der entsprechenden Überlegungen Russells, um zu verstehen, warum der Gedanke, die Bedeutung eines Wortes sei durch ein bestimmtes Gefühl festgelegt oder mit ihm identisch, attraktiv zu sein scheint. Außerdem glaube ich, daß die Positionen, die Wittgenstein angreift, ihre Plausibilität zu einem großen Teil daraus ziehen, daß sie sich aus intuitiv einleuchtenden Beobachtungen speisen, die jedem vertraut sind. Man kann sie aus diesem Grund nachvollziehen, ohne philosophische oder quasinaturwissenschaftliche Theorien der Bedeutung zu kennen. Wittgenstein ist kein hermetischer Denker in dem Sinne, daß man seine Gedanken erst verstehen kann, wenn man ihren ideengeschichtlichen und biographischen Kontext kennt. Zudem bringt ein extern orientiertes Verständnis der Texte die Gefahr mit sich, die innere Struktur der Gedanken des Textes zu verfehlen. Instruktiv hierfür ist, wie Hilmy (Hilmy 1987, p. 98–138), in Anlehnung an Odgen und Richards *The Meaning of »Meaning«* bzw. Russells *An Inquiry into Meaning and Truth*, Wittgensteins Argumente gegen den Instrumentalismus und die intentionalistische Theorie nicht trennt, weil in den Überlegungen dieser Autoren Aspekte beider Konzeptionen miteinander verbunden sind. Dabei übersieht Hilmy, daß Wittgenstein im TS 213, in den Manuskripten aus dem von mir betrachteten Zeitraum und in den *PU* die beiden Argumentationsstränge voneinander unterscheidet. Obwohl allerdings meine Textauslegung immanent ist, trage ich in dreierlei Hinsicht der Tatsache Rechnung, daß Wittgensteins Gedanken eine allgemeine philosophische Relevanz haben:<sup>16</sup> Ich erwähne an einigen Stellen Philosophen, die Positionen vertreten, die Wittgenstein widerlegt. Zudem weise ich, wo es mir wichtig erscheint, auf Parallelen oder Unterschiede von Wittgensteins Überlegungen

---

<sup>16</sup>Wieder unterscheide ich mich mit dieser Sicht von Baker, der bestreitet, daß Wittgenstein philosophische Positionen wie etwa den Instrumentalismus und den Intentionalismus widerlegt (vgl. Baker 1992, p. 130).

zu Autoren wie Davidson, Dummett oder Quine hin. Dies tue ich allerdings nur sehr sporadisch. Wenn es dem Verständnis dient, verwende ich zur Darstellung von Wittgensteins Überlegungen Begriffe, die nicht von ihm stammen, wie etwa »intentionaler Zustand«.

Meine Textauslegung ist weiterhin textimmanent, insofern mich Gedanken nur insoweit interessieren, als sie im Text zu finden sind. Das hat für mein Vorgehen unterschiedliche Konsequenzen. Zum einen beschäftige ich mich in keiner Weise mit den persönlichen Umständen von Wittgensteins Leben sowie seinem sozialen, geistigen und kulturellen Hintergrund.<sup>17</sup> Weiterhin halte ich Erwägungen der Art, das Wichtigste an einem Text sei das, was nicht in ihm steht, im Fall Wittgensteins für ebenso verfehlt wie in allen anderen Fällen, in denen es darum geht zu verstehen, welche Argumente in einem Text zu finden sind. Es geht mir nicht darum, was Wittgenstein *mit* dem Text sagen wollte, sondern darum, was er *in* dem Text sagt.<sup>18</sup> Aus diesem Grund erlaube ich es mir auch, Gedanken Wittgensteins in einer Weise systematisch so zu gewichten, daß ich mich dem Vorwurf aussetze, ich verfehlte das, was er eigentlich gemeint habe. So kann es gut sein, daß für Wittgenstein die Überzeugung, er therapiere philosophische Probleme auf eine ganz besondere Art, einen hohen Stellenwert hat. Das ändert allerdings nichts daran, daß man in den betrachteten Texten stringente Argumente und Erklärungen findet, sowie daran, daß man in seinen metaphilosophischen Überlegungen neben in der Tat mystisch anmutenden Bemerkungen Textstellen findet, die eine überzeugende, rationale, diskursive Methode beschreiben und deren Verständnis eine andere Lesart der scheinbar mystischen Äußerungen nahelegt. Aus diesem Grund lehne ich das, was ich die »humanistische Lesart« Wittgensteins nenne, ab. Kurz gesagt: Mich interessiert, inwieweit sich aus dem TS 213 und den darüber hinaus betrachteten Texten eine argumentative Struktur herauslesen läßt und wie weit sie trägt. Dies ist eine Frage, die man ohne Spekulationen darüber beantworten kann, welche Überzeugungen Wittgenstein über die in den Texten ausgedrückten Gedanken hinaus hatte. Zudem tragen biographische Hinweise oft nichts zu einem wirklich systematischen Verständnis bei. Typisch hierfür ist der in der Literatur verbreitete Hinweis darauf, daß Wittgenstein beim Anblick eines Fußballspiels<sup>19</sup> auf die Sprachspiel-Analogie kam. Solche und ähnliche Bemerkungen bringen systematisch kaum etwas und lenken eher davon ab, daß etwa der Sprachspielbegriff nicht das leistet, was Wittgenstein von ihm erwartet. Sie suggerieren Hilfe bei einem systematischen Verständnis, während sie tatsächlich die Genese eines Gedankens erläutern.

---

<sup>17</sup>Der interessierte Leser findet Informationen dazu in Malcolm 1958, Monk 1990 und 1992, Toulmin und Janik 1973, Wuchterl und Hübner 1979 sowie in Gellner 1998.

<sup>18</sup>Ähnlich äußert sich v. Savigny in v. Savigny 1996, p. 14–17, was das Verständnis der *PU* angeht, das er vorschlägt.

<sup>19</sup>Vgl. etwa Lenk 1973, p. 174, und Pitcher 1964, p. 224.

## 1.7 Zur Verwendung von Sekundärliteratur

Sekundärliteratur verwende ich nur sparsam. Dies liegt an meiner Textbasis, an meinem systematischen Interesse und daran, daß ich meine Auslegung unabhängig von der etablierten Rezeption des späten Wittgenstein entwickelt habe. Es gibt, wie v. Savigny zu Beginn seines Kommentars (*SKI*, p. 28) schreibt, bereits wenig detailliert Exegetisches zu den *PU*. Um so weniger gibt es zum Nachlaß, der, abgesehen vom erwähnten Mikrofilm, bis vor kurzem kaum verfügbar war. Hervorzuheben ist hier Hilmy, der einen großen Teil des Nachlasses gesichtet und ausgewertet hat.<sup>20</sup> Brillant ist seine Widerlegung der Annahme, Wittgenstein habe aus speziellen therapeutischen Gründen die für ihn typische Art zu schreiben gewählt (Hilmy 1987, p. 15–25)<sup>21</sup>, ebenso wie sein Nachweis, daß es nicht, wie von Bogen (Bogen 1972, p. 188 ff.) und in seinem Gefolge u. a. von Baker und Hacker (*KBH1*, p. 91, *KBH2*, p. 154) behauptet, eine Kalkültheorie Wittgensteins gibt, sondern daß er die Ausdrücke »Kalkül«<sup>22</sup> und »Sprachspiel« teilweise austauschbar gebraucht (Hilmy 1987, p. 99–108). Weiterhin zeigt Hilmy, daß die von Baker und Hacker (*KBH1*, p. 94) vertretene Behauptung falsch ist, Wittgenstein entwickle im *Blauen Buch* eine spezifische Sprachspielmetho-

---

<sup>20</sup>Dasselbe gilt für Hark. Allerdings sind seine Ergebnisse für meine Zwecke weniger brauchbar. Er verwendet viel Raum für eine Darstellung der Entstehung der *PU* (Hark 1990, p. 1–24). Der hohe systematische Stellenwert, den er dem Begriff des Sprachspiels und dem der Lebensform zuweist, er hat ihnen die ersten beiden exegetischen Kapitel seines Buches gewidmet, ist verfehlt. Außerdem benutzt er, wie Hilmy, die kausale Theorie der Bedeutung von Odgen und Richards sowie die von Russell als Hintergrund, vor dem er Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung entwickelt. Über die bereits im Zusammenhang mit Hilmy erwähnten Nachteile dieses Vorgehens hinaus entsteht so der Eindruck, Wittgensteins Widerlegung instrumentalistischer und intentionalistischer Konzeptionen sprachlicher Bedeutung sei von der Brauchbarkeit des Sprachspielbegriffs abhängig, was ich für falsch halte.

<sup>21</sup>Ich widerlege diese Sicht, indem ich zeige, daß sich hinter Wittgensteins vordergründig unstrukturierter und aphoristischer Schreibweise überzeugende argumentative Gedankengänge finden. Seine Metaphilosophie läßt sich als oft etwas ungeschickter Ausdruck der Annahme lesen, es gehe in der Philosophie darum, die impliziten Regeln der Sprache explizit zu machen. Was Wittgensteins Schreibstil angeht, bieten Hilmys Ausführungen insofern mehr als meine Darstellung, als dieser anhand von Textbelegen zeigt, daß Wittgenstein selbst mit seiner Art zu schreiben unzufrieden war.

<sup>22</sup>Während Hilmy zeigt, daß Wittgenstein in seinen Manuskripten zu Anfang der 30er Jahre die Begriffe »Kalkül«, »System« und »Sprachspiel« gleichermaßen gebraucht, um die Tatsache zu betonen, daß die Bedeutung von Zeichen in ihrer logischen Rolle besteht (Hilmy 1987, p. 98 ff.), indem er unter anderem vorführt, daß Wittgenstein den Begriff des Kalküls bis hin zu den *PU* beibehält und die zunehmend geringere Verwendung dieses Begriffs »eher eine terminologische Vorliebe als eine substantielle Veränderung im Denken« (Hilmy 1987, p. 102) ausdrückt, komme ich auf einem anderen Weg zu demselben Ergebnis. Wenn man verstanden hat, daß Wittgenstein den Begriff des Kalküls im *TS 213* als Analogie gebraucht, die wie jede andere Analogie das Funktionieren der Sprache nur in bestimmten Aspekten trifft, und daß Wittgenstein diese Analogie, obwohl er sieht, daß die Regeln der Sprache im Unterschied zu denen eines Kalküls implizit und verschwommen sind, zur positiven Charakterisierung der Rolle von Worten und Sätzen gebraucht, dann erkennt man, daß es falsch ist, aus der Behauptung, daß die Bedeutung von Worten und Sätzen ihre Rolle im Kalkül ist, eine spezifische Kalkültheorie herauszulesen. Schulte weist in diesem Zusammenhang ebenfalls darauf hin, daß Wittgenstein den Begriff des Kalküls deswegen später seltener gebraucht, weil dieser falsche Assoziationen wecken könnte, nicht weil er den Vergleich zwischen Sprache und Kalkül für verfehlt hält (vgl. Schulte 1989, p. 139).

de, die im *Brown Book* ihre volle Entfaltung zeige (*KBH1*, p. 95), ebenso wie die von Rhush Rhees im Vorwort zum *Brown Book* (p. viii) vorgebrachte Annahme, man finde im *Brown Book* eine neue Methode der Philosophie. Vielmehr weist Hilmy überzeugend nach, daß die Grundgedanken von Wittgensteins Spätphilosophie sowie die darin verkörperte Methode bereits 1929–1930 vorhanden waren und im TS 213 einen gut organisierten Ausdruck finden (all diese Widerlegungen finden sich in Hilmy 1987, p. 34–39).<sup>23</sup> Hilmys Textauslegung ist allerdings exegetisch wie systematisch nicht immer überzeugend. Ein Kapitel um Wittgensteins Begriff der Metalogik herum zu organisieren ist ungünstig, weil dieser neben dem der »phänomenologischen Sprache« zu den wirklich schwer verständlichen Begriffen gehört (vgl. Hilmy 1987, p. 40–66, das Kapitel »Metalogic and the Domain of Logic: The Shift to Ordinary Language«). Was Wittgenstein mit dem Wort »metalogisch« meint, muß aus dem jeweiligen Kontext erschlossen werden und ist schwer auf einen Nenner zu bringen. Ein weiteres Kapitel widmet Hilmy dem Thema »Language Games: The Logical versus the Magical View of Signs« (Hilmy 1987, p. 98–138). Dies ist aus zwei Gründen problematisch. Zum einen kommt der Begriff »magisch« im TS 213 nur an zwei Textstellen vor (TS 213, p. 40 und 524). Zum anderen trifft man mit ihm nicht das Wesentliche der Positionen, die Wittgenstein angreift, und ebensowenig ihre unterschiedliche Ausgestaltung. Die Positionen, die Wittgenstein vorrangig diskutiert, sind die Gegenstands-, die intentionalistische und die instrumentalistische Konzeption. Ihnen gemeinsam ist der Gedanke, daß Zeichen Vertreter sind. Mit der Überschrift »Wittgensteinian Relativism and the Dynamic View of Language« (Hilmy 1987, p. 138) verweist Hilmy etwas irreführend auf den Bedeutungsholismus Wittgensteins, den er an einer Stelle mit der Bezeichnung »linguistic relativity theory« belegt, und auf die Tatsache, daß die Bedeutung von Worten und Sätzen sich im Gebrauch der Sprechergemeinschaft konstituiert. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Tendenz Wittgensteins, die Bedeutung zu fragmentieren, fehlt. Für meine Auslegung einzelner Textstellen greife ich kaum auf Hilmy zurück, weil dessen Darstellung von Wittgensteins Auseinandersetzung mit anderen Theorien sich nicht an der immanenten Struktur des Textes orientiert und seine Rekonstruktion von Wittgensteins positiver Konzeption unzureichend ist. Problematisch ist auch Hilmys Tendenz, Wittgensteins Überlegungen und ihre Resultate unter dem Label »Wittgensteins ›later‹ Denkweise« (Hilmy 1987, p. 39) zu fassen. Eine solche Ausdrucksweise leistet der Annahme Vorschub, Wittgenstein habe eine besondere philosophische Methode.

Für meine Zwecke wenig ergiebig ist Sedmak. Und dies trotz seiner auf den er-

---

<sup>23</sup>Unabhängig von Hilmy zeige ich in meinen Ausführungen, daß es falsch ist, bestimmte stilistische, methodische und inhaltliche Eigenheiten Wittgensteins zu einer besonderen philosophischen Methode zu erklären. Zu dem Ergebnis, daß das TS 213 zur Spätphilosophie gehört, komme ich, indem ich vorführe, daß der für Wittgensteins Spätphilosophie zentrale Gedanke, daß die Bedeutung von Worten und Sätzen ihr implizit geregelter Gebrauch in der Sprache ist, im TS 213 entwickelt ist. Dabei entwickle ich den Gedanken der Rolle in der Sprache anders als Hilmy und gebe dem Gedanken der impliziten Regelung und all ihren Problemen breiten Raum.

sten Blick für meine Überlegungen einschlägigen Thematik. In seinem Buch *Kalkül und Kultur. Studien zu Genesis und Geltung von Wittgensteins Sprachspielmodell* verfolgt er einerseits eine systematische Fragestellung »nach Reichweite und Geltung des Sprachspielmodells« (Sedmak 1996, p. 11) und versucht andererseits im Hinblick auf die Jahre 1928 bis 1932 die Annahme zu begründen, »daß die Spätphilosophie Wittgensteins in diesen Jahren nachhaltig vorbereitet wurde« (Sedmak 1996, p. 11), weswegen man »die Umbruchsjahre als Eckstein der Wittgensteinschen Denkentwicklung betrachten« (Sedmak 1996, p. 11) kann. Was diesen Aspekt angeht, so findet man hinter Sedmaks Rede von einer »kontinuitätsorientierten« Deutung der Umbruchsjahre, die nicht als Umweg oder Anlauf, sondern als eigenständiger Teil einer kontinuierlichen Denkentwicklung gesehen werden sollen« (Sedmak 1996, p. 35, 36), eine Auffassung, die Hilmys Meinung, das TS 213 enthalte bereits die zentralen Gedanken der Spätphilosophie, sehr nahesteht (Sedmak 1996, p. 41, 99). Die diesbezüglichen Behauptungen sind allerdings weder so eindeutig noch so gut begründet wie bei Hilmy. Sedmaks Bestimmung des Sprachspielmodells ist so allgemein, daß darunter jede Konzeption sprachlicher Bedeutung gefaßt werden kann, die auf der Annahme aufbaut, daß sprachliche Bedeutung in geregelter gesellschaftlichen Verhalten gründet und in irgendeiner Weise kontextuell gefaßt werden muß:

Die operationsleitende Frage bei der Anwendung des Sprachspielmodells lautet: Welche sprachlichen und außersprachlichen Kontextbedingungen sind für die Sinnhaftigkeit sprachlicher Einheiten und für das Gelingen sprachlicher Handlungen ausschlaggebend? (Sedmak 1996, p. 16 f.)

Daher werde ich unter »Sprachspielmodell« *jenes sprachphilosophische Modell Wittgensteins verstehen, das das Phänomen Sprache unter der Rücksicht einer Vielfalt spezifischer Einheiten betrachtet, die nach arbiträren/konventionalen Regeln funktionieren, welche im Letzten nur durch das Handeln der Sprachgemeinschaft gerechtfertigt werden können.* (Sedmak 1996, p. 19)

Sedmaks zentrale Behauptung, der Weg zum Sprachspielmodell sei »der Weg einer schrittweisen Ablösung vom Kalkülverständnis der Sprache, der mathematische Zugang« trete »sukzessive in den Hintergrund« (Sedmak 1996, p. 39), ist systematisch falsch und als Rekonstruktion von Wittgensteins Gedanken nicht überzeugend. So sieht Sedmak bei Wittgenstein eine »Spannung zwischen ›Kalkül‹ und ›Kultur‹« (Sedmak 1996, p. 120) und äußert die Auffassung, daß Wittgenstein bereits 1931 vom »mathematischen Kalkülbegriff« abrückt. Diese Meinung beruht einerseits auf einem groben Mißverständnis des Regelbegriffs. Sedmaks Annahme, »der für das Sprachspielmodell so entscheidende Regelbegriff« sei »in den ›Philosophischen Untersuchungen‹ ... noch immer stark mathematikorientiert« (Sedmak 1996, p. 151), ist ebenso verfehlt wie sein Versuch, aus der Tatsache, daß in der Sprache viele Regeln verschwommene Ränder haben, daß nicht alles exakt geregelt ist und daß wir nicht immer »ein bestimmtes Spiel« spielen, zu schließen, man könne den Gedanken einer Regelung dem einer praktischen Verständigung gegenüberstellen:

Es kommt also nicht auf das System an, dem ein Satz zugehört, sondern auf die funktionierende Praxis, auf den Wirklichkeitsbezug des Satzes, der nicht in einem blinden Spiel von Zeichen seine Bedeutung erhält, sondern in einem von Fakten und Mitteilungsinteressen geprägten Handlungszusammenhang. (Sedmak 1996, p. 123)

Immer wieder findet man bei Sedmak die Tendenz, ein starres Regelsystem mit der lebendigen Vielschichtigkeit der Sprache zu kontrastieren:

In der Praxis des Sprachgebrauchs kann nicht immer klar angegeben werden, welches Spiel gespielt wird bzw. ob über ein bestimmtes eingrenzbare Spiel gespielt wird, dessen Regeln ausgewiesen werden können. Der Sprachgebrauch, der so komplex ist wie das menschliche Leben, kann nicht auf definierbare Spielfelder eingeschränkt werden. (Sedmak 1996, p. 195)

Vor diesem Hintergrund wundert es wenig, wenn Sedmak nichts tut, um zu einer Bestimmung zu kommen, die die Regeln für einzelne sprachliche Ausdrücke anzugeben erlaubt, oder überhaupt nur die Semantik von der Pragmatik zu unterscheiden. Man findet keinen Ansatz, den Wittgensteinschen Sprachspielbegriff systematisch zu fassen oder zu präzisieren, und ebensowenig den Versuch, jeweils für die Bedeutung eines Wortes oder Satzes relevante Zusammenhänge anzugeben. Vielmehr lehnt er die Annahme, so etwas könne man auf der Grundlage von Wittgensteins Überlegungen leisten, rundweg ab:

Natürlich ist sich Wittgenstein darüber im Klaren, daß die Regeln des »lebendigen Gebrauchs« nicht tabuliert werden können, daß die sprachliche Praxis nicht kalkulierbar ist. (Sedmak 1996, p. 170)

Offensichtlich bemerkt Sedmak nicht, daß er sich mit dieser Feststellung im Widerspruch zu seiner Behauptung befindet, Philosophieren sei für Wittgenstein der »Versuch einer Explizitmachung sprachlicher Regelungen« (Sedmak 1996, p. 163). Exegetisch ist Sedmak insofern nicht überzeugend, als eine wirkliche Textauslegung fehlt. Sein Text ist in weiten Teilen eine nacherzählende Wiedergabe der Bemerkungen Wittgensteins, bei der er interne Widersprüche nicht bemerkt. Teilweise sind Zitate, Zusammenfassungen und Kommentare nicht einmal formal voneinander abgehoben. Sedmaks Meinung, das TS 213 sei ein »Sammelsurium von Bemerkungen« zeugt von einer Auseinandersetzung mit diesem Werk, die dessen Aufbau nicht gerecht wird. Verfehlt ist die Meinung, Wittgenstein betrachte in der *PG* »die Sprache auf dieser Stufe noch als reinen Kalkül« (Sedmak 1996, p. 13). Plastisch wird diese generell verfehlt Gegenüberstellung von kalkülhafter Regelung und vermuteter partieller Regellosigkeit der Sprache in Sedmaks Schlußbemerkung:

»Verstehen« und »Verständigen« kann nur dann gelingen ... , wenn die kulturell erforderlichen sprachlichen und außersprachlichen Kontextbedingungen erfüllt sind. ... Jedes Sprachspiel ist ein »cultural game«, das einen »Witz« hat, der nur zwischen den Zeilen des Regelwerks gelesen werden kann; um an einem cultural game teilzunehmen, braucht es eine Kompetenz für die nicht-regelhafte Seite der Sprache, die sich nicht bloß auf den Kalkülaspekt beschränkt. Gerade der Kulturaspekt der Sprache ist es auch,

der unser Handeln, der Invention und Improvisation ermöglicht. . . . Der Verdienst des Sprachspielmodells liegt in der konsequenten Berücksichtigung des »Kontextprinzips«, das nach den Kontexten von Texten fragt. . . . Es wäre verdienstvoll . . . den »Kontextbegriff« und den Begriff der »Regel« noch einmal zu präzisieren. (Sedmak 1996, p. 295)

Was das von Sedmak genannte Desiderat angeht, so ist ihm recht zu geben. Allerdings bleibt Sedmak bei dessen Verwirklichung hinter dem zurück, was bereits eine Auslegung des TS 213 im Hinblick darauf bietet.

Weil es neben Hilmy nur wenige wirklich exegetische Schriften zum TS 213 gibt,<sup>24</sup> verwende ich, wo es inhaltliche Parallelen zwischen den *PU* und dem TS 213 gibt, auch Sekundärliteratur, die sich auf die *PU* bezieht, teilweise auch dann, wenn sie nicht im strengen Sinne exegetisch, aber für die Rezeption des späten Wittgenstein typisch ist. Bei der Fülle an Veröffentlichungen dieser Art zu den *PU* oder pauschal zum späten Wittgenstein können meine wenigen Verweise nur einen kleinen Ausschnitt aus den Publikationen dieser Art erfassen. So habe ich mich auf einschlägig bekannte Autoren verlegt und auf solche, die eine bestimmte Perspektive auf Wittgenstein besonders exemplarisch illustrieren, wie etwa Nieli die mystische Lesart. Schwerwiegender sind die Gründe, die mit meinem systematischen Interesse zusammenhängen. Selten sind Versuche einer rekonstruktiven Auseinandersetzung mit Wittgenstein, die hinter seine Rhetorik dringen und den Hinweis, in der Philosophie dürfe nichts erklärt werden, nicht als ein Verbot konstruktiver philosophischer Theorien auffassen. Von der Kritik her überzeugend ist in hohem Maße Bogens Auseinandersetzung mit dem Sprachspielbegriff (Bogen 1972, p. 199 ff.). Kemmerlings Feststellung Wittgenstein, sage nichts »zum Gebrauch der Zeichen als Zeichen« (Kemmerling 1992, p. 99) und habe deswegen »weder eine Gebrauchstheorie der Bedeutung, noch eine Sprachspieltheorie und auch keine Sprachregeltheorie der Bedeutung« (Kemmerling 1992, p. 99), baut auf guten Beobachtungen auf, trifft allerdings nicht meine Rekonstruktion der Konzeption Wittgensteins.

Was den explizit bekundeten Versuch angeht, aus den Schriften des späten Wittgenstein eine Konzeption sprachlicher Bedeutung zu rekonstruieren, ist vor allem v. Savigny zu nennen,<sup>25</sup> der in seinem Kommentar zu den *PU* die These vertritt, Witt-

---

<sup>24</sup>Haller, Stern, Baker und Hacker sowie Hintikka und Hintikka sind wenig detailfreudig und zum Teil nicht hilfreich. Die beiden Hintikkas vertreten mit nicht überzeugenden Argumenten die Position, es gebe eine mittlere Periode Wittgensteins (Hintikka und Hintikka 1996, p. 230). Haller deutet nur einige Abschnitte des TS 213 sehr skizzenhaft und übersieht, daß Wittgenstein an der von ihm betrachteten Textstelle noch einen positiven Begriff von Allgemeinheit hat (Haller 1992, p. 79). Wie Stern (Stern 1991, p. 216. In Stern 1995, geht dieser, was die Deutung des TS 213 angeht, nicht über Stern 1991 hinaus) vertritt auch Haller (Haller 1992, p. 88) die Meinung, Wittgenstein habe eine Kalkültheorie gehabt. Baker und Hacker streifen in Baker und Hacker 1986 inhaltlich das TS 213, befassen sich in ihren Ausführungen allerdings primär mit der *Philosophischen Grammatik*. Sie sind inhaltlich sehr knapp. Bei meiner Deutung des TS 213 werde ich zeigen, daß ihre Auslegung zum Teil systematisch falsch ist.

<sup>25</sup>Feyerabends hemdsärmelige Art, Wittgenstein eine instrumentalistische Theorie der Bedeutung zu unterstellen, ist zwar in ihrer Geradlinigkeit interessant, exegetisch allerdings unzulänglich und inhaltlich falsch (vgl. Feyerabend 1955).



genstein entwickle in den *PU* eine soziale Theorie des Meinens. Er stellt einzelne Aspekte dieser Theorie in v. Savigny 1996 vor. Wie ich später zeige, ist v. Savignys Art zu theoretisieren allerdings mit einiger Zurückhaltung zu betrachten.<sup>26</sup> Exegetisch sind v. Savignys Überlegungen für meine Rekonstruktion insofern wenig brauchbar, als sie sich auf die *PU* beziehen. Was den systematischen Aspekt angeht, so gibt es große Unterschiede zu der von mir vorgestellten Rekonstruktion, mit denen ich mich im Text ausführlich auseinandersetzen werde. Zu nennen ist hier vor allem v. Savignys Begriff der impliziten Regelung. Nach v. Savigny ist unsere Kenntnis dieser Regeln nicht artikuliert, und diese stehen folglich den Sprechern zur Rechtfertigung nicht zur Verfügung. So nimmt er alle Nachteile des Begriffs der Familienähnlichkeit gelassen in Kauf und reichert diesen Begriff noch um die Komponente einer diachron offenen Regelung an. Die Bedeutung von Worten und Sätzen konzipiert er einerseits orientiert an dem Gedanken der übersichtlichen Darstellung als reines Einzelfallwissen, akzeptiert also die Fragmentierung der Bedeutung, versucht allerdings andererseits aus der Perspektive eines radikalen Übersetzers eine semantische Theorie zu entwickeln, in der Sprachspiele als logische Einheiten der Erklärung gebraucht werden. Auf diese Weise verfehlt er Wittgensteins Pointe, daß jede logische Erklärung der Bedeutung und somit jede Konzeption der Bedeutung an das Wissen der Sprecher rückgebunden ist. Savigny gerät in diese ungünstige Situation, weil er Wittgenstein in der Annahme der Fragmentierung der Bedeutung folgt bzw. noch weiter geht als dieser und dann mit leeren Händen dasteht, wenn es darum geht, die fragmentierten Einzelteile wieder zu verbinden.<sup>27</sup>

Aus der Flut an Literatur zu Wittgenstein noch herauszuheben sind Baker und Hacker, so daß ich mich auch mit ihnen den Umständen entsprechend ausführlich beschäftigen werde. Ihre Auseinandersetzung mit Wittgenstein hat sich niedergeschlagen in einem vierbändigen Kommentar zu den *PU*, in dem sie die jeweiligen Quellen der Textstellen im Nachlaß berücksichtigen, und in zwei Büchern, die man als

---

<sup>26</sup>Obwohl v. Savigny sich explizit von der, wie er es ausdrückt, weit verbreiteten Meinung abgrenzt, »man tue den Schriften des Nachlasses Unrecht, wenn man sich nicht darauf beschränke, sie aus ihrem therapeutischen Bemühen um die Denkfähigkeit des Lesers heraus zu verstehen« (v. Savigny 1996, p. 8), und mit Bezug auf die *PU* die Behauptung aufstellt, »daß in diesem Werk überraschende und wohl begründete Gedanken zu finden sind« (a.a.O.), scheint auch er von der verbreiteten Hemmung, Wittgenstein eine philosophische Theorie zu unterstellen, nicht unberührt geblieben zu sein. So präsentiert er Wittgensteins »Bild von seelischen Sachverhalten« als »Musterrezept«, und das mit der Begründung, »weil es sich nicht um eine Theorie handelt, sondern um einen Vorschlag, nämlich den, seelische Sachverhalte als Muster gewisser Art anzusehen« (a.a.O., p. 172). Offensichtlich ist der Inhalt dieses Vorschlags in dem Sinn, in dem dieser Begriff in der Philosophie sowie außerhalb der Naturwissenschaften verwendet wird, eine Theorie. Die Redeweise vom Vorschlag ist insofern ungünstig, als in einem trivialen Sinne jeder Theoretiker seinen Entwurf als Theorie vorschlägt. Dem unvoreingenommenen Leser drängt sich in diesem Zusammenhang der Eindruck auf, der semantisch unglücklich gewählte Begriff des Rezepts sei ein Versuch, Wein in Wasserflaschen zu verkaufen, damit meine ich, Wittgenstein eine Theorie zu unterstellen, aber das, um nicht zu stark mit der Mehrheitsmeinung zu kollidieren, mit einem anderen Etikett zu versehen.

<sup>27</sup>Etwas ausführlicher setze ich mich mit v. Savigny sowie Baker und Hacker in den Abschnitten 3.12 und 7.9 auseinander.

eine systematische Quintessenz sehen kann. Eines stellt die Philosophie des späten Wittgenstein in den Zusammenhang der analytischen Philosophie (vgl. Hacker 1996). Ein anderes kritisiert systematische Ansätze der Bedeutungserklärung aus einer Wittgensteinschen Perspektive, wie sie die Autoren verstehen (Baker und Hacker 1984). Beide sind sich einig darüber, daß mit Wittgenstein keine systematische Philosophie möglich ist (*KBHI*, p. 489). Während in ihrem gemeinsamen Kommentar die Möglichkeit einer systematischen Übersicht über den Gebrauch der Worte in der Sprache zugestanden wird (a.a.O., p. 489), lehnt Baker es rundweg ab, in Wittgensteins Schriften irgendeine Ähnlichkeit zu dem zu finden, was Ryle eine Darstellung der logischen Geographie der Sprache nennt (Baker 1992, p. 129), sondern bestreitet sogar, daß Wittgenstein mit seinen Überlegungen etablierte, allgemeine philosophische Positionen widerlegt (a.a.O., p. 130). Diese Sicht findet sich allerdings nicht in dem gemeinsam verfaßten Kommentar wieder. Die dort vorherrschende Rhetorik, derzufolge Wittgenstein keine Theorie sprachlicher Bedeutung aufstellt, sollte man nicht zum Nennwert nehmen. Sie ist nicht der Ausdruck eines Verzichts auf eine präzise Rekonstruktion der Begriffe der Bedeutung, des Verstehens und der Erklärung der Bedeutung sowie ihrer Verbindungen, sondern ein Versuch, Wittgensteins theoriefeindliche Rhetorik beim Wort zu nehmen und dann, verdeckt durch Begriffe wie den der synoptischen Beschreibung, doch allgemeine, konstruktive philosophische Erkenntnisse zu entwickeln. Ebenso verbirgt sich hinter dem von Baker und Hacker offen propagierten Bekenntnis dazu, daß die Sprecher alle sprachlichen Regeln explizit kennen, eine Regelkonzeption, die bei genauerem Hinsehen Ähnlichkeiten mit meinem Begriff der impliziten Regel hat. Problematisch ist ihre uneingeschränkte Zustimmung zur Fragmentierung der Bedeutung und die Tatsache, daß sie nicht bemerken, daß einzelne Erklärungen durch Beispiele nur dann extrapolierbar sind, wenn der Hinweis »und so ähnlich« durch die Angabe eines Allgemeinbegriffs, der die Dimension der Ähnlichkeit bestimmt, ergänzt wird. Dies, verbunden mit der Annahme interner Relationen zwischen Begriffen, die sie als ein Mittelding zwischen logischen und empirischen Verbindungen darstellen, führt dazu, daß die Konzeption sprachlicher Bedeutung, die sie bei Wittgenstein sehen, die Bedeutung von Worten und Sätzen in hohem Maße polymorph erscheinen läßt. Insofern sie es wie Wittgenstein versäumen, explizit zwischen der Bedeutung von Sätzen und Äußerungen zu unterscheiden, folgen sie zwar seinen Gedanken aus großer Nähe, unterlassen allerdings notwendige rekonstruktive Eingriffe, die die hermeneutische Billigkeit erfordert. Defektiv ist ihre Rekonstruktion des Begriffs der logischen Erklärung der Bedeutung und des Zusammenhangs zwischen impliziter und expliziter Kenntnis der Regeln der Sprache. Während eine exegetische Auseinandersetzung mit Baker und Hacker letztlich nicht sinnvoll ist, weil ihre primäre Textbasis trotz der Verwendung von Quellen aus dem Nachlaß die *PU* sind, ist eine systematische Diskussion ihrer Ergebnisse möglich und notwendig. Letztlich verkennen beide, daß Wittgenstein implizit das braucht und auch liefert, was Dummett einklagt. Dieser weist mit Recht darauf hin, daß Wittgensteins Vorgehen eine Begründung braucht. Er macht geltend,

»daß das von Wittgenstein befürwortete und eingehaltene methodologische Prinzip alles andere als voraussetzungslos ist. Im Gegenteil, es beruht auf einer ganz präzisen Konzeption dessen, worin die Bedeutung besteht und – folglich – wie sie zu kennzeichnen ist. Eine solche Konzeption darf jedoch nicht (wie Wittgenstein anscheinend glaubt) bloß verkündet werden – so, als brauchte diese Auffassung nur vertreten werden, damit man sie als die richtige anerkennt –, sie bedarf überdies der Rechtfertigung«. (Dummett 1988, p. 160) Wie ich zeigen werde, bieten die Gedanken, die man im TS 213 findet, eine solche Rechtfertigung. Aus diesem Grund ist Dummetts Feststellung, die er wohl in Anlehnung an *PU*, 128 so polemisch formuliert, Wittgenstein meine, es genüge, seine Auffassung zu verkünden, falsch und nur dann glaubhaft, wenn man Wittgensteins Behauptung, er wolle nichts erklären, falsch versteht.<sup>28</sup>

Lenks Verständnis von Wittgenstein zeigt einige Berührungspunkte zu meinen Überlegungen. Dieser sieht bei Wittgenstein trotz dessen gegenläufiger Bekundungen eine »philosophisch-konstruktive Theorie« (Lenk 1973, p. 81), deren Inhalt er programmatisch skizziert. Anders als der Mainstream der Wittgenstein-Literatur hat Lenk eine kritische Distanz zu Wittgenstein und sieht die Notwendigkeit, hinter dessen Rhetorik zu schauen. Allerdings unterscheidet sich Lenks Entwicklung dieser Theorie grundlegend von meinem Vorgehen: Er hat eine andere Textgrundlage und eine andere Methode. So kommt er dann auch zu einer völlig anderen Ausformung der Theorie: Er spricht sich explizit dagegen aus, bei Wittgenstein eine Theorie der Bedeutung zu sehen, die Gebrauch und Bedeutung identifiziert<sup>29</sup>. Basis seiner Überlegungen sind die *PU* und andere bis 1973 veröffentlichte Werke, nicht das TS 213. Lenk entwickelt seine Überlegungen nicht aus einer Exegese von Details der Wittgensteinschen Texte im Kontext. Im Zentrum der Lenkschen Rekonstruktion steht der Sprachspielbegriff (vgl. Lenk 1973, p. 61 ff.)<sup>30</sup> und der Begriff der Familienähnlichkeit. Zwar sieht Lenk die Gefahr der Fragmentierung der Bedeutung und einer beliebigen Dehnung der Extension von Begriffen, die diese Begriffe mit sich bringen,<sup>31</sup> hält diese Probleme allerdings

---

<sup>28</sup>Allerdings sollte man Dummett zugute halten, daß dieses falsche Verständnis Wittgensteins weit verbreitet ist, wie v. Savigny mit spitzer Feder in seiner Diskussion von *PU*, 109 feststellt, wenn er schreibt: »Fast unisono betet die Literatur, als sei es die bare Selbstverständlichkeit, die Litanei herunter, Wittgenstein habe Erklärungen aus der Philosophie verbannen wollen ...« (v. Savigny 1996, p. 256). Jedoch übertreibt v. Savigny seinerseits die Ubiquität dieser Position. So bezieht der einflußreiche Kommentar von Baker und Hacker Wittgensteins Äußerung in *PU*, 109 nur auf hypothetisch-deduktive Erklärungen, Hilmy auf Bedeutungserklärungen im Stil von Odgen und Richards bzw. Russell (Hilmy 1987, p. 194–212).

<sup>29</sup>»Im übrigen ist es ihm eigentlich gar nicht um eine Wesensdefinition von ›Bedeutung‹ oder um eine Wesensgleichheit von Bedeutung und Gebrauch zu tun, sondern einfach um ein antiessentialistisches philosophisches Programm: ›Frage nicht nach der Bedeutung, sondern frage nach dem Gebrauch!‹ Dies freilich ist weniger Ausdruck einer Theorie als einer methodischen Anweisung.« (Lenk 1973, p. 74)

<sup>30</sup>Eine Kritik aller Ansätze, die den Begriff des Sprachspiels, auch in präzisierter Form, ins Zentrum stellen wollen, führe ich vor in den Abschnitten 1.5, 2.9 und 2.11.

<sup>31</sup>»Selbst wenn Begriffe keine scharfen ›Ränder‹, keinen idealen Gegenstand als feste Bedeutung besitzen, so haben sie doch einen korrekten Kerngebrauch: Ich kann ein Haus nicht korrekt ›Hund‹ nennen.« (Lenk 1973, p. 77)

für grundsätzlich damit lösbar, wenn man von einem »Kerngebrauch« von Worten im Sprachspiel sowie »Korrektheits- und Zugehörigkeitskriterien« ausgeht.<sup>32</sup>

Auch darin, wie Lenk Wittgensteins Vorgehen bewertet und fortsetzen will, geht dieser andere Wege als ich. In Wittgensteins Methode, fiktive Beispiele und Sprachspiele zu beschreiben, sieht er eine Orientierung an »idealen Sprachgebräuchen« (Lenk 1973, p. 69) und den Versuch, die Sprache zu verbessern.<sup>33</sup> Lenks Überlegung, Wittgensteins Methode bedürfe der Unterstützung der empirischen Wissenschaften (vgl. Lenk 1973, p. 79 f.), steht im Gegensatz zu der für Wittgenstein wichtigen Unterscheidung zwischen wissenschaftlichen und Bedeutungserklärungen, die ich für das Verständnis seiner gesamten Philosophie als grundlegend ansehe.<sup>34</sup> Aufgrund der geschilderten Unterschiede bewegt sich Lenk in vielfacher Hinsicht auf einem anderen Terrain als ich. Dennoch sind die zitierten Arbeiten von ihm an dieser Stelle zu erwähnen, weil sie schon in einer sehr frühen Phase der Diskussion Argumente für die These geliefert haben, daß Wittgenstein eine Theorie der Bedeutung, also der Sprache verfochten hatte. Für Details meiner Entwicklung dieser Theorie aus einer Interpretation von Texten Wittgensteins, die Lenk in den genannten Arbeiten noch gar nicht berücksichtigt konnte, gilt das selbstverständlich nicht.

## 1.8 Einige grundlegende Fragen zum Status des TS 213 und der Bedeutungstheorie Wittgensteins

Die Frage, ob das TS 213 zur Spätphilosophie Wittgensteins gehört, sollte man mit einem Ja beantworten. Die Unterschiede zur Philosophie des *TLP* sind offensichtlich. Gemeinsam ist beiden nur die Annahme, daß die Sprache die Ursache aller philosophischen Probleme ist, und daß der Weg, sie zu lösen, über eine, allerdings gänzlich unterschiedlich konzipierte, Untersuchung der Sprache führt. Ansonsten verwirft Wittgenstein alle Teile der Bildtheorie, insbesondere die Annahme, die Sprache habe ein verborgenes, ihren Sprechern unbekanntes Fundament in elementaren Sätzen, sowie die zur Vervollständigung der Konzeption des *TLP* notwendigen Anleihen bei der intentionalistischen Theorie. Vielmehr findet man im TS 213 bereits im wesentlichen die Gedanken, die man mit Fug und Recht als zentral für die Bedeutungskonzeption des späten Wittgenstein ansehen kann: Die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist durch

---

<sup>32</sup>»Es gibt also Kerngebräuche und Korrektheits- sowie Zugehörigkeitskriterien, welche die Offenheit der Begriffe an den »Rändern« stark einschränken, wenn die Umgangssprache als Standard vorausgesetzt wird.« (Lenk 1973, p. 77) Man kann meinen Begriff der abstrakten Rolle als eine Weiterentwicklung dieser Überlegungen ansehen, allerdings hat dieser zwar dieselbe Funktion wie die »Kerngebräuche und Korrektheits- sowie Zugehörigkeitskriterien«, hat aber inhaltlich kaum Gemeinsamkeiten mit der Ausarbeitung Lenks.

<sup>33</sup>Warum dieses Vorgehen Wittgensteins nur unsere implizite Kompetenz explizit macht und nichts verändert, führe ich in den Abschnitten 2.3.2.2 ff. vor.

<sup>34</sup>Vgl. hierfür Abschnitt 3.10 ff., wo ich diesen Unterschied herausarbeite. Abschnitt 7.6.8 behandelt die Frage, inwieweit ein Sprecher berechtigt ist, seine eigene Sprachkompetenz zur Klärung von Fragen nach sprachlicher Bedeutung zugrunde zu legen.

implizite, verschwommene Regeln bestimmt.<sup>35</sup> Diese gründen im menschlichen Handeln und sind insofern willkürlich. Die Sprecher können sie explizit machen, indem sie sich überlegen, wie sie Wörter und Sätze gebrauchen. So verstanden gehört das TS 213 zur Spätphilosophie. Wenn man darauf abhebt, daß im TS 213 der Satzbezug im Mittelpunkt steht und Wittgenstein dem Begriff der Folgerung generell und dem der Allgemeinheit noch teilweise einen positiven Wert für die Konzeption sprachlicher Bedeutung zuweist, dann könnte man eine Grenze zu der Philosophie der *PU* ziehen. Ich halte dies allerdings für verfehlt. Die meines Erachtens falsche Auflösung der Bedeutung von Wörtern in einer Fülle von einzelnen Fällen ist im TS 213 bereits angelegt und steht schon dort im Widerspruch zu der Annahme, daß die Bedeutung artikuliert geregelt ist. In den *Blue and Brown Books* ist die Rhetorik dieses Ansatzes, die Bedeutung auf unendlich viele unterschiedliche Fälle zu fragmentieren, dann fast durchgängig anzutreffen. Wittgenstein gibt diese Erklärungsstrategie als einen Verzicht auf Bedeutungserklärungen aus. Allerdings versucht er auch dort, wie später in den *PU*, Kriterien und grammatische Regeln zu finden, die auf alle Fälle des Gebrauchs eines Wortes zutreffen, was in Anbetracht einer rein botanisierenden Einzelfallkenntnis ein nutzloses Unternehmen wäre. Sieht man von der mit dem Sprachspielbegriff verbundenen Rhetorik der Fragmentierung der Bedeutung ab, so findet man, daß Wittgenstein etwa bei seinen Untersuchungen zu psychologischen Begriffen Wortbedeutungen im Sinne der Metaphilosophie des TS 213 untersucht. Er unterscheidet sie, von einigen Verwechslungen abgesehen, von der illokutionären Rolle und irrelevanten Merkmalen der Umstände der Äußerung, was nur möglich ist, wenn man die Netzkonzeption zur Verfügung hat. Nach meinem Verständnis markiert die stärkere Akzentuierung der Fragmentierung der Bedeutung nicht den Übergang von einem mittleren Wittgenstein zu einer Spätphilosophie, sondern allenfalls eine gewisse Verschiebung der Gewichtung von Lösungsstrategien, die beide im TS 213 angelegt sind. Die Annahme, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ihr Platz in einem Netz ist, und die Fragmentierung der Bedeutung sind letztlich unterschiedliche Arten, den Gedanken, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ihre Rolle in der Sprache ist, zu füllen. Die zentralen Überlegungen, die diesen Gedanken motivieren und ihn mit anderen überzeugenden Annahmen und Beobachtungen in Verbindung bringen, sind im TS 213 bereits zu finden. Lediglich die soziale Komponente der Sprache ist erst im *Brown Book* explizit, allerdings in etwas verfehelter Weise, herausgearbeitet. Angedeutet ist sie jedoch bereits im TS 213.

Alles in allem muß man Hilmy zustimmen, wenn er schreibt, es seien im TS 213

---

<sup>35</sup>Kennys Behauptung, die Bildtheorie sei nicht falsch, sondern müsse lediglich im Lichte des späten Wittgenstein ergänzt werden (Kenny 1974, p. 263), ist also ebenso falsch, wie seine daraus abgeleitete Behauptung es gebe eine Einheit zwischen dem späten Wittgenstein und dem *TLP* (Kenny 1974, p. 255 ff.). Dagegen sprechen die gerade angeführten Tatsachen, und diese Annahme wird auch dadurch widerlegt, wie Wittgenstein im TS 213 vorführt, daß der Begriff des Bildes nicht zum Verständnis des Verhältnisses von Sätzen geeignet ist. So schreibt Wittgenstein: »Alles kann ein Bild von allem sein, wenn wir den Begriff des Bildes entsprechend ausdehnen ...« (TS 213, p. 188, v, h)

bereits alle wesentlichen Aspekte der Spätphilosophie vorhanden (ebenso auch Luckhardt 1991, p. 257, dessen Argumentation allerdings an Qualität und Umfang nicht mit der von Hilmy verglichen werden kann). Insbesondere gibt es keinen wirklich überzeugenden Grund, einen methodischen Bruch zwischen dem *Brown Book* und dem TS 213 bzw. einen Entwicklungsschub festzustellen, wie es Rush Rhees tut. Ihm zufolge hat sich Wittgensteins Methode von 1933 bis 1936 drastisch verändert:

Philosophy was a method of investigation, for Wittgenstein, but his conception of method was changing. (Brown Book, Vorwort, p. viii)

Wenn das so wäre, so schließt Hilmy, dann könnte Material aus der Zeit vor dieser Sprachspielmethode kein verlässlicher Ausdruck der Spätphilosophie sein. Dafür bietet er überzeugende philologische Argumente:

- Wittgenstein arbeitet noch lange nach dieser Periode mit dem Text des TS 213 (Hilmy 1987, p. 26 und p. 33 f.):

There can be little doubt that TS 213 not only was an important general source of remarks incorporated into Wittgenstein's later writings, but also, more specifically, served as a significant source of remarks expressing his »new« approach to philosophy – remarks which he included unaltered in his master work. (Hilmy 1987, p. 34)

- Das TS 213 ist eine wichtigere Quelle für die *PU* als die *Blue and Brown Books*:

The number of remarks in TS 213 which found their way into »Philosophical Investigations«, whether unaltered or revised, far exceeds the number of remarks which the »Investigations« shares with the so called »Blue and Brown Books«. (Hilmy 1987, p. 37)

- Der Teil der *PU*, der am besten Wittgensteins Methode wiedergibt (*PU*, 87–133), korrespondiert in, wie Hilmy es ausdrückt, dramatischer Weise mit dem Teil über Metaphilosophie im TS 213 und dessen Quellen, die vorwiegend aus den Jahren 1930/1931 stammen. (Vgl. Hilmy 1987, p. 34 f., wo sich auch eine Tabelle mit den Quellen findet.)

Aus dieser Tatsache schließt Hilmy:

Wittgenstein hatte seinen neuen Ansatz bereits 1929/1930:

Only if this were the case could his manuscripts of 1930-2 have served as such a major source of general remarks on the nature of philosophy for his later work (Philosophical Investigations). (Hilmy 1987, p. 39)

Zusammenfassend stellt Hilmy fest:<sup>36</sup>

The above demonstration of the significance of TS 213 (and its manuscript sources of 1930-2) for, in particular, Wittgenstein's »later« notion of philosophy as formulated in PI, 87–133 suggests that he had indeed adopted his »later« *Denkweise* by the early thirties. Thus, TS 213 and its manuscript sources can with some assurance be taken as representative of Wittgenstein's »later« approach to philosophy. (Hilmy 1987, p. 39)

---

<sup>36</sup>Sedmak gibt diese Ergebnisse Hilmys nicht korrekt wieder, wenn er mit Hinweis auf diesen lediglich davon spricht, »daß einiges Material aus den Umbruchsjahren und aus dem TS 213 in die *PU* eingegangen ist« (Sedmak 1996, p. 149).

Wie ich später zeigen werde (Abschnitt 3.10), spielt der Gebrauch von Analogien und Vergleichen für Wittgensteins Methode eine wichtige Rolle. Daher ist es ebenso verfehlt, mit Baker und Hacker (KBH, p. 95) die überbordende Darstellung von Sprachspielen im *Brown Book* zu einer spezifischen Sprachspielmethode zu erklären, wie aus dem bis dahin häufigen Gebrauch des Wortes Kalkül eine spezifische Kalkülkonzeption herauszulesen (KBH1, p. 91 und 95, KBH2, p. 154), wie dies Bogen (Bogen 1972, p. 180 ff.), Haller (Haller 1992, p. 88) und Stern (Stern 1991, p. 206, 207, 210–216) tun. Hilmy (Hilmy 1987, p. 107) und Schulte (Schulte 1989, p. 139) stellen vielmehr richtig, daß Wittgenstein den Gebrauch des Wortes »Kalkül« lediglich deswegen zunehmend einschränkt, weil er die Assoziation nahelegt, sprachliche Regeln seien exakt. Ohne gute Begründung bleibt die Annahme von Hintikka und Hintikka, es gebe eine mittlere Periode Wittgensteins, in der er der hinweisenden Definition eine besondere Rolle zuweist und die mit dem *Brown Book* endet (Hintikka und Hintikka 1996, p. 230 und 249).

Wenn man wissen will, ob Wittgenstein eine Theorie sprachlicher Bedeutung hat oder erklärt, was Bedeutung ist, dann muß man eine differenzierte Antwort geben. So grenzt er didaktische, reduktive und mechanische Erklärungen in überzeugender Weise von Bedeutungserklärungen ab. Bereits diese Überlegung zeigt allerdings, daß er, um das tun zu können, einen Begriff von einer logischen Erklärung der Bedeutung haben muß. So hat er in dem Sinne eine Theorie der Bedeutung, daß er strukturierte und zusammenhängende Gedanken dazu präsentiert, wie man die Bedeutung von Wörtern und Sätzen erklärt, wie sie untereinander und wie mit der Welt zusammenhängen. Diese ist allerdings in der erwähnten Weise implizit. Seine Überlegungen lassen sich nichtsdestoweniger zu einer umfassenden Konzeption zusammenfügen, so daß Wittgensteins teilweise bekundete Absicht, nur einzelne Fälle betrachten zu wollen, als ein falsches Verständnis seines eigenen Vorgehens zu betrachten ist.

Seine Theorie der Sprache kann allerdings nichts »Verborgenes« (vgl. TS 213, p. 101) entdecken oder neue Entitäten postulieren, insofern Bedeutungserklärungen lediglich unser implizites Wissen explizit machen. Wenn man von einer Theorie erwartet, daß sie klare Identitätsbedingungen für ihre Gegenstände angeben kann, so zeigt Wittgenstein, daß es in diesem Sinn keine Theorie der Bedeutung geben kann: Wir können eine Menge Informatives über Bedeutung im allgemeinen und über die Bedeutung von einzelnen Wörtern und Sätzen sagen. Das bedeutet allerdings nicht, daß wir präzise Kriterien dafür angeben können, wie man Bedeutungen zählt, wann ein Wort mehrere Bedeutungen hat, wann es sehr allgemein ist und welche Teile des Netzwerkes tatsächlich konstitutiv für die Bedeutung eines einzelnen Wortes oder Satzes sind. Bedeutungen sind, sagen wir es offen, schmutzige Dinge. Man kann ihnen mit dem Hinweis darauf mit einigem Recht den Status als Entitäten verweigern. Das ändert allerdings nichts daran, daß wir eine Menge Systematisches darüber sagen können, inwiefern ein Satz in einem Fall zutrifft, und nicht nur aus einer unüberschaubaren Menge von Einzelfällen, die durch Familienähnlichkeiten verbunden sind, schöpfen. Diese Überlegungen tun aber der Tatsache keinen Abbruch, daß man

es mit einer Theorie zu tun hat, gerade auch im Unterschied zur Mehrheitsmeinung der Literatur, die bei Wittgenstein eine Absage an alles konstruktive, theoretische Denken sehen will (vgl. Abschnitt 3.12). Ich spreche dennoch aus den genannten Gründen in diesem Buch sehr oft von Wittgensteins *Konzeption* sprachlicher Bedeutung. Gemeint ist damit eine Theorie im gerade beschriebenen Sinn, so daß ich beide Begriffe größtenteils synonym gebrauche. Ich hoffe, daß diese didaktisch motivierte Wortwahl den Leser daran erinnert: Konstruktive, systematische, argumentative, theoretische Überlegungen bei Wittgenstein im TS 213? Ja, allerdings mit den genannten Einschränkungen.

Die beim späten Wittgenstein meist anzutreffende Reduktion von Bedeutungserklärungen auf die Darstellung von Einzelfällen, die er mit der Behauptung orchestriert, mehr sei in Anbetracht der Unordnung in der Sprache nicht möglich, läßt sich nicht mit seinen tatsächlich erreichten Ergebnissen rechtfertigen. Vielmehr besteht in seinen Überlegungen eine Spannung zwischen der überzeugenden Annahme, daß es Kriterien für den Gebrauch von Wörtern gibt, und der schlecht begründeten Behauptung, daß es eine unendliche Vielfalt unterschiedlicher Fälle des Gebrauchs eines Wortes gibt. Wittgenstein bemerkt das nicht, und so versucht er nicht einmal, seine oft suggestiv gewählten Beispiele zu sortieren, so daß die Inflation der Fälle unterschiedlichen Gebrauchs eines Wortes eher postuliert als vorgefunden zu sein scheint. In die Hände spielen Wittgenstein dabei, wie bereits erwähnt wurde, zwei Begriffe, die für das Unternehmen, die Bedeutungen der Wörter möglichst vielgestaltig und unübersichtlich erscheinen zu lassen, wie gemacht sind: Es sind der Begriff der Familienähnlichkeit und der des Sprachspiels. Der Begriff der Familienähnlichkeit ist ein Verwandter des Begriffs der Ähnlichkeit und als solcher bereits mit dessen Unzulänglichkeiten für die Konstitution von Bedeutung behaftet: Ähnlichkeit müßte für diese Zwecke eine zweistellige Relation sein, während sie tatsächlich dreistellig ist. Man braucht zusätzlich zu den Gegenständen, die miteinander in Beziehung gesetzt werden, eine Angabe, in welcher Hinsicht sie einander ähnlich sein sollen. Und dafür benötigt man die abstrakten Begriffe, die durch diese Relation erst bestimmt werden sollen. Zudem schwankt dieser Begriff zwischen einem Bündel von Merkmalen, die einen Begriff konstituieren, und einem Konglomerat von Symptomen, die in manchen Fällen des Zutreffens eines Begriffs in bestimmten Konfigurationen auftauchen, allerdings nie garantieren, daß der Begriff zutrifft. Sprachspiele sind Beispiele für sprachliche Verständigung in einer Sprache, die meist einfacher ist als die deutsche. Wittgenstein konstruiert sie im allgemeinen durch leichte oder starke Abwandlungen der deutschen Sprache. Dabei sind offensichtlich die unterschiedlichsten Modifikationen möglich, was den Eindruck verstärkt, unsere Kenntnis der Sprache sei ein Wissen von Einzelfällen. In seiner Darstellung der Sprachspiele verschmelzen teilweise Satz- bzw. Wortbedeutung, der Kontext einer Äußerung und ihre illokutionäre Rolle begrifflich miteinander. Wenn man sich Wittgensteins ohne Zweifel hoch-suggestive Vorführungen anschaut, muß man zwar zugeben, daß die Sprache nicht so ordentlich ist, wie es sich mancher inferentielle-Rollen-Theoretiker vorstellt, allerdings bei weitem nicht so unsystematisch, wie es



Wittgenstein darstellen möchte. Ein wenig gleicht er mit seinem Vorgehen jemandem, der die Gegenstände in einem Warenhaus erst durcheinandermischt und dann darauf verweist, jeder könne sehen, wie vergeblich der Versuch sei, hier eine gewisse Ordnung zu finden. Zugespitzt kann man sagen, daß Wittgensteins Abneigung gegen Allgemeinheit ihm zu einem Dogma gerät. Dabei entgleiten ihm bestimmte Grundgedanken ebenso wie den von ihm in brillanter Weise widerlegten Konzeptionen ihre Bilder.

Letztlich schließen die zentralen Gedanken Wittgensteins zur Frage danach, was sprachliche Bedeutung ist, kein Vorgehen aus, das nach einer Systematisierung strebt. Wenn Bedeutung sich in einem implizit geregelten Gebrauch konstituiert, dessen Regeln verschwommen sein können und den wir in der dargestellten Weise explizit machen können, so ist es sinnvoll, Gruppen von Wörtern auf ähnliche Regeln hin zu untersuchen, zu probieren, ob man die Kriterien nicht besser sortieren kann, und zu schauen, ob wir nicht tatsächlich andere Kriterien verwenden, als eine erste Sichtung nahelegt. All das gerät, anders als Wittgenstein sich oft äußert, nicht mit der Tatsache in Konflikt, daß Bedeutungsfragen keine wissenschaftlichen Fragen sind. Um hier eine Abgrenzung vorzunehmen, genügt es festzustellen, daß unser Wissen von der Bedeutung der Wörter unserer Sprache nicht induktiv ist, sondern in einem basalen Know-how zur Subsumtion und in der impliziten Kenntnis einer abstrakten Struktur, die wir explizit machen können, besteht. Philosophen, die nach Wittgenstein zu erkennen versuchen, was Wissen, Kunst, die Identität eines Menschen ausmacht, tun dies nicht, weil sie ignorieren, daß er die Sinnlosigkeit ihres Vorgehens gezeigt hat. Vorgeführt hat er lediglich, daß Bedeutungen kapriziöse Dinge sind, zu deren Untersuchung wir letztlich nur Heuristiken und keine Vorgehensweisen besitzen, die effektive Entscheidbarkeit garantieren. Wir können also weiterphilosophieren. Wir müssen dabei nicht Wittgensteins Erkenntnisse ignorieren und hoffen, daß es eines Tages gelingen wird, dem Streben, auf grundlegende Fragen systematische Antworten zu geben, wieder eine Legitimation zu geben. Wittgenstein richtig zu verstehen bedeutet nicht, das Philosophieren aufzugeben, sondern auf der Grundlage seiner Konzeption sprachlicher Bedeutung weiterzumachen. Und das ist auch nötig: Viele klassische Fragen, wie die nach dem Zusammenhang von Abstraktem und Konkretem, nach Allgemeinem und Besonderem sowie nach der Rolle und der genauen Bestimmung von Beobachtungssätzen tauchen auch im Kleid der Wittgensteinschen Terminologie wieder auf. Das ist eine Überraschung und eine Beruhigung, allerdings für die, die weiterhin philosophieren wollen, und keine Entdeckung, die dazu animiert oder gebietet, das Philosophieren einzustellen.

## 1.9 Der Aufbau dieses Buchs

Im zweiten Kapitel möchte ich Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung, ihre Probleme und die Fehler, die ihm bei ihrer Ausarbeitung unterlaufen, systematisch

darstellen. Die Entwicklung dieser Theorie ist systematisch strukturiert und rekonstruktiv: Ich stelle den Gedanken in den Mittelpunkt, daß Wörter und Sätze einen Platz in einem Netz von Folgerungen und Begründungen sowie Erfüllungsbedingungen haben, unterscheide explizit unterschiedliche Ebenen sprachlicher Bedeutung, insbesondere die der Satz- von der Äußerungsbedeutung, und betrachte einige Probleme etwas detaillierter, als Wittgenstein es in seinen Ausführungen tut. Dem Widerspruch in Wittgensteins Überlegungen trage ich dabei Rechnung, insofern ich die Faktoren, die die Fragmentierung der Bedeutung motivieren, ausführlich schildere und vorführe, wie man die ihnen zugrunde liegenden Beobachtungen für die Theorie nutzbar machen kann. Die Rekonstruktion ist in idealisierter Weise synchron: Ich betrachte die These der Fragmentierung der Bedeutung in der Form, in der sie in den Vorlesungen des Jahres 1934/1935 und dem *Brown Book* vorliegt. Ich halte dies für gerechtfertigt, weil sie im TS 213 bereits angedeutet und angelegt ist. Breiten Raum gebe ich der Darstellung des Gedankens impliziter und verschwommener Regelung. Ich zeige, wie ein Mißverständnis dieses Gedankens zusammen mit Wittgensteins übertriebener Vorliebe für den Einzelfall, seiner falsch verstandenen Abneigung gegen allgemeine Erklärungen der Bedeutung und seiner berechtigten Ablehnung intentionalistischer Konzeptionen seine Annahme motivieren, daß die Bedeutung fragmentiert ist. Weiterhin sind auch andere Widersprüche und Fehler in Wittgensteins Überlegungen so geglättet, daß der Ertrag der ihnen zugrunde liegenden zutreffenden Beobachtungen erhalten bleibt. Den Schluß des Kapitels bildet eine Skizze, in der ich versuche, seine wesentlichen Fehlentscheidungen im Koordinatensystem seiner Konzeption zu markieren und die Motivation verständlich zu machen, die ihn zu den Fehlern verleitet: Ich zeige, vor welchen falschen Alternativen er sich in der jeweiligen Problemkonstellation sieht.

Im dritten Kapitel behandle ich die Frage, inwiefern es in Anbetracht der spezifischen Eigenheiten des TS 213 begründet ist, davon auszugehen, daß Wittgenstein für eine Konzeption sprachlicher Bedeutung argumentiert. Viele Besonderheiten seines Vorgehens scheinen auf den ersten Blick gegen diese Annahme zu sprechen: Seine Schriften wirken formal und inhaltlich wie eine Aphorismensammlung. Der Gedankengang ist sprunghaft, Wittgenstein widmet sich in einem hohen Maße der Betrachtung von einzelnen Beispielen und der Widerlegung einzelner Bilder. Dieser Sicht spielt eine oberflächliche Lektüre seiner Metaphilosophie in die Hände. Ich werde zeigen, daß diese Einwände auf richtigen Beobachtungen beruhen, aus denen dann falsche Folgerungen gezogen werden: Wittgensteins Stil ist in der Tat idiosynkratisch und sperrig. Diese Tatsache kann leicht den Blick auf die begriffliche und gedankliche Struktur des Textes verstellen. Wittgenstein entwickelt seine eigene Position zum großen Teil in der Auseinandersetzung mit anderen Konzeptionen sprachlicher Bedeutung, die sich auf bestimmte Bilder stützen. In seiner Argumentation wird deren gemeinsame zentrale Annahme deutlich. Ihre Negation bildet den Kern von Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung: Sprachliche Zeichen vertreten nicht Gegenstände, Gedanken oder Wirkungen, sondern sind Teil einer autonomen sprachlichen Struktur. Die scheinbar theoriefeindlichen Äußerungen sind von ihrer Reichwei-

te auf bestimmte Theorien und Argumentationstypen begrenzt, die Wittgenstein ablehnt. Seine explizit geäußerte Abneigung gegen »Erklärungen«, »Folgerungen« und »Begründungen« belegt nur, daß er Erklärungen auf der falschen Ebene, Folgerungen nach Art der Naturwissenschaften und den Gedanken ablehnt, man könne und müsse die Sprache begründen. Darüber hinaus nennt er es das Ziel der Philosophie, sprachliche Regeln explizit zu machen und dabei zu argumentieren. Vor diesem Hintergrund ist die Annahme vieler Interpreten, ich nenne sie die »humanistische Lesart« Wittgensteins, verfehlt, er therapiere nur bestimmte geistige Probleme anhand von Einzelfällen, widerlege keine allgemeinen Positionen und stelle noch viel weniger selbst eine Theorie auf.

Der Entwicklung von Wittgensteins Gedanken folgend führe ich im vierten, fünften und sechsten Kapitel seine Auseinandersetzung mit den drei wesentlichen Positionen vor, die er ablehnt. Im Zentrum der Gegenstandstheorie steht der Gedanke, sprachliche Bedeutung sei ihrem Wesen nach durch die Relation von einzelnen Wörtern zu Gegenständen zu erklären und die Sprachkompetenz bestehe darin, die Namen der Gegenstände zu kennen. Die intentionalistische Konzeption ist in hohem Maße polymorph. Die Bilder, auf die sie sich stützt, umschreiben in unterschiedlicher Weise den Gedanken, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke von der intrinsischen, vorsprachlichen Intentionalität des Geistes stammt. Grundlegend für die instrumentalistische Konzeption sprachlicher Bedeutung ist die Annahme, daß die Redeweise von Bedeutungen eine spezielle Art ist, von Ursachen und Wirkungen zu sprechen, und auf diese reduziert werden kann. Der Darstellung der einzelnen Bilder folgt jeweils der Versuch, diese zu widerlegbaren Annahmen, also einer Konzeption, zu präzisieren. Das Zentrum der Darstellung bilden die Argumente gegen die jeweilige Konzeption. Typisch ist, daß Wittgenstein die Konzeptionen jeweils an ihrer stärksten Stelle angreift, etwa nicht darauf hinweist, daß die Gegenstandstheorie für viele Wörter unplausibel ist, sondern nachweist, daß sie nicht einmal für Wörter wie »Tisch« funktioniert. Die Argumente finden sich alle im Text. Sie sind allerdings in hohem Maße rekonstruktionsbedürftig, und die Struktur, in der ich sie gruppiere, habe ich von außen an den Text herangetragen. Im Zuge der Überlegungen Wittgensteins werden bereits die Konturen seiner eigenen Konzeption sichtbar. Zum Schluß der jeweiligen Kapitel zeige ich, was von den ursprünglichen Bildern übrigbleibt: wahre, allerdings triviale Beobachtungen, deren Beschreibung keine Theorie bildet. Wittgenstein, so erkennt man, trennt in präziser Weise die richtigen Beobachtungen von in ihrer Beschreibung versteckten theoretischen Annahmen und falschen Verallgemeinerungen. Wichtig ist vor dem Hintergrund der humanistischen Lesart Wittgensteins, daß man im Text abstrakte Argumente von großer Reichweite findet und nicht eine besondere Therapie von Mißverständnissen, deren genaue Methode sich einer argumentativen Beschreibung entzieht.

Im siebten Kapitel entwickle ich Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutungen anhand des Textes des TS 213. Dabei versuche ich einen Mittelweg zu gehen zwischen einer systematisch orientierten Rekonstruktion und einer Darstellung, die

seine Gedankengänge und so auch seine Fehler und Verwechslungen nachzeichnet. Im Mittelpunkt des ersten Teils steht die Erklärung, inwiefern Wörter und Sätze Schachfiguren und den Zeichen eines Kalküls analog sind. Sie sind jeweils abstrakte Rollen, die ausschließlich durch willkürliche bzw. autonome Regeln bestimmt sind. Wörter und Sätze zu verstehen bedeutet, wie Wittgenstein es ausdrückt, mit ihnen rechnen zu können. Die Darstellung ist insofern systematisch orientiert, als ich die Rolle von Wörtern und Sätzen in der Sprache mit Hilfe des Begriffs der Folgerung, der Begründung und der Erfüllungsbedingung erkläre. Die Regeln, die man auf diese Art erhält, sind denen des Schachs allerdings in vielerlei Hinsicht nicht analog: Sie sind verschwommen und in mehrfacher Weise implizit. Die Regeln, deren Formulierungen wir kennen, wie etwa »Das Wort ›grün‹ bezieht sich auf Grünes« helfen uns nicht weiter, wenn es darum geht, Beobachtungsbegriffe auf Gegenstände anzuwenden. Der weitere Gedankengang ergibt sich, wenn man Wittgensteins Lösung dieser Probleme darstellt. Er zeigt: Diese Tatsachen sind mit der Annahme vereinbar, daß Wörter und Sätze abstrakte Rollen sind. Und das ist der brillante Kern seiner Konzeption.

Bei der Erklärung, wie Sprecher die impliziten Regeln der Sprache explizit machen können, ist ein Fehler Wittgensteins angelegt und angedeutet, der maßgeblich für die Annahme ist, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen auf Fälle fragmentiert ist: Es geht um die Verwechslung der Tatsache, daß wir die Bedeutung anhand von Einzelfällen explizit machen, damit, daß die Bedeutung auf Einzelfälle fragmentiert ist. Ich versuche in diesem Zusammenhang exegetischen und systematischen Anforderungen gerecht zu werden, indem ich die für diese Überlegung relevanten Textstellen so ausführlich darstelle, daß deutlich wird, auf welche Art die Fragmentierung der Bedeutung angelegt und angedeutet ist. Dann erläutere ich, inwiefern die Fragmentierung der Bedeutung mit der Annahme, daß die Bedeutung artikuliert geregelt ist, unvereinbar ist und warum sie nicht aus den dargestellten Überlegungen Wittgensteins folgt. Durchdenkt man diese Lösung, so ergibt sich eine Spannung zwischen holistischen und fundamentalistischen Annahmen in Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung, die sich allerdings auflösen läßt. Im Rahmen einer knappen Darstellung von Fehlern in Wittgensteins Überlegungen werde ich dann zeigen, wie er teilweise selbst hinter bereits erreichte Ergebnisse zurückfällt, und noch einmal der gedanklichen Motivation seiner Abneigung gegen Abstraktes und Allgemeines nachgehen sowie im Vorgriff auf die Manuskripte aus dem betrachteten Zeitraum einige für die Fragmentierung der Bedeutung maßgebliche Fehler skizzieren.

Das achte Kapitel ist dem Sprachspielbegriff gewidmet. Dieser ist vielschichtig, lebt von paradigmatischen Fällen und ist aus diesem Grund schwer begrifflich zu fassen. Daher werde ich die relevanten Sprachspiele vom TS 213 bis zum *Brown Book* zusammen mit Wittgensteins Kommentaren dazu und den Bemerkungen über Sprachspiele in ihrer zeitlichen Abfolge präsentieren und eine Klassifikation der Sprachspiele entwickeln. Dabei wird ein Problem deutlich: Es besteht eine starke Diskrepanz zwischen dem, was Wittgenstein mit ihnen zu zeigen beabsichtigt, und dem, was sie tatsächlich zeigen. Er möchte mit ihrer Hilfe die Trennung zwischen der Bedeutung von

Sätzen und Äußerungen aufheben, indem er die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke in unendlich viele Fälle fragmentiert und auf Kontexte relativiert. Tatsächlich analysiert er die Bedeutung von einzelnen Wörtern manchmal falsch, beschreibt dort, wo er Sprachspiele nicht dazu verwendet, konkrete Fragen nach der Bedeutung einzelner Wörter zu beantworten, meist Rollen, deren Abstraktionsgrad nicht dem von Wörtern der deutschen Sprache entspricht, oder versucht in einem übersteigerten Holismus die Bedeutung von Wörtern direkt als die Bedeutung im Leben einer Sprechergemeinschaft zu bestimmen. Eine genauere Betrachtung zeigt: Nur vor dem Hintergrund der Netzkonzeption sprachlicher Bedeutung kann man mit der Hilfe von Sprachspielen etwas über die Bedeutung von Wörtern und Sätzen erfahren. Richtig verstanden sind Sprachspiele Beispiele für sprachliche Verständigung. Was ihre Betrachtung zeigt, könnte man ohne diesen Begriff besser und weniger mißverständlich erklären, indem man einen Begriff einführt, der allein illokutionäre Rollen erfaßt und so der Tatsache gerecht wird, daß die Kompetenz, eine Sprache zu sprechen, mehr umfaßt, als Sätze mit der Kenntnis ihrer Bedeutung zu äußern. Unter systematischen Gesichtspunkten ist der Begriff des Sprachspiels überflüssig, als heuristisches Hilfsmittel ist sein Wert fragwürdig. Ebenso unbrauchbar und unnötig, und das zeige ich gegen Ende des Kapitels, ist der Begriff der Familienähnlichkeit.



# Kapitel 2

## Wittgensteins Bedeutungstheorie – eine systematische Darstellung

### 2.1 Leitfragen und Textbasis

Was ist die Bedeutung eines Satzes, was die eines Wortes? Wodurch ist die Bedeutung sprachlicher Zeichen bestimmt, und wodurch bekommen sie Bedeutung? Was bedeutet es, wenn jemand mit einer Äußerung oder einem Satz etwas meint? Wann versteht man einen Satz, und was unterscheidet den, der einen Satz versteht, von jemandem, der nur Laute hört? Wie stellen wir fest, was jemand mit einem sprachlichen Ausdruck meint? Wie ist es möglich, daß wir uns mit sprachlichen Ausdrücken auf die Welt beziehen?

Auf diese Fragen gibt Wittgenstein im TS 213, einem Hauptwerk aus dem unveröffentlichten Nachlaß, eine Antwort, die ich in einer systematischen Rekonstruktion vorstellen möchte.<sup>1</sup> Man findet in diesem Werk die wesentlichen Grundgedanken dieser

---

<sup>1</sup>Wie in Abschnitt 1.8 begründet, verwende ich aus didaktischen Gründen die Begriffe »*Theorie*« und »*Konzeption*« i.a. synonym in diesem Buch. Das gilt im übrigen ebenso für meinen Umgang mit konkurrierenden, von Wittgenstein kritisierten Positionen: Sie sind in gewisser Hinsicht konstruktive Theorien, und es ist auch nicht unüblich, sie als Theorien zu bezeichnen. Andererseits möchte ich durch den Gebrauch des Begriffs »*Konzeption*« daraufhinweisen, daß man sie nur mit gewissen *Einschränkungen* Theorien nennen kann, allerdings aus etwas anderen Gründen, als das bei Wittgensteins Theorie der Fall ist. So sind diese Theorien vor der Rekonstruktion nur in geringem Maß konsistent und elaboriert, und auch danach nicht wirklich problemlösend.

Der Einfachheit halber verwende ich die Begriffe »*Theorie*« und »*Konzeption*« auch dann, wenn eher Cluster von Theorien oder Konzeptionen gemeint sind, die einen gemeinsamen Kern haben, wie etwa im Fall der Gegenstandstheorie. Es ist im jeweiligen Zusammenhang ohnehin deutlich, worum es jeweils geht.

Konzeption. Die Fundierung der Sprache im Handeln der Sprecher ist im TS 213 bereits angelegt, im *Brown Book*, allerdings in einer etwas verfehlten Weise, explizit herausgearbeitet. Wittgenstein verwechselt die Tatsache, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen im Leben einer Sprechergemeinschaft fundiert ist, damit, daß sie auf die Rolle im Leben reduziert werden kann. Meine Darstellung der Konzeption ist insofern eine Rekonstruktion, als ich diese Verwechslung ebenso korrigiere und die ihr zugrunde liegende richtige Beobachtung in den systematischen Gedankenaufbau einarbeite wie die im TS 213 bereits angelegten Annahmen Wittgensteins, die ihn dazu bringen, der Betrachtung von Einzelfällen eine falsche Rolle einzuräumen und so die Bedeutung in unendlich viele Fälle zu fragmentieren und auf die Umstände der Äußerung zu relativieren. Typisch für dieses Vorgehen ist, daß Wittgenstein sich auf irrelevante Umstände der Erfüllungsbedingungen konzentriert, in denen sie sich im Einzelfall unterscheiden, und relevante Gemeinsamkeiten unterschlägt. So wie Wittgenstein im *Blauen Buch* vorführt, daß es die unterschiedlichsten Fälle dessen gibt, was man »nach dem Augenmaß schätzen« nennt (*Blaues Buch*, p. 29), könnte man ebenso zeigen, daß das Wort »Meter« die unterschiedlichsten Bedeutungen hat, weil man die Länge eines Gegenstandes im Sitzen, Knien, Stehen mit den unterschiedlichsten Mitteln messen kann.

Dieses rekonstruktive Vorgehen ist notwendig und legitim, weil die Annahme der Fragmentierung der Bedeutung mit zentralen Überlegungen Wittgensteins, die sich als tragfähiger erweisen, unvereinbar ist. Die Bedeutung kann nicht artikuliert geregelt und in eine unendliche Menge von Fällen fragmentiert sein. Man wird dem Ertrag vieler Beispiele Wittgensteins besser gerecht, wenn man verschiedene Ebenen sprachlicher Bedeutung unterscheidet, obwohl er das nicht explizit tut. Ich trage damit der Tatsache Rechnung, daß Wittgenstein faktisch in seinen Untersuchungen meist zwischen illokutionären Rollen, irrelevanten Aspekten einer Äußerungssituation und den für die Bedeutung des geäußerten Satzes relevanten und den irrelevanten Aspekten der Erfüllungsbedingungen unterscheidet. Die Fehler, die ihn zur Annahme der Fragmentierung der Bedeutung führen, bestehen meist nicht darin, daß er für die Erfüllungsbedingungen eines Satzes vollkommen irrelevante Merkmale berücksichtigt, sondern daß er eine Menge von Details auf der falschen Abstraktionsebene beschreibt und so fälschlicherweise eine unendliche Vielfalt suggeriert. Er verfügt also offensichtlich über einen impliziten Begriff einer Satzbedeutung, obwohl er das nicht explizit macht und sich teilweise später in den *PU* so äußert, als sei die Annahme von Satzbedeutungen bereits der Ausdruck einer unzulässigen Verallgemeinerung (vgl. etwa *PU*, 23). Tatsächlich gilt: Wenn die Sprache geregelt ist, kann die Bedeutung von Sätzen nicht auf unendlich viele Fälle der Äußerung dieser Sätze relativiert sein. Ich zeige im Detail, wie Wittgenstein diese Annahme damit verwechselt, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen in mehrfacher Weise implizit und verschwommen ist. Zum Schluß der konstruktiven Darstellung skizziere ich die für seine Konzeption wesentlichen Begriffe und Gedanken und zeige, inwiefern die relevanten Koordinaten seiner Konzeption von den Fehlern nicht betroffen sind und warum er sich zur Fragmentierung der Bedeutung veranlaßt sieht.



Offensichtlich kann man auf die gestellten Fragen kaum voneinander unabhängige Antworten geben. Sie werden vielmehr zusammenhängen, und es wird insbesondere eine Rolle spielen, welche Fragestellung man als primär ansieht. Ich möchte zuerst eine kurze Übersicht darüber geben, wie Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung konstruiert ist, und diese dann ausführen. Betrachten wir dafür zunächst einmal, in welcher Weise er die folgenden Fragen bzw. die Antworten darauf in eine systematische Verbindung bringt:

- (1) Worin besteht die Bedeutung eines Satzes in einer Sprache wie der deutschen?
- (2) Worin besteht die Bedeutung eines Wortes?
- (3) Was heißt es, einen Satz in einer Sprache zu verstehen bzw. mit ihm etwas zu meinen?
- (4) Was bedeutet es, eine Äußerung in einer Sprache zu verstehen bzw. mit einer Äußerung in einer Sprache etwas zu meinen?

## 2.2 Die Lösungsstrategie Wittgensteins

Wittgenstein geht von der Satzbedeutung aus. Er betrachtet die Frage nach der Satzbedeutung als logisch primär, konzipiert die Bedeutung eines Satzes als seine Rolle in der Sprache und dann die Bedeutung von Wörtern als deren Beitrag zum Sinn von Sätzen. Die Fähigkeit, mit einem Satz in einer Sprache etwas zu meinen bzw. ihn zu verstehen, ist die Kompetenz, diesen Satz in der Bedeutung zu gebrauchen, die er in der Sprache hat, zu der er gehört. Wichtig ist dabei, daß Wittgenstein die Frage, was es heißt, einen Satz zu verstehen, durchgängig gleich behandelt wie die Frage, was es heißt, mit einem Satz etwas zu meinen: Man kann mit einem Satz »*p*« einer Sprache *S* genau dann etwas meinen bzw. ihn verstehen, wenn man ihn entsprechend seiner Bedeutung in der Sprache gebrauchen kann. Die Rolle eines Satzes ist in der deutschen Sprache durch Erklärungen bestimmt, die ihm in einem Netz von anderen Sätzen und Erfüllungsbedingungen einen systematischen Platz zuweisen. Insofern die Bedeutung eines Satzes durch Verbindungen zu anderen Sätzen bestimmt ist, ist sie holistisch. Entsprechend hat auch das Verstehen einen holistischen Charakter: Einen Satz einer Sprache zu verstehen heißt immer, eine große Anzahl von Sätzen dieser Sprache zu verstehen. Oder anders ausgedrückt: Nur *einen* Satz einer Sprache gebrauchen zu können würde nicht bedeuten, ihn zu verstehen. Ihn zu verstehen bedeutet, seine systematischen Verbindungen zu anderen Sätzen zu kennen.<sup>2</sup> Damit ist der ent-

---

<sup>2</sup>Während ich es für verständlich halte, davon zu sprechen, daß die Sätze der Sprache in einem Netz durch Inferenzen qua Bedeutung miteinander verbunden sind und sprachliche Bedeutung deswegen holistisch ist, halte ich die folgende Formulierung des Holismus für problematisch: »... the doctrine that only whole languages or whole theories or whole belief systems *really* have meanings, so that the meanings of smaller units – words, sentences, hypotheses, predictions, discourses, dialogues, texts, thoughts and the like – are merely derivative.« (Fodor und Lepore 1992, p. x) Wer in meinem Sinne Holist ist, der ist nicht darauf festgelegt zu sagen, daß Worte und Sätze nur in einem abgeleiteten Sinne Bedeutung haben. Darüber hinaus zeigen Wittgensteins Argumente nur, wie die Bedeutung von Worten und Sätzen in einer Sprache wie der

scheidende Begriff gefallen, über den man am klarsten Wittgensteins Bedeutungskonzeption entwickeln kann: der Begriff des Gebrauchs in der Sprache. Verwendet man ihn, so erhält die gerade gegebene Skizze folgende Formulierung:

Die Bedeutung eines Wortes ist sein geregelter Gebrauch im Satz, der Sinn eines Satzes sein geregelter Gebrauch in der Sprache. Mit einem Satz einer Sprache etwas zu meinen oder ihn zu verstehen bedeutet, den Satz nach den Regeln der Sprache gebrauchen zu können.<sup>3</sup> Mit einer Äußerung etwas zu meinen bedeutet, einen Satz einer Sprache in einer darin etablierten illokutionären Rolle zu gebrauchen, etwa als Behauptung, Annahme, Vermutung, als Teil einer fiktiven Geschichte oder als Beleidigung. Die Antworten auf Frage 3 und 4 (s. oben) hält Wittgenstein dabei nicht hinreichend auseinander, insofern er die Unterscheidung zwischen Satz- und Äußerungsbedeutung nicht explizit thematisiert.<sup>4</sup> Dennoch kann man in seinen Ausführungen de facto zwischen der Beschreibung von zwei Ebenen des Gebrauchs differenzieren, obwohl er selbst das nicht explizit tut. Zwar greift er im Zuge der Rhetorik der Fragmentierung der Bedeutung manchmal daneben und konzentriert sich auf für die Bedeutung eines geäußerten Satzes irrelevante Merkmale der Äußerungssituation oder Erfüllungsbedingungen. Im allgemeinen jedoch sind seine Untersuchungen deswegen überzeugend, weil er bei seinem Vorgehen die Unterscheidung zwischen Satz- und Äußerungsbedeutung trotz seiner gegenteiligen Rhetorik berücksichtigt. Seine Probleme mit dieser Unterscheidung resultieren vermutlich daher, daß Wittgenstein die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke von ihrer Rolle in der menschlichen Verständigung her konzipiert. Und dort in actu kommen beide Ebenen des Gebrauchs gleichzeitig vor: Die Äußerung eines Satzes in einer alltäglichen Verständigung zu verstehen bedeutet zu verstehen, welche Satzbedeutung und welche illokutionäre Rolle er hat.

---

deutschen konzipiert werden muß. Insbesondere folgt aus ihnen nicht, daß keine Bedeutungsinself denkbar sind. Vielmehr scheinen Ein-Situations-Sprachspiele von solcher Art zu sein.

<sup>3</sup>Einige Autoren mißverstehen den Zusammenhang zwischen Bedeutung und Gebrauch. So fordert Pitcher, der Philosoph solle sich mit dem Gebrauch von Worten und nicht mit ihrer Bedeutung beschäftigen (Pitcher 1964, p. 253), Hintikka und Hintikka sprechen von der »eingebürgerten Interpretation«, derzufolge Wittgenstein keine Fragen zur Bedeutung stellt, sondern den Gebrauch untersucht, (Hintikka und Hintikka 1996, p. 279), was eine verfehlt Wiedergabe der Literatur ist.

<sup>4</sup>V. Savigny stellt mit Bezug auf die bei Wittgenstein oft nicht überzeugend vollzogene Trennung von Satz- und Äußerungsbedeutung fest, daß dieser »mit der Unterscheidung nie zu Rande gekommen« ist (v. Savigny 1996, p. 65). Ganz anders Baker und Hacker. Sie übersehen in ihrer Deutung von *PU*, 23 den Fehler, der darin liegt, daß Wittgenstein auf die Frage danach, wieviele unterschiedliche Arten von Sätzen es gibt, antwortet, indem er verschiedene illokutionäre Rollen aufzählt (*KBH1*, p. 157), obwohl Strawson bereits 1954 in seiner Rezension der *PU* darauf hingewiesen hat (Strawson 1954, p. 72). Tatsächlich erwartet Wittgenstein teilweise von der Kenntnis der Satzbedeutung, daß sie es bereits ermöglichen müßte, die Äußerung als Äußerung zu verstehen, verwischt teilweise die Unterscheidung zwischen den Umständen der Äußerung und den Erfüllungsbedingungen eines Satzes und drückt sich, besonders in den *PU* teilweise so aus, als ob es nur Äußerungsbedeutungen gebe. Im ganzen infiziert diese Auffassung sein Vorgehen bei Untersuchungen der Bedeutung spezieller Worte und Sätze nicht. Ohne eine implizite Konzeption einer wirklichen Satzbedeutung wäre es ihm nicht möglich, im allgemeinen kontingente Merkmale einer konkreten Äußerung von Merkmalen, die der Satz- oder Wortbedeutung geschuldet sind, zu unterscheiden, was er meist mit sicherer Hand tut.

So muß man, um die Äußerung des Satzes »Schau, dieser Hund dort!« zu verstehen, wissen, was der Satz bedeutet und ob die Äußerung als Warnung, anerkennender Hinweis eines Hundespezialisten oder als belanglose Äußerung, um eine Gesprächspause zu überbrücken, gemeint ist. Dennoch, ebenso wie es sinnvoll ist, bei einem raumzeitlichen Gegenstand Länge und Breite auseinanderzuhalten, obwohl er in der Tat immer eine bestimmte Länge und Breite hat, ist es sinnvoll, Satzbedeutung und illokutionäre Rolle zu unterscheiden, obwohl beide Abstraktionen aus Äußerungen sind, die wir in der alltäglichen Verständigung vorfinden. Der Satz »Das ist ein Haus« hat eine Bedeutung unabhängig davon, in welcher illokutionären Rolle er im jeweiligen Zusammenhang einer Äußerung gebraucht wird.

Im TS 213 geht es nur an wenigen Stellen um illokutionäre Rollen. Wittgenstein widmet sich vor allem der Frage nach der Bedeutung von Sätzen und Wörtern und was es bedeutet, sie zu verstehen bzw. mit ihnen etwas zu meinen. Die Satzbedeutung als primär gegenüber der Wortbedeutung anzunehmen hält er insofern durch, als er Fragen nach der Bedeutung einzelner Wörter beantwortet, indem er den Gebrauch der Wörter im Satz vorführt.<sup>5</sup> Es ist also für Wittgenstein trotz seiner Anerkennung des Kontextprinzips sinnvoll, nach der Bedeutung einzelner Wörter zu fragen und sie zu erklären. Der Primat des Satzes bedeutet, daß Sätze in der Verständigung primär sind und sich unsere Gebrauchskompetenz zunächst einmal auf Sätze bezieht. Es bedeutet aber auch, daß die Satzbedeutung primär gegenüber dem ist, was man mit einem Satz meinen kann: Wenn wir in einer Sprache, die wir beherrschen, einen Satz äußern, so gebrauchen wir ihn im allgemeinen in der Bedeutung, die er in dieser Sprache bereits hat. Was ein Satz bedeutet, hängt von den Regeln ab, die seine Bedeutung in der Sprache bestimmen.

### 2.2.1 Der Regelbegriff

Der Regelbegriff gibt dem Gebrauch eine normative Komponente: Zwar basiert der geregelte Gebrauch auf einem faktischen Gebrauch, er ist allerdings in einer Hinsicht mehr als das. So gilt: Aus dem Satz »Das ist ein Auto« qua Bedeutung zu folgern »Das ist ein raumzeitlicher Gegenstand« ist mehr, als einfach von der Äußerung des einen zu der des anderen Satzes überzugehen. Man ist zu diesem Schluß qua Satzbedeutung *berechtigt*, wenn er nach den Regeln der Sprache korrekt ist. Der Zusammenhang zwischen faktischem Verhalten der Sprecher und dem normativen Aspekt ist kompliziert, und Wittgenstein sagt wenig Detailliertes dazu. Die Richtung, in die er gehen möchte, ist allerdings deutlich. Seine Meinung dazu läßt sich aus den wenigen Äußerungen, die man zu dieser Unterscheidung im TS 213 findet, so rekonstruieren: Was korrekt ist, basiert im allgemeinen darauf, was die meisten Sprecher *de facto* tun.

---

<sup>5</sup>Das gilt in der Regel auch dann, wenn Wittgenstein einzelne Fälle des Gebrauchs eines Wortes betrachtet. Problematischer ist, wie ich später zeigen werde, seine Behandlung von Ein-Wort-Äußerungen. Auch sie lassen sich allerdings so lesen, daß sie der Annahme, daß die Satzbedeutung primär ist, nicht widersprechen.

Dennoch bedeutet die Tatsache, daß die Sprecher bestimmten Regeln folgen, mehr, als daß sie sich nur regelmäßig verhalten. Wittgenstein hat Schwierigkeiten, diesen Unterschied genau zu bestimmen. Am nächsten kommt er der Sache mit der Feststellung, die Sprecher verhielten sich, also ob sie sich geeinigt hätten, obwohl tatsächlich keine Einigung stattgefunden hat, und mit der Bemerkung, man fühle sich in gewisser Weise verpflichtet, sich so und nicht anders zu verhalten, wenn für einen Sachverhalt eine Regel gelte, sich auf eine bestimmte Weise zu verhalten.<sup>6</sup> Was Wittgenstein mit diesen nicht völlig geglückten Formulierungen zu beschreiben versucht, wird am besten durch den Begriff des impliziten Regelfolgens getroffen, wie ich später zeige.

Nur insofern eine Regel gilt, kann man korrektes und unkorrektes Verhalten voneinander unterscheiden. Sprachliche Bedeutung ist also nicht durch einen beliebigen, sondern durch einen geregelten Gebrauch festgelegt. Dabei kann und muß man den geregelten Gebrauch aus zwei Perspektiven, der der Sprechergemeinschaft und der des einzelnen Sprechers, betrachten und so eine Unterscheidung treffen, die Wittgenstein nicht deutlich herausarbeitet. In der Art, wie die Sprecher ein Wort oder einen Satz gebrauchen, sind sie nicht an bestimmte Regeln gebunden, vielmehr schaffen sie die Regeln, die die Bedeutung konstituieren, erst dadurch, daß sie Wörter und Sätze in bestimmter Weise gebrauchen. Wittgenstein spricht davon, daß die Regeln willkürlich oder autonom sind. Aus der Perspektive des einzelnen sieht die Angelegenheit anders aus: Der einzelne Sprecher findet eine Sprache mit festen Bedeutungen ebenso vor, wie er auf bestimmte gesellschaftliche Strukturen trifft. Er nimmt, wenn er spricht, an einem durch bereits bestehende Regeln bestimmten Verhalten teil. Dabei entsteht das Problem, wie es funktionieren kann, daß aus einer Perspektive die Sprechergemeinschaft, die aus nicht mehr als den einzelnen Sprechern besteht, die Sprache schafft, während der einzelne der Sprache als einem bereits existierenden System gegenübertritt. Wie, so fragt man sich, kann der einzelne als Teil der Sprechergemeinschaft die Regeln zusammen mit den anderen Sprechern schaffen, während er aus einer anderen Perspektive der Sprache als einer bereits bestehenden Struktur gegenübertritt.

Dieses Problem tritt bei allen sozialen Konventionen auf und ist zudem primär kein philosophisches Problem. Dennoch sollte man einige Worte dazu sagen, auf welche Art man es lösen kann. Zunächst muß man einige Fragen auseinanderhalten:

- (1) Was bedeutet es, daß in einer Gemeinschaft eine Regel gilt?
- (2) Wie gelingt es, in einer Gemeinschaft ein geregeltes Verhalten zu etablieren?
- (3) Wie schafft es ein einzelner, sich an bestehende Regeln zu halten?
- (4) Wie veranlaßt eine Regel den einzelnen, sie zu befolgen?

Wenn man etwas als eine Sprache bezeichnet, dann bedeutet das, es als ein System mit Regeln zu betrachten, die bereits bestehen. Man setzt dabei voraus, daß dieses geregelte Verhalten auf irgendeine Weise entstanden ist und daß die einzelnen Sprecher es schaffen, die Regeln zu befolgen. Die Antwort auf Frage 2 wird darauf Bezug

---

<sup>6</sup>Im *Brown Book* bietet er eine überzeugende kontrafaktische Bestimmung davon an, was es bedeutet, einen zusammengesetzten Ausdruck zu verstehen, dessen Bedeutung durch eine Regel bestimmt ist. Diese verwirft er dann wieder, allerdings aus nicht überzeugenden Gründen (vgl. unten Abschnitt 8.2.7.3).

nehmen, in welcher Weise bzw. nach welchen Mechanismen bestimmte Selbstorganisationsprozesse von Organismen ablaufen. Frage 3 zu beantworten bedeutet, kognitive Fähigkeiten von Organismen anzugeben, die es ihnen ermöglichen, ihr Verhalten zu kontrollieren und dem einer Gruppe anzupassen. Beides sind offensichtlich empirische Fragen, und sie zu beantworten ist keine Aufgabe der Philosophie. Sie gibt keine Auskunft darüber, wie die Sprecher es fertigbringen, Regeln zu etablieren und einmal bestehenden Regeln zu folgen. Wer Frage 4 stellt, hat etwas Grundlegendes mißverstanden. Man darf sich eine Regel nicht als eine Instanz vorstellen, die in irgendeiner Weise die Sprecher veranlaßt, ihr zu folgen. Daß eine bestimmte Regel gilt, *bedeutet*, daß die Sprecher sich geregelt verhalten, und so kann die Regel nicht die Ursache für das geregelte Verhalten sein. Die Frage, worin es besteht, daß bestimmte Regeln gelten, ist allerdings keine empirische Fragestellung. Sie zu beantworten ist eine Aufgabe der Philosophie, und aus diesem Grund verwendet Wittgenstein in den *PU* (vgl. etwa *PU*, 53, 54, 81–88, 138–242 sowie die sich daran anschließende Diskussion über die Möglichkeit einer privaten Sprache) so viel Mühe darauf zu klären, was es bedeutet, einer Regel zu folgen. Es ist allerdings wichtig festzuhalten, daß Frage 1 die einzige der aufgelisteten Fragen ist, auf die die Philosophie eine Antwort geben kann.<sup>7</sup>

Wenn bestimmte Regeln in einer Gemeinschaft bestehen, hat das Verhalten des einzelnen eine doppelte Funktion. Indem er einer bestehenden Regel folgt, klinkt er sich, als einzelner betrachtet, in ein bereits unabhängig von ihm bestehendes System ein. Andererseits ist sein Verhalten aus einer anderen Perspektive regelbestätigend bzw. regelschaffend: Nur weil genügend Mitglieder der Gesellschaft der Regel folgen, gilt die Regel. Wenn sie sich anders verhielten, also untereinander ein anderes Verhalten als verbindlich betrachteten, dann würde eine andere Regel gelten.<sup>8</sup> Vor dem Hintergrund einer Regel, die in einer Gemeinschaft gilt, ist das Verhalten des einzelnen also regel folgend und regelbestätigend.

---

<sup>7</sup>Verschiedenen Autoren unterlaufen Fehler bei der Rekonstruktion des Regelbegriffs. Hintikka und Hintikka hypostasieren die Regeln der Sprache und trennen sie in verfehelter Weise von der Sprache, weswegen sie zu der falschen Annahme kommen, Regeln seien für Wittgenstein die Vermittlungsinstanz zwischen Sprache und Welt. (Hintikka und Hintikka 1996, p. 245) Ein anderes Mißverständnis findet sich bei Pole, der regelgeleitete Praktiken und Regeln unterscheidet (Pole 1958, p. 61), was falsch ist.

Keine gute Grundlage sehe ich in diesem Zusammenhang für die Unterscheidung zwischen Anwendungs- und Erklärungsregeln, die man bei Baker und Hacker findet (*KBH1*, 281).

<sup>8</sup>Aus diesem Grund ist die Behauptung von Baker und Hacker mit Vorsicht zu behandeln, die Regel bestimme, was korrekt ist, und nicht das Verhalten der Mehrheit (*KBH2*, p. 172). Diese Behauptung ist, auf den Einzelfall bezogen, ein richtiger begrifflicher Hinweis. Sie darf allerdings nicht verallgemeinert werden. Was als Regel gilt, wird durch das Verhalten der Mehrheit der Sprechergemeinschaft konstituiert. Allerdings muß man in diesem Zusammenhang auf einige spezifische Probleme achten: Entscheidend ist nicht, daß sich die Mehrheit der Sprecher regelkonform verhält, sondern daß sie bei Fehlverhalten Korrekturen anerkennt. Wie groß die Mehrheit sein muß, damit man sagen kann, daß eine Regel gilt, ist eine weitere schwierige Frage. Insofern die Sprecher durch ihr Verhalten bestimmte allgemeine Regeln anerkennen, wie etwa den Satz des ausgeschlossenen Dritten, gelten diese unabhängig davon, ob sich eine Mehrheit der Sprecher in Einzelfällen anders verhält.

## 2.2.2 Intersubjektive Bedeutung als Ausgangspunkt

Daß der einzelne in der Sprachgemeinschaft deren Regeln folgt, bedeutet: Wir können Sprecheräußerungen in einer Sprache homophon interpretieren. Und das gelingt aus folgendem Grund: Ein Sprecher gebraucht einen Satz, wenn er ihn äußert, normalerweise nicht willkürlich, indem er nach Belieben einer bestimmten Lautfolge eine Bedeutung, bzw. dem, was er meint, nach Belieben Laute zuordnet. So wird er in der deutschen Sprache üblicherweise nicht den Satz »Dort steht ein Auto« verwenden, um damit »Ich esse gern Eiscreme« zu meinen. Das ist aus der Perspektive des einzelnen Sprechers einer Sprache überzeugend: Wenn ich sagen möchte, daß dort ein Haus steht, und dafür die deutsche Sprache verwende, so werde ich, wenn ich verstanden werden möchte, üblicherweise die Worte äußern: »Dort steht ein Haus«. Mit diesem Satz kann ich aufgrund seiner Bedeutung in der deutschen Sprache sagen, was ich ausdrücken möchte. Es gilt: Ich finde als einzelner die Sprache vor und schaffe sie nicht. In diesem Zusammenhang liegt allerdings ein Mißverständnis nahe: Der gerade beschriebene Sachverhalt soll nicht bedeuten, daß ich bewußt der Äußerung eine bestimmte Bedeutung zuordne, sondern mir sind als Sprecher einer Sprache deren Konventionen so vertraut, ich lebe so in ihnen, daß ich nichts weiter tue als den jeweiligen Satz auszusprechen. Ich gebrauche, wie es Wittgenstein sagt, die Sätze automatisch in ihrer Bedeutung in der Sprache. Betrachten wir jetzt noch einmal an einem konkreten Beispiel, worin die beiden unterschiedlichen Perspektiven bestehen: Wenn ich mit der Äußerung eines Satzes in der deutschen Sprache sagen will, daß Sommer ist, verwende ich dazu den Satz »Es ist Sommer«, weil er diese Bedeutung hat. Daß er diese Bedeutung hat, liegt daran, daß es in der Sprechergemeinschaft als korrekt gilt, mit diesem Satz zu sagen, daß es Sommer ist. Als Deutscher folge ich der Regel, das Wort »Sommer« in der Bedeutung »Sommer« zu gebrauchen, weil ich weiß, daß andere Sprecher dieser Sprache das Wort ebenso verstehen und mit ihm dasselbe meinen.<sup>9</sup> Und hier liegt tatsächlich ein Kausalzusammenhang vor: Mein Wissen, daß andere derselben Regel folgen, veranlaßt auch mich, dieser Regel zu folgen. Aus einer anderen Perspektive betrachtet hat mein Verhalten wie das der anderen einzelnen Sprecher eine regelbestätigende bzw. regelschaffende Funktion: Wenn es in der Gemeinschaft genügend einzelne gäbe, die einen Satz anders verwenden würden, dann hätte er eine andere Bedeutung. Wenn ein Satz in einer Sprache eine bestimmte Bedeutung hat, so heißt das, daß unter den Sprechern Einigkeit über seinen Gebrauch besteht. Es gilt:

(M) Das Wort »Haus« bedeutet »Gebäude«, insofern der überwiegende Teil der Sprecher mit dem Wort »Haus« Gebäude meint.

Ich habe hier absichtlich eine etwas andere Formulierung gewählt als bisher, um auf ein naheliegendes Mißverständnis aufmerksam zu machen. So wie ich Annahme (M) formuliert habe, liegt folgende Lesart nahe:

---

<sup>9</sup>Dieses Wissen ist allerdings implizit. Ich denke, während ich spreche, nicht daran, es sei denn, ich habe es in einer Situation mit Personen zu tun, mit denen ich, um verstanden zu werden, in jeweils unterschiedlichen Sprachen sprechen muß.

(V-M) Nur wenn genügend Sprecher der Sprachgemeinschaft dem Wort »Haus« die vorsprachlich gemeinte Bedeutung »Haus« zuordnen, mit dem Wort »Haus« also Gebäude meinen, bedeutet das Wort »Haus«, was es in der deutschen Sprache bedeutet.

Annahme (M) ist vielmehr im Sinne der Gebrauchsthese zu lesen:

(MG) Das Wort »Haus« bedeutet »Gebäude«, insofern der überwiegende Teil der Sprecher das Wort entsprechend gebraucht.

So haben Worte in einer Sprache eine feste Bedeutung, weil ein hinreichend großer Teil der Sprecher mit ihnen dasselbe meint. Das bedeutet allerdings nur, daß die Sprecher sie in einer bestimmten Art gebrauchen. Weil sie das tun, kann man sie homophon interpretieren, und es gilt im allgemeinen:

(MM) Ein Sprecher meint, was er sagt.

Oder etwas ausführlicher:

Ein Sprecher meint mit einem Satz einer Sprache, was der Satz in der Sprache bedeutet, zu der er gehört.

Wir ordnen also einem Satz, wenn wir ihn äußern, nicht willkürlich eine Bedeutung zu, sondern richten uns dabei nach dem korrekten Gebrauch des Satzes in der Sprache, zu der er gehört. Mit dieser Formulierung vom Gebrauch in der Sprache ist allerdings weniger gewonnen, als man auf den ersten Blick annehmen möchte.<sup>10</sup> Zunächst ist kein beliebiger Gebrauch, sondern der geregelte Gebrauch in der Sprache gemeint. Das Problem der Satzbedeutung wird also nur verschoben in die Frage, was die Sprache ist. Zum ändern ist zu klären, welche Umstände des Gebrauchs für die Bedeutung relevant sind. Ebenso wenig hilfreich wie der pauschale Hinweis auf den Gebrauch als Erklärung der Bedeutung ist die Auskunft, eine Sprache zu sprechen sei eine Praxis. Denn diese Feststellung zieht sofort die Frage nach sich, mit welcher Praxis man es zu tun hat. Fahrradfahren, ein Musikstück vorspielen oder sich auf einer Party zu rechtfinden zu können, all das sind praktische Fähigkeiten, und der Hinweis auf sie ist erst dann wirklich informativ, wenn man weiß, worauf sie sich im Detail beziehen. Die Auskunft, daß die Kenntnis der Bedeutung eines Satzes die Kompetenz ist, ihn in der Sprache, zu der er gehört, gebrauchen zu können, zieht folgende Fragen nach sich: Man muß klären, worin die Bedeutung eines Satzes genauer besteht, was der Gebrauch nach den Regeln der Sprache ist, worin die Regeln bestehen, inwiefern die Sprecher sie kennen und welche Rolle sie in der Verständigung spielen.

Wenn wir die Bedeutung eines Satzes wissen wollen, so sind dafür offensichtlich nur bestimmte Aspekte des Gebrauchs wichtig. Sie beschreiben wir, wenn wir die Bedeutung eines Satzes erklären wollen. Die Rolle eines Satzes in einer Sprache wie der deutschen ist dabei durch dessen Relationen zu anderen Sätzen und zu Tatsachen bestimmt. So ist die Rolle eines Aussagesatzes durch seinen Platz in einem Netz von Folgerungen und Begründungen festgelegt. Um etwa die Rolle eines Befehls durch

---

<sup>10</sup>Darauf weist Austin (Austin 1975, p. 99–101) hin: Die Auskunft, die Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken sei ihr Gebrauch, ist uninformativ, wenn der Gebrauch nicht näher charakterisiert wird.

seine Relation zu anderen Sätzen zu bestimmen, braucht man eine Art erweiterten Folgerungsbegriff. Denn die Sätze »Müller, holen Sie die Milch« und »Müller holt die Milch« stehen nicht in einem logischen Folgerungszusammenhang, und dennoch ist es wünschenswert, die Relation zwischen beiden Sätzen als bedeutungskonstitutiv beschreiben zu können. Was den Zusammenhang zwischen Sätzen und Tatsachen angeht, so ist die Rolle von Aussagesätzen durch Relationen zu Tatsachen, die sie wahr machen, festgelegt. Bei Befehlen ist die Bedeutung durch Relationen zu Tatsachen bestimmt, die als Befolgung zählen. Das Entsprechende gilt für Sätze, die eine Erwartung beschreiben. Ich möchte solche Tatsachen als Erfüllungsbedingungen bezeichnen. Für die Beschreibung der Rolle eines Satzes in der Sprache sind beide Arten von Relationen wichtig. Die zu den Tatsachen ist offensichtlich notwendig, weil man sonst nur eine Syntax hätte. Die zu anderen Sätzen braucht man, weil lediglich auf diese Art so spezifische Erfüllungsbedingungen bestimmt werden können, wie sie Sätze der deutschen Sprache haben. Für Wittgenstein gehört es zudem zur Bedeutung eines Satzes, in welcher Weise das durch ihn Ausgedrückte artikuliert ist. So bedeutet der Befehl »Holen Sie mir bitte jetzt die Milch aus der Küche!« etwas anderes als der Befehl »Hip!«, dessen Äußerung in einer einfacheren Sprache als der deutschen qua Konvention zu demselben Ergebnis führen könnte. Der Unterschied ist folgender: Es gehört zum Sinn des Satzes der deutschen Sprache, in welcher Weise er aus einzelnen Wörtern aufgebaut ist und wie man seinen Sinn dadurch verändern kann, daß man einzelne Wörter austauscht. So ist in dem gerade betrachteten Beispiel gemeint, die Milch zu holen, statt sie wegzubringen, es geht um Milch und nicht um Kuchen oder Limonade, der Befehl soll unmittelbar nach seiner Äußerung und nicht erst später ausgeführt werden. Es sind also eine große Zahl von Bedeutungsmodifikationen durch Austausch einzelner Wörter möglich, ich möchte von Bedeutungskontrasten sprechen, die in der Struktur des Satzes deutlich werden. Die semantische Struktur eines Satzes zu seiner Bedeutung zu rechnen ist zudem durch folgende Überlegung gerechtfertigt: Wenn die Bedeutung eines Satzes in seinem Gebrauch besteht, dann besteht die Kenntnis der Bedeutung, also das Verstehen des Satzes, in der Kenntnis des Gebrauchs. Einen Satz zu verstehen heißt, die möglichen Bedeutungskontraste zu kennen. Wer nur den Satz »Holen Sie die Milch!« und nicht auch den Satz »Holen Sie das Brot!« verstehen würde, wenn er weiß, was das Wort »Brot« bedeutet, der würde auch den zuerst genannten Satz nicht vollständig verstehen. Wenn wir vom Verstehen auf die Bedeutung rückrechnen, dann wird deutlich: Die möglichen Bedeutungskontraste, also die Art, wie ein Satz artikuliert bzw. strukturiert ist, gehören mit zur Bedeutung.

### **2.2.3 Erklärung der Bedeutung und Gebrauch in der Sprache**

Die Verbindung zwischen den Sätzen und ihren jeweiligen Erfüllungsbedingungen ist nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, durch Interpretation bzw. Bedeutungserklärung hergestellt. Diese Sicht der Dinge könnte beispielsweise durch die Betrachtung formaler Kalküle, deren Zeichen eine Semantik durch Interpretation bekommen,



nahegelegt werden. Wenn wir einen Satz durch einen Satz einer Metasprache interpretieren, geben wir ihm nur dann eine Bedeutung, wenn der Satz, der ihm die Bedeutung zuordnet, bereits eine Bedeutung hat. So wird dessen Bezug zu Erfüllungsbedingungen vorausgesetzt, und auf diese Weise wird das Problem offensichtlich lediglich verschoben. Die Vermutung, man könne bestimmten einfachen Sätzen durch eine hinweisende Geste auf ihre Erfüllungsbedingungen eine Interpretation geben, ist falsch. Das gelingt nicht einmal für einzelne Wörter. Die Äußerung eines Wortes kann zusammen mit einer hinweisenden Geste nur dann eine Bedeutung festlegen, wenn das vor dem Hintergrund einer funktionierenden Sprache geschieht, in der das Wort bereits einen Platz hat, der bestimmt, welche Art Gegenstand oder Eigenschaft eine hinweisende Geste bezeichnet. Andernfalls wäre die hinweisende Definition nicht nur undeutlich, ohne den Hintergrund sprachlicher Praxis hätte man es gar nicht mit einer hinweisenden Definition zu tun, sondern nur mit dem Ausstoßen eines Lautes und dem Heben des Armes.

Die Bedeutung von Wörtern und Sätzen wird durch verbale oder hinweisende Erklärungen beschrieben, sie bekommen ihre Bedeutung nicht durch solche Erklärungen. Wittgenstein erkennt sehr klar, daß Bedeutungserklärungen auf einer Sprache aufbauen bzw., wie er es ausdrückt, von Teilen einer Sprache in andere oder von einer Sprache in eine andere führen. Allerdings gibt es, wie ich später zeigen werde, bei ihm Gedankengänge, in denen er diese Erkenntnis selbst zu vergessen scheint. Überhaupt bedarf die Klärung des Zusammenhangs zwischen Bedeutungserklärungen und Gebrauch in der Sprache im TS 213 eines gehörigen Ausmaßes an systematischer Rekonstruktion. Wittgenstein selbst gelingt es nicht, diesen Zusammenhang so explizit zu machen, wie ich ihn oben dargestellt habe. Er läßt sich allerdings aus der Gesamtstruktur der Bedeutungskonzeption und seinen konkreten Beispielen erschließen. Wie sich die Gebrauchskonzeption der Bedeutung von der Annahme unterscheidet, Erklärungen schafften die Bedeutung, indem sie eine Relation zwischen Sätzen und Tatsachen herstellten, macht das folgende Beispiel deutlich:

Der Satz »Bringe das Buch in Küche« hat nicht eine bestimmte Rolle in der Sprache, weil er eine bestimmte Bedeutung hat, die in einer einfachen Relation zu einem Buch, einer Küche und einer Handlung besteht, die durch Erklärungen hergestellt werden.

Wittgenstein zählt die Sache vom anderen Ende her auf:

Die Bedeutung des Satzes »Bringe das Buch in die Küche« besteht unter anderem darin, daß der Sprecher mit seiner Äußerung den Angesprochenen, je nach sozialem Kontext, mehr oder weniger stark zu der durch den Inhalt des Satzes bestimmten Handlung auffordert.

Dies ist offensichtlich nur ein sehr mageres Beispiel, insofern es nur eine notwendige Bedingung dafür nennt, daß ein Satz die Bedeutung »Bringe das Buch in die Küche« hat.<sup>11</sup> Es fehlt der Hinweis auf die Querverbindungen zu anderen Sätzen, die

---

<sup>11</sup>Später in den Ein-Situations-Sprachspielen wird Wittgenstein ähnlich magere Bedeutungen bestimmen.

in der Struktur des Satzes liegen. Die Art, wie sich Bedeutung konstituiert, dürfte so dennoch deutlich werden. Sie entsteht dadurch und besteht darin, daß Menschen in geregelter Weise Laute eines bestimmten Typs bzw. Zeichen einer bestimmten Form in bestimmten Kontexten geregelt gebrauchen. So kann man zwar die Bedeutung des Satzes »Hühner haben Flügel« durch die Relation zu der Tatsache, daß Hühner Flügel haben, *erklären*, indem man sagt: Der Satz »Hühner haben Flügel« bedeutet, daß Hühner Flügel haben. Einem Satz eine Bedeutung zuzuschreiben bedeutet aber nicht, ihn in eine einfache Relation zu einem Gegenstand, der Satzbedeutung, zu setzen, die ihn dann ihrerseits zu einer Tatsache in Beziehung bringt, sondern ihm einen Platz in einem komplizierten Geflecht von Handlungen zuzuordnen, eine Rolle in einer Sprache. So kann man die Bedeutung eines Satzes durch seine Erfüllungsbedingungen beschreiben, man muß das allerdings immer als Abstraktion aus einem komplexen Gebrauchsgeflecht verstehen und nie als einfache Relationen zwischen Satzformen, Bedeutungen und Tatsachen. Eine Bedeutung ist kein Gegenstand, sondern eine abstrakte Rolle in einem Netz von anderen abstrakten Rollen und Erfüllungsbedingungen, die durch die Regeln der Sprache bzw. durch die Grammatik festgelegt sind.

Rekapitulieren wir also: Einen Satz einer Sprache zu verstehen besteht darin, ihn in der Bedeutung, die er in der Sprache hat, gebrauchen zu können. Wie festgestellt, sind nur einige Aspekte des Gebrauchs eines Satzes für seine Bedeutung konstitutiv. Auf diese beziehen wir uns, wenn wir die Bedeutung eines Satzes erklären. Wir beschreiben dann die bedeutungskonstitutiven Relationen, die in der Erklärung der Bedeutung dieses Satzes festgelegt sind, also Relationen zu anderen Sätzen und zu Erfüllungsbedingungen.

## **2.3 Die Rollen in der Sprache und unser Wissen davon**

### **2.3.1 Erklärung der Bedeutung**

Der erste Schritt zur Beschreibung der Sprachkompetenz besteht also darin, die Rollen zu spezifizieren, in deren Kenntnis die Sprachkompetenz besteht, also Bedeutungserklärungen für Sätze und Wörter der Sprache zu geben. Dies kann auf zwei prinzipiell unterschiedliche Arten geschehen: Man kann darstellen, wie Wörter und Sätze einer Sprache untereinander zusammenhängen, und angeben, unter welchen Umständen ein Aussagesatz wahr ist, was als Erfüllung einer Erwartung oder als Befolgen eines Befehls zählt, also die jeweiligen Erfüllungsbedingungen beschreiben. Offensichtlich stellt man im ersten Fall nur Beziehungen zwischen Zeichen einer Sprache her, und im zweiten Fall baut die Erklärung auf der Bedeutung der Zeichen auf, mit denen die Erfüllungsbedingungen eines Satzes beschrieben werden. In diesem Zusammenhang darf man allerdings zwei Dinge nicht miteinander verwechseln. Anders als die rein erwähnende/quasi-syntaktische Erklärung setzt die zweite Art der Erklärung Wörter mit Gegenständen und Tatsachen in Verbindung. Allerdings werden auch dafür Wor-

te gebraucht. Dennoch geht es nicht um Beziehungen zwischen Worten, sondern um solche zwischen Sätzen und Erfüllungsbedingungen.

Widmen wir uns damit der Frage, wie man auf der Grundlage von Wittgensteins Überlegungen die Rolle eines sprachlichen Ausdrucks in der Sprache so beschreiben kann, daß damit die Bedeutung dieses Ausdrucks erfaßt wird, indem wir einige Beispiele betrachten. Er selbst gibt Beispiele des Typs A1, A2 und B3 (s. unten) nicht. Wenn er die Bedeutungen einzelner Wörter untersucht, beschränkt er sich, wie ich zeigen werde, darauf, durch die Beschreibung konkreter Fälle des Gebrauchs einzelne Aspekte der Bedeutung dieser Wörter herauszuarbeiten. Man kann die Arten von Beispielen, die Wittgenstein selbst nicht vorführt, allerdings unschwer anhand seiner abstrakten Ausführungen über die Bedeutung von Wörtern und Sätzen konstruieren. Wittgenstein bestimmt darin die Bedeutung eines Satzes als dessen Rolle in einem Netz von Sätzen, die zu diesem Satz in Folgerungs- und Begründungszusammenhängen stehen, weswegen ich auch von der Netzkonzeption spreche:

(A1) Betrachten wir den Satz »Auf dem Tisch liegt eine Glaskugel«. In den Folgerungszusammenhang dieses Satzes gehören Sätze wie: »Auf dem Tisch liegt ein Gegenstand«, »Auf dem Tisch liegt ein runder Gegenstand«, »Auf dem Tisch liegt etwas, das ein gewisses Gewicht hat«. In den Begründungszusammenhang gehören Sätze wie: »Ein Beobachter hat gerade hingefaßt und die Kugel noch gespürt. Und seitdem hat sie keiner weggenommen«, »Ein Beobachter sieht eine Kugel vor sich auf dem Tisch« ...

Wenn man ein solches Netz von Folgerungszusammenhängen beschreibt, dann erhält man hinreichende und notwendige Bedingungen für die Wahrheit eines Satzes, also Kriterien. Hierzu gehören auch die Sätze, deren Negation aus einem Satz folgt. So folgt aus dem Satz »S ist eine Pflanze« die Falschheit des Satzes »S ist ein Auto«. Ich möchte in diesem Zusammenhang von abgrenzenden Folgerungen sprechen. Wenn man dieses Netz nur eng genug faßt, dann wird damit eine Rolle in der deutschen Sprache beschrieben, die nur von einem Satz ausgefüllt wird. Mit dieser Art der Erklärung vom Typ A werden also Sätze der deutschen Sprache, die in der Erklärung erwähnt werden, zueinander in Beziehung gesetzt.<sup>12</sup>

Wenn wir den Platz eines Satzes im Netz beschreiben sollen, greifen wir meist auf notwendige Bedingungen zurück, die man schnell miteinander zu einer Menge notwendiger *und* hinreichender Bedingungen verbinden kann. So werden wir, um die Rolle des Satzes »S ist eine Pflanze« zu beschreiben, nicht mit Sätzen anfangen wie

---

<sup>12</sup>MacGinn übersieht in seiner Antwort auf Kripkes Regelparadox (vgl. Kripke 1972 b, p. 7–54), daß die Worte einer Sprache wie der deutschen intern vernetzt sind: »So the question for Kripke is why we cannot give the truth conditions of *the* means addition by *+* << simply by *re-using* that sentence, frankly admitting that no other specification of truth conditions is available – precisely because semantic statements cannot be *reduced* to non-semantic ones.« (MacGinn 1984, p. 151) Überzeugend ist der anti-reduktionistische Impetus, während MacGinn nicht bemerkt, daß man aufgrund der Netzstruktur der Sprache mehr tun kann, als nur den Satz zu wiederholen. In ähnlicher Weise wie MacGinn kommt Bühler in der Auseinandersetzung mit Kripke zu dem Schluß, daß Kripkes Argument nur dann gültig ist, wenn man als Entscheidungsgrundlage nur vergangenes Verhalten des Sprechers zuläßt (vgl. Bühler 1987, p. 48 ff.).

»S ist kein Auto« etc., sondern mit Sätzen wie »S wächst«, »S verbraucht Wasser«, »S betreibt Photosynthese« ... Eine schwächere Beziehung als die Folgerungsbeziehung ist dann wichtig, wenn man bei der Antwort auf die Frage, ob ein Satz wahr ist, zwar die Kriterien kennt, deren Wahrheit allerdings nicht direkt überprüfen kann. Dies kann bei einem Satz »p«: »A kann lesen« der Fall sein, wenn A gerade nicht liest und unwillig ist, es nach Aufforderung zu tun. Der Satz »p« ist allerdings auch dann wahr, wenn A in nahen *möglichen* Welten liest, falls er es versucht. In diese können wir uns zur Überprüfung des Satzes oft nicht begeben, so daß wir dann auf den Zusammenhang von »p« zu Sätzen angewiesen sind, aus denen »p« nicht folgt, deren Wahrheit man allerdings als *Grund* für die Behauptung »p« anführen kann. Es sind dies Sätze, deren Wahrheit unter normalen Umständen mit der von »p« korreliert ist und zur Behauptung, daß p, berechtigt. Wittgenstein gebraucht für diese Beziehung bereits im TS 213 den Begriff des Symptoms. Die Tatsache, daß er Begründungsrelationen als konventionell gültig und symptomatische als empirisch bezeichnet, könnte es problematisch erscheinen lassen, daß ich beide zusammen aufführe. Meiner Meinung nach muß man beide in diesem Zusammenhang, in dem es nicht auf die Details ankommt, nicht auseinander halten: Begründungszusammenhänge beschreiben oft *idealisierte* empirische Verbindungen, und für die Bedeutung eines Wortes wichtige Symptome haben insofern etwas *Konventionelles*, als es sich dabei nicht um beliebige empirische Korrelationen handelt, sondern um solche, die ein kompetenter Sprecher kennen muß. Diese Ausführungen gelten entsprechend für die Bedeutung von Wörtern. Sie wird dadurch bestimmt, welchen Beitrag ein Wort zur Bedeutung eines Satzes leistet. Man erkennt das, indem man einfache Sätze betrachtet, in denen das Wort vorkommt.

Ein Sonderfall der Erklärung der Bedeutung von Sätzen ist die Angabe eines Satzes gleicher Bedeutung in derselben Sprache:

(A2) Der Satz »Auf dem Tisch liegt ein Würfel« bedeutet dasselbe wie der Satz »Auf dem Tisch liegt ein Quader mit Kanten gleicher Länge, die rechtwinklig aufeinanderstehen«.

Eine wichtige Art der Erklärung der Bedeutung von Wörtern besteht in der Angabe von sogenannten grammatischen Sätzen:

(A3) »Jeder räumliche Gegenstand hat eine Länge« ist für Wittgenstein ein grammatischer Satz. Er bildet eine der Bestimmungen der Bedeutung der Worte »räumlicher Gegenstand« und »Länge«.

Ein solcher Satz, der die Bedeutung der Wörter, die in ihm vorkommen, festlegt, entspricht dem, was man einen analytischen Satz nennt, also einem Satz, der allein aufgrund der Bedeutung der Wörter, die in ihm vorkommen, wahr ist. Wittgenstein bezeichnet solche Sätze insofern als unsinnig, als man mit ihnen einem kompetenten Sprecher nichts mitteilen kann. Allerdings ist durch sie etwa im gerade betrachteten Beispiel bestimmt, daß es sinnvoll ist, nach der Länge eines Hauses zu fragen.<sup>13</sup>

---

<sup>13</sup>Wer der Meinung ist, daß Quines Angriff auf den Begriff der Analytizität ebenso auf Wittgensteins Konzeption grammatischer Regeln und Sätze zutrifft, hat recht. Allerdings halte ich Quines Argumente

Die andere Art der Erklärung besteht darin, die Erfüllungsbedingungen für einen Satz anzugeben. Diese können so formuliert sein, daß der Satz, dessen Bedeutung erklärt werden soll, in homophoner Übersetzung wieder auftaucht:

(B1) Der Befehl »Bringe den Wasserkasten vom Auto in den Keller« wird erfüllt, wenn der Angesprochene die Wasserkiste vom Auto in den Keller bringt.

oder

(B2) Der Befehl »Bringe die Wasserkiste vom Auto in den Keller« besagt, daß der Angesprochene die Wasserkiste vom Auto in den Keller bringen soll.

Während der erste Fall einfach eine Disquotation darstellt, ist Fall 2 scheinbar informativer, weil das Wort »soll« neu darin auftaucht. Es reproduziert allerdings, das wird schnell erkennbar, nur die Befehlsbeziehung. Diese kann allerdings ihrerseits informativer so beschrieben werden:

(B3) Der Befehl »Bringe die Wasserkiste vom Auto in den Keller« besagt, daß der Angesprochene insofern verpflichtet ist, die Wasserkiste vom Auto in den Keller zu bringen, als er im anderen Fall mit Sanktionen des Befehlsgebers zu rechnen hat.

Ich möchte in diesem Fall davon sprechen, daß Beschreibung 3 eine größere Erklärungstiefe hat als Beschreibung 2, weil hier erklärt wird, worin es besteht, daß jemand etwas tun soll, wenn es ihm befohlen worden ist. Auch in einer anderen Hinsicht könnte man die Erklärung vertiefen, so könnten darin statt der Wörter »Wasserkiste«, »Auto«, »bringen« Erklärungen dieser Wörter vorkommen, oder es könnte auf sie hingewiesen werden.

(C) Die Erklärung der Bedeutung von Sätzen, in denen Wörter wie »glauben«, »hoffen«, »denken« ... also Wörter, die intentionale Zustände bezeichnen, vorkommen, ist noch einmal komplizierter. Wittgenstein erkennt im TS 213 lediglich teilweise, wie komplex ihre Struktur ist, weil er sich dort nur mit der Semantik der Inhaltssätze dieser Verben beschäftigt und die Merkmale, die etwa die *Hoffnung*, daß *p*, von der *indifferenten Erwartung*, daß *p*, unterscheiden, explizit aus seiner Betrachtung ausblendet. Im *Brown Book* erkennt Wittgenstein, daß diese Merkmale wichtig sind, gibt ihnen allerdings eine falsche Rolle, indem er sie nicht in den Rahmen der Netzkonzeption integriert: Er drückt sich teilweise so aus, als sei das gesamte Umfeld einer Äußerung wie »S hofft, daß *p*« für deren Zutreffen relevant. Das ist offensichtlich falsch. Man kann die Netzkonzeption auf der Basis des von Wittgenstein präsentierten Materials allerdings unschwer so erweitern, daß man mit ihr die Bedeutung der gerade aufgeführten Wörter erfassen kann. Sätze wie der gerade genannte haben eine inferen-

---

nicht für durchschlagend, obwohl sie zeigen, daß man den Begriff der Analytizität nicht in der Naivität gebrauchen kann, in der das vor Quine der Fall war. Eine überzeugende Rekonstruktion bietet Künne. Er erklärt diesen Begriff über den der Evidenz mit Hilfe dessen, was ein Hörer notwendigerweise versteht, wenn er einen Satz oder ein Wort versteht, und zeigt dann, daß der Begriff der Notwendigkeit nicht seinerseits im Rückgriff auf den der Analytizität erklärt werden muß (vgl. Künne 1983, p. 224 ff.). Von den technischen Details abgesehen sind Künnes und Wittgensteins Rekonstruktion einander insofern ähnlich, als sie beide den Begriff der Bedeutung über den Begriff des Verstehens konzipieren.

tielle Rolle, die sie zu anderen Sätzen, die intentionale Zustände und beobachtbares Verhalten beschreiben, in Beziehung setzt. Wie diese genau aussieht, das bleibt bei Wittgenstein bis zum *Brown Book* undeutlich, weil er sich auch dort auf Einzelfallanalysen beschränkt. Ohne Zweifel spielt Ausdrucksverhalten für die Zuschreibung von intentionalen Zuständen eine Rolle, und das bedeutet: Die Kriterien für intentionale Zustände müssen beobachtbares Verhalten umfassen. Sonst könnten wir Wörter, die intentionale Zustände bezeichnen, weder lernen noch in der dritten Person gebrauchen. Die genaue Grenzziehung zwischen Kriterien und Symptomen ist in diesem Zusammenhang schwierig, so daß ich auf das Problem nur hinweise. Dasselbe gilt auch für die Tatsache, daß die Erklärung einzelner Sätze, die intentionale Zustände beschreiben, kontrafaktisch sein und die interne Vernetzung intentionaler Zustände berücksichtigen muß. Eine Art, das Netz für intentionale Zustände auszuarbeiten, ist der Ansatz, die Semantik intentionaler Zustände unter dem Titel »Folk-Psychology« als eine Theorie zu rekonstruieren. Wittgenstein würde von dieser Rekonstruktion des Netzes allerdings wenig halten, weil er darin vermutlich eine verfehlt Verallgemeinerung sehen würde.<sup>14</sup>

## 2.3.2 Beispiele und Fälle

### 2.3.2.1 Wittgensteins Sicht der Sache

Eine besondere Rolle bei der Erklärung der Bedeutung weist Wittgenstein der Präsentation von Beispielen und der Darstellung von einzelnen Fällen des Gebrauchs von Wörtern und Sätzen zu. Teilweise drückt er sich so aus, als sei die Bedeutung der meisten Wörter und Sätze durch paradigmatische Fälle und die Art, wie man von ihnen extrapoliert, festgelegt. Dann wieder schreibt er, sie sei durch eine Liste von Fällen der Anwendung bestimmt, die man bei Bedarf, wenn man auf neue Fälle trifft, durch Entscheidung erweitern könne. Seit dem *Blue Book* behauptet Wittgenstein, es gäbe unendlich viele unterschiedliche Fälle der Bedeutung eines Wortes, die untereinander durch Familienähnlichkeiten verbunden sind.

Offensichtlich sind dies die für den späten Wittgenstein so typischen Annahmen, nämlich daß man keinerlei allgemeine Aussagen über die Bedeutungen bestimmter Wörter machen, sondern nur einzelne Fälle, die sich jeweils voneinander unterscheiden, in den Blick nehmen könne.<sup>15</sup> Bedeutung wäre demnach immer fragmentiert

<sup>14</sup>V. Savigny rekonstruiert Wittgensteins Konzeption seelischer Sachverhalte in den *PU*, indem er ihm in der Fragmentierung der Bedeutung folgt bzw., wie es mir scheint, noch über Wittgenstein hinausgeht. So schreibt er: »In den Verhaltensweisen, die zum Muster des seelischen Sachverhaltes gehören, ist keine besonders wichtig, jede ersetzbar, jede auf die Verknüpfung mit anderen angewiesen ...« (v. Savigny 1996, p. 173) Warum diese Auslegung systematisch nicht überzeugend ist, skizziere ich in Abschnitt 3.12. Eine interessante an Wittgenstein orientierte Konzeption mentaler Zustände bietet Landscheid (vgl. Landscheid 2000). Er vertritt dort im Rahmen einer Rollensemantik die Auffassung, mentale Begriffe gehörten zu einer theoretischen Sprache. Allerdings entwickelt er seine Überlegungen nicht aus einer Exegese der Texte Wittgensteins.

<sup>15</sup>Gellner spricht in diesem Zusammenhang von der »Doktrin des Polimorphismus« (Gellner 1963, p. 45).

und kontextuell. Wenn das so wäre, bestünde ein starker Widerspruch im Zentrum von Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung. Der Gedanke, daß Wörter und Sätze einen Platz im Netz der Sprache haben, es also Kriterien für sie gibt und ihr Gebrauch auf diese Art geregelt ist, läßt sich nicht mit der Annahme einer grenzenlosen Kontextabhängigkeit vereinbaren. Das gilt um so mehr, als der Gebrauch nicht urwüchsig, sondern artikuliert geregelt ist. Damit meine ich: Die Sprecher einer Sprache stimmen nicht nur darin überein, daß sie einen bestimmten Gegenstand »Baum« nennen, sondern sie können darüber Auskunft geben, warum sie den jeweiligen Gegenstand für, bzw. nicht für einen Baum halten. Dies ist nur mit einer endlichen Menge an Kriterien und einem nicht auf unendlich viele Kontexte relativierten Kriterienbegriff möglich.<sup>16</sup> Betrachtet man die Überlegungen und Probleme, vor deren Hintergrund Wittgenstein zu problematischen Annahmen wie dieser kommt, so erkennt man, daß von ihnen, anders, als er selbst meint, nicht viel abhängt. Wenn man sie genauer durchdenkt, erweisen sich diese Annahmen sämtlich als falsch bzw. modifikationsbedürftig. Die Positionen, von denen sich Wittgenstein vor allem abgrenzen will, wenn er auf diese Thesen zurückgreift, sind Mentalismus und die Idee einer expliziten, eindeutigen und einheitlichen, in seinen Worten: einer allgemeinen Regelung der Sprache. Indem er versucht, diese Ansätze möglichst nachhaltig zu widerlegen, schießt er argumentativ über das Ziel hinaus und übersieht, daß die wirklich haltbaren Grenzlinien zwischen den Annahmen dieser Positionen und einer Beschreibung dessen, wie die Sprache tatsächlich funktioniert, sauber zu ziehen sind, ohne die Bedeutung zu fragmentieren und auf Kontexte zu relativieren. Letztlich verheddert sich Wittgenstein darin zu erklären, wie folgende zwei Annahmen miteinander vereinbar sind:

- (1) Sprachliche Bedeutung ist artikuliert geregelt.
- (2) Sie ist in mehrfacher Weise implizit sowie uneinheitlich und unpräzise und dennoch nicht in intentionalistischer Weise geregelt.

In der Absicht, Annahme 2 so zu explizieren, daß sie den Tatsachen gerecht wird, überzieht Wittgenstein in einer Weise, die mit der Wahrheit von Annahme 1 nicht vereinbar ist. Tatsächlich kann man sprachliche Bedeutung so konzipieren, daß die Wahrheit von Annahme 2 mit dem Gedanken einer artikulierten Regelung vereinbar ist. Der Ansatz, einer grenzenlosen Fragmentierung und Kontextabhängigkeit der Bedeutung entgegenzutreten, hat also seine Motivation darin, einen inneren Widerspruch in Wittgensteins Konzeption aufzulösen, und ist nicht von außen an seine Überlegungen herangetragen. Im folgenden werde ich daher zunächst verständlich machen, inwiefern sprachliche Bedeutung implizit sowie verschwommen geregelt ist, dann die

---

<sup>16</sup>Ich weise auf diesen Punkt deswegen ausdrücklich hin, weil Wittgenstein selbst (etwa in *PU*, 164) den Kriterienbegriff auf Fälle fragmentieren will. Dies widerspricht seinem eigenen Vorgehen, insofern er grammatische Sätze, die grammatische Kategorie eines Wortes sowie allgemeine Feststellungen wie etwa, daß ein Können kein Zustand ist, nie auf Fälle fragmentiert. Eine artikuliert Regelung der Bedeutung von Worten und Sätzen, wie sie sich in diesen Überlegungen äußert, ist nur mit einem nicht auf Kontexte relativierten Kriterienbegriff zu leisten.

unterschiedlichen Annahmen der Fragmentierung und Kontextabhängigkeit sprachlicher Bedeutung etwas präziser fassen und schließlich widerlegen. Es folgt eine skizzenhafte Übersicht, die deutlich macht, in welchen Zusammenhängen Wittgenstein zur Annahme der Fragmentierung der Bedeutung greift.

### 2.3.2.2 Unsere Kenntnis der Bedeutungsregeln

Unsere Sprachkompetenz ist offensichtlich nicht primär eine Kenntnis von Beschreibungen. Das gilt in zweifacher Hinsicht für unsere Kenntnis der Bedeutungen von Wörtern und Sätzen einer Sprache. Während wir einen Satz oder ein Wort äußern, haben wir nicht die Bedeutungserklärungen, also die Formulierung der Regeln, die die Bedeutung bestimmen, im Kopf. Zudem würde die Annahme, man könne ein Wort nur verstehen, wenn man sich dabei die Regeln für dieses Wort im Geiste vorsagt, zu einem infiniten Regreß führen, weil wir uns für die Worte, in denen die Regeln formuliert sind, wiederum im Geiste Regeln vorführen müßten. Die Kompetenz, Wörter und Sätze nach den Regeln der Sprache gebrauchen zu können, ist also nicht als Kenntnis von Erklärungen bzw. Regelformulierungen zu bestimmen, die das bedeutungsvolle Sprechen in irgendeiner Weise begleiten. Weiterhin, und dieser Aspekt der Implizitheit muß von dem gerade skizzierten unterschieden werden, können wir die Bedeutung eines Wortes auch bei Nachfrage zunächst nicht explizit formulieren. Es stellt sich somit die Frage, worin unsere Regelkenntnis besteht, wenn sie nicht das bedeutungsvolle Aussprechen von Sätzen und Wörtern begleitet und wir generell Probleme hätten, eine Bedeutungserklärung wie die des Satzes »Auf dem Tisch liegt eine Kugel«, wie ich sie oben vorgeführt habe, selbst zu geben. Zwar, so würden wir als Sprecher der deutschen Sprache zustimmen, gibt eine solche Erklärung die Bedeutung dieses Satzes wieder. Kaum ein Sprecher der deutschen Sprache könnte sie allerdings auf Anhieb geben. Ebenso ist die Behauptung, die Bedeutung eines Wortes sei durch seine mögliche Rolle in Sätzen bestimmt, kontraintuitiv, und kein nicht sprachphilosophisch oder linguistisch vorgebildeter Sprecher käme auf den Gedanken, diese Auskunft zu geben, wenn er nach der Bedeutung eines Wortes gefragt würde. Vielmehr neigen Sprecher intuitiv eher zu der Annahme, Bedeutungen seien Gegenstände oder Vorstellungen im Geiste. Diese intuitive Semantik kontrastiert damit, daß ein durchschnittlicher Sprecher überhaupt nicht wüßte, welche Auskunft er geben sollte, wenn er etwa gefragt würde, was die Bedeutung von Wörtern wie »später«, »reziprok« oder »Terminverschiebung« ist. Kurz, unsere intuitive Semantik bringt uns in Schwierigkeiten: Sie ist, wie ich später darstellen werde, aus einer Reihe von Gründen naheliegend, gibt uns allerdings nichts an die Hand, wenn wir tatsächlich die Bedeutung von Wörtern und Sätzen erklären wollen. Wenn man sie etwas genauer in den Blick nimmt, erweist sie sich als falsch.

Offensichtlich kennen wir die Bedeutung der Wörter und Sätze der deutschen Sprache, insofern wir diese Sprache sprechen, und haben andererseits keine wirklich brauchbare Vorstellung davon, was es denn genau ist, das wir kennen, wenn wir Be-



deutungen kennen. Wir haben keine Regeln im Kopf, während wir sprechen. Wir könnten sie auf Nachfrage nicht sofort angeben. Und der Gedanke, daß die Bedeutung eine Rolle ist, ist für den durchschnittlichen Sprecher auf den ersten Blick nicht überzeugend. Wie ist es also möglich, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen durch Regeln bestimmt ist, obwohl die Sprecher sie nicht angeben können? Die Antwort ist ebenso naheliegend wie leicht zu übersehen: Unsere Kenntnis von Bedeutungen ist primär die Fähigkeit, Worte nach den Regeln der Sprache zu gebrauchen. Wir verhalten uns so, *als ob* wir Formulierungen der Regeln kennen. Wir kennen die Regeln implizit, und damit ist, wie ich dargestellt habe, mehr gemeint als die Tatsache, daß keine Regelformulierungen im Bewußtsein unseren Sprachgebrauch begleiten. Wir können sie auch bei Nachfrage nicht sofort angeben.<sup>17</sup>

Über das bisher Beschriebene hinaus sind sprachliche Regeln noch auf zweierlei Art implizit. Dies ist nicht unmittelbar relevant für den Gedankengang, aber als Hintergrundwissen wichtig. Ich möchte sie kurz erwähnen: Es ist nicht möglich, daß alle Wörter der Sprache ihre Bedeutung durch Erklärungen bekommen. Diese Annahme würde entweder zu einem Regreß führen oder zu der Hypothese, daß es eine kleine Anzahl basaler Begriffe gibt, die ihre Bedeutung auf einem anderen Weg erhalten und mit Hilfe derer man die Bedeutung der übrigen Wörter erklären kann.<sup>18</sup> Unserer intuitiven Semantik entspricht die Annahme, daß diese basalen Wörter ihre Bedeutung von Vorstellungen, Gedanken oder geistigen Bildern verliehen bekommen. Wittgenstein weist die intentionalistische Position in allen ihren Ausprägungen, wie ich später ausführlich darstellen werde, mit einer Fülle von Argumenten zurück. Im Zentrum seiner Argumente steht folgende Überlegung: Der Inhalt intentionaler Zustände ist sekundär gegenüber der Bedeutung ihrer Inhaltssätze und kann deren Bedeutung deswegen nicht begründen. Aus diesem Grund können sprachliche Regeln und damit Bedeutungen nur durch implizit geregeltes Verhalten und nicht durch explizite Erklärungen entstehen. In derselben Weise lernen die Sprecher eine bestehende Sprache nicht durch Erklärungen. Sie werden vielmehr durch Versuch, Irrtum und Belohnung, wie Wittgenstein es nennt, abgerichtet und ahmen das Verhalten der anderen Sprecher nach, indem sie nach und nach besser darin werden, am Leben der Gemeinschaft teilzunehmen. Die Annahme, Sprecher lernten die Bedeutung aller Wörter durch Erklärungen, führt wieder zum Regreß. Der Vermutung, daß Sprecher ein basales Vokabular durch Abrichtung und Teilnahme lernen, auf dessen Basis dann die übrigen Wörter eingeführt werden, widerspricht zudem die Tatsache, daß Sprecher kaum explizite Erklärungen der Bedeutung von Worten kennen.

---

<sup>17</sup>Hanfling verwechselt die Tatsache, daß eine Regel gilt, damit, daß eine explizite Formulierung der Regel bekannt ist, wenn er schreibt, man könne richtiges und falsches Handeln ohne Regeln unterscheiden (Hanfling 1989, p. 148). Daß wir korrekten Sprachgebrauch von nicht korrektem unterscheiden, bedeutet, daß Regeln gelten. Aus diesem Grund ist Kemmerlings Vorwurf, Wittgenstein nenne keine Sprachregeln (vgl. hierfür Kemmerling 1992, p. 108–110), verfehlt. Alle Einzelfalluntersuchungen Wittgensteins kann man als den Versuch verstehen, die Regeln für einzelne Worte explizit zu machen.

<sup>18</sup>In diesem Zusammenhang sollte man auch an Fodors Konzeption einer Sprache des Geistes denken. Er behauptet dort, daß Menschen mit einem basalen angeborenen Vokabular ausgestattet sind (Fodor 1975).

Die Regeln der Sprache sind also in vielfacher Weise implizit: Wir denken nicht an sie, während wir sprechen, können sie bei Nachfrage zunächst nicht angeben, sie sind ohne explizite Einführung entstanden, und ebenso lernen Sprecher in der Kindheit ihre Muttersprache, ohne daß man ihnen die Bedeutung der Wörter explizit erklärt.

Die Regeln implizit zu beherrschen besteht darin, Sätze und Wörter entsprechend ihrem Platz in der Sprache gebrauchen zu können. Das bedeutet, beim Sprechen *die* Voraussetzungen qua Wort- und Satzbedeutung zu machen, die in der Erklärung der Bedeutung explizit sind. So versteht jemand den Satz »Dort steht ein Haus, und die Fenster glänzen« unter anderem deswegen, weil er weiß, daß ein Haus im Gegensatz zu einem Berg Fenster haben kann. Wenn jemand von einer Stadt erzählt, können wir nach der Einwohnerzahl fragen. Die Frage, ob die Stadt fliegen oder sprechen kann, würden wir nicht verstehen, während wir dieselbe Frage mit Bezug auf einen Vogel im Käfig verstehen würden. Wenn von einer Zahl die Rede ist, ist die Frage nach ihren Teilern sinnvoll, bei allen anderen Gegenständen nicht. Ebenso bemerken wir, wenn jemand ein Wort entgegen seiner Rolle in der Sprache gebraucht. Wer etwa einen Satz »s« und einen Satz »non-p« behauptet, wobei »p« in leicht erkennbarer Weise aus »s« qua Satzbedeutung folgt, also beispielsweise »Dort liegt eine Kugel. Aber dort liegt kein runder Gegenstand« äußert, der gebraucht diese Sätze gegen die Regeln der Sprache. Wenn einer diese beiden Behauptungen aufstellen würde, wäre unsere erste Vermutung, daß er sich versprochen hat oder daß er vielleicht ein Paradoxon im Sinne hat, wie etwa, daß reale Kugeln meist nicht so rund sind, wie sie seien sollten. Andernfalls wären wir uns ziemlich sicher, daß er die Bedeutungen von »p« oder »s« nicht kennt. Üblicherweise setzen wir also den Inhalt der Folgerungen, die die Identität eines Satzes ausmachen, beim Gebrauch voraus. Wir wissen auch, welche Eigenschaftszuschreibungen sich ausschließen und welche nicht. So kann ein Schrank durch und durch braun, eckig und drei Meter breit sein, allerdings nicht durch und durch braun und durch und durch grün, oder drei Meter breit und fünf Meter breit. Dieses Wissen umfaßt auch die Kenntnis von Bedeutungscontrasten (s. oben).

Meist merken wir zunächst, daß Regeln der Bedeutung nicht gewahrt sind, und müssen erst herausbekommen, woran das im Einzelfall liegt. Betrachten wir dafür Fälle, in denen ein Satz explizit bedeutungskonstitutive Voraussetzungen von Wörtern, die in ihm vorkommen, negiert:

- Dort liegt ein Würfel, der kein Volumen hat.
- Dort steht ein Auto, das zu drei addiert fünf ergibt.

Solche Sätze erscheinen uns, wenn wir sie lesen, widersinnig. Allerdings müssen wir meist erst einmal überlegen, warum sie uns so erscheinen. Mit einigem Nachdenken kommen wir darauf, daß ein Würfel als geometrischer Körper ein Volumen haben muß, daß ein Auto keine Zahl ist und die Addition nur für Zahlen bestimmt ist.<sup>19</sup> Wir erhalten dann als das Ergebnis solcher Überlegungen bedeutungskonstitutive Voraus-

---

<sup>19</sup>Ich bin in diesem Zusammenhang wegen der Einfachheit der Darstellung von der formalen zur materialen Ausdrucksweise übergegangen. Wer damit Probleme hat, kann sich die entsprechenden Behauptungen so übersetzen, daß Sätze erwähnt werden.

setzungen. Über diese verfügen wir, wie ich oben bereits festgestellt habe, nicht so wie über die Namen der Monate, sondern eher so, wie wir den Stadtplan einer Stadt kennen, in der wir seit Jahren wohnen: Wir können uns dort mehr oder weniger perfekt orientiert bewegen. Dieses Wissen besteht nicht darin, daß wir über einen geistigen Stadtplan verfügen, sondern daß wir uns so zurechtfinden, *als ob* wir einen geistigen Stadtplan hätten.

Die Antwort auf die Frage, was wir tun können, um herauszufinden, wie der Platz eines Satzes im Netz detaillierter zu beschreiben ist, ist damit schon gegeben: Wir müssen unser implizites Wissen explizit machen. Ein Hinweis Wittgensteins führt in diesem Zusammenhang in eine falsche Richtung. Er spricht oft davon, daß die Bedeutungsregeln eines Wortes in der Grammatik enthalten sind (TS 213, p. 79, Überschrift). Dabei nennt er Sätze wie »Rot ist eine Farbe« »Sätze der Grammatik«. Man macht mit ihnen keine Mitteilung über die Beschaffenheit der Welt, sondern es sind Sätze, die für die Bedeutung von Worten konstitutiv sind. Sie leisten nichts für die Verständigung, weil man mit der Äußerung eines grammatischen Satzes keinem Sprecher einer Sprache etwas mitteilen kann. Vielmehr wird die Wahrheit solcher Sätze für die Verständigung vorausgesetzt. Wenn Wittgenstein von der Grammatik spricht, scheint er diese an einigen Textstellen zu hypostasieren.<sup>20</sup> In der Tat, und das sieht er im allgemeinen auch deutlich, gibt es kein Ding, genannt »Grammatik«, das wir konsultieren können, wenn wir die Regeln, die für ein Wort gelten, finden wollen. So hilft uns also der Begriff der Grammatik nicht weiter, wenn wir wissen wollen, wie wir herausbekommen können, welche Erklärungen für die Bedeutung eines Wortes konstitutiv sind oder welche Sätze grammatische Sätze sind. Dieser Zirkel Wittgensteins, von den Regeln auf die Grammatik zu verweisen, die einfach eine Ansammlung aller Regeln ist, beeinträchtigt allerdings sein praktisches Vorgehen nicht, wenn er bestimmte Wortbedeutungen untersucht. Er greift dabei nicht auf die Annahme explizit ausformulierter Regeln zurück, obwohl er an manchen Textstellen behauptet, ein Sprecher kenne die Bedeutung eines Wortes oder Satzes nur, wenn er sie explizit erklären könne. Wittgensteins tatsächliches Vorgehen ist anders, wenn er die Bedeutung eines Wortes oder Satzes untersucht.

So betrachtet er an einer Textstelle die Frage, wann wir sagen würden, daß jemand die Bedeutung des Wortes »blau« vergessen hat. Um diese Frage zu beantworten, beschreibt er Situationen, in denen wir bereit wären, den Satz »Er hat die Bedeutung des Wortes ›blau‹ vergessen« als korrekte Beschreibung anzuwenden. Dabei wird deutlich: Wir verfügen als Sprecher der deutschen Sprache nicht über Beschreibungen dieser Situationen, die wir bei Nachfrage einfach angeben können. Vielmehr müssen

---

<sup>20</sup>So spricht er etwa davon, daß die Bedeutung in der Grammatik »niedergelegt« ist (TS 213, p. 58), was er allerdings später wieder bestreitet (TS 213, p. 196, h: »Das ist insofern nicht richtig, als für die Sprache keine Regeln *niedergelegt* sein müssen . . . «). An anderer Stelle vergleicht er die Regeln der Sprache mit Formulierungen eines Vertrags, die leicht mißverstanden werden können (TS 213, p. 424 f.), stellt allerdings (in TS 213, p. 415 und 426) fest, daß die Regeln der Sprache implizit gelten und nicht in formulierter Form vorliegen.

wir uns meist erst *Beispiele* überlegen, um mit deren Hilfe unsere implizite Kenntnis der Bedeutung explizit zu machen. Unsere Sprachkompetenz besteht also darin, daß wir Fälle, in denen ein bestimmter Satz erfüllt ist, von solchen unterscheiden können, in denen er nicht erfüllt ist. Noch deutlicher wird dies an einem Beispiel, das Wittgenstein im TS 213 ausführlich diskutiert. Er betrachtet an verschiedenen Textstellen unser Verständnis des Wortes »Pflanze« (vgl. unten Abschnitt 7.6.5.2) und stellt dabei fest, daß wir den Satz »*p*«: »Der Boden war ganz mit Pflanzen bedeckt« verstehen, obwohl wir keine Erklärung des Wortes »Pflanze« im Sinne einer Definition geben können. So wissen wir etwa, daß der Satz »Alles war voller kleiner Farne, deren Blätter wie verknottete Girlanden ineinander übergingen« eine Situation beschreibt, in der »*p*« wahr ist, wenn der Bezug des Wortes »alles« in geeigneter Weise bestimmt ist. Unser Wissen der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ist allerdings, anders als Wittgenstein es darstellt, nicht *auf Einzelfälle relativiert*, sondern wir explizieren es *anhand von Einzelfällen*. Mit dieser Methode versuchen wir Erklärungen zu finden, die das erfassen, was wir im einzelnen Fall mit der Äußerung des Satzes meinen. Die Erklärung der Bedeutung zeichnet also das nach, was wir verstehen, wenn wir ein Wort oder einen Satz verstehen:

(1) Die Bedeutung wird als das bestimmt, was man versteht.

Das bedeutet im betrachteten Fall: Unsere Kenntnis des Satzes besteht darin, daß wir etwa wissen, daß Farne, Gräser, Unkraut etc. Pflanzen sind, die den Boden bedecken können. Das machen wir uns bewußt, indem wir uns fragen, was wir verstehen, wenn wir den Satz »Der Boden war ganz mit Pflanzen bedeckt« verstehen. So scheint die Bedeutung durch das festgelegt, was wir verstehen. Andererseits wurde bisher deutlich, daß Wittgenstein den Begriff der Satzbedeutung als primär betrachten will. Das heißt insbesondere, daß man beim korrekten Verstehen eines Satzes einer Sprache nichts anderes herausbekommen kann als das, was der Satz in der Sprache bedeutet:

(2) Man kann nur da etwas verstehen, wo eine Bedeutung vorhanden ist. Die Bedeutung ist in dem Sinne primär, daß wir einem Wort oder Satz nicht durch das Verstehen willkürlich eine Bedeutung zuordnen, sondern ein Wort oder einen Satz in der Bedeutung verstehen, die er in der Sprache hat, zu der er gehört.

Die Annahmen 1 und 2 scheinen einen Zirkel zu beschreiben. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich allerdings, daß das nicht so ist: In der in 1 beschriebenen Richtung *findet man heraus*, was die Bedeutung eines Wortes oder Satzes ist. Behauptung 1 beschreibt also das heuristische Vorgehen, in 2 ist die Richtung der Konstitution festgelegt. Darin, wie Wittgenstein die Wahrheit von 1 und 2 verbindet, sehe ich die eigentliche Pointe seines Vorgehens. Er bestimmt die Bedeutung von Sätzen als deren Rolle in der Sprache. Diese konstituiert die Sprechergemeinschaft durch ihre Art, Sätze zu gebrauchen. Wir verhalten uns so, *als ob* Regeln formuliert wären. Um herauszufinden, wie die Regeln lauten, schauen wir, was wir im Einzelfall mit einem Wort oder einem Satz meinen bzw. wie wir sie verstehen. Das bedeutet, wir schauen, wie wir das Wort oder den Satz anwenden würden, um herauszubekommen, was aus einem Satz folgt, bzw. was mit ihm qua Bedeutung unverträglich ist.

Eine etwas andere Anwendung dieser Methode liefert, ohne den Umweg über Beispiele, Kriterien für die Bedeutung von Wörtern und Sätzen. Wir können dabei auf den Zusammenhang zwischen der Bedeutung eines Satzes und dem Verstehen des Satzes zurückgreifen, um die Frage zu beantworten, ob die Kenntnis bestimmter Merkmale zur Kenntnis der Bedeutung eines Wortes gehört. Denn wir sind uns zwar nicht sicher mit der Antwort auf die Frage, was alles zur Bedeutung eines Wortes gehört, wissen allerdings, unter welchen Umständen jemand ein Wort versteht oder nicht versteht, also seine Bedeutung kennt bzw. nicht kennt:

Wenn jemand nicht weiß, daß ein Haus ein materieller Gegenstand ist, dann weiß er nicht, was das Wort »Haus« bedeutet.

Durch Kontraposition folgt:

Wenn jemand weiß, was das Wort »Haus« bedeutet, dann weiß er, daß ein Haus ein materieller Gegenstand ist.

Wenn wir von der Kenntnis der Bedeutung auf die Bedeutung rückschließen, erhalten wir: Es gehört zur Bedeutung des Wortes »Haus«, daß das Wort einen materiellen Gegenstand bezeichnet. Der Satz »Ein Haus ist ein materieller Gegenstand« ist ein grammatischer Satz. Offensichtlich können wir auf diese Weise eine Liste mit Kriterien für Wörter und ebenso für Sätze erhalten und so unsere Kenntnis der Bedeutung explizit machen. Es gilt: Die Tests dafür, ob jemand die Bedeutung eines bestimmten Wortes oder Satzes kennt, machen, wie Wittgenstein es ausdrückt (TS 213, p. 48), den Inhalt der Bedeutung aus.

Hatte es auf den ersten Blick so ausgesehen, als sei ein Wort oder einen Satz gebrauchen zu können etwas prinzipiell anderes, als die Regeln bzw. die Bedeutungserklärungen angeben zu können, die für dieses Wort oder diesen Satz gelten, so erweist sich diese Annahme nach den hier angestellten Überlegungen als falsch. Der Unterschied zwischen impliziter und expliziter Kenntnis der Regeln, also dazwischen, die Bedeutung eines Satzes oder Wortes erklären zu können und sie zu verstehen, fällt bei genauerem Hinsehen in sich zusammen, insofern wir als Sprecher in der Lage sind, unser implizites Wissen explizit zu machen.<sup>21</sup> Das liegt daran, daß wir entscheiden

---

<sup>21</sup>Baker widerspricht dieser Sicht explizit. Er weist die Ansicht zurück, unsere Kenntnis der Sprache sei mit der Fähigkeit vergleichbar, sich in einer Stadt zurechtzufinden, ohne daß man über einen Stadtplan verfügt (Baker 1992, p. 115). Seine, wie ich meine, nicht überzeugenden Argumente, stelle ich in Abschnitt 3.1 dar.

Dummetts Konzeption einer Theorie sprachlicher Bedeutung, auf die Baker an der o.g. Textstelle hinweist, hat Ähnlichkeiten mit meiner Rekonstruktion, allerdings hat er Probleme damit, den Status impliziter Regeln korrekt zu erfassen. So weist er zu Unrecht den Gedanken zurück, die Kompetenz, eine Sprache zu sprechen, sei eine, wie er es nennt, praktische Fähigkeit: »Eine Fähigkeit, die man besitzen muß, um zu wissen, was sich mit dieser Fähigkeit anfangen läßt, ist keine praktische Fähigkeit im eigentlichen Sinne, sondern sie umfaßt eine erster zu nehmende Art von Können als die, von der man in bezug auf die Fähigkeit zu schwimmen redet.« (Dummett 1988, p. 154) Das dieser Überlegung zugrunde liegende Argument ist falsch: Man kann, so Dummett, jemanden, der nicht Spanisch spricht, zu der Ansicht bringen, ein anderer spreche Spanisch, obwohl er tatsächlich nur unsinnige Laute äußert. Dagegen könne jemand sicher beurteilen, ob eine andere Person schwimmen kann, obwohl er selbst Nicht-Schwimmer ist. Zum einen gilt: Die Möglichkeit, daß jemand die Kompetenz, eine Sprache zu sprechen nur vortäuscht, wird immer

können, wann jemand ein Wort oder einen Satz entsprechend seiner Bedeutung in der Sprache gebraucht und wann nicht. Wir haben die Fähigkeit, uns Beispiele zu überlegen, und eine Korrekturkompetenz, insofern wir uns nicht nur regelkonform verhalten, sondern der Regel folgen. Das unterscheidet einen Sprecher einer Sprache etwa von einem intuitiv begabten Balletttänzer, der, ohne zu wissen, was er tut, perfekt Ballet tanzen kann, aber nicht in der Lage ist, bei anderen zu entscheiden, ob sie gute Tänzer sind oder nicht. Ihm fehlt die Korrekturkompetenz. Sprecher einer Sprache haben diese. Daß Wittgenstein diese Fähigkeit voraussetzt, zeigt sich einmal daran, wie er die Geltung von impliziten Regeln beschreibt: Die Sprecher verhalten sich, *als ob* ein Vertrag geschlossen wäre. Das setzt voraus, daß sie nicht-konformes Verhalten erkennen und korrigieren können. Darüber hinaus ist, wie ich später zeigen werde, Wittgensteins Beschreibung seiner philosophischen Methode nur dann sinnvoll, wenn Sprecher die Regeln der Sprache implizit kennen und sie in der dargestellten Weise explizit machen können. Der Unterschied zwischen impliziter und expliziter Regelkenntnis fällt insofern im Prinzip in sich zusammen.<sup>22</sup>

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, wie es gemeint ist, wenn Wittgenstein

---

unwahrscheinlicher, je länger man diese Person beobachten kann. Zudem gibt es viele Fähigkeiten, deren Ausübung man erst richtig beurteilen kann, wenn man sie selbst beherrscht. So kann man etwa erst dann beurteilen, ob jemand wirklich auf Großmeisterniveau Schach spielt, wenn man selbst zumindest ein sehr guter Schachspieler ist. Schließlich wäre es möglich, daß er seinen Platz in der Weltrangliste nicht seinen schachspielerischen Fähigkeiten, sondern etwa seiner Gabe, die Psyche anderer Spieler so zu beeinflussen, daß sie weit unter ihren Möglichkeiten spielen, verdankt. Zuzustimmen ist dem zuerst genannten Einwand Dummetts allerdings, insofern man den Inhalt der Sprachkompetenz nur dann bestimmen kann, wenn man selbst eine Sprache spricht. Dies hat, anders als Dummett annimmt, damit zu tun, daß man zur Beschreibung der Bedeutung von Sätzen einer Sprache aus der Außenperspektive eine Sprache benötigt, die ebenso inhaltsreich ist. Dummetts Rede von einer »ernster zu nehmenden Art von Können« ist deshalb, so wie er es versteht, ebenso fehlerhaft wie seine Verwechslung der Erklärungsebenen an der folgenden Textstelle: »Aber auch der Rückgriff auf den Begriff des impliziten Wissens wird das Problem nicht lösen; denn durch das Wissen wird eine Fähigkeit nur insofern erklärt, als es relevante Informationen *liefert*, sobald es darauf ankommt. Und das, was ein solches implizites Wissen liefert, können wir ebensowenig erklären wie die Mittel, derartige Informationslieferungen zu veranlassen.« (Dummett 1988, p. 155)

Dummett übersieht, daß er zwischen einer kognitiven Erklärung der Sprachkompetenz, die die relevanten Mechanismen beschreibt, und einer logischen Erklärung, die sich darum nicht kümmern muß, unterscheiden muß. Aufgrund seiner Probleme mit dem Status von impliziten Regeln kritisiert Dummett zwar zu Recht die teilweise von Wittgenstein geäußerte Annahme, es genüge, Beispiele korrekten Sprachgebrauchs zu beschreiben, um zu bestimmen, was die Bedeutung von Worten und Sätzen ist, stützt diese Kritik allerdings mit einem falschen Gedanken: »Für verfehlt halte ich die meines Erachtens von Wittgenstein vertretene Annahme, eine vollständige Darstellung des Sprachverstehens sei gegeben, sobald seine sich in der praktischen Sprachverwendung bekundenden Äußerungen beschrieben sind; denn dadurch wird die Sprachbeherrschung im Grunde auf das Haben einer praktischen Fähigkeit reduziert.« (Dummett 1988, p. 156) Dummetts Begründung ist falsch. Die von Wittgenstein teilweise propagierte Erklärungsstrategie, an die er sich glücklicherweise selbst oft nicht hält, ist nicht deswegen verfehlt, weil sie die Sprachbeherrschung als praktische Fähigkeit im Sinne Dummetts beschreibt, sondern weil er es unterläßt, explizit darauf hinzuweisen, daß ein Beispiel die Bedeutung von Worten und Sätzen nur in Verbindung mit allgemeinen Extrapolationsregeln erklären kann.

<sup>22</sup>Das gilt allerdings nur respektive der Feststellung, daß die Erklärungskompetenz auf einer Gebrauchskompetenz basiert, die, wie ich später zeigen werde, mehr umfaßt als die Fähigkeit, Wörter und Sätze mit anderen Worten und Sätzen zu erklären.

an einigen Textstellen davon spricht, man verstehe die Bedeutung nur, insofern man sie erklären könne (vgl. Abschnitt 7.6.3). Die Annahme, dies zeige, daß zwischen expliziter und impliziter Kenntnis der Bedeutung ein prinzipieller Unterschied bestehe, scheint nur so lange überzeugend, als man nicht weiß, welche Auskünfte Wittgenstein erwartet, wenn es darum geht, die Bedeutung eines Satzes zu erklären. Die Stärke seines Vorgehens besteht darin zu zeigen, daß die Bedeutung nichts anderes ist als das, was man herausbekommen kann, wenn kompetente Sprecher ihr implizites Wissen explizit machen und damit Erklärungen der Bedeutungen geben. So überführt er die Frage

(1) Was bedeutet ein Satz?

in die Frage

(2) Was muß ein Sprecher wissen, wenn man ihm die Kenntnis des Satzes zuschreibt, wenn er also einen Satz versteht?

bzw.

Was versteht ein Sprecher, wenn er einen Satz versteht?

Dieses Vorgehen wird dadurch etwas vernebelt, daß Wittgenstein statt der in 2 präsentierten Fragen die folgende Formulierung wählt:

(3) Welche Erklärungen kann ein kompetenter Sprecher für einen Satz geben?

Wir haben, und das ist das Problem, ebensowenig eine gute Antwort auf Frage 1 wie auf Frage 3. Einig sind wir uns als Sprecher einer Sprache darin, wie im Einzelfall eine Antwort auf Frage 2 aussieht. Es bedarf deswegen, wenn man Frage 1 in Frage 3 überführen will, einer zusätzlichen Erläuterung dessen, was damit gemeint ist, die Bedeutung eines Satzes zu erklären, und die gibt der Zwischenschritt 2. Auf diesen greift Wittgenstein im Falle einzelner Bedeutungsuntersuchungen immer zurück. Überhaupt sind seine gesamten Einzelfallbetrachtungen dazu, was ein Wort oder ein Satz bedeutet, nur sinnvoll, wenn man sie so versteht. Die Annahme, unsere Kenntnis der Erklärungen der Bedeutung von Sätzen und Wörtern sei von der Art, wie wir die Wochentage kennen, würde Wittgensteins Vorgehen zwecklos erscheinen lassen. Er müßte sich dann nicht erst Situationen überlegen, bei deren Betrachtung bestimmte Aspekte der Bedeutung von Wörtern plastisch werden. Auch unsere Tendenz, auf die Frage nach der Bedeutung einzelner Wörter falsche Antworten zu geben, also die Neigung, unsere eigene Sprache teilweise mißzuverstehen, wäre nicht erklärbar, wenn unsere Kenntnis von Erklärungen nicht im beschriebenen Sinne implizit wäre. Wir geben dann falsche Antworten, wenn wir uns nicht genau vergegenwärtigen, wie wir ein Wort tatsächlich gebrauchen.

In diesem Zusammenhang möchte ich einige Worte zu dem möglichen Einwand sagen, ich zählte metasprachliche Fähigkeiten zur Sprachkompetenz, während man beides tatsächlich auseinander halten müsse. Wer diesen Einwand überzeugend findet, verkennt, daß zur Sprachkompetenz die Fähigkeit gehört, regelwidrigen Gebrauch zu erkennen, also die Korrekturkompetenz. So haben Sprecher die Fähigkeit zu erkennen, unter welchen Umständen jemand einen Satz versteht oder nicht versteht und unter welchen Umständen er ihn in einzelnen Fällen korrekt gebraucht. Weiterhin zählt nur

derjenige als kompetenter Sprecher, der begründen kann, warum ein Satz in einem bestimmten Fall wahr oder falsch ist.<sup>23</sup> Es ist den Sprechern allerdings nicht bewußt, daß sie damit alles in der Hand haben, um die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke explizit zu machen. Daß die Bedeutung eines Wortes oder Satzes seine Rolle im Netz ist, überzeugt, sobald man in der dargestellten Weise den Zusammenhang zwischen dem, was man versteht, und der Bedeutung erläutert hat.

Damit ist deutlich, inwiefern Bedeutungserklärungen, wie ich sie oben vorgeführt habe, die Bedeutungen der Wörter und Sätze der Sprache bestimmen können, obwohl sie ein Sprecher der Sprache bei Nachfrage nicht sofort geben kann. Die implizite Regelkenntnis der Sprache umfaßt eine Korrektur- und Begründungskompetenz, und ist somit eine potentiell explizite Kenntnis der Regeln. Am besten drückt Wittgenstein diesen Zusammenhang zwischen Bedeutung, Erklärung der Bedeutung und Verstehen aus, wenn er sagt, daß das Verstehen dem Satz selbst entspricht und das Korrelat einer Erklärung ist (TS 213, p. 11).

Es wurde also gezeigt, daß ein Sprecher einer Sprache, der Wörter und Sätze nach den Regeln der Sprache gebrauchen, korrekten von unkorrektem Gebrauch unterscheiden und ihren Gebrauch begründen kann, dasselbe kennt, was in den Erklärungen beschrieben wird, die er nicht sofort geben könnte.<sup>24</sup> Auf die Tatsache, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke etwas ist, das jeder Sprecher kennt, möchte Wittgenstein hinaus, wenn er davon spricht, daß sprachliche Bedeutung nicht verborgen ist und daß es bei Fragen nach der Bedeutung keine Entdeckungen wie in den Naturwissenschaften gibt. Man kann keine Bedeutungserklärungen finden, denen ein kompetenter Sprecher nicht zustimmen würde, wenn man sie ihm vorführte, und die er also in diesem Sinne nicht bereits kennt. Denn die Methode, zu solchen Erklärungen zu gelangen, besteht darin, die implizite Bedeutungskennntnis der Sprecher explizit zu machen.

Daß eine Erklärung der Bedeutung dennoch in einem bestimmten Sinne für die Sprecher einer Sprache neu sein kann, liegt daran, daß sie ihr implizites Wissen im allgemeinen nicht explizit verfügbar haben. Zudem stellen die Bedeutungserklärungen, die den Platz eines Wortes im Netz detailliert beschreiben, eine idealisierte und systematischere Beschreibung des praktischen Wissens dar, als sie ein Sprecher selbst nach einiger Überlegung tatsächlich geben kann. Dennoch verfügt er prinzipiell über die dafür nötigen Kenntnisse. In einer ähnlichen Weise wäre es uns vertraut und dennoch neu, wenn ein Pantomime vorführt, welche Handbewegungen wir machen, um eine Tasse zu heben. Zudem gilt: Die Bedeutungen von Worten sind untereinander systematisch verbunden. Und so überschaut man ebensowenig alle Querverbindungen

---

<sup>23</sup>Ich beschäftige mich in Abschnitt 7.6 ff. damit, inwiefern man von einem kompetenten Sprecher mit Recht erwartet, daß er seine Äußerungen begründen kann. Mit v. Savigny, der explizit behauptet, solche Fähigkeiten seien nur zufälligerweise bei Sprechern einer Sprache wie der deutschen anzutreffen und nicht notwendigerweise Teil der Sprachkompetenz, setze ich mit in Abschnitt 7.9 auseinander.

<sup>24</sup>Wittgensteins Konzeption sprachlicher Regelung verfehlt etwa Gahringer: »Certainly, if language rules exist at all we know few of them, save those of ordinary grammar, and we apply them with little consciousness. At best we can say that we have habits of thought and expression, and that we are able with some objectivity to make judgements of propriety and impropriety ... « (Gahringer 1959, p. 667)



in der Sprache, wie man aus der Kenntnis der Axiome der Arithmetik sofort schließt, daß es keine größte Primzahl geben kann. Wenn Wittgenstein behauptet, das Ergebnis der Untersuchung der Bedeutung sei keine Entdeckung, so bedeutet das, daß es ein potentielles explizites Wissen ist: Jeder Sprecher wüßte es, wenn er sich seine Sprachkompetenz explizit machte.<sup>25</sup> Wittgenstein spricht in diesem Zusammenhang von »Erinnerung« (TS 213, p. 419). Daß die Ergebnisse der Bedeutungsanalysen, die er vorführt, oft so überraschend sind, liegt auch daran, daß Sprecher sich, wenn sie ohne gründliches Nachdenken darüber Auskunft geben, was ein Wort bedeutet, in vielen Fällen von Bildern leiten lassen, die mit dem tatsächlichen Wortgebrauch inkompatibel sind.

### 2.3.3 Der Zirkel bei Bedeutungserklärungen

Unabhängig davon, welchen Typ der Bedeutungserklärung man wählt und wie er im Detail ausgearbeitet ist, entsteht ein Problem, dem wir oben bereits in ähnlicher Form begegnet sind.<sup>26</sup> Dort wurde deutlich, daß nicht alle Sätze der deutschen Sprache ihre Bedeutung durch Interpretation in einer Metasprache bekommen können, weil dabei die Bedeutung der Sätze der Metasprache bereits vorausgesetzt würde und ihre Quelle ihrerseits erklärt werden müßte. Ein ähnliches Problem entsteht, wenn wir Bedeutungserklärungen nicht als bedeutungsgebend, sondern als bedeutungsbeschreibend betrachten. Man hat dann den Eindruck, die Erklärung sei zirkulär oder lasse das Wesentliche aus. Wenn jemand die Sprache *S* nicht beherrscht und man ihm nur Beziehungen zwischen Sätzen dieser Sprache beschreibt (Erklärungstyp *A*, siehe oben 2.3.1), so erfährt er nicht, worin die Bedeutung der Sätze von *S* besteht, er lernt lediglich syntaktische Regeln, und die Sprache bleibt für ihn ein formaler, uninterpretierter Kalkül. Erklärungen des Typs *B* sind nur für den verständlich, der die Metasprache, also die Sprache, in der die Erfüllungsbedingungen beschrieben sind, beherrscht. Nehmen wir für diesen Fall der Einfachheit halber an, daß dies ebenfalls die deutsche Sprache ist.<sup>27</sup> Offensichtlich wird dabei die Kenntnis der Bedeutungen der Worte, deren Bedeutung erklärt werden soll, direkt oder indirekt vorausgesetzt: direkt im Falle der Disquotation, indirekt, wenn man die Erfüllungsbedingungen mit anderen Worten beschreibt: Um zu erklären, was mit den erklärenden Worten gemeint ist – und es gibt keinen Grund, aus dem deren Bedeutung nicht erklärungsbedürftig sein sollte –, wird man schließlich wieder die Worte, deren Bedeutung erklärt werden sollte, gebrauchen müssen. Die Beschreibung der Erfüllungsbedingungen ist in diesem Fall also nur für

<sup>25</sup>Im folgenden werde ich nicht mehr darauf hinweisen, daß man in diesem Zusammenhang, wie ich gezeigt habe, gewisse Idealisierungen vornimmt.

<sup>26</sup>Wittgenstein selbst erwähnt diesen Zirkel am Rande, ohne ihn genauer auszuarbeiten. So spricht er davon, daß man »beim Erklären der Sprache (in unserem Sinne) schon die volle Sprache (nicht etwa eine vorbereitende, vorläufige) anwenden muss« (TS 213, p. 72). Offensichtlich sieht er in dem Zirkel kein Problem.

<sup>27</sup>Wenn man eine andere Sprache als Metasprache gebrauchen würde, träte letztlich dasselbe Problem auf wie in dem Fall, in dem man die deutsche Sprache nimmt.

den verständlich, der die Wörter versteht, zu deren Erklärung man am Ende wieder die Wörter gebrauchen muß, deren Bedeutung erklärt werden sollte. Man hat also einen Zirkel vor sich. Andererseits leuchtet es ein, daß eine Bedeutungserklärung oder Interpretation, die die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks »p« erklärt, das immer nur tun kann, indem sie *mit Worten* etwas beschreibt, seien es Erfüllungsbedingungen oder Verbindungen des Ausdrucks »p« zu anderen Ausdrücken derselben Sprache. Kurz, eine Erklärung aus dem Grund als nicht zufriedenstellend zurückzuweisen, weil sie mit Worten etwas erklärt, ist verfehlt. Alle Erklärungen der Bedeutung der Wörter einer Sprache, bei denen man nicht auf die Übersetzung in eine fremde Sprache zurückgreift, können zusammen nur ein großes einsprachiges Wörterbuch bilden, in dem alle Wörter, die in den Erklärungen vorkommen, ihrerseits einen eigenen Eintrag haben. Die Annahme einer Erklärung bzw. einer Übersetzung in eine andere Sprache verschiebt das Problem nur, und außerdem betrachtet Wittgenstein im TS 213 die Sprache nur aus der Innenperspektive.

Wenn Bedeutungserklärungen also im vorher beschriebenen Sinne ungenügend zu sein scheinen, dann muß man sich vor Augen halten, daß sie nicht anders sein können. Zum einen scheinen sie also das Entscheidende auszulassen oder vorauszusetzen, zum anderen können, und das ist offensichtlich, Bedeutungserklärungen prinzipiell nie mehr leisten als das, was so ungenügend erscheint. Wittgenstein sieht diese Sachlage und stellt fest, daß Bedeutungserklärungen immer nur parasitär zu einer bereits bestehenden Sprache funktionieren. Ein Problem entsteht dabei nur dann, wenn man nicht erkennt, daß logische Bedeutungserklärungen nicht, wie man vielleicht erwartet, reduktiv oder didaktisch sind. Erklärungen vom Typ A sind nicht reduktiv, insofern sie nicht Zeichen in Nicht-Zeichen übersetzen. Dasselbe gilt für Erklärungen vom Typ B, insofern die Identität der Erfüllungsbedingungen, die man angibt, nur durch die Sprache bestimmt ist (vgl. Abschnitt 6.3.2). Wieder hat man also keine Erklärung der Bedeutung von Zeichen, die nicht bereits ein Verständnis derselben oder anderer Zeichen voraussetzt. Wenn man das so formuliert, wird sofort klar, daß man in diesem Zusammenhang vielleicht etwas Falsches erwartet hat. Es gibt keine Zeichenerklärungen, mit denen man Zeichen in Nicht-Zeichen oder Zeichen, zu deren Verständnis das Hinschauen genügt, übertragen kann. Die Ansicht, Erklärungen hätten eine didaktische Funktion, ist eine der Ursachen der Meinung, die Sprache baue sich auf Wörtern für beobachtbare Gegenstände und Eigenschaften auf. Denn dann muß es letzte Erklärungen geben, weil die Belehrung an einem Punkt enden muß, und dafür scheinen hinweisende Erklärungen geeignet. Auch hinweisende Erklärungen, und daran scheitert diese Sichtweise, sind nicht durch bloßes Hinschauen verständlich, sondern nur dann, wenn man die Geste auf eine bestimmte Art und Weise versteht und weiß, welchen Platz in der Sprache das Wort hat, dessen Bedeutung erklärt werden soll. Wittgensteins Begriff der Erklärung der Bedeutung ist allerdings kein didaktischer, sondern ein logischer. Mit solchen Erklärungen soll nicht jemand, der noch keine Sprache beherrscht, die Sprache lernen. Sie *beschreiben* lediglich die Rolle der Wörter und Sätze in der Sprache.

Bedeutungserklärungen im logischen Sinne sind also nicht didaktisch und nicht reduktiv.<sup>28</sup> Aus einer logischen Perspektive gibt es keine letzte Bedeutungserklärung: Jedes Wort, das in einer Bedeutungserklärung vorkommt, hat wiederum einen Platz in einem Netz von Erklärungen. In diesem Sinne gibt es keine Gesamtinterpretation der Sprache, sondern nur Bedeutungserklärungen von Teilen der Sprache durch andere Teile der Sprache. Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung ist also holistisch. Wenn man erkennt, daß Bedeutungserklärungen einen logischen Status haben, verschwinden die Bedenken, es fehle etwas oder man habe es mit einem bedenklichen Fall von Zirkularität zu tun. Zwar liegt ein Zirkel vor, aber dieser ist unvermeidlich und nicht Ausdruck eines Fehlers in der Vorgehensweise: Indem Bedeutungserklärungen Rollen von Wörtern und Sätzen in der Sprache beschreiben und sich die Sprachkompetenz auf die Kenntnis dieser Rollen bezieht, analysieren sie die Kompetenz, die zu ihrem Verständnis vorausgesetzt wird.<sup>29</sup> Denn schließlich werden Bedeutungserklärungen wie alle anderen Erklärungen auch in einer Sprache gegeben.<sup>30</sup> Die Erklärungen der Bedeutung sind dennoch informativ, weil es etwas anderes ist, eine Kompetenz zu haben, in diesem Fall die Kompetenz, Worte zu gebrauchen, als die Fähigkeit zu besitzen, die Kompetenz zu beschreiben, indem man angibt, worin die Rollen bestehen, auf deren Kenntnis sich die Kompetenz bezieht.

---

<sup>28</sup>An diesem Punkt ist Wittgenstein allerdings teilweise terminologisch nicht genau. So gebraucht er manchmal das Wort »erklären«, wenn es darum geht, jemandem sprachliche Ausdrücke beizubringen. In einer systematischen Gesamtsicht kann man darüber allerdings hinwegsehen.

<sup>29</sup>Dummett sieht das Problem, das dadurch entsteht, daß man eine Theorie der Sprache nur in einer anderen Sprache oder in der Sprache, die Gegenstand der Theorie ist, geben kann, und schließt daraus, daß Sprachverstehen deswegen nicht ausschließlich in der Kenntnis expliziter Regeln, die zusammen eine Theorie sprachlicher Bedeutung ausmachen, bestehen kann: »Außerdem wäre die Unterstellung der expliziten Kenntnis einer solchen Theorie – selbst wenn sie nicht von vorherin von der Hand zu weisen wäre – als allgemeine Erklärung des Sprachverstehens zirkulär, weil die Theorie in einer Sprache formuliert sein müßte, die der Sprecher bereits versteht.« (Dummett 1988, p. 154/155) Die gerade betrachtete Textstelle zeigt ebenso wie die folgende, daß Dummett das Regreßproblem bei ausschließlich expliziter Regelkenntnis nicht deutlich von dem von mir behandelten Zirkel, der tatsächlich entgegen dem ersten Augenschein kein Problem darstellt, trennt: »Die Bedeutung muß als etwas hingestellt werden, was der Sprecher tatsächlich kennen kann. ... Doch sobald wir fragen, in welchem Sinne die Wörter »kennen« und »wissen« in den Formulierungen »die Bedeutung kennen« und »wissen, was es bedeutet« gebraucht werden, geraten wir in Schwierigkeiten. Denn einerseits handelt es sich ... um *bewußte* Kenntnisse; andererseits kann es nicht in allen Fällen explizites, sprachlich artikuliertes Wissen sein, und sei es nur deshalb, weil es zirkulär wäre, das Verständnis der Wörter einer Sprache so zu erklären, daß der betreffende Sprecher in jedem Fall Fähigkeit besitze, die Wörter verbal zu definieren.« (Dummett 1988, p. 153) Dummett erkennt nicht, daß die explizite Kenntnis aller Regeln dann ausreichend für Sprachkompetenz wäre, wenn der Sprecher zusätzlich über ein basales Know-how zum praktischen Gebrauch der Regeln verfügt, das ich im nächsten Abschnitt vorstelle.

<sup>30</sup>Wenn man als Metasprache zur Beschreibung der Bedeutung von Sätzen der deutschen Sprache eine andere Sprache, etwa die englische, nimmt, dann macht das die Angelegenheit zwar übersichtlicher. Allerdings entsteht derselbe Zirkel. Das Problem wird nur verschoben.

### 2.3.4 Basales Know-how zur Subsumtion

Erklärungen der dargestellten Art führen lediglich von einer Zeichenkette zu anderen Zeichenketten, die jeweils aus Namen von Zeichen und anderen Zeichen bestehen. Aus diesem Grund kann die Kompetenz, sprachliche Ausdrücke nach den Regeln der Sprache gebrauchen zu können, also sie zu verstehen, nicht lediglich in der Kenntnis von verbalen Erklärungen bestehen. Was die Erklärungsfähigkeit von der voll ausgeprägten Gebrauchsfähigkeit unterscheidet, erkennt man, wenn man sich folgendes überlegt: Ein Sprecher, der den Satz »Auf dem Tisch liegt eine Kugel« versteht, kann unter normalen Umständen durch Augenschein bestimmen, wann die Tatsachen vorliegen, die den Satz wahr machen. Entsprechend kann er nicht nur die Erfüllungsbedingungen eines Befehls beschreiben, sondern weiß sozusagen *de re*<sup>31</sup>, was als Befolgung des Befehls zählt. Offensichtlich gehört es zur Gebrauchskompetenz, in vielen Fällen durch Augenschein erkennen zu können, ob die Tatsachen vorliegen, die den Sprecher berechtigen, zur Äußerung bestimmter Sätze überzugehen. So kennt jemand, der die Bedeutung des Wortes »Haus« mit Worten erklären kann, diese dennoch nicht vollständig, wenn er nicht *de re* typische Häuser erkennen kann. Entsprechend versteht jemand einen Befehl wie »Geh zum Auto!« nur, wenn er *de re* erkennt, was dieser Befehl verlangt.<sup>32</sup> Diese Beobachtungen ermöglichen es, zusammen mit der oben getroffenen Feststellung, daß die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks mit seinem Gebrauch identisch ist, zu erkennen, was die Kompetenz, einen Satz zu verstehen, von der Fähigkeit, ihn zu erklären, unterscheidet. Erklärungen vom Typ *A* geben nur an, wie ein Satz »*p*« qua Folgerung und Begründung mit anderen Sätzen zusammenhängt, also von welchen Sätzen man zur Äußerung des Satzes »*p*« übergehen kann und welche anderen Sätze man aus dem Satz »*p*« folgern kann. Die volle Kompetenz, einen Satz zu gebrauchen, hat nur derjenige, der im Falle eines Aussagesatzes, so es dessen Bedeutung zuläßt, durch Augenschein erkennen kann, ob seine Erfüllungsbedingungen vorliegen, bzw. im Fall eines Befehls *de re* weiß was getan werden soll, damit er erfüllt ist. Wenn Wittgenstein die Bedeutung eines Satzes oft mit einer Rolle in einem Kalkül vergleicht, dann ist das trotz dieser Sachlage richtig, insofern er einen erweiterten Kalkülbegriff hat. Als zulässige Übergänge gelten nicht nur solche von Sätzen zu anderen Sätzen, sondern ebenso solche von Tatsachen zur Behauptung bestimmter

---

<sup>31</sup>Der Leser möge mir diesen etwas eigenwilligen Gebrauch des Begriffs »*de re*« nachsehen. Ich gebrauche ihn im folgenden ausschließlich in diesem Sinn, der, so hoffe ich, durch den Zusammenhang verständlich wird. Es geht in keinem Fall um die Bedeutung, in der »*de re*« im Gegensatz zu »*de dicto*« steht. Folglich gibt es auch keinen Grund für mich, die Debatte um diese Begriffe hier zu thematisieren.

<sup>32</sup>Ebenso betont Beckermann die Rolle, die die Fähigkeit zur Subsumtion von Gegenständen unter Begriffe durch Beobachtung für das Verständnis sprachlicher Ausdrücke spielt: »Was heißt es zu wissen, unter welchen Bedingungen ein Satz *S* wahr ist? Meiner Meinung nach sind in diesem Zusammenhang zwei Fähigkeiten entscheidend: nämlich erstens die Fähigkeit, Situationen, in denen *S* wahr ist, von Situationen zu unterscheiden, in denen das nicht der Fall ist; und zweitens die Fähigkeit, den Satz *S* systematisch mit Situationen der ersten Art in Verbindung zu bringen.« (Beckermann 1990, p. 207)

Sätze bzw. von Sätzen zu Handlungen.<sup>33</sup> Die Beherrschung des Kalküls besteht dabei darin, die Übergänge *vollziehen*, nicht darin, sie *beschreiben* zu können. In dieser Weise baut die Sprachkompetenz auf einem urwüchsigen Know-how auf. Ein kompetenter Sprecher muß Urteile aufgrund von Beobachtung fällen können, und, was die andere Seite dieser Medaille ist, beobachtungsnahe Wörter hinweisend erklären können. Diese Fähigkeit ist nicht auf eine explizite Kenntnis sprachlicher Regeln reduzierbar. Der Versuch, für solche Übergänge Regeln zu formulieren, bringt nur Trivialitäten zutage wie »Wenn man bei Tage grünen Dingen gegenübersteht, ist man berechtigt, sie grün zu nennen«. Solche Regeln können für niemanden handlungsleitend sein, weil ihre Anwendung die Sensitivität für bestimmte Eigenschaften voraussetzt. Auf diese Tatsache, daß die Sprachkompetenz einen solchen Gebrauch *de re* umfaßt, spielt Wittgenstein auch an, wenn er davon spricht, daß die Kenntnis der Bedeutung eine Kenntnis von Einzelfällen ist. Wer einen Satz wie »Dort steht eine Pflanze« versteht, der kennt nicht nur seine inferentielle Rolle, sondern ist ebenfalls in der Lage, im Einzelfall durch Hinschauen zu entscheiden, ob der Satz erfüllt ist oder nicht. Kompetente Sprecher müssen also diskriminative Fähigkeiten haben, sind allerdings mehr als bloße Detektoren. Wer das Wort »Pflanze« versteht, muß wesentlich mehr leisten als ein Pflanzen-Detektor: Es genügt nicht, unter bestimmten Umständen disponiert zu sein, den Satz »Das ist eine Pflanze« zu äußern. Jemand versteht das Wort »Pflanze« nur, wenn er auch die Grammatik dieses Satzes kennt, wenn er somit weiß, welche Aspekte eines einzelnen Falls für das Zutreffen dieses Satzes relevant und welche irrelevant sind, was also die Kriterien für das Zutreffen des Wortes »Pflanze« sind, und wenn er von den ihm bekannten Einzelfällen richtig extrapolieren kann, also etwa weiß, daß das Wort »Pflanze« eine andere Extension hat als das Wort »Baum«. Er kann seine diskriminativen Fähigkeiten in einer potentiell unendlichen Zahl von Einzelfällen gebrauchen. Die Pflanzen, deren Vorhandensein in den einzelnen Fällen den Satz wahr machen, können sich in vielerlei Art und Weise unterscheiden, ebenso ihre Umgebung. Das bedeutet allerdings nicht, daß man es in diesen Fällen mit unterschiedlichen Fällen der Bedeutung des Wortes »Pflanze« zu tun hat.

## 2.4 Fundamentalismus oder Holismus

Es gibt bei Wittgenstein eine Spannung zwischen dem Gedanken des holistischen Aufbaus des sprachlichen Netzes, also der Auffassung, daß keine Bedeutungserklärung im logischen Sinne die letzte ist, und der Tatsache, daß man bei der Rechtfertigung der Wahrheit eines Satzes nicht endlos begründen kann und muß. Man kann einen Fall nur als Fall des Zutreffens eines Satzes verstehen, wenn man weiß, aufgrund welcher Merkmale oder Kriterien ein Satz zutrifft. Dieser Gedanke, daß Sätze auf einen Sachverhalt zutreffen, weil bestimmte Kriterien erfüllt sind, legt das Bild einer Kri-

---

<sup>33</sup>Ein Beispiel für den Übergang von Sätzen zu Handlungen, das Wittgenstein im TS 213 häufig gebraucht, ist der Befehl (vgl. etwa TS 213, p. 3, 12, 16–20, 44).

terienpyramide mit basalen Sätzen nahe, die nicht durch Kriterien gerechtfertigt werden, weil man sonst in einen Regreß gerät. Aus der einen Perspektive scheint also der Holismus überzeugend, aus der anderen der Fundamentalismus. Skizzieren wir beide Positionen:

(1) Wir können die Worte, in denen die Kriterien für ein Wort oder einen Satz formuliert sind, wieder erklären, die Worte, die wir dabei gebrauchen, wiederum etc. ... Weil unser Wortschatz endlich ist, werden dabei kleine oder größere Zirkel entstehen. Diese sind harmlos: Die Einträge in einem einsprachigen Wörterbuch sind nicht deswegen verfehlt, weil jedes Wort, das in der Beschreibung der Bedingungen des Gebrauchs eines Wortes auftaucht, wieder einen eigenen Eintrag hat, in dem wiederum Wörter gebraucht werden, die ihrerseits ihren eigenen Eintrag haben. Eine Darstellung der Regeln einer Sprache aus der Innenperspektive entspricht also vom Prinzip her einem solchen Wörterbuch. Kein Satz oder Zeichen ist basal, weil seine Bedeutung in seinem Platz in einem Netz von Inferenzen und Begründungen besteht. Auch die hinweisende Erklärung ist keine letzte Erklärung. Sie bestimmt nur dann einen Gegenstand als den gemeinten, wenn das erklärte Wort eine Grammatik hat, also inferentielle Regeln für es gelten. Die Zeigegeste ist ebensowenig ein nicht mehr deutungsfähiges Zeichen, wie man im Gegenstand, auf den gezeigt wird, die Bedeutung begründen kann. Diese Überlegungen gelten in analoger Weise für den Gebrauch von Beobachtungssätzen. Man versteht ihn nur, wenn man seinen Platz im Netz anderer Sätze, also seine inferentiellen Verbindungen, kennt. Seine Bedeutung ist nicht durch eine einfache Relation zu dem Sachverhalt, der ihn erfüllt, bestimmt.

(2) Der Gedanke, daß es für den Gebrauch eines Wortes notwendige und hinreichende Bedingungen gibt, auf die wir zurückgreifen, wenn wir rechtfertigen, daß der Satz »S ist P« in einem Einzelfall wahr ist, legt das Bild einer Pyramide von Bedingungen nahe. Schließlich kann man nicht Kriterium an Kriterium reihen, sondern an irgendeiner Stelle müssen basale Sätze der Realität gegenüberstehen. Diesem Gedanken liegt die Annahme zugrunde, man könne hinreichende Bedingungen nach dem Modell der Inklusion verstehen. Am Fuß der Pyramide liegen basale Sätze, deren Wahrheit nicht vom Zutreffen weiterer Kriterien abhängig ist. Weiterhin entspricht dieser Sicht folgende Beobachtung: Die Kenntnis eines einsprachigen Wörterbuchs des Indischen, verbunden mit der eines Lexikons, genügt nicht, um diese Sprache zu verstehen. Man muß zumindest einige Worte, die darin vorkommen, einfach auf Gegenstände anwenden können, also das Wort mit der Bedeutung »rot« von roten Gegenstände präzisieren können etc. ... Allgemeiner ausgedrückt gilt: Die Kompetenz, eine Sprache zu sprechen, kann nicht nur in der Kenntnis eines Wörterbuchs und Lexikons bestehen. Ein kompetenter Sprecher muß vielmehr in der Lage sein, durch Beobachtung zur Äußerung bestimmter Sätze überzugehen. Und das ist nur möglich, wenn es basale Sätze gibt, deren Wahrheit nicht mehr dadurch gerechtfertigt werden muß, daß bestimmte andere Kriterien erfüllt sind.

Auf den ersten Blick entsteht der Eindruck, als stehe man vor der Alternative, daß Sprecher mit der Äußerung von Sätzen wie »Das ist grün« unter bestimmten Bedin-

gungen unfehlbar sind oder daß sie nie mit guten Gründen zur Äußerung eines solchen Satzes übergehen können. Tatsächlich ist diese Annahme falsch. Wichtig ist, daß es Einstiegsplätze in das Netz gibt, an denen es zulässig ist, von Beobachtungen zur Äußerung von Sätzen überzugehen, und daß im allgemeinen Einigkeit darüber herrscht, wann ein solcher Übergang richtig ist und wann nicht. Dies erfordert keine Unfehlbarkeit, sondern lediglich intersubjektive Übereinstimmung. Selbst bei der Anwendung von Farbprädikaten können die Sprecher einer Sprache sich im Einzelfall täuschen. Zu wissen, daß die korrekte Applikation solcher Wörter von Normalbedingungen abhängig ist, ist ein Teil der Kenntnis der inferentiellen Rolle. Im Falle von Farben sind das normale Lichtverhältnisse und normale Farbsichtigkeit des Sprechers. Sprecher können ein Stück weit nachprüfen, ob Normalbedingungen vorliegen. Sie tun das auf der Basis ihrer impliziten Kenntnis des Platzes der Wörter im Netz. Sie brechen die Überprüfung und damit das, was sie zur Rechtfertigung anführen können, nicht an einer beliebigen Stelle ab, sondern dort, wo unter üblichen Umständen keine Täuschungen auftreten. Weiterhin sind Sätze wie »Das ist grün« nicht semantisch basal, weil man bei der Erklärung des Platzes im Netz und der darin bestimmten üblichen Normalbedingungen über die Erklärung der Bedeutung von Wörtern wie »Licht«, »sehen« oder »Auge« offensichtlich in solche begrifflichen Fernen gerät, daß deutlich wird: Das Inklusionsmodell, das dem Bild der Pyramide zugrunde liegt, ist falsch. Beobachtungssätze sind nicht semantisch einfach, sondern haben eine inferentielle Rolle, Sprecher sind mit ihrer Äußerung nicht unfehlbar. Dennoch tun diese Sätze ihren Dienst als Eintrittspforten in das Netz der Sprache, weil Sprecher einer Sprache sich mit ihrer Äußerung *üblicherweise unter Normalbedingungen* nicht irren. Der kriterienlose Gebrauch von Sätzen ist so immer nur *pragmatisch* kriterienlos. Wittgensteins Behauptung, daß zur Kenntnis der Bedeutung bestimmter Sätze das Wissen gehört, wie man sie verifiziert, ist im Sinne einer solchen pragmatischen Überprüfung und nicht im technischen Sinne endgültiger Verifizierbarkeit zu lesen. Ohne eine Lösung bleiben in diesem Zusammenhang Detailprobleme, die mit dem Begriff des Beobachtungssatzes zusammenhängen. So ist die Frage, wie man die Grenze zwischen solchen und theoretischen Sätzen genau zieht, nicht leicht zu beantworten. Es gibt allerdings eindeutige paradigmatische Fälle auf beiden Seiten der Grenze. Die Frage, wie es Sprecher schaffen, von Beobachtungen zur Äußerung von Sätzen überzugehen, ist eine empirische Frage, zu deren Lösung die Philosophie nichts beitragen kann. Wichtig ist allerdings eines: Diese holistische Konzeption ist mit dem Gedanken partieller Täuschung, allerdings nicht mit dem einer absoluten Täuschung vereinbar. Welche Bedeutungen sprachliche Ausdrücke haben, hängt unter anderem davon ab, mit welchen Gegenständen und Eigenschaften Sprecher tatsächlich interagieren. Täuschungsszenarien werden in dem Moment unglaubwürdig, indem sie versuchen, den Schritt von bedingter Täuschung, die in den Begriffen der Sprache beschrieben wird, zu einer unbedingten Täuschung glaubhaft zu machen. Mit dem Versuch, eine solche allgemeine Täuschung zu beschreiben, negiert man die Voraussetzungen, die diese Beschreibung verständlich machen. Es ist verfehlt, davon auszugehen, die Welt könnte vollkommen

anders sein, als wir es glauben, und anzunehmen, die Worte unserer Sprache hätten in diesem Fall noch ihre Bedeutung. In diesem Fall wäre selbst fraglich, worauf wir uns beziehen, wenn wir von der Welt sprechen: Wittgenstein spricht in diesem Zusammenhang davon, daß die gesamte Sprache nicht mißverstanden werden kann.

## 2.5 Bedeutung ohne strikte Regeln

Es gibt keine Garantie dafür, daß die Regeln, die wir mit der dargestellten Methode erhalten, eine bestimmte Allgemeinheit und Einheitlichkeit aufweisen, allerdings auch nicht dafür, daß es nicht so ist. Wörter können mehrdeutig und disjunktiv sein, in vielerlei Hinsicht unscharfe, »verschwommene« Grenzen haben sowie verborgene Variablen enthalten.

Zunächst einige Worte zu den unscharfen Grenzen: Wir verfügen, so sagt Wittgenstein, nicht über Bestimmungen, die es uns ermöglichen, in jedem Einzelfall zu entscheiden, ob ein Wort auf einen bestimmten Gegenstand zutrifft. Man empfindet das als Mangel und meint, angesichts der folgenden Alternative eine strikte Regelung zu brauchen:

- (1) Die Bedeutung eines Wortes ist durch strikte Regeln bestimmt, die alle Fälle des Gebrauchs eindeutig regeln.
- (2) Ein Wort hat keine bestimmte Bedeutung, also überhaupt keine Bedeutung.

Im *TLP* war Wittgenstein der Auffassung, daß sich in den Positionen 1 und 2 die Möglichkeiten erschöpfen. Im TS 213 macht er deutlich, daß es eine mittlere Position gibt. Wenn man von dem, was man mit einem Ausdruck meint, auf die Bedeutung des Ausdrucks zurückschließt, erkennt man, daß ein Ausdruck eine bestimmte Bedeutung hat, ohne daß alle Fälle geregelt sein müssen. Die Feststellung, daß die Grenzen verschwommen sind, zeigt nicht, daß die Bedeutung ungenügend ist, sondern ist ein legitimes Ergebnis des Unternehmens, die Bedeutung explizit zu machen. Eine Bedeutungserklärung ist dann exakt, wenn sie die Bedeutung wiedergibt, die man vorfindet. Die Ausrichtung am Ideal einer exakten Regelung aller Fälle ist demgegenüber verfehlt, weil es darum geht, die Grenzen wiederzugeben, die im Gebrauch der Sprache zu finden sind. Anders als Wittgenstein meint, ist dieses Ergebnis damit verträglich, daß unser Wissen von der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke kein auf Kontexte relativiertes Einzelfallwissen ist. Die Verschwommenheit der Regeln wird im Rahmen der Netzkonzeption dadurch eingefangen, daß in den Folgerungen Wörter wie »ungefähr«, »ziemlich« etc. vorkommen sowie Wörter, deren Grenzen ebenfalls unscharf sind. Sie spiegelt sich in der Anwendung *de re* darin wider, daß wir unsicher sein können, ob wir es mit einem Berg zu tun haben, wenn wir etwa auf eine bestimmte Erhebung schauen. Weiterhin sind in diesem Zusammenhang spezielle Funktionseigenheiten vieler Wörter zu nennen, die den Eindruck erwecken, die Bedeutung dieser Wörter sei verschwommen, obwohl *de facto* andere Ursachen für diesen Eindruck verantwortlich sind. So haben viele Wörter unbestimmte Ränder *und* sind synkatego-



rematisch wie »groß«, »normal«, »gut« ... Andere haben eine verborgene Variable. Dazu zählen Wörter wie »erfolgreich«, »einfach« oder »können«. Im den ersten beiden Fällen muß man angeben, in welcher Hinsicht jemand erfolgreich oder eine Sache einfach ist. Im dritten Fall ist es offen, unter welchen Umständen jemand p-en können muß. Sprecher greifen oft auf Hinweise aus dem Kontext der Äußerung zurück, um zu bestimmen, wie die verborgene Variable zu desambiguieren ist. Falsch ist allerdings die Annahme, daß der Kontext der Äußerung in unregelter Weise die Bedeutung solcher Wörter bestimmt. Das werde ich später zeigen.

Weiterhin kann die Bedeutung eines Wortes in unterschiedliche Falltypen zergliedert, also durch disjunktive Merkmale bestimmt sein. Diese Disjunktion muß allerdings endlich sein, sonst wäre die Bedeutung nicht geregelt. Die Annahme unendlich vieler unterschiedlicher Falltypen der Bedeutung eines Wortes widerspricht der Annahme, daß die Bedeutung eines Wortes durch Regeln bestimmt ist, die die Sprecher implizit kennen: Dieses Wissen kann nicht unendlich viele unterschiedliche Merkmale umfassen. Zudem würde das die Möglichkeit notwendiger Bedingungen für das Zutreffen eines Wortes ausschließen. Es gibt allerdings keine Garantie dafür, daß die Bedeutung eines Satzes wie »X ist ein Spiel« nicht in sehr viele Disjunktionen, also Fragmente zerfasert ist. Diese müssen allerdings endlich sein. Sonst wäre die Bedeutung des Wortes nicht geregelt. Die Annahme, diese seien untereinander durch Familienähnlichkeiten verbunden, leistet, anders, als Wittgenstein meint, nichts: Diese durch Familienähnlichkeiten miteinander verbundenen Merkmale konstituieren den Begriff nicht, weil jede Information darüber fehlt, in welcher Konfiguration ihr Zusammentreffen einen Fall bildet, der unter den Begriff fällt, und wann das nicht der Fall ist. Gibt man die Konfigurationen an, reduziert sich die Familienähnlichkeit auf eine Disjunktion von Kriterien. Nimmt man an, daß mit den einzelnen Merkmalen nur Symptome bezeichnet werden, so ist es ohnehin deutlich, daß diese nicht konstitutiv sind. Die Attraktivität dieses Begriffs resultiert daher, daß man es mit einem begrifflichen Mittelding aus Kriterien, Symptomen und kriterienlosem Gebrauch zu tun hat. Und genau daran scheitert dieser Begriff. Es gibt kein Mittelding dieser Art. Zudem stellt sich beim Leser der Eindruck ein, daß die Beispiele für durch Familienähnlichkeiten konstituierte Begriffe meist weniger fragmentiert sind, als Wittgenstein es darstellt. Das gilt für das Paradigma der Familienzugehörigkeit<sup>34</sup>, für das es eindeutige Kriterien gibt, ebenso wie für den Begriff des Spiels, bei dem es Wittgenstein unterläßt, auf

---

<sup>34</sup>Diese auf den erste Blick naheliegende Deutung des Begriffs der Familienähnlichkeit ist allerdings mit einiger Vorsicht zu behandeln. Im *Brown Book*, in dem Wittgenstein diesen Begriff erstmals in der Funktion, die er in den *PU* hat, gebraucht, geht es ihm nicht um die Frage der Familienzugehörigkeit. Er möchte nicht darüber sprechen, unter welchen Umständen jemand zu einer Familie gehört, sondern wann er die für eine Familie typischen Gesichtszüge hat (vgl. *Brown Book*, p. 125). In diesem Fall wird allerdings keine Menge mit verschwommenen Grenzen bestimmt, sondern eine, für die nicht einmal ein Grenzbereich festgelegt ist. In den *PU* erwähnt Wittgenstein phänotypische Merkmale, die die Mitglieder einer Familie in jeweils unterschiedlich starker Ausprägung und Kombination gemeinsam haben, ohne daß man deutlich erkennen kann, was das Vorliegen dieser Merkmale anzeigt: die Zugehörigkeit zur Familie oder ein für diese Familie typisches Aussehen. (*PU*, 67) Der Kontext der Textstelle spricht für die erste Lesart.

Kriterien der folgenden Art hinzuweisen: Ein Spiel ist eine Freizeitaktivität, die von denen des üblichen Alltags dadurch abgegrenzt ist, daß in ihr andere Regeln gelten. Es dient üblicherweise der Unterhaltung, es nehmen Menschen daran teil, in den Spielen gibt es ein bestimmtes Ziel, und es kommt meist mehr oder weniger auf geistige oder körperliche Gewandtheit an. Weiterhin sollte man bedenken: Wenn die Bedeutung zu fragmentiert ist, die Teile der Disjunktion so unterschiedlich sind wie bei »Bank« und »Bank«, neigen wir zu der Annahme, wir hätten es mit Homonymen zu tun. Zudem kommen Sammelsuriums-begriffe wie »Spiel« zwar in der Sprache vor. In der Regel wollen wir allerdings aus der Tatsache, daß ein Begriff auf etwas zutrifft, bestimmte Schlüsse ableiten, und das ist desto schwerer möglich, je disjunktiver der Begriff ist. So könnte man aus dem Satz »Da ist ein Hund« nicht mehr ableiten »Vorsicht! Er könnte beißen«, wenn man Schafe mit unter den Begriff des Hundes fassen würde. Die Grenze zwischen einem sehr allgemeinen und einem mehrdeutigen Begriff ist nicht eindeutig zu ziehen, und damit ist es willkürlich, wie wir Bedeutungen zählen. Wenn es darum geht, sehr allgemeine Begriffe im Einzelfall zu desambiguieren, greifen die Sprecher dazu oft auf Merkmale der Umstände der Äußerung zurück. Daraus folgt allerdings nicht die Annahme, die Bedeutung sei auf die Umstände der Äußerung relativiert. Die Bedeutung ist das, was ein Satz in die Äußerungssituation mitbringt. Wäre das nicht so, könnte man auf die Frage, *was* von der Äußerungssituation abhängig ist, nur noch auf die Satzform hinweisen. Diese Antwort ist unbefriedigend, weil sie die Unterscheidung zwischen Satz und Satzform einebnet. Die Bedeutung von Sätzen kann allenfalls eine Funktion von einer allgemeinen Wortbedeutung und den Umständen der Äußerung auf eine spezifische Bedeutung sein. Der Kriteriensatz ist logisch primär gegenüber den Äußerungsgelegenheiten. Letztlich benötigt Wittgenstein den Begriff der Familienähnlichkeit nicht: Wenn man erkannt hat, daß die Annahme der Fragmentierung der Bedeutung auf unendlich viele Fälle falsch ist und auf einem Mißverständnis der Tatsache beruht, daß die Regeln der Bedeutung disjunktiv und verschwommen sein können, dann erweist sich ein Begriff, der unendlich viele Fälle miteinander verbindet, als überflüssig.

## 2.6 Sprechen, Handeln und Sprechergemeinschaft

Es gibt allerdings einen wichtigen Zusammenhang zwischen der Fähigkeit, eine Sprache zu verstehen, und den Umständen der Äußerung. Es ist etwas anderes, einen Satz mit der Kenntnis der Bedeutung zu äußern, die er in der Sprache, zu der er gehört, hat, als mit seiner Äußerung im vollen Sinne etwas zu meinen. Das Entsprechende gilt für das Verstehen der Äußerung eines Satzes. Typisch hierfür ist, daß die Frage »Wie meinen Sie das?« üblicherweise nicht auf eine Erklärung von Wort- und Satzbedeutungen abzielt, sondern darauf, was der Sprecher mit der Äußerung des Satzes, dessen Bedeutung der Hörer versteht, sagen wollte. Wenn jemand einen Satz äußert, so geschieht das üblicherweise in einem bestimmten Zusammenhang, in dem er etwas

tut, das über das *bedeutungsvolle Äußern* dieses Satzes hinausgeht: Er behauptet etwas, stellt eine Frage, gibt ein Versprechen, einen Befehl oder ähnliches. Indem man den Satz äußert »Könnten Sie mir den Löffel geben?«, *bittet* man den anderen, den Löffel zu geben. Das ist allerdings nichts, was in besonderer Weise zum bedeutungsvollen Äußern des Satzes *dazukommt*. Es ist eher von der Art des Zusammenhangs, den der folgende Satz beschreibt: Indem ich mein Auto repariere, bereite ich mich auf den Urlaub vor. Man führt *mit* der Äußerung eine bestimmte Verständigungshandlung aus. Die Bitte, den Löffel über den Tisch zu reichen, ist eine bestimmte Handlung der Verständigung zwischen zwei oder mehreren Personen, deren Rolle im allgemeinen anhand der Umstände der Äußerung deutlich wird und die bestimmte Folgen hat. So erwartet man, daß der Angesprochene dem, der die Bitte äußert, den Löffel gibt. Die Kenntnis der Bedeutung eines geäußerten Satzes ist also nur ein Teil des Verständnisses der Äußerung. Offensichtlich ist der Gebrauch von Sätzen mit der Netzkonzeption ebensowenig ausreichend beschrieben wie die Kompetenz, eine Sprache zu verstehen. Sätze in der Sprache gebrauchen zu können ist die Fähigkeit, sich mit diesen Sätzen zu verständigen. Sie umfaßt die Kenntnis von Wort- und Satzbedeutungen, erschöpft sich allerdings nicht darin, sondern besteht darin, Sätze in Äußerungen gebrauchen zu können, also in einem bestimmten Zusammenhang und in einer illokutionären Rolle.

Auch solche illokutionären Rollen sind durch Regeln bestimmt. Wir können sie im allgemeinen nicht formulieren. Vielmehr kennen wir sie ebenso implizit wie die Erklärungen der Bedeutung von Wörtern und Sätzen. Wieder gibt es besondere Fälle: So kann etwa eine Äußerung zwar nicht die erwartete Antwort auf eine gestellte Frage sein, aber einen neuen Zusammenhang beginnen, in dem sie eine andere illokutionäre Rolle hat. Ebenso ist offen, wie weit der Zusammenhang ist, den man kennen muß, um eine Äußerung zu verstehen. Was im jeweiligen Fall die Bezugseinheit für das Verständnis eines Satzes in einem Text, bleibt unbestimmt. Diese kann in einzelnen Fällen ein ganzes Buch umfassen. So ist etwa folgender Kommentar vorstellbar: »So richtig versteht man diesen Satz erst, wenn man das ganze Buch gelesen hat«. Oft genügt auch eine kleinere Einheit. In Einzelfällen kann der Bezugsrahmen so groß sein, daß er sich auf eine ganze Epoche erstreckt. Die Antwort auf die Frage, wieviel man vom Zusammenhang einer Äußerung kennen muß, um sie richtig zu verstehen, ist letztlich so offen wie die auf die Frage, welchen Kontext man berücksichtigen muß, um eine Handlung angemessen zu verstehen. Üblicherweise ist das Verstehen gradierbar: Man kann eine Äußerung als Argument verstehen, bemerken, daß sie Teil eines Versuchs ist, mit dem der Redner sein Gegenüber beeindrucken will, oder auch noch registrieren, warum er das tun will. All das kann damit gemeint sein, die Äußerung zu verstehen. Die Mindestanforderung ist, daß man erkennt, welche illokutionäre Rolle die Äußerung hat und welches ihre Funktion im engeren Zusammenhang ist. Die Rolle einer Äußerung kann nicht dadurch bestimmt sein, was ein Sprecher mit der Äußerung eines Satzes im intentionalistischen Sinne meint. Es muß vielmehr intersubjektiv zugängliche geregelte Strukturen von Handlungszusammenhängen geben, anhand derer ein Hörer erkennen kann, wie eine Äußerung gemeint ist.

Vor diesem Hintergrund bietet es sich an, anders als Wittgenstein, beim Verständnis einer Äußerung drei verschiedene Ebenen zu unterscheiden: die der semantischen Kompetenz, die der Kenntnis der illokutionären Rollen und die einer umfassenden sozialen Kompetenz:

(1) Die Bedeutung eines Satzes ist die Rolle im Netz von Folgerungen und Begründungen. Unsere Kenntnis davon ist implizit, kann allerdings in der dargestellten Weise explizit gemacht werden. Sie umfaßt ein intersubjektiv geregeltes Know-how, von bestimmten Beobachtungen zur Äußerung von Sätzen überzugehen.

(2) Die zweite Ebene besteht in der impliziten Kenntnis der einfachen illokutionären Rollen. Wer sie kennt, kann unter normalen Umständen unterscheiden, ob ein Satz eine Behauptung über einen realen Sachverhalt oder Teil einer Geschichte ist, ob er es mit einer Bitte oder einem Befehl zu tun hat oder ob etwas eine Frage ist, und er weiß, was die jeweils angemessenen Reaktionen auf die jeweiligen Äußerungen sind.

(3) Die dritte Ebene umfaßt das Verständnis größerer Zusammenhänge, die ein weiter reichendes Verständnis einer Äußerung ermöglichen. Dazu ist ein reichhaltiges Wissen der Konventionen, üblichen Handlungsmuster und Begründungszusammenhänge sowie der in der Gesellschaft allgemein bekannten empirischen Kenntnisse nötig. Eine Äußerung, die eine Annahme ist, auf dieser Ebene zu verstehen, könnte etwa heißen, ihre Rolle in einer Argumentation vor dem Hintergrund der Interessen des Sprechers und diese wiederum in einem weiteren gesellschaftlichen Zusammenhang zu sehen.

Diese Einteilung in Ebenen stammt nicht von Wittgenstein, bietet sich allerdings an, um das von ihm präsentierte Material zu ordnen, obwohl er sie vermutlich deswegen zurückweisen würde, weil er darin den Ausdruck einer falschen Verallgemeinerung sehen würde. Tatsächlich unterscheidet Wittgenstein allerdings trotz aller Vorliebe dafür zu betonen, daß die Bedeutung eines geäußerten Satzes mit den Umständen der Äußerung verbunden ist, dennoch im allgemeinen, von einigen Fehlgriffen abgesehen, die Wort- und Satzbedeutung von der illokutionären Rolle und den Umständen der Äußerung. Welche der drei genannten Kompetenzen man *die* Sprachkompetenz nennen will, ist willkürlich. Letztlich ist es gleichgültig, ob man sagt, die Sprachkompetenz baue auf anderen sozialen und Wissenskompetenzen auf oder umfasse andere Kompetenzen. Sicher ist: Die deutsche Sprache beherrscht, wer so sprechen kann wie wir. Diese Feststellung ist so allerdings unbefriedigend. Denn wenn man nach einer Beschreibung der Sprachkompetenz fragt, dann möchte man eine Auskunft darüber haben, *was* ein Sprecher der deutschen Sprache kann, und zwar eine Auskunft, die den Inhalt der Kompetenz beschreibt, und nicht nur den Hinweis, die Sprachkompetenz sei das, was der Sprecher habe. So beschreibt Wittgenstein denn auch im TS 213 tatsächlich meist Regeln der Wort- und Satzbedeutung, an einigen wenigen Stellen illokutionäre Rollen. Er weist zwar nicht explizit darauf hin, daß beides verschieden ist, es ist allerdings in seiner Darstellung deutlich zu unterscheiden. Das gilt auch für die Textstellen, an denen Wittgenstein die Tatsache, daß wir die Bedeutung von Wörtern und Sätzen anhand von Einzelfällen explizit machen, damit verwechselt, daß sie

auf Einzelfälle fragmentiert ist. Offensichtlich spielen beim Verständnis sprachlicher Äußerungen oft Aspekte unterschiedlicher Ebenen eine Rolle. So muß man in Einzelfällen, um Äußerungen auf der semantischen Ebene zu desambiguieren, um etwa einer verborgenen Variablen einen Wert zu geben, die illokutionäre Rolle der Äußerung verstehen.

Entscheidend an Wittgensteins Antwort auf die Frage, was es bedeutet, mit einem Satz einer Sprache in einem bestimmten Zusammenhang etwas zu meinen, ist die Tatsache, daß es auf der semantischen und der pragmatischen Ebene Regeln gibt. Für das erste argumentiert er in extenso. Das zweite wird bei der Darstellung der Sprachspiele mehr oder minder deutlich. Daß es auf der Ebene umfassender sozialer Zusammenhänge Regeln geben muß, wird dadurch nahegelegt, daß eine Sprache nur in einem bereits geregelten sozialen Leben entstehen und weitergegeben werden kann. Explizit beginnt Wittgenstein sich im *Brown Book* damit zu beschäftigen, wie die Sprache in das Leben der Sprachgemeinschaft integriert ist.<sup>35</sup> Dabei wird am Rande deutlich, wie gesellschaftliche Konventionen auf elementaren menschlichen Handlungsweisen, Reaktionen und Bedürfnissen aufbauen. Diese Sicht ist, wie oben festgestellt, der um die systematischen Fehler bereinigte Ertrag von Wittgensteins Überlegungen im *Brown Book*.

## 2.7 Das Kontextprinzip und der Primat des Satzes

Man könnte vor diesem Hintergrund die Frage aufwerfen, inwieweit es gerechtfertigt ist, den Satz als den primären Bedeutungsträger zu sehen. Zwar wird ein Wort im Satz gebraucht, dieser allerdings in einer Äußerung, die ihrerseits eine Rolle in einem Handlungszusammenhang hat, der zum Schluß auf das Leben einer Sprachgemeinschaft verweist. Der Hinweis auf das Kontextprinzip, das vom Wort zum Satz führt, wenn man die Frage nach dem primären Träger sprachlicher Bedeutung stellt, läßt es auf den ersten Blick willkürlich erscheinen, beim Satz stehenzubleiben. Schließlich kann man sich, so wurde deutlich, mit Sätzen nur verständigen, wenn man die Rolle ihrer Äußerung in umfassenderen Zusammenhängen kennt. Dieser Feststellung entspricht die folgende Beobachtung: Wenn man eine Sprache aus der Übersetzer-Perspektive betrachtet,<sup>36</sup> muß man damit anfangen, erst Handlungen zu identifizieren und zu verstehen, und dann die Handlungen ausfindig machen, die Äußerungen sind.

---

<sup>35</sup>Damit ist Wittgenstein weiter als im TS 213. Dort weist er in einer Bemerkung darauf hin, daß Sprachverhalten ebenso natürlich ist wie anderes Verhalten auch: »Befehlen, fragen, erzählen, plauschen sind so natürliche Handlungen wie gehen, trinken, spielen.« (TS 213, p. 209, h) Entsprechend äußert er sich an der folgenden Textstelle: »Wenn ich z. B. sage ›Du darfst nicht hereinkommen‹, so ist es der natürliche Akt, zur Begleitung dieser Worte, mich vor die Tür zu stellen und sie zuzuhalten.« (TS 213, p. 109, a) Zwar steckt in beiden Textstellen die Erkenntnis, daß sprachliche Äußerungen »normale« Handlungen sind, es fehlt aber jeder Hinweis auf die gesellschaftliche Bedingtheit sprachlicher Handlungen.

<sup>36</sup>Wenn ich von einer Übersetzer-Perspektive spreche, meine ich immer die einer radikalen bzw. einer Erst-Übersetzung.

Erst danach kann man darangehen, Wort- und Satzbedeutungen zu bestimmen. Angesichts dieses Vorgehens könnte es fraglich erscheinen, warum man Sätze und nicht etwa Äußerungen als primäre Bedeutungsträger ansehen soll. Daß diese Überlegung, obwohl sie auch für Wittgenstein eine gewisse Überzeugungskraft zu besitzen scheint, in eine falsche Richtung führt, erkennt man, wenn man die Rolle des Kontextprinzips etwas genauer durchdenkt. Zwar führt das Kontextprinzip letztlich zum Holismus. Je holistischer die Bestimmung allerdings wird, um so unspezifischer und uninformativer wird sie. Sicherlich hat die Bedeutung eines Wortes etwas mit seiner Rolle im Leben einer Sprachgemeinschaft zu tun. Wenn man allerdings wissen will, *welche Aspekte* des Lebens für die Bedeutung eines Wortes relevant sind, dann muß man dafür die Rolle des Wortes *in Äußerungen* bestimmen. Wiederum sind die meisten Aspekte einer Äußerung irrelevant für die Bedeutung eines Wortes. Wichtig dafür ist sein Beitrag zu den Erfüllungsbedingungen der Sätze, in denen es vorkommt. Die Satzbedeutung ist in der Weise abstrakt, als etwa die meisten Aspekte einer Situation, auf die der Satz »Dort steht ein Haus« zutrifft, für die Wahrheit dieses Satzes unwichtig sind. Sätze, und das gibt ihnen ihre besondere Rolle, sind zustimmungsfähig, weil sie Erfüllungsbedingungen haben, man kann sich mit ihnen verständigen,<sup>37</sup> und zwischen Sätzen können Folgerungsbeziehungen bestehen, zwischen Wörtern nicht. Auf der Ebene von Äußerungen sind die Merkmale bereits viel zu reichhaltig, um die Verallgemeinerungen auszudrücken, die man braucht, um etwas so Abstraktes wie die Bedeutung eines Wortes oder Satzes zu bestimmen. Die illokutionäre Rolle und viele Aspekte des Kontextes der Äußerung sind für das Zutreffen eines bestimmten Satzes irrelevant. Dessen Bedeutung ist abstrakter.<sup>38</sup>

Bei dem Versuch, die Bedeutung eines Satzes zu bestimmen, überlegen wir uns, wie oben dargestellt, was wir verstehen, wenn wir den Satz verstehen, indem wir die Äußerung dieses Satzes in einzelnen Fällen betrachten. Wieder könnte man daraus schließen wollen, daß die Äußerungsbedeutung primär ist. Wer das so sehen möchte, der berücksichtigt nicht, auf welche Aspekte der Äußerung eines Satzes wir in solchen Fällen achten: Wir abstrahieren von der illokutionären Rolle und von vielen irrelevanten Aspekten des Kontextes. Wenn wir uns etwa, um genauer zu bestimmen, was wir mit dem Satz »Auf dem Berg steht ein Haus« meinen, ein bestimmtes Haus auf einer Wiese in einer bestimmten Gegend vorstellen, so wissen wir, daß die Lage auf der Wiese und in der angegebenen Gegend irrelevant für unsere Fragestellung ist.

---

<sup>37</sup>Das darf allerdings nicht so verstanden werden, als müßten Sätze notwendigerweise eine syntaktische Struktur haben. In der deutschen Sprache verständigen wir uns allerdings üblicherweise nicht mit holophrastischen Äußerungen. Wenn wir das tun, so sind die Sätze elliptisch zu verstehen und ihre Bedeutung ist deswegen von dem entsprechenden vollständigen Satz abhängig, oder sie haben aufgrund der einfacheren inneren Struktur eine andere Bedeutung als ein Satz der deutschen Sprache mit gleicher Rolle in der Verständigung.

<sup>38</sup>Auf die Probleme, die Wittgenstein mit dieser Annahme hat, weise ich in Abschnitt 7.8.1 ausführlich hin. So bemerkt er im TS 213 explizit, daß die Bedeutung von Worten in der Weise allgemein sein muß, daß sie auf unendlich viele Fälle zutrifft, und bemerkt nicht, daß diese Feststellung nicht damit verträglich ist, daß die Bedeutung in der dargestellten Weise auf unendlich viele unterschiedliche Fälle fragmentiert ist.

Es ist richtig: Wenn wir eine bestimmte Wort- oder Satzbedeutung explizit machen wollen, tun wir das unter anderem, indem wir uns bestimmte Äußerungen des jeweiligen Wortes oder Satzes überlegen. Wir achten bei der Äußerung allerdings nur auf die Regeln, die die Satzbedeutung betreffen. So wissen wir auch, daß ein großer Teil der Merkmale einer konkreten Situation für das Zutreffen eines bestimmten Satzes nicht relevant ist. Wenn wir nicht einen Begriff von Satzbedeutung hätten, der abstrakter ist als der der Äußerungsbedeutung, dann könnten wir die Betrachtung von Einzelfällen nicht benutzen, um die Bedeutung eines Wortes oder Satzes zu bestimmen.

Man kann also festhalten: Das Unternehmen zu bestimmen, was Sprachkompetenz ist, ist ein anderes, als zu bestimmen, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist. Die sprachliche Verständigung ist Teil des Lebens einer Sprechergemeinschaft, und so sind sprachliche Handlungen immer in andere nicht-sprachliche Zusammenhänge integriert. Zwar umfaßt die Sprachkompetenz in diesem Sinne eine Menge anderer sozialer Fähigkeiten und äußert sich darin, sich in konkreten Zusammenhängen verständigen zu können. Was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist, das kann man nur auf einer Ebene bestimmen, die der abstrakten Rolle von Wörtern und Sätzen angemessen ist. Es ist allerdings verfehlt, auf der Ebene der Konstitution von Bedeutung von der Satz- und Wortbedeutung auszugehen und die Sprache als einen uninterpretierten Kalkül zu betrachten, dessen Zeichen eine Bedeutung und dann noch ein Gebrauch in bestimmten illokutionären Rollen gegeben wird. Die Konstitution sprachlicher Bedeutung verläuft in umgekehrter Richtung.<sup>39</sup> Die Zeichen, die ein Computer ausdrückt, haben deswegen nur abgeleitete Intentionalität, weil ihre Äußerung nicht in der beschriebenen Weise Teil umfassenderer nicht-sprachlicher Zusammenhänge sind.<sup>40</sup> Andererseits gilt: Die Bedeutung von Sätzen kann nicht auf die von Äußerungen reduziert werden. Im Einzelfall umfaßt die Bedeutung einer Äußerung die des geäußerten Satzes, die illokutionäre Rolle und die Umstände der Äußerung. So ist also der Versuch im *Brown Book* nicht erfolgreich, die Grenzen zwischen den Ebenen zu verwischen, und so die Bedeutung eines Wortes direkt als seine Rolle im Leben der Gemeinschaft zu bestimmen. Man sollte allerdings diesen verfehlten Ansatz als den Versuch Wittgensteins sehen, in unzulänglicher Weise zu beschreiben, daß eine Sprache sowie Wort- und Satzbedeutungen nur im Rahmen nicht-sprachlicher Handlungszusammenhänge möglich sind.

---

<sup>39</sup>In der KI-Forschung wurde dieser Zusammenhang oft nicht angemessen berücksichtigt, so daß dort das »symbol grounding problem« entstand. Es geht dabei um die Frage, wie Zeichen in einem KI-System mit der Welt verbunden sein müssen, damit sie nicht nur für die Programmierer und Benutzer, sondern für das System selbst, d.h. intrinsische Bedeutung haben. Dem Unterschied zwischen nur zugeschriebener Intentionalität und intentionalen Zuständen, die für das System selbst Bedeutung haben, wurde nicht angemessen Beachtung geschenkt. Searle hat (in Searle 1980), auf dieses Problem hingewiesen. Mit seinem Begriff der intrinsischen Intentionalität reformuliert er allerdings nur die Unterscheidung, statt sie zu erklären.

<sup>40</sup>Diese Tatsache macht sich Searle zunutze, um zu begründen, daß der menschliche Geist die Quelle intrinsischer Intentionalität ist (vgl. Searle 1980). Die Darstellung in Searle 1983 changiert zwischen der Annahme, daß die Intentionalität des menschlichen Geistes intrinsisch ist, und der, daß sie sich dem gemeinsamen sozialen Leben der Menschen in der Welt verdankt.

## 2.8 Die Relativierung der Bedeutung auf Fälle

Betrachten wir vor diesem Hintergrund noch einmal die Annahme etwas genauer, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen auf einzelne Fälle fragmentiert und unsere Kenntnis der Bedeutung darauf relativiert ist. Ich möchte in diesem Zusammenhang folgende Behauptungen unterscheiden:

- (1) Die Bedeutung des Wortes »Spiel« können wir nur erklären, indem wir einzelne Fälle von Spielen beschreiben. Bei Bedarf extrapolieren wir durch Ähnlichkeit oder Analogie. In jedem neuen Fall treffen wir eine Entscheidung.
- (2) Wir kennen nur Beispiele oder einzelne Fälle des Gebrauchs eines Wortes und wissen, wie wir von ihnen extrapolieren.
- (3) Es gibt unendlich viele Fälle der Bedeutung eines Wortes, die durch Familienähnlichkeiten miteinander verbunden sind.
- (4) Die Umstände der Äußerung sind relevant für den Gebrauch eines Wortes.
- (5) Strenggenommen gibt es nur Äußerungsbedeutungen.

Behauptung 2 ist offensichtlich die Verallgemeinerung von 1. Die Annahme über die Bedeutung des Wortes »Spiel« habe ich gewählt, weil sie bereits im TS 213 ein wichtiges Beispiel ist, anhand dessen Wittgenstein die Fragmentierung der Bedeutung zu illustrieren versucht (vgl. TS 213, p. 68, 69 sowie meine Diskussion dieser Textstelle unten Abschnitt 7.6.5.3). Das Problem besteht darin, daß die Formulierung »einzelne Fälle« zwei Lesarten hat. Beide weisen für sich auf etwas Richtiges hin. Interessant im Sinne einer Fragmentierung der Bedeutung wird es allerdings erst, wenn man beide Lesarten in unzulässiger Weise verbindet. Wahr ist, daß das Wort »Spiel« eine Disjunktion von Falltypen wie Brettspiele, Ballspiele, Kartenspiele etc. umfaßt, die unter Umständen wenig Gemeinsamkeiten haben.<sup>41</sup> Wir kennen den Begriff des Spiels nur, wenn wir die einzelnen Typen kennen. Es ist weiterhin richtig, daß wir nur einzelnen Fällen begegnen, in denen Menschen ein Spiel spielen, und nicht einem allgemeinen Spiel bzw. dem Begriff des Spiels. Falsch ist die Annahme, unsere Kenntnis des Begriffs des Spiels bestehe darin, daß wir von Einzelfällen des Gebrauchs anhand von nicht begrifflich bestimmten Ähnlichkeiten oder mit Hilfe von Analogien richtig extrapolieren können. Wie Wittgenstein selbst im *Brown Book* (*Brown Book*, p. 130) bemerkt, ist der Hinweis, zwei Dinge seien einander ähnlich, nur brauchbar, wenn man angibt, in welcher Hinsicht sie einander ähnlich sind. Dies ist nur mit Hilfe allgemeiner Begriffe möglich. Ebenso ist alles allem analog. Ohne allgemeine Begriffe wäre es nicht möglich, zwischen den Einzelfällen zu unterscheiden, in denen es fraglich ist, ob etwa ein Gegenstand eine Pflanze ist, und denen, für die die Sprache, wie Wittgenstein es ausdrückt, »vorgesorgt« (vgl. Abschnitt 7.6.5.2) hat. Es gilt: Wir können ein Wort potentiell unendlich oft gebrauchen, es also in unendlich vielen Einzelfällen applizieren. Dies ist allerdings etwas anderes als die falsche Behauptung, daß unsere

---

<sup>41</sup> Ich habe oben darauf hingewiesen, daß es fraglich ist, ob der Begriff des Spiels wirklich so fragmentiert ist, wie es Wittgenstein darstellen möchte.



Kenntnis der Bedeutung des Wortes »Spiel« eine offene Liste sei, die wir nach Belieben erweitern. Das Wort »Spiel« hätte dann keine geregelte Bedeutung mehr. Ebenso changiert Behauptung (3) zwischen der Annahme unendlich vieler Einzelfälle oder Falltypen. Das erste anzunehmen ist unspektakulär und harmlos, das zweite falsch. Der Begriff der Familienähnlichkeit hilft nichts. Die durch die Familienähnlichkeit benannten Merkmale konstituieren den Begriff nicht, weil jede Information darüber fehlt, in welcher Konfiguration ihr Zusammentreffen einen Fall bildet, der unter den Begriff fällt, und wann das nicht so ist. Gibt man die Konfigurationen an, reduziert sich die Familienähnlichkeit auf eine Disjunktion von Kriterien. Vollkommen unbrauchbar ist es anzunehmen, die Merkmale seien lediglich Symptome.

Die Annahme, daß es unendlich viele Fälle gibt, gewinnt ihre Plausibilität auch dadurch, daß Wittgenstein annimmt, die Umstände der Äußerung eines Wortes oder Satzes seien für deren Gebrauch relevant (Annahme 4). Teilweise beruht diese Annahme darauf, daß Wittgenstein nicht zwischen den Erfüllungsbedingungen einer Äußerung und den Umständen der Äußerung unterscheidet.<sup>42</sup> Teilweise liest er diese Annahme so, als gäbe es nur Äußerungsbedeutungen, insofern sich die Bedeutungen eines Wortes oder Satzes aus den einzelnen Fällen zusammensetzen, in denen es bzw. er unter bestimmten Umständen geäußert wird. Das ist falsch. Die Bedeutung ist das, was ein Satz in die Äußerungssituation mitbringt. Zwar greifen die Sprecher bei einem Wort mit unterschiedlichen Kriterien oder einer verborgenen Variablen oft auf die Umstände der Äußerung zurück, um die Bedeutung zu desambiguieren. Dies ist allerdings etwas anderes als die Annahme, die Umstände der Äußerung bildeten mit der Bedeutung des geäußerten Satzes eine Einheit. Weiterhin beruht der Gedanke, es gebe nur Äußerungsbedeutungen (Annahme 5) auf einer Verwechslung unterschiedlicher Zusammenhänge. Die Bedeutung von Sätzen konstituiert sich im Gebrauch in Äußerungen, und Sätze werden als Teile von Äußerungen gebraucht. Man kann ihre Bedeutung allerdings nicht auf Äußerungsbedeutungen reduzieren, und aus diesem Grund kann man die Bedeutung einer Äußerung der deutschen Sprache nur angemessen beschreiben, wenn man die Bedeutung des geäußerten Satzes angibt.

## 2.9 Die Gebrauchstheorie und Irrtümer Wittgensteins

Nachdem dem Leser, wie ich hoffe, die groben Konturen von Wittgensteins Theorie sprachlicher Bedeutung vor Augen stehen, möchte ich noch einmal die markanten Merkmale skizzieren, indem ich den Ort seiner Kernaussagen in der Topographie wichtiger Begriffe und Gegensatzpaare herausarbeite. Dabei wird noch einmal im Zusammenhang deutlich werden, in welchen gedanklichen Zusammenhängen Wittgenstein zu der Annahme greift, daß Bedeutung fragmentiert ist, dabei weit über das Ziel

---

<sup>42</sup>Bei dem entsprechenden Gedankengang im *Brown Book* (*Brown Book*, p. 112 ff.), den ich in Abschnitt 8.2.8.2 diskutiere, vertuscht Wittgenstein die Notwendigkeit dieser Unterscheidung, indem er die Bedeutung eines Satzes betrachtet, der einen indexikalischen Ausdruck enthält.

hinausschießt und was die Positionen sind, die er widerlegen möchte. Die Relativierung der Bedeutung auf Kontexte und die Annahme einer unendlichen Zahl unterschiedlicher Fälle des Gebrauchs eines Wortes erscheinen dabei als vergleichsweise kleine und zudem in ihrer Motivation verständliche Fehltritte im Rahmen einer im großen und ganzen überzeugenden Konzeption sprachlicher Bedeutung.<sup>43</sup>

- (1) Allgemeines und Abstraktes versus Konkretes und Einzelnes
- (1A) Die Regeln der Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks sind in folgender Weise allgemein und abstrakt:
  - Sie regeln den Gebrauch im voraus.
  - Sie abstrahieren von einzelnen, irrelevanten Merkmalen. So kann jede Pflanze anders sein, obwohl alle Pflanzen unter den Begriff »Pflanze« fallen.
  - Der Ausdruck kann unendlich oft appliziert werden.
  - Die konkrete physikalische Ausgestaltung der Instantiierung eines Wortes oder Satzes ist beliebig. Sie muß allerdings so einheitlich sein, daß token *einer* Wortform als token dieses types erkennbar sind.
  - Wörter und Sätze sind abstrakte Rollen, die durch Folgerungs- (kriterielle) und Begründungs- sowie Symptombeziehungen untereinander sowie durch Beziehungen zu Erfüllungsbedingungen bestimmt sind.
- (1B) Die Bedeutung ist in folgender Weise nicht allgemein und abstrakt:
  - Sie ist kein abstrakter Gedanke im Fregeschen Sinne und auch keine allgemeine, vorsprachliche Idee im Geiste, die alle Fälle exakt und einheitlich regelt.
  - Die Sprecher einer Sprache erschließen die Regeln dieser Sprache nicht wie wissenschaftliche Gesetze durch Induktion.
  - Man gewinnt den Begriff sprachlicher Bedeutung nicht dadurch, daß man in verfehlter Weise bestimmte Eigenschaften von Aspekten der Bedeutung verallgemeinert, die man für typisch hält, etwa in der Art, wie man zu der Annahme kommt, daß alle Wörter Namen sind.
  - Man kann einiges über die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke erfahren, indem man sie in Analogie zu Systemen setzt, in denen alle Fälle exakt und einheitlich geregelt sind, wie etwa dem Schachspiel. Die Rolle von Wörtern und Sätzen ist nicht deswegen defektiv, weil sie nur bestimmte Eigenschaften dieser Analogien hat. Deren Funktion ist heuristisch, und ihre Reichweite ist beschränkt.
  - Die Auskunft, daß wir vom Einzelfall abstrahieren, ist keine *Erklärung* dafür, wie wir es schaffen, sprachlichen Regeln zu folgen.

Wittgenstein übersieht offenbar, daß er den in 1B aufgeführten Bedingungen entsprechen kann, ohne die in 1A genannten und im TS 213 von ihm selbst angeführten Bedingungen zu verletzen, und gibt so auf die folgende Frage eine falsche Antwort:

---

<sup>43</sup>Bei der Darstellung wird es sich nicht vermeiden lassen, daß bestimmte Behauptungen wiederholt werden, die an der Schnittstelle unterschiedlicher Fragestellungen stehen.

- (2) Inwiefern ist unser Wissen von sprachlicher Bedeutung ein Wissen von einzelnen Fällen?
- (2A) Unsere Kenntnis der Bedeutung ist ein Wissen von Einzelfällen, Falltypen und Beispielen sowie der Art, wie wir von ihnen anhand von Ähnlichkeiten und Analogien extrapolieren. Es gibt unendlich viele Fälle des Gebrauchs eines Wortes, die alle unterschiedlich sind. Um sie zu beschreiben, sind die Umstände des Gebrauchs relevant, so daß es strenggenommen nur Äußerungsbedeutungen gibt.

Diese Antwort ist mit den Forderungen von 1A unvereinbar. Zudem ist der Begriff der Ähnlichkeit nur vor dem Hintergrund allgemeiner Begriffe in der gewünschten Weise zu gebrauchen. Dasselbe gilt für Analogien. So wäre es richtig, sich auf die folgenden Behauptungen zu beschränken.

- (2B) Einzelne Fälle spielen für sprachliche Bedeutung in der Tat eine wichtige Rolle:
- Wir begegnen nur einzelnen Pflanzen und nicht einer allgemeinen Pflanze. Dasselbe gilt, wenn wir uns Pflanzen bildhaft vorstellen.
  - Solche konkreten Fälle spielen eine wichtige Rolle, wenn wir Begriffe explizit machen. Wir überlegen uns oft anhand einzelner Fälle, welche Regeln für ein Wort oder einen Satz gelten.
  - Einen Beobachtungsbegriff beherrscht man nur, wenn man einzelne Fälle durch Beobachtung unter ihn subsumieren kann. Man versteht allerdings den Einzelfall nur *als* Fall, wenn man die Regeln des Wortes kennt, das auf ihn zutrifft.
  - Wir lernen sprachliche Regeln im allgemeinen durch den Gebrauch von Worten im Einzelfall.
  - Ebenso konstituiert sich sprachliche Bedeutung.

Unter den folgenden Punkten geht es darum, die Position zu charakterisieren, die Wittgenstein als essentialistisch angreift.

- (3) Autonome grammatische Regeln und vorsprachliche Ideen
- (3A) Die Bedeutung von Worten ist durch Ideen, geistige Bilder oder abstrakte Gedanken bestimmt. Aufgabe der Sprache ist es, diese adäquat auszudrücken, und entsprechend müssen die sprachlichen Regeln gestaltet sein.
- (3B) Die Bedeutung von Worten ist durch die grammatischen Regeln festgelegt. Diese konstituieren den Begriff erst, sie müssen nicht einen vorher schon existenten Begriff erfassen. Der Inhalt von geistigen Vorstellungen ist durch den Inhaltssatz bestimmt und nicht umgekehrt.
- (4) Einheitliche exakte Regelung und verschwommene Regeln
- (4A) Die Regeln der Sprache regeln alle Fälle exakt und einheitlich.
- (4B) Die Regeln sind nicht einheitlich, und sie bestimmen auch nicht in jedem Fall eindeutig, ob ein Wort auf einen Gegenstand zutrifft:
- Ein Wort kann Homonyme haben. Es gibt also keine Garantie dafür, daß derselben Wortform *eine* abstrakte Rolle entspricht.

- Begriffe können disjunktive Falltypen umfassen wie beispielsweise der des Spiels. Die Disjunktion muß allerdings endlich sein. (Die Grenzen zwischen einer sehr disparaten Disjunktion und Homonymen sind fließend. Im allgemeinen orientieren wir uns daran, ob es noch relevante gemeinsame Folgerungen gibt, die auf unterschiedliche Gebrauchsweisen zutreffen.)
  - Die Regeln für ein Wort können verborgene Variable enthalten. Das ist bei dem Wort »erfolgreich« der Fall. Die Antwort auf die Frage, ob *S* erfolgreich ist, setzt voraus, daß spezifiziert ist, in welcher Hinsicht nach dem Erfolg von *S* gefragt wird.
  - Viele Wörter funktionieren synkategorematisch wie etwa »groß«, »normal«, »üblich« etc. ...
  - Die meisten Wörter der Sprache haben verschwommene Regeln. Es gibt einen weiten Bereich von Fällen, in denen es nicht bestimmt ist, ob das Wort zutrifft oder nicht.
- (5) Wittgenstein meint, er müsse sich in Anbetracht der unter 3 und 4 genannten Alternativen zwischen Essentialismus und Familienähnlichkeit entscheiden:
- (5A) Ob ein Gegenstand unter einen Begriff fällt, ist eindeutig durch die Idee oder den Gedanken bestimmt, den dieser ausdrückt. Begriffe sind einheitlich, weil sie das Wesen einer Idee ausdrücken.
- (5B) Die unterschiedlichen Fälle des Gebrauchs eines Wortes sind in unendlich vielfältiger Weise unterschiedlich, jeweils vom Kontext der Äußerung abhängig und untereinander durch Familienähnlichkeiten verbunden.

In der Absicht, Annahme 5A zurückzuweisen, überzieht Wittgenstein mit der Behauptung 5B, offensichtlich, ohne zu bemerken, daß die unter 3B und 4B genannten Annahmen für diesen Zweck genügen und mit der Netzkonzeption vereinbar sind. Was die Funktion des Kontextes für Wittgenstein angeht, so liegt auch ein Fehler vor:

- (6) Die Bedeutung von Sätzen, die Umstände ihrer Äußerung und sprachliche Verständigung
- (6A) Der Gebrauch eines Wortes oder Satzes ist in jedem Kontext jeweils unterschiedlich. Die Umstände der Äußerung bilden zusammen mit der Bedeutung des geäußerten Wortes oder Satzes eine untrennbare Einheit, wie Wittgenstein es nennt, einen Fall des Gebrauchs. Es gibt unendlich viele unterschiedliche solcher Fälle.
- (6B) Der Kontext spielt eine wichtige Rolle für die sprachliche Verständigung:
- Sprachliche Verständigung erschöpft sich nicht darin, Wörter oder Sätze in einer Bedeutung und der Kenntnis dieser Bedeutung zu äußern, sondern besteht darin, ein Wort oder einen Satz in einem bestimmten Zusammenhang in einer bestimmten illokutionären Rolle zu äußern.
  - Die Rolle im Kontext kann entscheidend dafür sein, wie ein mehrdeutiges Wort oder eines mit einer verborgenen Variablen zu desambiguieren ist.

Wittgenstein behauptet Annahme 6A und übersieht ihre Unvereinbarkeit damit, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke im Sinne von 1A geregelt ist. Annahme 6B

erfaßt zusammen mit 3B und 4B die relevanten Intuitionen, die Wittgensteins Ansatz zugrunde liegen. Bei dem Versuch, die Rolle des Kontextes von Äußerungen und deren Rolle im Leben zu konzipieren, unterlaufen Wittgenstein ebenfalls Fehler:

- (7) Bedeutung als abstrakte Rolle und der Platz der Sprache im Leben einer Sprechergemeinschaft
- (7A) Sprechen und damit sprachliche Bedeutung hat nur innerhalb der Handlungsweisen im Leben einer Sprechergemeinschaft einen Platz. Also ist die Bedeutung eines Wortes oder Satzes sein Platz im Leben.
- (7B) Die Bedeutung eines Wortes oder Satzes ist eine abstrakte Rolle in einem Netz von anderen Sätzen und Erfüllungsbedingungen.

Der Versuch Wittgensteins, Annahme 7A gegen Annahme 7B auszuspielen, ist verfehlt, weil Annahme 7C zeigt, wie der begründbare Teil von Annahme 7A und Annahme 7B miteinander vereinbar sind.

- (7C) Die Sprachkompetenz baut auf einem basalen vor-sprachlichen Know-how auf, sprachliche Äußerungen sind immer Teil des sozialen Lebens und haben als solche eine Rolle im Leben der Sprechergemeinschaft. Das ist allerdings etwas anderes als die Annahme, man müsse die Bedeutung direkt als den Platz im Leben beschreiben oder man könne die Bedeutung von Sätzen nicht abstrakt charakterisieren. Nur wenn man die Bedeutung eines Wortes oder Satzes in der angegebenen Weise abstrakt und allgemein beschreibt, wird deutlich, daß der überwiegende Teil des Lebens einer Sprechergemeinschaft für die Bedeutung eines bestimmten Wortes oder Satzes nicht relevant ist.

Ein weiterer wichtiger Komplex von Annahmen betrifft die Feststellung, daß sprachliche Regeln in mehrfacher Weise implizit sind.

- (8) Meinen als bewußter Vorgang und Meinen als Gebrauchskompetenz
- (8A) Wenn wir sprachliche Ausdrücke verstehen oder mit ihrer Äußerung etwas meinen, dann ist uns die Bedeutung im Geiste präsent. Dabei gibt es zwei unterschiedliche Versionen:
  - Bedeutung ist etwas Vorsprachliches: Die entsprechende Idee begleitet die Äußerung sprachlicher Ausdrücke oder geht ihr voran, wenn ein Sprecher mit Worten etwas meint oder sie versteht.
  - Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ist durch Regelformulierungen fixiert: Wenn Sprecher Worte mit Verständnis äußern oder sie verstehen, vergegenwärtigen sie sich im Geiste diese Regelformulierungen.
- (8B) Ob wir sprachliche Ausdrücke verstehen oder mit ihrer Äußerung etwas meinen, hängt davon ab, ob wir sie nach den Regeln der Sprache gebrauchen können.
- (9) In welcher Weise können Sprecher die Regeln der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke bei Nachfrage angeben?
- (9A) Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ist durch explizite Regeln festgelegt, an die wir zwar nicht denken, wenn wir mit einem sprachlichen Ausdruck etwas meinen, die wir allerdings bei Nachfrage jederzeit angeben können

- (9B) Die Kenntnis der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ist implizit. Wir können sie explizit machen, indem wir einzelne Äußerungen betrachten und von den Bedingungen der Zuschreibung des Verstehens sprachlicher Ausdrücke auf die Bedeutung dieser Ausdrücke rückrechnen. Das kann prinzipiell jeder Sprecher. Ein Philosoph hat kein besonderes Wissen, aufgrund dessen er das tun kann. Um die Regeln explizit zu machen, braucht man einige Intuition und ist nie sicher, ob man nicht etwas übersehen hat. Es gibt dafür keinen Algorithmus bzw. eine Methode, die effektive Entscheidbarkeit sicherstellt.
- (10) Die Entstehung der Sprache durch Erklärungen und selbsttätige Regelungsprozesse
- (10A) Die Sprache ist dadurch entstanden, daß die Wörter durch Erklärungen eingeführt worden sind.
- (10B) Die Sprache ist naturwüchsig entstanden.
- (11) Sprachlernen: Lernen von Definitionen, Abrichtung und Teilnahme
- (11A) Ein Sprecher lernt die Sprache durch Erklärungen, die die Rollen der Wörter und Sätze in der Sprache beschreiben.
- (11B) Ein Sprecher lernt die Sprache, indem er andere Sprecher nachahmt und diese ihn »abrichten«.

Wittgenstein behauptet mit Recht die unter 8B, 9B, 10B und 11B aufgeführten Annahmen und bestreitet die unter 8A, 9A, 10A und 11A genannten Thesen, macht allerdings teilweise Fehler bei der Antwort auf die folgende Frage, die mit den zuvor betrachteten Feststellungen in enger Verbindung steht:

- (12) Sind sprachliche Regeln in Sätzen formulierbar?
  - (12A) Wenn man die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke explizit macht, erhält man Kriterien und grammatische Sätze. Ebenso kann man paradigmatische Situationen und Einzelfälle mit Sätzen beschreiben.
  - (12B) Die Kenntnis sprachlicher Bedeutung ist nicht in Sätzen auszudrücken.
- Annahme 12B ist falsch, wenn man sie als Negation zu Annahme 12A ansieht, allerdings richtig, wenn man sie im Sinne von 13B liest.
- (13) Kenntnis von Regelformulierungen und basales Können
  - (13A) Die Kenntnis sprachlicher Bedeutung kann ausschließlich als eine Kenntnis der Formulierungen von Regeln aufgefaßt werden.
  - (13B) Die implizite Kenntnis sprachlicher Regeln basiert auf einem grundständigen Know-how, das die Fähigkeit umfaßt, Beobachtungsbegriffe auf die entsprechenden Gegenstände und Eigenschaften anwenden zu können. Man kann die entsprechenden Regeln zwar formulieren, ihre Anwendung setzt allerdings basale Fähigkeiten zur Klassifikation von Wahrnehmung voraus. Letztlich wird propositionales Wissen durch Knowing-how erklärt. Nicht umgekehrt. (In diesem Zusammenhang ist allerdings eine Instantiierungserklärung und keine Bedeutungserklärung gemeint.)

Die Tatsache, daß die Sprache auf in mehrfacher Hinsicht impliziten Regeln basiert, die zudem nicht alle Fälle einheitlich regeln, kann man zugespitzt so formulieren, daß

Sprache nicht wie ein Kalkül funktioniert, in dem die einzelnen Zeichen Definitionen haben. Allerdings liegt wieder ein Mißverständnis nahe, wenn man das Verhältnis von Definitionen und sprachlichen Regeln betrachtet:

(14) Definitionen und Einzelfälle

(14A) Die Wörter der Sprache haben keine Definition:

- Ihre Bedeutung ist verschwommen geregelt.
- Sprecher denken nicht an Regeln, während sie sprechen.
- Die Wörter sind nicht durch Definition eingeführt.
- Wir müssen uns die Bedeutung erst in der geschilderten Weise explizit machen.
- Die Sprecher lernen die Wörter nicht durch Definitionen.
- Die Kenntnis sprachlicher Regeln ist nicht ausschließlich als Kenntnis von Regelformulierungen zu konzipieren, sondern basiert auf einem grundständigen Know-how.

(14B) Die Kenntnis von Bedeutungen ist ein reines Einzelfallwissen.

Wieder ist es offensichtlich, daß die Wahrheit der unter 14A genannten Annahmen nicht die Wahrheit von Annahme 14B erfordert.

Zu starke Behauptungen stellt Wittgenstein ebenso in den Zusammenhängen auf, in denen er sprachliche Regeln von allgemeinen Kausalgesetzen abgrenzen will:

(15) Bedeutungen als Hypothesen oder grammatische Festsetzungen

(15A) Die Antwort auf die Frage, ob ein Wort eine bestimmte Bedeutung hat, hat nichts Hypothetisches, sondern ist durch die Regeln der Grammatik bestimmt.

(15B) Wir gewinnen als Sprecher einer Sprache die Regeln nicht durch Induktion.

(16) Kausalität und grammatische Regelung

(16A) Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke hat nichts mit ihrer Wirkung zu tun.

(16B) Die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks ist seine Wirkung nach den Regeln der Sprache.

Haltbar und wahr sind lediglich die unter 15B und 16B angeführten Aussagen, die Annahmen 15A und 16A sind falsch.

Abschließend fasse ich noch einmal einige prägnante falsche Gedankengänge zusammen,<sup>44</sup> mit denen man Wittgenstein folgend von richtigen Beobachtungen zu der Annahme kommen kann, die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke sei in unendlich viele Fälle fragmentiert und auf Äußerungsumstände relativiert:

- (A) Weil unsere Kenntnis der Regeln implizit ist, gibt es keine Definitionen.
- (B) Weil unsere Kenntnis der Regeln implizit ist und auf einem basalen Know How aufbaut, ist unsere Kenntnis, wie unterschiedliche Wörter unserer Sprache qua Bedeutung miteinander zusammenhängen, nicht in Sätze zu fassen.
- (C) Weil wir Sätze immer in Äußerungen gebrauchen und die Desambiguierung

---

<sup>44</sup> Meist findet man bei Wittgenstein die folgenden Schlußmuster nicht explizit, sondern er setzt sie bei der Deutung von einzelnen Fällen des Gebrauchs von Worten voraus.

mehrdeutiger Formulierungen vom Kontext abhängt, bilden die Umstände der Äußerung und die Bedeutung eine untrennbare Einheit.

- (D) Weil Sprache Teil des menschlichen Lebens ist, ist die Bedeutung eines Wortes oder Satzes die Rolle im Leben und daher fragmentiert, diffus, konkret und nichts Abstraktes oder Allgemeines.
- (E) Weil die Bedeutung keine allgemeine Idee ist, ist unser Wissen von der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ein reines Einzelfallwissen.
- (F) Weil unsere Kenntnis sprachlicher Regeln in der dargestellten Weise implizit ist und die Regeln verschwommen und uneinheitlich sind, ist unsere Kenntnis sprachlicher Regeln ein reines Einzelfallwissen.

## 2.10 Wittgensteins Fehler und die Literatur

Im folgenden möchte ich anhand einiger Beispiele zeigen, wie die Literatur Wittgenstein auf bestimmten Irrwegen folgt, bei manchen seiner Gedanken nicht das Brauchbare vom Unbrauchbaren trennt, sondern gerade bestimmte Fehlgriffe als wertvolle neue Erkenntnisse darstellt. Wie ich vorgeführt habe, finden sich bei ihm Ansätze, bestimmte etablierte Unterscheidungen nicht zu treffen, die man benötigt, wenn man bestimmen will, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist, und so im Zuge der Fragmentierung der Bedeutung diese zu konkret und zu holistisch zu bestimmen. Dies könnte auf den ersten Blick wie ein Widerspruch aussehen, was es tatsächlich nicht ist. Wenn man annimmt, daß das Spezifische eines Gegenstandes, eines Sachverhalts oder einer Äußerung in den vielfältigen Eigenschaften liegt, zu denen ebenso die relationalen Eigenschaften gehören, dann muß eine wirklich konkrete Beschreibung in einem umfassenden Sinne holistisch sein. Man könnte dann zu der Ansicht neigen, man dürfe keine allgemeinen Begriffe verwenden, um etwas in seiner jeweiligen Eigenheit zu beschreiben. Allerdings entsprechen solche Anforderungen nicht der Art, wie Begriffe funktionieren, mit denen wir Gegenstände beschreiben. Tatsächlich können wir auf Gegenstände nicht anders Bezug nehmen, als sie unter einen Begriff zu bringen und so in allgemeine Kategorien zu fassen. Singuläre Terme und Eigennamen bilden in dieser Beziehung, anders, als man annehmen könnte, keine Ausnahme. Man kann im Fall von Eigennamen ruhig mit Kripke die Rolle eines Taufaktes zugestehen, muß sich allerdings vor Augen führen, daß dieser die wichtige Rolle von Allgemeinbegriffen bei einem solchen Unternehmen unterschlägt. Zunächst braucht man sie, um überhaupt zu bestimmen, was getauft wird. Wie Wittgenstein zeigt, bestimmt eine hinweisende Geste allein ohne begrifflichen Hintergrund keinen Gegenstand. Der sprachliche Rahmen, den man dafür benötigt, stellt auch die Kriterien zur Verfügung, die man für die Re-Identifizierung des benannten Gegenstandes benötigt. Von dem So und so zu sprechen ist nur sinnvoll, wenn Einigkeit darüber besteht, was die Identität des Gegenstandes über die Zeit ausmacht. So haben etwa abstrakte Gegenstände wie Beethovens Symphonien andere Identitätskriterien als ein Hund oder ein Schiff. Man



benötigt also, um meinen Hauptgedanken wieder aufzunehmen, allgemeine Begriffe, um etwas zu beschreiben. Mit ihrem Gebrauch ist immer ein Informationsverlust bzw. eine Abstraktion verbunden. Indem ich das, was ich sehe, wenn ich aus dem Fenster schaue, als Berg bezeichne, abstrahiere ich von der unendlichen Vielfältigkeit der Bezüge, in die dieser Berg eingebettet ist, und von den anderen Eigenschaften, die ihn von anderen Bergen unterscheiden. Dasselbe gilt für den Satz »Die bewaldeten Hänge des Berges beginnen gleich hinter den Häusern der Altstadt«, den ich vielleicht gebrauche, um einem Fremden die Vorteile einer Kleinstadt schmackhaft zu machen. Seine Satzbedeutung ist unabhängig von der konkreten Äußerung mit ihrem konkreten Kontext und ihrer illokutionären Rolle. Seine Erfüllungsbedingungen sind in der dargestellten Weise abstrakt. Wie ich ausgeführt habe, gelingt es Wittgenstein zwar, in seinen konkreten Untersuchungen von Bedeutungen einzelner Worte, von einigen Fehlgriffen abgesehen, die illokutionäre Rolle einer Äußerung von der Satzbedeutung zu trennen. Allerdings unterscheidet er nicht immer überzeugend zwischen den Umständen der Erfüllungsbedingungen und denen der Äußerung, und oft konzentriert er sich zu stark auf irrelevante Unterschiede in den Erfüllungsbedingungen, die unwichtig werden, sobald man die Sache auf der geeigneten Abstraktionsebene beschreibt. Wesentlich holistischer als sein praktisches Vorgehen ist seine Rhetorik, so daß er etwa im *Brown Book* die Bedeutung eines Wortes als seine Rolle im Leben der Sprechergemeinschaft bestimmt und in *PU*, 23 die Unterscheidung zwischen Satz und Äußerung einebnet, indem er unterschiedliche illokutionäre Rollen als verschiedene Arten von Sätzen bezeichnet.

Der Gedanke, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen etwas Konkretes ist, trifft in der etablierten Wittgenstein-Rezeption oft auf ein positives Echo. So betont Hark, daß Bedeutung nichts Abstraktes, sondern etwas »natürlich Gewachsenes« ist (Hark 1990, p. 36). Ebenso weist Hilmy (Hilmy 1987, p. 180) darauf hin, daß Bedeutung etwas Konkretes ist, während Pitcher dem noch hinzufügt, daß es sich um etwas Konkretes im Kontext handelt (Pitcher 1964, p. 250). Vor diesem Hintergrund führt Pitcher die Tendenz, daß Sprecher die Grammatik von Wörtern wie »Zeit« falsch verstehen, auf eine verfehlte Neigung zurück, Wörter als etwas Abstraktes aufzufassen:

This tendency to treat words abstractly is actually an unhappy result of that complicated way of thinking, discussed in chapter 8 . . . If the word »time«, for example, is assimilated to the class of familiar nouns like »river«, . . . , and if, more particularly time to a kind of ethereal stream, than he will naturally think that the only philosophical problem that can be about time is that of discovering what the nature of the stream is. (Pitcher 1964, p. 245 f.)

Interessant ist, wie widersprüchlich sich Baker und Hacker in diesem Zusammenhang äußern. So schreiben sie erst:

Explanations are, as it were, »concrete«, and do not easily mislead us, in the way »meaning« does, to chase shadows. (*KBH1*, p. 75)

Einige Zeilen später formulieren sie:

Explanation must be general: the grounds for an assertion ... must hold not only for *this* person and *this* occasion, but quite *generally* ... (KBH1, p. 75)

Zwar könnte man die zuerst betrachtete Textstelle so lesen, als ob der Vollzug einer Erklärung als Handlung sich immer in einem konkreten Zusammenhang abspielte. Dies wäre allerdings eine Trivialität, die auch für jede noch so mißverständliche oder die Grammatik eines Ausdrucks ignorierende Äußerung gilt. Zudem, und so muß man die zweite Textstelle lesen, funktioniert etwas nur dann als Erklärung, wenn es extrapolierbar ist, weshalb von der zuerst aufgestellten Behauptung wenig Interessantes übrigbleibt außer einem vordergründigen Bekenntnis zur Konkretheit. Dem entspricht allerdings die Tatsache, daß Baker und Hacker Wittgensteins Verwischung der Unterscheidung zwischen Satz und Äußerung kritiklos nachvollziehen (vgl. KBH1, p. 125, 157). In derselben Manier äußert sich Pitcher (Pitcher 1964, p. 233 f., 239 und 245). Dabei vermerkt er in unkritischer Weise die Bedeutung eines Satzes mit dem Kontext bzw. unterscheidet nicht zwischen den Umständen der Erfüllungsbedingungen und den Umständen der Äußerung eines Satzes. Für diesen Kunst- bzw. Fehlgriff gebraucht er wie Wittgenstein einen Satz mit einem indexikalischen Ausdruck. So ist Pitchers Hinweis zwar richtig, daß die Äußerung »Paß auf dieses Pferd auf!« nur in bestimmten Kontexten eine Bedeutung hat (Pitcher 1964, p. 235). Dies liegt allerdings nur an der indexikalischen Komponente. Ansonsten ist Pitchers Auskunft falsch, die Bedeutung eines Satzes hänge auch von den Sätzen ab, die ihn umgeben (Pitcher 1964, p. 237). Ein ähnlicher Fehler findet sich bei Hilmy. Im Umfeld der Diskussion des Begriffs des einfachen Gegenstandes in den *PU* sieht auch er nicht, daß es etwas anderes ist, ob man die verborgene Variable eines Wortes wie »einfach« anhand des Kontextes seiner Äußerung desambiguiert oder ob die Bedeutung in anderer Weise vom Kontext abhängt (Hilmy 1987, p. 175). Ebenso schüttet er an der folgenden Textstelle das Kind mit dem Bade aus:

The relativistic notion of a *multiplicity* of language games or forms of life clearly displaces the notion of *absolutely* simple signs as that which is fundamental to Wittgenstein's account of the signification of signs. (Hilmy 1987, p. 176)

Ebenso folgt Hilmy Wittgenstein in seiner teilweise falschen Auffassung davon, was es bedeutet, daß die Sprache im Handeln der Sprechergemeinschaft begründet ist:

His post-1930 linguistically relativistic approach to language and the issue of the »meaning« or signification of signs ... was in effect a shift away from a somewhat static conception of language to a *dynamic* one in which signs are viewed as *moves* in the specific *Umständen* of multifarious ... language games or loci of linguistic practice constitutive of their meaning or »life«. (Hilmy 1987, p. 177)

Ein ebenso verfehelter Hinweis darauf, daß sich die Bedeutung von Wörtern und Sätzen im Handeln der Sprechergemeinschaft konstituiert, findet sich bei Haller. So stellt dieser zunächst noch zutreffend fest, daß Wittgenstein im TS 213 behauptet, daß ein Satz ein Zeichen in einem System von Zeichen ist, und fährt dann fort:

Herewith the main step towards a holistic conception of the working of language was made. Meaning should be interpreted only within the context of its use in a language. (Haller 1992, p. 85)

Ausgehend von dieser in einer Lesart trivialen, in einer anderen falschen Feststellung bemerkt Haller:

Again, that the sentence is a connection of signs is not something given but something *done*. (Haller 1992, p. 85)

Damit vermengt er wieder unterschiedliche Ebenen, insofern die Bedeutung von Sätzen durch das Verhalten der Sprecher konstituiert wird, sie aber dennoch abstrakter ist als das jeweilige Verhalten bzw. die jeweilige Äußerung. Dieser Fehler findet sich auch im Anschluß an die gerade betrachtete Textstelle:

Hence the system of signs is to be distinguished from the dictionary of the signs in the language and the use which – if correct – is within the system, otherwise not. (Haller 1992, p. 85)

Es ist falsch, ein Wörterbuch in dieser Weise dem Gebrauch der Zeichen gegenüberzustellen. In einem Wörterbuch sind die abstrakten Rollen beschrieben, die im Gebrauch im System fundiert sind. Die Unterscheidung zwischen dem System der Zeichen, dem Wörterbuch und dem Gebrauch, wie Haller sie trifft, ist wenig gelungen und irreführend, weil dadurch suggeriert wird, man habe es dabei mit verschiedenen Dingen zu tun.

Interessant ist, wie Stern im Zuge solcher Überlegungen von einer harmlosen Bemerkung über die Dynamik von Wittgensteins gedanklicher Entwicklung nach 1929:

During this period he moves away from a conception of language as constituting a formal system of rules, embracing the view that mastery of rules is dependent on a background of shared practices. (Stern 1991, p. 206)

zu einer Feststellung kommt, in der er wieder allerlei Dinge ineinandermischt:

... our explicit beliefs and interpretations are only meaningful in specific contexts and against background of shared practices – these practices are the skills and customs which we have learnt, ways of acting which were not acquired as beliefs, even though we may express them in beliefs. (Stern 1991, p. 220)

Am Schluß gipfelt das ganze in einem allumfassenden Holismus:

... and the later practical holist notion of a language game stresses the paramount role of context, the notion that the context in which an utterance belongs is the whole of the language. ... one might say that his conception of language becomes increasingly broad, until it includes the whole range of human activity. (Stern 1991, p. 216)

An der folgenden Textstelle von Hilmy erkennt man gut, wie der Begriff des Sprachspiels solche Verwechslungen begünstigt:

It is Wittgenstein's view that also the »life« of *signs* lies in the (linguistic) system to which they belong, in their role in, so to speak, the linguistic »marketplace«, in the rules

governing which moves can which cannot be made with the signs in the language game of which they are a part. (Hilmy 1987, p. 161)

Insofern Wittgenstein sowohl konkrete Beispiele aus der Praxis der Verständigung innerhalb einer Sprache wie der deutschen als auch die gesamte Sprache der Sprechergemeinschaft samt dem Leben, in das sie eingefügt ist, als Sprachspiele bezeichnet, ist somit der Boden für diverse Fehlgriffe bereitet.

Unterschiedliche holistische Beziehungen verschwimmen so in einem amorphen Mega-Holismus: Ein Satz hat seine Bedeutung im Netz anderer Sätze und Erfüllungsbedingungen. Dieses konstituiert sich im Handeln der Sprechergemeinschaft. Die konkrete Äußerung eines Satzes hat eine spezifischere Rolle als die des geäußerten Satzes. Wenn man diese Annahmen kurzschließt, kommt man zu der Feststellung, daß die Rolle einer Äußerung ihre Funktion im gesamten Leben der Sprechergemeinschaft ist. Wie die gerade vorggeführten Überlegungen einiger Autoren deutlich machen, erkennen viele Interpreten Wittgensteins nicht den selbst-destruktiven Charakter unspezifizierter holistischer Bekenntnisse. Die Auskunft, daß alles mit allem zusammenhängt, ist nur dann informativ, wenn man spezifische Zusammenhänge für den jeweiligen Fall als relevant oder irrelevant kennzeichnen kann. Ebenso kann man die Bedeutung von Wörtern und Sätzen nur angemessen wiedergeben, wenn man unterschiedliche Abstraktionsebenen unterscheidet, also die Sprache als abstraktes System von konkreten Sprechhandlungen unterscheidet. Nur so kann man die für die Bedeutungen von Wörtern und Sätzen relevanten abstrakten Beziehungen angeben. Obwohl Wittgenstein selbst das nicht ausreichend tut, geben seine Überlegungen, wenn man sie etwas gegen den Strich bürstet, die begrifflichen Mittel an die Hand, diese Unterscheidungen zu treffen. So ist es schlicht etwas anderes, einen Satz zu verstehen, als eine Äußerung zu verstehen. An dieser Tatsache kommt man nur schwer vorbei, wenn man die Bedeutung der Wörter »Satz« und »Äußerung« explizit macht, und eine angemessene Erklärung dieser Begriffe muß das berücksichtigen. Diese Erkenntnis ist allerdings nicht neu. Strawson hat sie in einigen Zügen bereits 1954 in seiner Besprechung der *PU* im Zuge der Betrachtung von *PU*, 23 angemahnt (vgl. Strawson 1954, p. 72), was in der Literatur kaum rezipiert worden ist. Auszunehmen ist in diesem Zusammenhang lediglich v. Savigny, der allerdings ohne Bezug auf Strawson feststellt, daß Wittgenstein mit der Unterscheidung zwischen Satz- und Äußerungsbedeutung »nie zu Rande gekommen« ist (v. Savigny 1996, p. 65). Solche Bedenken scheinen allerdings, wie die betrachteten Textstellen zeigen, der Wertschätzung eines amorphen, hypertrophierten Holismus keinen Abbruch zu tun, wie man ihn in Teilen der etablierten Wittgenstein-Rezeption findet.

## 2.11 Der Nutzen des Sprachspielbegriffs

Bei meiner Darstellung von Wittgensteins Gebrauchs-Konzeption sprachlicher Bedeutung bin ich bisher ohne den Sprachspielbegriff ausgekommen. Und das dürfte eine

Überraschung sein. Schließlich könnte man aufgrund der wichtigen Rolle, die dieser Begriff in den *PU* spielt, davon ausgehen, daß die Gebrauchskonzeption sprachlicher Bedeutung mit diesem Begriff innig verbunden und ohne ihn eigentlich kaum möglich ist. Zudem scheint die Darstellung dieser Konzeption ihre Anschaulichkeit und überzeugende Eingängigkeit aus der Plastizität dieses Begriffs zu ziehen. So könnte man annehmen, er sei gleichermaßen notwendig für die Systematik wie für die plausible Darstellung der Auffassung, daß die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks sein Gebrauch in der Sprache ist. Die Lektüre des TS 213 zeigt das Gegenteil. Die Gebrauchskonzeption sprachlicher Bedeutung läßt sich, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen angeht, anhand des Textes problemlos ohne diesen Begriff entwickeln.<sup>45</sup> Im TS 213 gebraucht Wittgenstein den Begriff zum einen als didaktisches Mittel, um bestimmte Aspekte sprachlicher Bedeutung plastischer herauszuarbeiten, und damit als einen Begriff unter vielen anderen, mit denen er Eigenheiten des Funktionierens der Sprache deutlich macht, zum anderen an zwei Stellen, um das zu thematisieren, was man üblicherweise Äußerungsbedeutung nennt. Den Gedanken, die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke als die Rolle im Sprachspiel zu bestimmen, findet man erst in den Vorlesungen des Jahres 1934/5 und im *Brown Book*. Was Wittgenstein dort über sprachliche Bedeutung sagt, läßt sich nur vor dem Hintergrund der Netzkonzeption inhaltlich überzeugend rekonstruieren, während die Annahme einer eigenständigen Sprachspielkonzeption zu Ergebnissen führt, die einander widersprechen und auch je für sich betrachtet falsch sind.

Zu Beginn der Karriere dieses Begriffs im TS 213 findet man die Feststellung, daß Sprachspiele Fälle sprachlicher Verständigung sind, und zwar in einer Sprache, die einfacher ist als die deutsche. Eine brauchbare abstrakte Bestimmung<sup>46</sup> dessen, was unter einem Sprachspiel genau zu verstehen ist, gibt Wittgenstein nicht. Wollte man sie geben, so erhielte man folgendes: Ein Sprachspiel ist ein Konglomerat, das eine Menge von aufeinander bezogenen Handlungen und Äußerungen samt Kontext und illokutionären Rollen umfaßt. An ihm sind stets mehrere Personen beteiligt, die sich mit Hilfe sprachlicher Äußerungen verständigen. Es ist also eine Einheit der Verständigung, die, je nach Lesart, autark oder Teil der deutschen oder einer gegenüber dem Deutschen vereinfachten Sprache ist. Wesentlich leichter zu verstehen als diese abstrakte Bestimmung ist, was in einem Sprachspiel passiert. Das suggeriert, man könne durch bloße Betrachtung nicht nur erkennen, wie Sprache funktioniert, sondern auch, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist. So bilden einfache Handlungen, die

---

<sup>45</sup>Wenn Hilmy schreibt: »The notion of a ›language game‹ is central to Wittgenstein's later *Denkweise*.« (Hilmy 1987, p. 69), so übersieht er, daß man den Begriff des Sprachspiels weder aus didaktischen noch aus systematischen Gründen benötigt, um Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung zu erklären. Insofern dieser Begriff allerdings bestimmte Verwechslungen, die dem späten Wittgenstein unterlaufen, begünstigt oder vielleicht sogar mit veranlaßt, ist Hilmys Bemerkung, allerdings in einem anderen Sinn, als dieser sie meint, zuzustimmen.

<sup>46</sup>Damit meine ich eine Bestimmung, die wirklich das herausarbeitet, was Sprachspiele von anderen sozialen Praktiken unterscheidet, und die es erlauben würde zu bestimmen, was die Identität von Sprachspielen ausmacht.

Menschen mit Hilfe sprachlicher Äußerungen koordinieren, wie etwa dem Zuruf von Befehlen beim Hausbau, einen paradigmatischen Fall eines Sprachspiels, und offenbar kann man ohne Probleme verstehen, was in einem solchen Sprachspiel passiert.

Bis zu den Vorlesungen des Jahres 1934/5 umfassen die Sprachspiele, die Wittgenstein ausführlich darstellt, mit wenigen Ausnahmen immer nur einige Handlungen, die von den beteiligten Personen mit wenigen sprachlichen Äußerungen in *einem* Kontext koordiniert werden. Ich möchte sie Ein-Situations-Sprachspiele nennen. So leicht es allerdings ist, die dargestellten Äußerungen in solchen Sprachspielen zu verstehen, so schwer ist es zu erkennen, was man anhand solcher einfachen sprachlichen Transaktionen über Sprache, die Bedeutung von Wörtern und Sätzen sowie illokutionäre Rollen tatsächlich lernen kann. Wittgensteins knappe Äußerungen *über* Sprachspiele sowie die Art, wie er sie darstellt, erwecken den Eindruck, es genüge, diese einfachen Zusammenhänge anzuschauen, um zu erkennen, was sprachliche Bedeutung ist.<sup>47</sup> Die Bedeutung von Wörtern und Sätzen, so behauptet er im *Brown Book* (*Brown Book*, p. 82), ist die Rolle im Sprachspiel, und um die zu verstehen, so wird durch die Darstellung nahegelegt, muß man lediglich die Sprachspiele genauer betrachten.

Diese Suggestion hat zwei Hauptmängel. Ein systematisches Problem ist offenkundig: Es erscheint mehr als fraglich, wie bloßes Hinschauen für die Erklärung eines Begriffs oder in diesem Fall gar mehrerer Begriffe wie den der Bedeutung von Wörtern, Sätzen und Äußerungen sowie den des Verstehens ausreichend sein kann. Eine auch nur oberflächliche Lektüre der Textstellen, an denen sich Wittgenstein über Sprachspiele äußert, macht deutlich: Er arbeitet bereits im TS 213 mit unterschiedlichen Sprachspielbegriffen. Einmal sind Sprachspiele Beispiele für sprachliche Verständigung, wie es Wittgenstein in den Vorlesungen des Michaelitrimesters des Jahres 1934/5 formuliert, oder Systeme sprachlicher Verständigung, wie er es im *Brown Book* ausdrückt, deren Reichweite sich auf *einen* Äußerungszusammenhang erstreckt, also Ein-Situations-Sprachspiele, die vom übrigen Leben der Sprechergemeinschaft logisch unabhängig sind. Dann sind es ganze Sprachen, die gegenüber der deutschen Sprache in bestimmter Weise vereinfacht sind, allerdings in den unterschiedlichsten Kontexten gebraucht werden: Wittgenstein spricht in diesem Zusammenhang von der Sprache primitiver Stämme oder der eines Kindes. Wenn man die verschiedenen Sprachspiele genauer betrachtet, so lassen sie sich unterschiedliche Typen ausmachen: Man findet Ein-Situations-Sprachspiele und Sprachen, die gegenüber der deutschen Sprache vereinfacht sind, die allerdings nicht nur für *einen* Situationstyp bestimmt sind, also Mehr-Situations-Sprachspiele bzw. vereinfachte Vollsprachen wie etwa solche, in denen es nur Fragen sowie die Antworten Ja und Nein gibt oder in denen bestimmte Wörter eine gegenüber der deutschen Sprache vereinfachte Be-

---

<sup>47</sup>Darauf, daß ein so gearteter Umgang mit dem Sprachspielbegriff die Möglichkeit eines nicht konzeptualisierten Zugriffs auf die Wirklichkeit voraussetzt und so Ähnlichkeiten mit dem Kontrast zwischen Sagen und Zeigen im *TLP* hat, weist Gellner hin: »The practice of not theorizing, not saying anything which would utilize concepts, but just ›showing‹, describing language systems, invented or existing ones, is based on the notion that a thing can somehow be known by coming into contact with it.« (Gellner 1963, p. 134)

deutung haben, sowie Ein-Situations-Sprachspiele, deren Rollen an das Leben der Sprecher-Gemeinschaft rückgebunden sind. Einen dritten Typus bilden Beispiele für Verständigung innerhalb der deutschen Sprache. Etwas abseits steht der Begriff des Sprachspiels im Sinne illokutionärer Rollen, den Wittgenstein wenig ausbaut und gebraucht. Man kann ihn aus diesem Grund vernachlässigen.

Geht man davon aus, daß Sprachspiele das Bezugssystem für die Bedeutung von Wörtern und Sätzen bilden, dann ergeben sich vor diesem Hintergrund einige Probleme: In den Ein-Situations-Sprachspielen sind Rollen bestimmt, die nicht den Abstraktionsgrad von Wörtern und Sätzen der deutschen Sprache haben, insofern in ihnen Kontext, illokutionäre Rolle und das, was üblicherweise die Wort- und Satzbedeutung ausmacht, zu einer Einheit verbunden sind, also keine Worte, sondern WORTE (für diese Unterscheidung s. u. Abschnitt 8.2.2.6). Wittgenstein übersieht das, weil er dieselben Wortformen wie in der deutschen Sprache benutzt und so suggeriert, man könne einfach homophon übersetzen. Weil er das Problem auf diese Weise nicht bemerkt, gibt er keine Auskunft darüber, wie man von so kleinen Einheiten zu solchen kommt, in denen Rollen bestimmt sind, die so abstrakt sind wie Wörter und Sätze der deutschen Sprache, die man in unterschiedlichen illokutionären Rollen und Kontexten gebrauchen kann. Zudem ist es naheliegend, daß nicht alle Aspekte eines Sprachspiels dafür entscheidend sind, daß sich etwa das Zeichen »Haus« auf Häuser bezieht. So dürfte die Anzahl der beteiligten Personen und alles im Kontext, was über die Merkmale hinausgeht, das den Bezug zu Häusern herstellt, irrelevant sein. Wenn man erfahren möchte, welche Merkmale dafür tatsächlich wichtig sind, dann bietet der Sprachspielbegriff in diesem Sinne keine brauchbaren Identitätsbedingungen. Im Zusammenhang der Betrachtung von vereinfachten Vollsprachen bestimmt Wittgenstein die Bedeutung eines Wortes als seine Rolle im gesamten Leben der Sprechergemeinschaft. Diese Bestimmung ist in einer Lesart falsch, in einer anderen uninformativ: Für die Bedeutung eines Wortes in einer Sprache sind sehr viele Aspekte des Lebens irrelevant. Andernfalls wäre der Gedanke der Übersetzbarkeit von einer Sprache in eine andere ad absurdum geführt. Wenn man wissen möchte, welche Aspekte relevant für die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks sind, so gibt die gerade betrachtete Bestimmung keinen Hinweis darauf. Zwischen der Bestimmung von Rollen im Ein-Situations-Sprachspiel und solchen im Leben einer Sprechergemeinschaft besteht eine solche Lücke, daß man meint, sich für eine der beiden Möglichkeiten entscheiden zu müssen, und sich so mit Fug und Recht fragen muß, welche von beiden Wittgenstein ernsthaft als Kandidaten für die Bestimmung der Bedeutung von Wörtern und Sätzen der deutschen Sprache vorschlägt. Offensichtlich bemerkt er nicht, daß er unterschiedliche miteinander nicht kompatible Konzeptionen sprachlicher Bedeutung vorschlägt, die zudem beide nicht geeignet sind, den Begriff der Bedeutung eines Wortes oder Satzes in der deutschen Sprache angemessen zu erfassen. Eine Einheit ist zu klein, die andere zu groß und unspezifisch.<sup>48</sup> Beide ermöglichen es nicht, die Satz- von der

---

<sup>48</sup>Der Versuch, beide Einheiten zu verbinden, indem man, wie es im Fall der an das Leben der Spre-

Äußerungsbedeutung begrifflich zu unterscheiden und den Begriff der Bedeutung von Wörtern und Sätzen angemessen zu konzipieren.

Wer die Frage stellt, welche Form der Sprachspielkonzeption für Wittgenstein relevanter ist, verkennt die Funktion, die Sprachspiele tatsächlich ausfüllen können. Wenn Sprachspiele *Beispiele* für Verständigung, und zwar, wie die nähere Betrachtung zeigt, für geregelte Verständigung sind, dann ist es unwichtig, welche Größe sie haben, ob es Ein-Situations-Sprachspiele, andere Miniatur-Sprachen, vereinfachte Versionen eines Mehr-Situations-Sprachspiels bzw. einer Vollsprache, Beispiele aus einer gegenüber der deutschen Sprache vereinfachten Vollsprache oder aus der Praxis des Deutschen sind. Wichtig ist vielmehr zunächst, welche Aspekte der Beispiele für die Bedeutung der darin vorkommenden Zeichen relevant sind bzw. warum man mit Blick auf solche Darstellungen überhaupt von der Beschreibung einer Sprache oder von Verständigung sprechen soll.<sup>49</sup> Man braucht also für ein richtiges Verständnis der Sprachspiele eine überzeugende Bestimmung davon, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist, also von dem, was man, so die Suggestion, erst durch die Betrachtung der Sprachspiele gewinnen soll. Diese bietet die Netzkonzeption, zu der man kommt, wenn man explizit macht, unter welchen Umständen man jemandem die Kenntnis der Bedeutung eines Wortes oder Satzes zuschreibt, und Beispiele für den Gebrauch von Worten und Sätzen betrachtet, dabei allerdings berücksichtigt, daß die Darstellung von Einzelfällen nur, wenn man sie *als* Beispiele betrachtet, für die Erklärung der Bedeutung von Worten und Sätzen brauchbar ist. Sprachspiele sind also nur vor dem Hintergrund der Netzkonzeption zur Erklärung sprachlicher Bedeutung geeignet. Und das aus gutem Grund: Der Blick auf ein Beispiel hilft nur dann, wenn man bereits weiß, wofür es ein Beispiel ist und welche Eigenschaften daran wichtig sind.<sup>50</sup> Das Hinschauen kann den abstrakten Hintergrund illustrieren, ihn nicht ersetzen. Wenn Wittgenstein sich oft so äußert, als sehe er das anders, so hat man es mit demselben Fehler zu tun, der ihn auch zu der Annahme bringt, man könne die Bedeutung von Wörtern und Sätzen allein durch die Beschreibung einzelner, konkreter Fälle in den Griff bekommen. Wieder bleibt Wittgenstein im Konkreten, wo eine abstrakte Charakterisierung notwendig

---

chergemeinschaft rückgebundenen Ein-Situations-Sprachspiele geschieht, annimmt, daß die Identität der Ein-Situations-Sprachspiele nur durch die Rolle im gesamten Leben der Sprecher-Gemeinschaft bestimmt ist, scheint auf den ersten Blick hilfreich, nimmt aber tatsächlich dem Ein-Situations-Sprachspiel seine Attraktivität und verschärft ein in diesem bereits vorhandenes Problem. Der Charme der Ein-Situations-Sprachspiele resultiert aus ihrer Überschaubarkeit, und diese geht verloren, wenn man sie an das Leben der Sprechergemeinschaft rückbindet, ohne anzugeben, welche Merkmale des Lebens für das jeweilige Sprachspiel relevant sind. Die Bedeutung eines einzelnen Zeichens, die bereits bezogen auf das Ein-Situations-Sprachspiel nicht so abstrakt ist wie die von Worten und Sätzen der deutschen Sprache, wird auf diese Weise vollkommen diffus, insofern sie in der Gesamtheit des Lebens der Sprachgemeinschaft verschwimmt.

<sup>49</sup>Dummetts Annahme, Wittgenstein gebe »a complete systematic account of the functioning of a miniature language« (Dummett 1976, p. 13), ist falsch. Vielmehr versäumt es Wittgenstein in der Darstellung seiner Sprachspiele, das, was für die Bedeutung der Worte konstitutiv ist, explizit von kontingenten Merkmalen, wie etwa der Anzahl der beteiligten Personen, zu unterscheiden.

<sup>50</sup>Vgl. hierfür Gellners Kritik: »Neither talk about things, nor talk about language, can be carried on by exhibiting samples.« (Gellner 1963, p. 137)



wäre. Wieder steht dahinter die versteckte Annahme, das Hinschauen könne eine angemessene Begrifflichkeit ersetzen. Weiterhin spielt die Darstellung der Sprachspiele der Auffassung in die Hände, die Bedeutung von Wörtern und Sätzen könne man nur dadurch angemessen erklären, daß man sie in einer Fülle unterschiedlicher Fälle auflöst. So stellt Wittgenstein immer wieder vereinfachte Voll-Sprachen dar, um bestimmte Aspekte der Bedeutung von Worten der deutschen Sprache herauszuarbeiten, und konstruiert immer neue Kontexte und gegenüber der deutschen Sprache modifizierte Rollen, um die Dinge so darzustellen, als bilde der Gebrauch eines Wortes eine untrennbare Einheit mit den Umständen der Äußerung und als sei die Bedeutung eines Wortes so in unendlich viele Fälle fragmentiert. So verfügt Wittgenstein mit der Konstruktion von Sprachspielen über eine Art Zauberkiste, aus der er scheinbar immer neue Fälle der Bedeutung eines Wortes hervorholen kann, was nur überzeugend wirkt, solange man nicht auf die Mehrdeutigkeit des Wortes »Fall« achtet und die Probleme ignoriert, die die Betrachtung solcher Sprachspiele mit sich bringt. All diese Annahmen, daß die Bedeutung auf eine unendliche Zahl von Fällen fragmentiert ist, daß das Anschauen von Sprachspielen eine solide Konzeption sprachlicher Bedeutung ersetzt und daß das gesamte Leben einer Sprechergemeinschaft für die Bedeutung von Worten relevant ist, steht in einem unüberwindbaren Widerspruch zu der Annahme, daß Wörter und Sätze einen Platz in der Grammatik bzw. eine Rolle im Netz der Sprache haben, es also für ihren Gebrauch Regeln gibt, die es erlauben, sie in unendlich vielen Zusammenhängen in derselben Bedeutung zu gebrauchen. Man könnte Wittgenstein so zum einen unterstellen, er habe eine schillernde Sprachspielkonzeption der Bedeutung, in der es mindestens zwei unterschiedliche Bezugssysteme für die Bedeutung von Worten und Sätzen gibt, das Ein-Situations-Sprachspiel und das Leben einer Sprachgemeinschaft, oder annehmen, er gebrauche Sprachspiele als Beispiele, um bestimmte Aspekte der Netzkonzeption herauszuarbeiten, und dabei unterliefen ihm die oben herausgearbeiteten Fehler. Ich halte die zweite Lesart für systematisch allein überzeugend und für exegetisch plausibler. Nur so kann man erklären, warum Wittgenstein einen so großen Aufwand betreibt, um etwa den Begriff der Regel zu klären, und warum es ihm in der überwiegenden Anzahl der Fälle gelingt, Wort- und Satzbedeutungen zu untersuchen und von der illokutionären Rolle sowie irrelevanten Merkmalen des Kontextes abzusehen. Dies wäre vor dem Hintergrund einer genuinen Sprachspielkonzeption nicht möglich, weil man mit ihr nicht über die begrifflichen Mittel für diese Unterscheidung verfügt.<sup>51</sup>

Sprachspiele müssen also als Beispiele verstanden werden, die bestimmte Aspekte der Netzkonzeption mehr oder weniger gelungen deutlich machen. Ich drücke mich deswegen so reserviert gegenüber dem Wert dieses Begriffs aus, weil ich seinen Nut-

---

<sup>51</sup>Wenn man nicht über die begrifflichen Mittel der Netzkonzeption verfügt und die einzelnen Sprachspiele, die Wittgenstein darstellt, ohne diesen Hintergrund zu verstehen versucht, dann, allerdings nur dann, trifft Kemmerlings Vorwurf zu, es gelinge Wittgenstein nicht zu bestimmen, was für den Gebrauch eines Zeichens als Zeichen relevant sei (Kemmerling 1992, p. 99 ff.) und was sprachinterne von sprachexternen Zwecken des Gebrauchs von Äußerungen unterscheidet (Kemmerling 1992, p. 108–110).

zen für zweifelhaft halte. Die enorme Attraktivität des damit transportierten Bildes, mit der es bestimmte wahre Einsichten über das Wesen der Sprache vermittelt, steht in keinem Verhältnis zu den Nachteilen, die man sich damit einhandelt: Was man anhand dieses Begriffs über sprachliche Bedeutung erfahren kann, wäre ohne ihn ebenso und weniger mißverständlich darzustellen: Sprache basiert auf Handlungen von Menschen, die in einer Gemeinschaft leben. Die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist kein Ding im Geiste oder ein vorher existierender Begriff, sondern entsteht im geregelten Verhalten von Menschen. Sprachkompetenz besteht in der Fähigkeit, sich mit Worten zu verständigen. Geistige Leistungen sind dafür nur insofern notwendig, als Sprecher ihre Handlungen in geregelter Weise aufeinander abstimmen müssen. Die Fähigkeit, eine Sprache zu verstehen, steht so in einem Kontinuum mit der Fähigkeit, Fahrrad zu fahren, ein Musikinstrument zu spielen, das eigene Leben für sich zu organisieren und sich mit anderen Menschen zu koordinieren. All das ergibt sich zwar, wenn man die Netzkonzeption genauer durchdenkt, der Begriff des Sprachspiels ist allerdings wie kaum ein zweiter dafür geeignet, diese Wahrheiten beim Leser plastisch werden zu lassen. Der große Nachteil der Sprachspielanalogie besteht darin, daß sie noch eine Menge anderer Ansichten über Sprache suggeriert, die falsch sind. Diese sind ohne nähere Untersuchung nicht von den Wahrheiten zu unterscheiden. Erst dann erkennt man: Die Bedeutung der Worte in den Ein-Situations-Sprachspielen ist keine so abstrakte Rolle wie die der Wörter in der deutschen Sprache. Es gibt also entgegen Wittgensteins Hinweis einen qualitativen Unterschied zwischen solchen Sprachspielen und der deutschen Sprache. Es genügt nicht, Sprachspiele anzuschauen, um zu erkennen, wie die Bedeutung von Wörtern und Sätzen zu konzipieren ist, und die Auskunft, Sprache sei eine Praxis, ist zu wenig, weil man so nicht erfährt, wie sich das Sprechen von anderen geregelten menschlichen Tätigkeiten unterscheidet. Die Rolle von Wörtern und Sätzen in der deutschen Sprache ist in einer Weise allgemein, so daß einfache Ein-Situations-Sprachspiele sie zwar illustrieren, allerdings nicht allein exemplifizieren können. Anders als die schillernde Vielfältigkeit der Sprachspiele andeutet, ist die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke nicht auf unendlich viele Fälle fragmentiert und auf die Umstände der Äußerung relativiert. So ist der Begriff des Sprachspiels zwar unter dem Gesichtspunkt der Kommunikation bestimmter Gedanken ein gelungener Werbeträger, der bestimmte Botschaften in unvergleichbarer Weise eingängig vermittelt. Er transportiert allerdings sehr viele falsche Meinungen, insbesondere schwingt im Hintergrund immer die Ansicht mit, jegliches Nachdenken über Bedeutung, das über die Betrachtung von Sprachspielen hinausgeht, sei ein verfehltes Theoretisieren. Um die falschen Botschaften von den wahren zu unterscheiden, muß man sich über diese Andeutung hinwegsetzen und erkennen, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen eine abstrakte Rolle im Sinne der Netzkonzeption ist. Vor diesem Hintergrund sind Sprachspiele als didaktisches Mittel in mancher Hinsicht recht brauchbar. Für spezielle Einzeluntersuchungen der Bedeutungen von Wörtern und Sätzen sind sie allerdings, anders, als es Wittgenstein sieht, nicht geeignet: Wenn die betrachteten Rollen in den Sprachspielen einfacher sind als die der homophonen

Partner in der deutschen Sprache, kann man nicht länger homophon übersetzen. Im anderen Fall erübrigt sich die Konstruktion einer fremden Sprache. Von diesem Problem abgesehen bringt die Betrachtung von Sprachspielen manche plastische Illustration von Einzelaspekten der Netzkonzeption. Allerdings nur, wenn diese Konzeption bereits zur Verfügung steht. Wenn man sich ohne theoretisches Hintergrundwissen auf Wittgensteins Darstellungen von Sprachspielen einläßt, so wirken diese in ebenso suggestiver Weise irreführend wie die von ihm kritisierten Bilder vom Funktionieren der Sprache, die die Sicht nahelegen, das Wesen der Sprache bestehe darin, Gegenstände zu benennen oder vorsprachlich Gemeintes auszudrücken.

Ein angemessener Umgang mit dem Begriff des Sprachspiels ist also besonders schwierig, weil er durch plastische Anschaulichkeit überzeugt, sich bei näherem Hinsehen allerdings als vertrackt und polymorph herausstellt.<sup>52</sup> Im Gegensatz zu der souveränen Art, die sonst Wittgensteins Umgang mit Analogien und Bildern kennzeichnet, gelingt es ihm nicht, den Gebrauch dieses Bildes wirklich in den Griff zu bekommen. Die Darstellung und Betrachtung von Sprachspielen bestimmt in zunehmendem Maße weite Teile von Wittgensteins Denken über sprachliche Bedeutung. So dürfte es auch auf die Kraft dieses Bildes zurückzuführen sein, daß Wittgenstein den Widerspruch nicht bemerkt zwischen der durch die Betrachtung von Sprachspielen suggerierten Annahme, daß die Bedeutung auf unendlich viele Einzelfälle fragmentiert ist, und der Annahme, daß die Sprache geregelt ist. Der Begriff des Sprachspiels ist so nicht das Fundament par excellence für die Entwicklung der Gebrauchskonzeption sprachlicher Bedeutung oder der Königsweg zu ihrer Darstellung. Im besten Fall kann man darin ein psychologisch sehr gelungenes Bild sehen, das zusammen mit der Netzkonzeption sprachlicher Bedeutung bestimmte Erkenntnisse in eingängiger Form vermittelt. Wenn man sich von der Kraft des Bildes davontragen läßt und unter dem Einfluß seiner Rhetorik auf abstraktes Rasonieren verzichtet, dann wirkt es wie eine Droge, die eine überzeugende Auseinandersetzung mit der Frage nach sprachlicher Bedeutung verhindert. Man erliegt unter ihrem Einfluß der Suggestion, eine unendliche Anzahl von unterschiedlichen Sprachspielen minutiös zu beschreiben sei alles, was man tun müsse und legitimerweise tun dürfe, um sich der Frage nach dem Wesen sprachlicher Bedeutung zu nähern. Auf diese Weise kann man den überzeugenden Antworten Wittgensteins auf die Frage danach, was sprachliche Bedeutung ist, nicht gerecht werden. Wenn er mit diesem Begriff seiner eigenen Forderung nicht gerecht wird, keine neuen Begriffe in die Philosophie einzuführen und nur Dinge zu sagen, denen jeder zustimmt, so gibt es keinen Grund, ihm auf diesem Teil seines Weges zu folgen. Nur wenn man das Sprachspielbild in seine Grenzen verweist und es als das sieht, was es zu Beginn seiner begrifflichen Laufbahn war, ein Bild unter vielen, mit dessen Hilfe Wittgenstein beschreiben will, was sprachliche Bedeutung ist, wird der Blick darauf frei, wie überzeugend seine Konzeption sprachlicher Bedeutung ist.

---

<sup>52</sup> Ähnlich problematisch hinter der Fassade einer leichten Verständlichkeit ist lediglich der Begriff der Lebensform.

## 2.12 Der Begriff des Sprachspiels in der Literatur

Dies ist sicherlich nicht der Ort, um eine ausführliche Übersicht über die Behandlung des Sprachspielbegriffs in der Sekundärliteratur zu geben. Das wäre das Thema einer eigenen Arbeit. Im folgenden geht es mir darum, die Literatur systematisch danach einzuteilen, wie sie mit diesem Begriff umgeht, und die Hauptlinien zu skizzieren.

Entgegen meiner kritischen Bewertung des Sprachspielbegriffs sieht ihn die Literatur überwiegend positiv, wobei es allerdings einige bemerkenswerte Ausnahmen gibt. So weist Kemmerling darauf hin, »wie hoppladihopp Wittgenstein den Begriff des Sprachspiels in seinem Spätwerk verwendet« (Kemmerling 1992, p. 119), weswegen er ihn als Stütze einer Konzeption sprachlicher Bedeutung für unbrauchbar hält. Ebenso spricht Ayer von dem »all purpose concept of a language game« (Ayer 1985, p. 84). Gemäßigt kritisch ist Lenk, der (in Lenk 1973, p. 57–83) von einer Sprachspieltheorie der Bedeutung spricht, in der er die Unbestimmtheit dieses Begriffs kritisiert (Lenk 1973, p. 76), davon ausgeht, es gebe einen »Sprachspielaspekt« des Gebrauchs von Worten und Sätzen (Lenk 1973, p. 62), und annimmt, sprachliche Ausdrücke und Sätze zu verstehen, hieße, »die Sprachspiele mit diesem Ausdruck oder Satz in den relevanten Situationen korrekt [zu] beherrschen . . . « (Lenk 1973, p. 63). Hervey bemerkt das Problem, das dadurch entsteht, daß die Sprachspiele einfacher sind als die deutsche Sprache und dennoch den Gebrauch von Worten der deutschen Sprache verdeutlichen sollen, ohne diese Erkenntnis systematisch auszubeuten (vgl. Hervey 1961, p. 339). Eine bemerkenswerte Reihe von kritischen Beobachtungen findet man bei Bogen (vgl. Bogen 1972, p. 199–204): Die Identitätsbedingungen von Sprachspielen sind unbestimmt, die Unterscheidung zwischen Sprachspielen und anderen sozialen Aktivitäten schwer zu treffen, und die Einheiten im Spiel wie Sätze, Worte und Züge sind nicht klar festgelegt. Die Unterscheidung zwischen spielinternen und -externen Zwecken ist problematisch. (Dieses Problem hat Kemmerling 20 Jahre später, allerdings ohne Bezug auf Bogen, wieder aufgegriffen. Vgl. Kemmerling 1992, p. 108–110) Es ist nicht bestimmt, was die Identität von Worten in unterschiedlichen Kontexten ausmacht, wenn durch jeden Kontext ein jeweils anderes Sprachspiel festgelegt wird.<sup>53</sup> Bogen zieht aufgrund all dieser Probleme die richtige Konsequenz, daß die Sprache nicht aus Sprachspielen zusammengesetzt ist. Sprachspiele dienen nur zum Vergleich (Bogen 1972, p. 205), und Wittgenstein hat ohnehin, so meint Bogen, keine konstruktive Theorie sprachlicher Bedeutung hat. Bogen bemerkt nicht, inwiefern die genannten Defizite auch den heuristischen Wert der Darstellung von Sprachspielen beeinträchtigen. Allerdings wurde seine überzeugende Kritik von weiten Teilen der Literatur nicht zur Kenntnis genommen.<sup>54</sup> So bewerteten etwa Baker und Hacker,

---

<sup>53</sup>Ebenso äußert sich Pole: »Wittgenstein, in insisting on the pluralism of language-games, seems to lose sight of the unity of language.« (Pole 1958, p. 93)

<sup>54</sup>Lenk kritisiert im Anschluß an Strawson (Strawson 1954, p. 72) und Pole (Pole 1958, p. 92), daß der Sprachspielbegriff so unspezifisch ist, daß man jedes Handlungssystem als Sprachspiel bezeichnen kann (Lenk 1973, p. 76), bezieht sich in diesem Zusammenhang allerdings nicht auf Bogen. In grundlegend ver-

Hark, Hilmy, v. Savigny und Terrecabras Wittgensteins Gebrauch des Sprachspielbegriffs positiv. Allen gemeinsam ist die Erkenntnis, daß in Sprachspielen Sprache und Handlung ineinander verwoben sind (vgl.: Terrecabras 1978, p. 456, Hark 1990, p. 33, v. Savigny 1996, p. 47). Zutreffend ist Harks Zusammenfassung:

The simplest – and most – current interpretation of language-game is that it is a primary linguistic context of agreement from which words and verbal utterances derive their meaning. (Hark 1990, p. 33)

In beinahe typischer Weise ähnlich nichtssagend ist Terrecabras Charakterisierung. Ihr zufolge möchte Wittgenstein »... alle konkreten ganzen Vorgänge (Sprache/Handeln) bzw. sprachähnlichen Vorgänge und primitiven Sprachen« »Sprachspiel« nennen (Terrecabras 1978, p. 449). Sie schreibt weiter: »Zusammenfassend können wir sagen, daß ein Sprachspiel immer das Funktionieren der Sprache darstellt. Wir können ganz einfache Sprachen betrachten, in denen nur eine Art von Funktionieren relevant ist. Unsere tatsächliche Alltagssprache ist dagegen äußerst kompliziert.« (Terrecabras 1978, p. 449) Keiner der gerade genannten Autoren bemerkt die Probleme, die entstehen, wenn man Sprachspiele hypostasiert und annimmt, daß eine Sprache wie die deutsche aus einzelnen Sprachspielen logisch zusammengesetzt ist. So spricht Hilmy davon, daß »der Begriff des Sprachspiels zentral« (Hilmy 1987 p. 69) für Wittgensteins Spätphilosophie ist, und weist ihm dann eine doppelte Rolle zu: Sprachspiele haben eine heuristische Funktion (Hilmy 1987 p. 74, 90 f.) und sind die Orte sprachlicher Bedeutung (Hilmy 1987, p. 97, p. 164), also Einheiten, aus denen sich die Sprache logisch aufbaut. Hark stellt fest, daß Sprachspiele wesentlich komplexer sind, als die von ihm wiedergegebene Standardsicht annimmt, weil es horizontale und vertikale Verbindungen zwischen Begriffen und Sprachspielen gibt. Horizontale sind Beziehungen innerhalb, vertikale sind Relationen zwischen Sprachspielen (Hark 1990, p. 34). Diese Feststellung Harks zeigt, zu welchen Problemen man kommt, wenn man Sprachspiele als Einheiten auffaßt, aus denen die Sprache im logischen Sinne zusammengesetzt ist. Zunächst ist es nicht bestimmt, was die Identität eines Wortes ausmacht, wenn es in mehreren Sprachspielen gebraucht wird. Wenn Sprachspiele autarke Sprachen sind, dann müßte man erst eine zusätzliche Bestimmung treffen, wie diese Identität über Sprachspiele hinweg sichergestellt werden könnte. Der benötigte Zusammenhang ist abstrakt und muß mit der Netzkonzeption ausgedrückt werden. Wenn man ihn so beschreibt, kann man die Dinge, für die Hark seine Terminologie bemüht, wesentlich einfacher ausdrücken. Die Tatsache, daß, wie Hark es ausdrückt, das Sprachspiel »Schmerz vortäuschen« in vertikaler Verbindung zu dem »Schmerz ausdrücken« steht, ist eine schlichte Folge der Tatsache, daß der Begriff der P-Simulation parasitär zu dem Begriff von P ist (Hark 1990, p. 40). Majetschak weist darauf hin, »daß unser

---

fehlerter Weise wischen Baker und Hacker die berechnete Kritik daran, daß die Sprachspiele nicht autark sind, wenn man sie als Teile einer Sprache wie der deutschen betrachtet, vom Tisch. Eine solche Ungenauigkeit spiele, so die beiden (*KBHI*, p. 97), nur dann eine Rolle, wenn man wissenschaftlich präzise formulieren wolle.

Gebrauch von Worten in Sprachspielen ... aus einer symbolischen Sublimation elementarer, d. h. wesentlich vorsprachlicher und instinkthafter Reaktionen entspringt« (Majetschak 2000, p. 208 f.). In ähnlicher Weise betont auch Schulte diesen genetischen Aspekt (vgl. Schulte 1999, p. 163 f.). Es sei hier dahingestellt, wie wichtig diese Funktion von Sprachspielen für Wittgenstein ist. In den von mir betrachteten Schriften spielt sie keine Rolle.<sup>55</sup> Offensichtlich tragen solche Überlegungen jedoch nichts zur Antwort auf die Frage bei, was die Bedeutung von Worten und Sätzen ist.

Weiterhin sieht die Literatur üblicherweise, daß Wittgenstein Sprachspiele unterschiedlicher Größe und Art vorstellt, die unterschiedliche Funktionen haben: Lenk unterscheidet Sprachspiele, die ganze Sprachen samt dem Leben einer Sprechergemeinschaft umfassen, das, was ich Ein-Situations-Sprachspiele nenne, autarke primitive Sprachen und solche als Teile der Alltagssprache (vgl. Lenk 1973, p. 63–69), natürliche und fingierte Sprachspiele (Lenk 1973, p. 66),<sup>56</sup> Baker und Hacker sprechen in diesem Zusammenhang von »invented« und »natural« (KBH1, p. 96). Während Kemmerling sieht, daß es problematisch bzw. ohne nähere Spezifikation nichtssagend ist, die Bedeutung von Worten und Sätzen als die Rolle im Leben der Sprechergemeinschaft zu bestimmen (Kemmerling 1992, p. 106), Lenk das Problem der unterschiedlichen Arten von Sprachspielen mit der Annahme löst, dieser Begriff sei ein Familienähnlichkeitsbegriff (Lenk 1973, p. 63), sehen Baker und Hacker überhaupt kein Problem in der Spannung zwischen der Annahme, daß Sprachspiele autarke Sprachen sind, und der, daß sie Teile der Sprache und als solche unvollständig sind:

Our whole interest lies in seeing connections, analogies that will display the articulations of our language and which give rise to, and resolve, philosophical problems. Such problems do not arise through imprecision and insufficient detail, and are not resolved by accumulation of exhaustive detail and »scientifically« precise statements. (KBH1, p. 97)

Dies ist offensichtlich ein grobes Mißverständnis der Unexaktheit, die Wittgenstein propagiert, sowie seiner Methode. Sein Hinweis, daß die Begriffe der Alltagssprache keine scharfen Grenzen haben und daß wir sie nicht mit naturwissenschaftlichen Methoden explizit machen, ist keine Einladung zu laxem Denken. Erfolgreicher ist die Taxonomie, die Baker und Hacker anbieten. Sie unterscheiden Sprachspiele (ähnlich auch Kemmerling, p. 118), die durch Worte, Sätze, illokutionäre Rollen oder ganze Wortfelder (Sprachspiel mit Empfindungsworten) charakterisiert sind. Ihre Behandlung des Sprachspielbegriffs ist insofern typisch für eine bestimmte Art des Umgangs mit diesem Begriff, als sie in einer heterogenen Reihe die unterschiedlichsten Merkmale und Aspekte von Sprachspielen auflisten und dann den wirklich systematischen Zugriff vermissen lassen. Sprachspiele »enthalten« (KBH1, p. 96) nach Baker und Hacker Worte, Sätze und Kombinationsregeln, Werkzeuge und Hilfsmittel, Kontexte,

---

<sup>55</sup>So schreibt Wittgenstein in den *Vorlesungen*: »Hier darf man nicht den Irrtum begehen zu glauben, daß ich aufzeige, wie die Sprache aufgebaut ist oder wie sie sich entwickelt hat ...« (*Vorlesungen*, p. 281)

<sup>56</sup>Allerdings führt Lenk in seiner Liste Modellsprachspiele als unabhängigen Punkt an, weil er die Fragen, welche Arten von Sprachspielen es gibt und welche Funktion sie bei Wittgenstein haben, nicht auseinanderhält.

die Aktivität des Spiels, den Gebrauch, das Ziel und die Rolle der Werkzeuge, Worte und Sätze, Lern-Sprachspiele, und sie sind vollständig (Liste unvollständig, aber überwiegend wörtlich übersetzt nach KBH, p. 96, 97). Allerdings unterlassen es Baker und Hacker, mit Bogen nach der Identität von Sprachspielen zu fragen, sie übersehen alle Probleme, die ich angesprochen habe, insbesondere die Spannung zwischen der heuristischen Rolle autarker Sprachen und der Annahme, daß die deutsche Sprache aus Sprachspielen logisch aufgebaut ist, und das Problem, welche Rollen mit welchem Abstraktionsgrad in den Sprachspielen bestimmt werden. Letztlich hängt all das daran, daß sie zwei entscheidende Fragen nicht stellen: Welchen konkreten Beitrag leisten Sprachspiele zur Beantwortung der Frage, was die Bedeutung von Worten, Sätzen und Äußerungen ist, und was kann man mit deren Hilfe erkennen, das vorher nicht bekannt war? Insbesondere scheinen sie von der Auffassung auszugehen, daß es genügt, ohne das begriffliche Gerüst der Netzkonzeption Sprachspiele zu betrachten. Das wird durch ihre Meinung gestützt, die übersichtliche Darstellung sei eine genuine Art der Erklärung. Offensichtlich steht hier die Annahme Pate, man könne durch bloßes Hinschauen etwas erkennen. Andernfalls müßte die Zirkularität bemerkt werden, die in der Annahme steckt, man könne herausbekommen, was Sprache und die Bedeutung von Worten, Sätzen und Äußerungen ist, indem man einfache Sprachen betrachtet bzw. konstruiert. Das Vorgehen erinnert an den von Wittgenstein kritisierten Versuch, jemanden den Begriff des Schmerzes allein dadurch zu lehren, daß man ihn mit einer Nadel sticht (vgl. *PU*, 288).

Wenig hilfreich bei dem Versuch, den Sprachspielbegriff zu systematisieren oder überhaupt nur mit ihm zu Rande zu kommen, ist Sedmak, obwohl der Titel seines Buches »Kalkül und Kultur. Studien zu Genesis und Geltung von Wittgensteins Sprachspielmodell« das Gegenteil vermuten läßt. Sedmaks Feststellung, Wittgenstein arbeite »im Jahr 1932 ... bereits mit einem präzisen Sprachspielbegriff« (Sedmak 1996, p. 136), zeigt, wie wenig problembewußt er mit diesem Begriff umgeht. Zwar unterscheidet er den Begriff des Sprachspiels von dem des Sprachspielmodells (Sedmak 1996, p. 11), allerdings kann man diese Unterscheidung vernachlässigen, insofern Sedmaks Erläuterungen zu beiden Begriffen wenig zufriedenstellend sind. So findet man pauschale Formulierungen wie:

Ein Sprachspiel ist ein Satzzusammenhang, ein sprachliches System, eine Form der Sprache wie zum Beispiel »eine Geschichte erzählen« ... – und damit sprachliches Handeln ... (Sedmak 1996, p. 169)

oder zurückhaltende Feststellungen wie:

Der Begriff »Sprachspiel« hat etwas mit dem Terminus »Kontext« gemein ... (Sedmak 1996, p. 18).

In gleichem Maße unspezifisch ist die folgende allgemeine Bestimmung, die Sedmak bietet:

Daher werde ich unter »Sprachspielmodell« *jenes sprachphilosophische Modell Wittgensteins verstehen, das das Phänomen Sprache unter der Rücksicht einer Vielfalt spe-*

*zifischer Einheiten betrachtet, die nach arbiträren/konventionalen Regeln funktionieren, welche im Letzten nur durch das Handeln der Sprachgemeinschaft gerechtfertigt werden können.* (Sedmak 1996, p. 19)

Zwar referiert Sedmak einige Probleme, die andere Autoren mit Wittgensteins Darstellung von Sprachspielen und dem damit verbundenen Umgang mit Fragen nach der Bedeutung von Worten, Sätzen und Äußerungen haben (Sedmak 1996, p. 20–22), wie auch das oben genannte Problem, Wittgenstein gebe nicht an, was Sprachspiele von anderen Handlungseinheiten unterscheidet, läßt allerdings offen, wie diese Probleme zu lösen sind. Verfehlt ist Sedmaks systematische Annahme, die Tatsache, daß Wittgenstein den Sprachspielbegriff in unterschiedlichen Problembereichen gebraucht, erkläre seine Unbestimmtheit:

Entsprechend der Weite seines Anwendungsbereichs ist der Sprachspielbegriff unpräzise und vielfältig interpretierbar. (Sedmak 1996, p. 14)

Falsch ist Sedmaks Sicht, Wittgenstein arbeite zum Zeitpunkt des TS 213 »bereits mit dem Sprachspielbegriff, dessen Bedeutungsbreite sich unwesentlich erweitern wird« (Sedmak 1996, p. 137). Wie ich unten Kapitel 8 ff. zeigen werde, findet man erst nach dem TS 213 semantisch komplexe Sprachspiele, in denen Worte unterschiedlicher Wortarten untersucht werden, und eine Bestimmung der Bedeutung von Worten, in denen Sprachspiele, die das gesamte Leben einer Sprechergemeinschaft umfassen, als Bezugssystem gewählt werden. Die Verbindung von Sprachspielbegriff und dem »Fluß des menschlichen Lebens« im MS 113, p. 110, auf die Sedmak hinweist, bleibt hinter dem von mir erwähnten Gebrauch des Sprachspielbegriffs im *Brown Book* ebenso zurück wie Wittgensteins Hinweis im TS 213, daß wir ein bestimmtes Sprachspiel mit dem Wort »Grund« spielen (TS 213, p. 396).

Von dem Problem, das die Hypostasierung der Sprachspiele mit sich bringt, ist auch v. Savigny betroffen. Dieser bemüht sich nach einer vernichtenden Kritik daran, wie wenig die Literatur getan habe, um den Sprachspielbegriff für eine wirklich ausgearbeitete Konzeption sprachlicher Bedeutung zu verwenden, um eine eigene Rekonstruktion. Er leitet sie mit den Worten ein: »... es handelt sich um die einzige bekannte Interpretation des ›Rolle im Sprachspiel‹-Gedankens, die über wolkiges Larifari hinausgeht« (v. Savigny 1996, p. 52), eine Kritik, die berechtigt ist. V. Savignys eigene Rekonstruktion ist falsch: Solange Sprachspiele in der Weise allgemein sind, daß sie mehr als einmal gespielt werden können, und »Tätigkeiten und Äußerungen in genauer anzugebener Weise miteinander ›verwoben‹« (v. Savigny 1996, p. 48) sind, hält v. Savigny die unbestimmten Grenzen und unterschiedlichen Größen von Sprachspielen für unproblematisch: »Was als ›ein‹ Sprachspiel bezeichnet wird, hängt vom jeweiligen Erklärungszweck ab ...« (v. Savigny 1996, p. 49) Das ist falsch, wenn man Sprachspiele gebraucht, um mit ihrer Hilfe die Bedeutung von Worten und Sätzen der deutschen Sprache zu bestimmen. Zwar hat deren Bedeutung unbestimmte Grenzen, allerdings ist ihre Identität viel exakter bestimmt als die von Sprachspielen. Weiterhin ist die Perspektive der radikalen Übersetzung, die v. Savigny einnimmt



(v. Savigny 1996, p. 51), nicht die von Wittgenstein. V. Savignys Vorschlag, Äußerungsbedeutungen als Paare aus konventionaler Vorbedingung und konventionalem Ergebnis zu bestimmen (v. Savigny 1996, p. 57)<sup>57</sup> und dann die Rolle des Satzes als seinen »Beitrag zum Zustandekommen der Rollen der bedeutungsvollen Äußerungen dieses Satzes« zu sehen (v. Savigny 1996, p. 68), ist problematisch, insofern er nicht klar zwischen den zwei Behauptungen unterscheidet, daß die Bedeutung in Äußerungssituationen fundiert ist und diese als basale Beobachtungseinheiten der radikalen Übersetzung fungieren, was wahr ist, und daß die Bedeutung eines Wortes oder Satzes sich in einem nachvollziehbaren Sinne aus seinem Gebrauch in unterschiedlichen Ein-Situations-Sprachspielen logisch zusammensetzt. Auf diese Weise kann v. Savigny der Divergenz zwischen der Annahme, daß die Sprachspiele autark sind, und der Annahme, daß sie logische Teile der Sprache sind, nicht gerecht werden. Es fehlt bei v. Savigny eine deutliche Unterscheidung zwischen der Rolle von Sprachspielen als Beispielen für Verständigung innerhalb der deutschen Sprache und ihrer Rolle als heuristische Einheiten für eine radikale Übersetzung.

Zwar ist v. Savignys Umgang mit dem Sprachspielbegriff systematisch besser und problemorientierter als der der anderen genannten Autoren, die den Begriff positiv bewerten, allerdings macht auch er denselben Fehler wie die anderen Autoren: Er entwickelt keine Taxonomie der Sprachspiele, aufgrund derer er dann nach der Funktion von Sprachspielen fragt und dann schaut, worin ihr tatsächlicher Beitrag zur Antwort auf die Frage besteht, was sprachliche Bedeutung ist. Alles in allem berücksichtigen Autoren wie Baker und Hacker, Hark, Hilmy, v. Savigny und Terrecabras nicht, daß Sprachspiele lediglich heuristisch und dann nur als Beispiele für sprachliche Verständigung funktionieren können. Und dafür gilt Gellners Kritik:

Neither talk about things, *nor talk about language*, can be carried on by exhibiting samples. (Gellner 1963, p. 137)

Das Entscheidende ist, was man anhand der Sprachspiele erkennen kann, wenn man die Netzkonzeption zur Verfügung hat. Ihre Betrachtung kann helfen diese Konzeption explizit zu machen, sie keinesfalls ersetzen.

Der Vollständigkeit halber möchte ich noch einige Kritiken am Sprachspielbegriff nennen, die naheliegend, aber falsch sind, und einige Deutungen, die in hohem Maße verfehlt oder unbrauchbar sind. Hanflings Einwand, Sprache und Spiel seien nicht hinreichend analog, insbesondere könne man sich als Mensch die Sprachspiele nicht aussuchen oder von außen bewerten (Hanfling 1989, p. 150), hat Ähnlichkeiten mit der Annahme, daß die Sprache transzendental ist, und verkennt vor allem die Tatsache, daß eine Analogie nur in bestimmter Hinsicht bestehen muß, um brauchbar zu sein. Dasselbe gilt für Smart, der Disanalogien zwischen Sprache und Spielen aufli-

---

<sup>57</sup>V. Savigny berücksichtigt in diesem Zusammenhang ebenfalls nicht, daß in den Ein-Situations-Sprachspielen Kontext der Äußerung, die illokutionäre Rolle und die Bedeutung des Zeichens zu einer Rolle verbunden sind.

stet (Smart 1957, p. 233).<sup>58</sup> Hervey sieht das Problem, wie eine Betrachtung von einfacheren Sprachen bei der Erklärung der Rolle von Worten in komplizierten Sprachen weiterbringen kann, zieht allerdings aus der Beobachtung, daß Wittgenstein Sprachspiele als Vergleichsobjekte gebraucht, den falschen Schluß, dies sei mit der Annahme nicht vereinbar, daß die Sprache in Ordnung sei (Hervey 1961, p. 337 ff.). Diese Kritik, die Lenk (Lenk 1973, p. 69) wieder aufgegriffen hat, ist problematisch. Die Betrachtung von Sprachspielen ist ein heuristisches Mittel, keines der Sprachkritik oder -veränderung.<sup>59</sup> Aus der Luft gegriffen ist Garvers Annahme, Sprachspiele seien Wittgensteins Kategorien (Garver 1994, p. 72). Ohne Erklärungswert ist die Auffassung der Hintikkas, der »Sprachspiele als Verbindungen zwischen Sprache und Welt« charakterisiert (Hintikka und Hintikka 1996, p. 271). Ohne Textgrundlage ist Pitchers Einteilung in »pure« and »impure language games«, wobei in den reinen Sprachspielen nur gesprochen und in den anderen auch non-verbal gehandelt wird (Pitcher 1964, p. 240), und die im Anschluß daran behauptete Folgerung, daß die reinen Sprachspiele von den unreinen abhängen (Pitcher 1964, p. 247).

---

<sup>58</sup>Aus diesem Grund ist Smarts rigorose Ablehnung des Sprachspielbegriffs von falschen Gründen geleitet: »... a game is not, in any sense, an instrumentality, such as language essentially is. Thus one can hardly imagine a more inappropriate linking of terms than the one incorporated in the phrase ›language-game‹. Instead of serving any useful or enlightening purpose, it can only tend to confusion and obscurity.« (Smart 1957, p. 233) Smart versteht nicht, daß die logische Rolle von Worten nichts damit zu tun hat, daß die Sprache bestimmte Funktionen in der Sprechergemeinschaft erfüllt.

<sup>59</sup>Aus diesem Grund besteht der Folgerungszusammenhang, den Lenk an der folgenden Textstelle geltend macht, nicht: »Wer an Hand künstlicher Standards oder Modelle eine Ordnung zu einem bestimmten Zweck herstellen möchte, der orientiert sich noch an idealen Sprachkonstruktionen oder er verändert Sprachgebräuche ...« (Lenk 1973, p. 69)

# Kapitel 3

## Hat Wittgenstein eine philosophische Theorie?

### 3.1 Einführung und Übersicht

Folgt man meiner Darstellung, so präsentiert Wittgenstein im TS 213 eine Theorie sprachlicher Bedeutung, insofern er ein Bündel von zusammenhängenden Antworten auf die eingangs gestellten Fragen gibt. Er argumentiert für seine Position, erklärt seine Begriffe wie etwa den der sprachlichen Regel oder der Erklärung der Bedeutung und begründet seine Behauptungen. In diesem Sinne kann man davon sprechen, daß Wittgenstein mit Argumenten eine Theorie oder Konzeption<sup>1</sup> entwickelt, in der er Auskunft darüber gibt, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist und worin es besteht, sie zu verstehen bzw. mit ihrer Äußerung etwas zu meinen. Eine solche Auslegung der Gedanken des späten Wittgenstein ist in hohem Maße kontrovers. Aus der Sicht vieler Interpreten, man könnte fast von der herrschenden Meinung sprechen,<sup>2</sup> ist es grundlegend verfehlt, Wittgenstein zu unterstellen, er entwickle eine eigene Theorie sprachlicher Bedeutung und argumentiere für sie. Vielmehr liege diesem, so diese Sichtweise nichts ferner, als so etwas zu tun. Paradigmatisch für dieses Verständnis Wittgensteins sind die folgenden Überlegungen von Gordon Baker:

Secondly, I would urge a kind of minimalism: given our strong cravings for generality and the inclination to extract generalizations from his investigations of specific concepts

---

<sup>1</sup>Zu den bereits genannten Einschränkungen von Wittgensteins Theoriebegriff vgl. oben Abschnitt 1.8 und in diesem Kapitel Abschnitt 3.11.

<sup>2</sup>Die wichtigsten Anhänger dieser Ansicht, »man tue den Schriften des Nachlasses Unrecht, wenn man sich nicht darauf beschränke, sie aus ihrem therapeutischen Bemühen um die Denkfähigkeit des Lesers heraus zu verstehen« (so charakterisiert v. Savigny in v. Savigny 1996, p. 8, die weit verbreitete Position, die ich im folgenden inhaltlich darstellen will) stelle ich im Abschnitt 3.12 vor.

or language-games, we should try to relate every remark to the specific arguments which supported it and to the particular purpose which informs the surrounding remarks, and we should attach to each expression the interpretation which gives it the minimum generality compatible with the context. Wittgenstein clearly abstained from drawing many of the general conclusions which are taken to be leading ideas of his philosophy, especially from employing generalizations as premises for making inferences to other conclusions about the grammar of our language, and we might consider respecting his reticence as an essential aspect of his thinking (as an integral part of his avoiding dogmatism) rather than dismissing it as a stylistic quirk. (Baker 1992, p. 129)

Baker geht in seiner Auslegung allerdings noch weiter:

... Wittgenstein's overall therapeutic conception of his philosophical investigations: far from advocating any general positive position (whether anti-realism, conventionalism, anthropological idealism, ...) and far from undertaking to give any general outline of the logical geography of our language (or even of the narrower domain of »mentalist« or »psychological« concepts), he always sought to address specific philosophical problems of definite individuals and to bring to light conceptual confusion which these individuals would acknowledge as a form of entanglement in their own rules. (Baker 1992, p. 129)

Nicht nur Wittgenstein mit Ryle zu vergleichen wäre verfehlt, sondern bereits der Gedanke, er widerlege etablierte Positionen:

He did not make direct assaults on various standard »isms« (whether cartesian dualism in philosophy of mind ...); nor did he pretend to overwhelm these positions by an accumulated series of indirect attacks. Rather he confronted specific remarks of specific writers. ... He did not see himself in the role of a public health official whose brief was to eradicate smallpox from the face of earth (e. g. to eliminate Cartesian dualism once for all by means of Private Language Argument). Rather he operated as a general practitioner who treated the bumps that various individual patients had got by running their heads up against the limits of language ... (Baker 1992, p. 130)

Hervorgehoben wird vielmehr der therapeutische Aspekt von Wittgensteins Art zu philosophieren:

Wittgenstein's practice in philosophizing is not less, but rather *more* consistently therapeutic than we commonly recognize. His interest is not to remedy ignorance about segments of a complex practice of which we have only partial mastery, nor is it to establish objective facts about shared institutions of which we may have temporarily lost sight and need to be reminded. He was far more concerned with making propaganda for different points of view, with exploring neglected possibilities, with trying to effect changes in our ways of seeing things, indeed with bringing about changes of mind or modifying the *will* (how we *want* to see things). For achieving these purposes the construction or assessment of abstract proofs and refutations would be manifestly peripheral or even irrelevant. Wittgenstein's enterprise is essentially person-relative, and it centres on the dynamics of somebody's thinking, not on the geometry of thoughts. (Baker 1992, p. 130)

Sein Vorgehen, die Arbeitsweise der Sprache zu untersuchen, ist seinem Wesen nach facettenreich und vielgestaltig:

The presumption that all the things which Wittgenstein would presumably have called »descriptions of grammar« are homogeneous in function is a major obstacle to understanding many of his conceptual investigations. . . . A comparison which is illuminating for one purpose may be unhelpful or even obfuscating in another context, and a pair of seemingly inconsistent analogies may facilitate grasping single aspects of a single thing. (Baker 1992, p. 131)

Ich möchte diese Textstellen nicht im einzelnen auslegen, sondern nur auf einige Schwerpunkte hinweisen: Wittgenstein ist gegen jede Form der Allgemeinheit, greift keine Positionen an oder widerlegt sie gar, vertritt noch viel weniger eigene allgemeine Positionen. Es geht ihm nicht darum, objektive Tatsachen über die Sprache zu etablieren oder begrenzten Mißverständnissen abzuhelpfen, um so dem Leser ein explizites Verständnis der Grammatik zu geben, die er bereits implizit kennt. Vielmehr ist Wittgensteins Vorgehen rein therapeutisch zu verstehen, nicht an allgemeinen Gedanken, sondern an individuellen Personen orientiert, und aus diesem Grund perspektivistisch statt abstrakt theoretisch. Er möchte durch eine individuell ausgerichtete therapeutische Praxis Veränderungen des einzelnen bewirken, indem er partikuläre philosophische Probleme mit jeweils unterschiedlichen, heterogenen, auf den Einzelfall bezogenen Methoden bearbeitet.

Sicher bemerkt der Leser, daß sich solche und ähnliche Überlegungen im sprachphilosophischen Gewand auf vertrautem Terrain kontinentaler Philosophie bewegen. Sie erinnern an die um die Jahrhundertwende vorherrschenden Versuche, die Geisteswissenschaften als idiographisch<sup>3</sup> zu etablieren. Man denke an den Positivismusstreit in den 60er Jahren und an postmoderne Autoren wie den Rorty von »Ironie, Kontingenz und Solidarität«, der sich nicht von ungefähr auf den späten Wittgenstein beruft. Auf einen minimalen Nenner gebracht sind es die alten Fronten zwischen den Positionen, die sich mit den Schlagworten »Erklären« und »Verstehen« beschreiben lassen, wobei Wittgenstein der verstehenden Seite zugerechnet wird. Aus der Sicht von Baker, und dieser steht stellvertretend für viele Interpreten, ist es also nicht nur verfehlt, Wittgenstein eine philosophische Theorie zu unterstellen, sondern seinem Denken geradezu diametral entgegengesetzt.

Diese humanistische Lesart<sup>4</sup> Wittgensteins birgt allerdings einige prinzipielle Probleme: Es ist nicht zu erkennen, inwiefern ein nicht an Gedanken, sondern der einzelnen Person orientiertes Vorgehen rational ist oder warum eine Arbeit an Mißverständnissen nicht abstrakte Überlegungen verwenden sollte oder sie nicht sogar braucht.

---

<sup>3</sup>Der Gedanke, dieses Merkmal der Sprachphilosophie im Anschluß an Wittgenstein unter diesen Begriff zu fassen, geht auf Gellner zurück. Dieser schreibt treffend: »... the idea that we can grasp linguistic functions in their full idiosyncrasy, without generalising, presupposes ... the possibility of an idiographic science ... « (Gellner 1963, p. 51)

<sup>4</sup>Die gerade dargestellte Begründung der humanistischen Lesart Wittgensteins muß man von einem anderen Aspekt seiner Philosophie unterscheiden, den vor allem Winch herausgearbeitet hat und der ebenfalls

Ebensowenig ist einzusehen, und es gelingt Baker nie, das überzeugend darzulegen, warum man partikuläre Einsichten in das Funktionieren der Sprache nicht miteinander verbinden kann oder inwiefern sie nicht objektiv sind. Und damit sind die grundlegenden Probleme der humanistischen Lesart angesprochen:

(1) Die Analogie zwischen der Auflösung eines philosophischen Problems und der Therapie einer Krankheit ist in entscheidender Hinsicht fehlerhaft: Was als eine Therapie einer Krankheit gilt, ist durch den mit ihr erreichten Zielzustand, die Gesundheit, bestimmt. Der Begriff der Therapie ist somit rein instrumentell zu verstehen. Zudem ist der Begriff der Gesundheit in der überwiegenden Anzahl der Fälle unproblematisch, während es bereits ein philosophisches Problem ist, was im analogen Fall als Krankheit und was als zu erreichende Lösung zu betrachten ist. Beides hängt damit zusammen, daß die Redeweise von der Lösung philosophischer Probleme als Therapie keinen wirklichen Raum für rationales Argumentieren hat. Sowohl das erstrebte Ziel der Therapie als auch der Weg dorthin muß als rational ausgewiesen werden. Keinesfalls ist wie bei einer Krankheit jedes Mittel recht, das dem, der ein philosophisches Problem wahrnimmt, den Eindruck vermittelt, es bestehe nicht mehr. Ebenso dispensiert der Hinweis, eine bestimmte Bemerkung sei rein therapeutisch zu verstehen, nicht davon, die Wahrheit dieser Bemerkung zu rechtfertigen. Und das gilt nicht nur für philosophische Probleme.

(2) Ob und inwieweit Wittgensteins Überlegungen allgemeine und objektive Wahrheiten über das Funktionieren der Sprache zutage fördern, ist eine Frage, die nur die gründliche Lektüre klären kann.<sup>5</sup> Wenn das der Fall ist, dann bedarf es guter Argumente, um zu begründen, warum man diese Erkenntnisse nicht miteinander verbinden können soll. Keinesfalls darf dies einfach vorausgesetzt werden.

(3) Es ist eine *petitio*, die Antwort auf die Frage, ob philosophische Erkenntnisse in derart partikulärer Weise gewonnen und begründet werden können, einfach als positiv vorauszusetzen. Sie muß das Ergebnis der Argumentation sein und darf keinesfalls bereits in die methodischen Voraussetzungen eingebaut werden.

(4) Die Kraft dieses letzten Einwandes reicht allerdings noch weiter. Obwohl sich Wittgenstein teilweise selbst so ausdrückt, genügt es nicht, lediglich Beispiele und

---

humanistisch genannt werden kann. Winch meint mit Rückgriff auf Wittgensteins Begriff der Regel zeigen zu können, daß ein Verstehen einer fremden Gesellschaft nur durch Teilnahme an ihrem Leben möglich ist. Demnach hätten es die Sozialwissenschaften mit einer besonderen Form des Verstehens zu tun, was sie von den Naturwissenschaften unterscheiden würde, in denen es darum geht, objektiv gültige Erklärungen von Phänomen zu geben (vgl. Winch 1965). Tatsächlich folgt daraus, daß soziale Regeln konstitutiv und im Verhalten einer Gesellschaft fundiert sind, nicht, daß man sie nur dann verstehen kann, wenn man am Leben der Gesellschaft teilnimmt. Dies verschafft im allgemeinen eine bessere Datenbasis, und es kann gut sein, daß bestimmte Daten nur auf diese Weise zu bekommen sind. Ebenso kann man allerdings auch in den Naturwissenschaften Beobachtungen nur dann machen, wenn der Beobachter bzw. das Meßgerät günstig postiert sind. Prinzipiell gilt: Für die Formulierung der Regeln einer Gesellschaft ist die Teilnahme an ihrem Leben weder hinreichend noch notwendig.

<sup>5</sup>Ayer betont in diesem Zusammenhang, daß auch das Wissen, was aus welchem Grund ein Sprachgebrauch ist, eine Form des Wissens ist. Darüber hinaus bemerkt er zutreffend: »It is hardly possible to say what the logic of our language is not, without making some suggestion as to what it is.« (Ayer 1985, p. 106)

Einzelfälle vorzuführen, um bestimmte Positionen zu widerlegen. Dies ist zum einen ein Gemeinplatz darüber, was es bedeutet, etwas zu erklären oder zu begründen. Zum anderen folgt es, wie ich zeigen werde, aus den Ergebnissen der Überlegungen Wittgensteins: Wenn man Begriffe nominalistisch konzipiert und die Bedeutung von Worten ihr Platz in einer holistischen Struktur ist, dann kann es keine insulären Lösungen geben, sondern nur solche, in denen bestimmte Begriffe nicht problematisiert werden.<sup>6</sup>

Die humanistische Lesart einfach mit dem Hinweis auf ihre internen systematischen Mängel abzutun ist ebenso möglich, wie sie aus Gründen der hermeneutischen Billigkeit zu verwerfen: Wer Wittgenstein so liest, und das ist der zentrale Mangel dieses Verständnisses, kann letztlich nicht erklären, wie sich sein Vorgehen von einer auf Pointen und vordergründige Effekte bedachten Demagogik unterscheidet. Die Arbeit an den Gedanken des Lesers bzw. an seinen Mißverständnissen muß rational sein. Andernfalls wäre es nicht möglich, zwischen Überzeugung und Überredung zu unterscheiden. Aus diesem Grund ist Harks Bemerkung, bei Wittgenstein bestimme der Leser und nicht der Autor, ob ein Gedankengang überzeugend sei,<sup>7</sup> nur in dem Sinne wahr, in dem das für alle argumentativen Texte zutrifft: Eine Überlegung, die einen unvoreingenommenen, rationalen Leser nicht überzeugt, wenn man sie ihm in allen Einzelheiten darlegt, ist im allgemeinen nicht überzeugend. Dies ist eine Tatsache, die den Begriff der Überzeugung betrifft, keine Besonderheit von Wittgensteins Art zu schreiben. Allerdings wird man den humanistischen Interpreten ebensowenig gerecht, wenn man ihr Verständnis aus diesen systematischen Gründen pauschal zurückweist. Tatsächlich findet man bei Wittgenstein eine Menge formaler, stilistischer, methodischer, inhaltlicher und metaphilosophischer Eigenheiten, die die humanistische Sicht naheliegend erscheinen lassen. Statt die jeweils unterschiedlichen Beobachtungen und Motivationen der jeweiligen Interpreten einzeln und im Detail zu besprechen, was mich weit vom Zentrum der vorliegenden Arbeit wegführen würde, möchte ich die erwähnten Eigenheiten Wittgensteins darstellen, die die Annahme, er argumentiere gegen allgemeine Positionen und entwickle eine eigene Konzeption, auf den ersten Blick wenig überzeugend und die humanistische Lesart attraktiv erscheinen lassen:

(M1) Das TS 213 ist in einem scheinbar aphoristischen Stil geschrieben, formal, insofern der Text in kleine Bemerkungen segmentiert ist, und inhaltlich, insofern der

---

<sup>6</sup>Gellner weist zu Recht darauf hin, daß eine Erkenntnistheorie, wie sie auch Bakers Verständnis zugrundeliegt, falsch ist, weil sie dem holistischen Charakter von Wissen nicht Rechnung trägt (vgl. Gellner 1963, p. 120–158.).

<sup>7</sup>Vgl. hierfür die folgende Textstelle: »One of the most critical and difficult tasks which Wittgenstein sets himself is to express errors of thought so characteristically that the reader will recognize and acknowledge them immediately. Indeed, it is the reader rather than the writer who determines the correctness of the philosophical formulation.« (Hark 1990, p. 1) Ähnlich äußert sich Luckhardt: »And this means that the person in the trap must acknowledge the solution to his problem as being the correct one.« (Luckhardt 1991, p. 266) Interessanterweise unterscheidet selbst v. Savigny, der im allgemeinen zur Therapie-Rhetorik ein eher distanzierendes Verhältnis hat, zwischen argumentativen und therapeutischen Überlegungen Wittgensteins. (*SK1*, p. 128)

Gedankengang sehr sprunghaft wirkt. Dasselbe findet man in den Manuskripten aus dem betrachteten Zeitraum. Auch die *Blue and Brown Books*, die formal einen durchgängigen Text bilden, bestehen aus einer zwanglosen Aneinanderreihung einzelner Gedanken, die oft durch eher assoziative Übergänge verbunden sind.

(M2) Anders, als man es von einem theoretischen Text erwartet, findet man keine explizite Entwicklung einer Fragestellung, keine deutlich als solche erkennbaren Antworten oder Erläuterungen dessen, was im Text passiert. Oft hat man eher den Eindruck, man lese disparate Notizen, die sich Wittgenstein zum eigenen Gebrauch gemacht hat, um sich selbst an bestimmte Gedankengänge zu erinnern, von denen er allerdings nur hier und da einige wichtige Punkte festgehalten hat.

(M3) Über weite Strecken scheint Wittgenstein lediglich damit beschäftigt zu sein, andere Positionen zu widerlegen. Die Konturen dieser kritisierten Konzeptionen sind obendrein meist so diffus beschrieben, daß es besser ist, davon zu sprechen, daß er bestimmte Bilder angreift. In der Auseinandersetzung mit ihnen konzentriert sich Wittgenstein meist so stark auf Details, daß es schwerfällt, in seinen Ausführungen mehr als pointillistische Anmerkungen zu sehen. Beide Beobachtungen legen die Auffassung nahe, Wittgenstein entwickle keine eigene philosophische Konzeption und setze sich nicht in angemessener Weise mit anderen philosophischen Theorien auseinander, insofern er sich vor allem mit nicht präzise gefaßten Bildern beschäftige.

(M4) Wenn Wittgenstein eigene positive Feststellungen trifft, dann charakterisiert er die Eigenheiten sprachlicher Bedeutung mit so unterschiedlichen Begriffen, daß ein wohlwollender Leser zu der Annahme neigt, dieser Autor wollte seine Bemerkungen nicht zu einer zusammenhängenden Sicht davon, was sprachliche Bedeutung ist, verbinden, sondern lediglich einzelne Aspekte sprachlicher Bedeutung herausarbeiten, mit dem Wissen, daß eine einheitliche Konzeption oder eine Theorie sprachlicher Bedeutung nicht möglich ist. Die weniger freundliche Alternative wäre, ihm ein Sammelsurium unterschiedlicher Konzeptionen sprachlicher Bedeutung zu unterstellen

(M5) Diese Ansicht wird gestützt durch die Theoriefeindlichkeit Wittgensteins, die dem Leser seiner metaphilosophischen Überlegungen bereits bei oberflächlicher Lektüre offenkundig ist. Er spricht sich dort explizit gegen Theorien, Begründungen, Erklärungen und Folgerungen in der Philosophie aus und entwickelt eine Auffassung, derzufolge es die einzige Aufgabe der Philosophie ist, die Mißverständnisse, die allein erst die Ursache und den Ausgangspunkt für philosophische Theorien bilden, durch die genaue Darstellung des jeweiligen Fehlers zu kurieren. Das zu tun ist eine Praxis. Sie besteht darin, anhand von einzelnen Fällen zu zeigen, wie die Sprache tatsächlich funktioniert.

Es sind solche und ähnliche Beobachtungen, die die Sicht von Interpreten wie Hunter, Hallet, Schulte, Vossenkuhl, Kenny oder Bogen (vgl. unten Abschnitt 3.12) stützen, die von Wittgenstein betriebene Philosophie unterscheidet sich in grundlegender Hinsicht davon, was man herkömmlicherweise unter Philosophie verstanden hat. Nicht zuletzt äußert sich Wittgenstein selbst teilweise so, als sei er der Meinung, er habe eine neue philosophische Methode entwickelt. Im folgenden werden ich zeigen,



daß die unter M1 bis M5 beschriebenen Merkmale tatsächlich bestimmte Eigenheiten seiner Art zu philosophieren sind. Insofern stützt sich die Meinung, Wittgenstein gehe einen besonderen philosophischen Weg, zum großen Teil auf richtige Beobachtungen. Diese sind allerdings oft unvollständig beschrieben, falsch gedeutet, oder es werden falsche Folgerungen aus ihnen gezogen. Das gilt auch dafür, wie Wittgenstein sich teilweise selbst versteht. Sein im TS 213 explizit bekundeter Wille, durch Argumente zu überzeugen (TS 213, p. 421), ist mit der von ihm ebenfalls vertretenen Ansicht, er betreibe Philosophie auf eine grundlegend andere Art, nur insoweit zu vereinbaren, als es gelingt zu zeigen, daß sein Philosophieren zwar bestimmte neue und eigenwillige Züge, allerdings deutlich argumentative Strukturen aufweist. Dies ist außerdem notwendig, um dem Einwand zu begegnen, was Wittgenstein unter dem Titel »Philosophie« betreibe, habe mit dem, was man herkömmlicherweise darunter verstanden habe, nichts zu tun. Man kann meiner Vorgehensweise entgegenhalten, es sei schlechter Stil oder gar unzulässig, einen Autor wider sein bekundetes Selbstverständnis zu lesen.

Dieser Einwand geht aus verschiedenen Gründen an der Sache vorbei: Zunächst einmal ist Wittgenstein, was die Frage angeht, wie argumentativ sein Vorgehen ist, widersprüchlich und nicht eindeutig. Weiterhin ist einem Autor zwar ein gewisses Vorrecht einzuräumen, wenn es darum geht, seine eigenen schriftlich festgehaltenen Bemerkungen zu deuten. Daraus folgt allerdings nicht, daß er darin unfehlbar ist und daß sich ein Leser nicht darüber hinwegsetzen kann, wenn er gute Gründe hat. Selbst wenn Wittgensteins Äußerungen über seine philosophische Methode eine in sich schlüssige Bekundung zu jedem Verzicht auf Argumentation wären, würde das nichts an der Legitimität des Unternehmens ändern, die Argumente, die man findet, darzustellen und auf ihre Gültigkeit hin zu untersuchen. Ebenso wie der Gedankengang eines Textes in hohem Maße unbegründet und sprunghaft sein kann, obwohl der Autor das Gegenteil beabsichtigt, kann er stringent und überzeugend sein, obwohl der Autor meint, er schreibe in nicht-diskursiver Weise unter Verzicht auf eine argumentative Struktur. Was die Sachlage bei Wittgenstein angeht, ist die Diskrepanz zwischen seinem Selbstverständnis und dem, was er tatsächlich tut, allerdings nicht so groß. Wie ich zeigen werde, läßt sich ein wesentlicher Teil seiner metaphilosophischen Äußerungen als Bekenntnis zu einer bestimmten argumentativen Methode deuten. Ebenso werde ich zeigen, wie die Beobachtungen M1–M5 richtig zu bewerten sind, und das dann im Detail ausführen. Meine Darstellung wird dabei an Ausführlichkeit einiges zu wünschen übriglassen. Dies hat den Grund, daß es mir nicht primär um eine Darstellung von Wittgensteins Methode und Metaphilosophie geht, sondern hauptsächlich darum zu zeigen, daß beides damit vereinbar ist, eine umfassende Konzeption sprachlicher Bedeutung aus dem TS 213 herauszulesen.

(zu M1 und M2) Der scheinbar aphoristische Stil ist zusammen mit der mangelnden expliziten Strukturierung ein *Hindernis*, das sich einem Verständnis durchgängiger Gedanken entgegenstellt und gerade nicht zu dem Schluß berechtigt, eine argumentative Ordnung sei von Wittgenstein nicht beabsichtigt. Zudem findet man im

TS 213 eine klare inhaltliche Struktur auf der Ebene der einzelnen Abschnitte. Deren Überschriften enthalten Thesen oder Fragestellungen, mit denen sich Wittgenstein innerhalb der Abschnitte auseinandersetzt. Dies wird allerdings erst dann deutlich, wenn man den Text innerhalb der Abschnitte sortiert und die Gedankengänge rekonstruiert. Der Text präsentiert sich dem Leser in der Tat auf dieser Ebene zunächst ungeordnet, was zu dem ersten Eindruck beiträgt, man habe es mit einer Zettelsammlung zu tun. Diese stilistischen Eigenheiten erschweren ein Verständnis des Gedankengangs. Der bloße Hinweis darauf genügt nicht, um die Annahme zu stützen, ein solcher sei nicht beabsichtigt und auch nicht vorhanden.

(zu M3) Wittgenstein entwickelt seine Konzeption sprachlicher Bedeutung zum großen Teil in der Auseinandersetzung mit anderen Positionen. Er präsentiert diese nicht als ausgearbeitete Konzeptionen, sondern charakterisiert sie in bestimmten Bildern, weil sie ihre Überzeugungskraft daraus ziehen, daß sie sich auf bestimmte scheinbar offenkundige Merkmale sprachlicher Bedeutung konzentrieren und so eine ausgearbeitete Sicht davon, wie die Sprache funktioniert, eher angedeutet als wirklich dargestellt wird. Die Bilder zu widerlegen besteht oft bereits darin, sie einfach genau zu beschreiben, sich die Details vorzunehmen, die weggelassen oder falsch gedeutet sind, und zu zeigen, inwiefern von richtigen Beobachtungen in unzulässiger Weise verallgemeinert wurde. Bei diesem Vorgehen entwickelt Wittgenstein allerdings eine eigene begriffliche Struktur, die auf Untersuchungen einzelner Begriffe aufbaut, die ihrerseits oft auf der Betrachtung von Einzelfällen basieren. Die Negation der zentralen Annahme der angegriffenen Positionen bildet einen zentralen Gedanken von Wittgensteins eigener Konzeption: Wörter und Sätze haben nicht Bedeutung, insofern sie Vorstellungen, Gegenstände oder bestimmte Wirkungen ersetzen bzw. vertreten. Die Sprache ist kein Mittel, um bereits vorhandene Bedeutungen auszudrücken, sondern das Medium, in dem Bedeutung erst entsteht. Die Neigung des Lesers, in der Fülle von einzelnen Betrachtungen die Struktur von Wittgensteins eigenen Gedanken zu übersehen, wird durch seine, wie ich gezeigt habe, verfehlte Vorliebe für die Betrachtung von Einzelfällen verstärkt. In der Meinung, nur mit der Beschränkung auf Aussagen über fragmentierte und auf Kontexte relativierte Einzelfälle könne er falsch verstandene Verallgemeinerungen und Abstraktionen vermeiden sowie die intentionalistische Theorie sprachlicher Bedeutung widerlegen und der Tatsache gerecht werden, daß sprachliche Regeln in vielfacher Weise implizit und verschwommen sind, proklamiert Wittgenstein die Beschränkung auf den Einzelfall teilweise selbst als einzig brauchbares Vorgehen und erschwert so die Sicht auf die überzeugende Konzeption, die er entwickelt.

(zu M4) Um die Eigenheiten sprachlicher Bedeutung überzeugend herauszuarbeiten, bedient sich Wittgenstein unterschiedlicher Bilder, Begriffe und Analogien, die geeignet sind, den Blick auf bestimmte Merkmale der Sprache zu lenken. Man hat es dabei mit unterschiedlichen Vergleichsobjekten oder Perspektiven zu tun, nicht mit unterschiedlichen Konzeptionen. Wittgenstein weist ausdrücklich darauf hin, daß ein Vergleich auch dann sinnvoll ist, wenn die Sprache dem Vergleichsobjekt in vie-

lerlei Hinsicht nicht analog ist. So macht er sich die Gemeinsamkeiten zwischen sprachlichen Ausdrücken und Schachfiguren zunutze, obwohl das Schachspiel, anders als die Sprache, explizit und strikt geregelt ist. Dies ist kein Problem, insofern man Schachfiguren mit Bezug auf andere Aspekte und Eigenschaften sinnvoll mit Wörtern und Sätzen vergleichen kann. Die explizite und exakte Regelung des Schachspiels ist kein Ideal in dem Sinne, daß die Sprache ihm gegenüber defizitär wäre, sondern in dem Sinn, daß bestimmte Merkmale sprachlicher Bedeutung bei der Betrachtung dieses Spiels deutlicher zu erkennen sind, weil sie beim Schachspiel ausgeprägter sind.

(zu M5) Man findet in Wittgensteins Metaphilosophie ein explizites Bekenntnis zu einer »durchsichtigen Argumentation«. Seine auf den ersten Blick theoriefeindlichen Äußerungen kann man mit guten Gründen anders deuten. Was seine Abneigung gegen Erklärungen angeht, so lehnt er lediglich reduktionistische, mechanistische oder didaktische Erklärungen ab, wenn es darum geht zu erklären, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist. Erklärungen der Bedeutung sind ein eigener Typ. Wir erhalten sie nicht durch Induktion wie naturwissenschaftliche Theorien, sondern indem wir unser implizites Wissen explizit machen. Indem diese Erklärungen stets an unser bereits vorhandenes Wissen rückgebunden sind, folgern wir mit ihnen keine hypothetischen Entitäten und entdecken keine neuen, unbekanntenen Eigenschaften von Bedeutungen, sondern erinnern uns nur an das, was wir bereits wissen. In der Philosophie begründen wir die Sprache nicht, sondern betrachten sie auf der Grundlage der Annahme, daß Worte, Sätze und Äußerungen so in Ordnung sind, wie sie sind. Tatsächlich geht es Wittgenstein nicht darum, philosophische Probleme in einer Weise zu therapieren, die nicht-diskursiv, irrational oder paradox ist, sondern indem er falsche Meinungen über die Bedeutung bestimmter Wörter explizit macht. Dabei unterläuft ihm allerdings der Fehler, die Erklärung anhand von Einzelfällen mit der Annahme zu verwechseln, Erklärungen der Bedeutungen seien nicht abstrakt oder allgemein. Weiterhin fällt Wittgenstein teilweise selbst hinter diese Lesart seiner theoriefeindlichen Äußerungen zurück. Zudem äußert er sich im Zusammenhang seiner Bemerkungen über die Rolle von Sprachspielen teilweise so, als genüge es, Sprachspiele anzuschauen, um zu erkennen, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist. Diese Feststellung steht allerdings in einer starken Spannung zu der Tatsache, daß Wittgenstein die Sprachspiele tatsächlich kommentiert und deutet. Solche und ähnliche Widersprüche in seinen Überlegungen resultieren oft daher, daß ihm in bestimmten Zusammenhängen bereits erreichte Ergebnisse anderer Gedankengänge nicht zur Verfügung zu stehen scheinen und daß bestimmte Wörter wie etwa »allgemein«, »abstrakt« oder »hypothetisch« bei ihm die Assoziation auslösen, in der jeweiligen Überlegung sei etwas so grundlegend falsch, daß es sich nicht lohne, den jeweiligen Begriff differenzierter zu betrachten. Jedenfalls wird deutlich, daß Wittgenstein argumentieren will, und das wäre ohne Begründungen, Erklärungen und Folgerungen nicht möglich.

Die Annahme, daß Wittgenstein eine Theorie sprachlicher Bedeutung hat, muß man allerdings etwas differenzierter betrachten, als ich das bisher getan habe. Die

Gegenstände der Theorie erfüllen nicht die Ansprüche, die man an eine naturwissenschaftliche oder mathematische Theorie stellt. So hat Wittgenstein eine Theorie der Bedeutung in dem Sinne, daß er strukturierte und zusammenhängende Gedanken dazu präsentiert, wie man die Bedeutung von Wörtern und Sätzen erklärt, wie sie untereinander und mit der Welt zusammenhängen. Wenn man von einer Theorie erwartet, daß sie klare Identitätsbedingungen für ihre Gegenstände angeben kann, so zeigt Wittgenstein, daß es keine Theorie der Bedeutung geben kann: Wir können eine Menge Informatives über Bedeutung im allgemeinen und über die Bedeutung von einzelnen Wörtern und Sätzen sagen. Das bedeutet allerdings nicht, daß wir überzeugende, präzise Kriterien dafür angeben können, wie man Bedeutungen zählt, wann ein Wort mehrere Bedeutungen hat und wann es sehr allgemein ist. Ebenso ist nicht exakt zu bestimmen, welche Teile des Netzwerkes tatsächlich konstitutiv für die Bedeutung eines einzelnen Satzes sind. Bedeutungen sind, sagen wir es offen, schmutzige Dinge. Man kann ihnen mit dem Hinweis darauf mit einigem Recht den Status als Entitäten verweigern. Das ändert allerdings nichts daran, daß wir eine Menge Systematisches darüber sagen können, inwiefern ein Satz in einem Fall zutrifft, und nicht nur aus einer unüberschaubaren Menge von Einzelfällen, die durch vage Ähnlichkeiten verbunden sind, schöpfen.

Die Darstellung, die Wittgenstein von der Theorie gibt, ist implizit: Er führt sie nicht als explizite Konzeption ein, und er spricht sich teilweise explizit dagegen aus, eine Theorie zu entwickeln. Man findet allerdings im Text des TS 213 die Argumente, die man braucht, um die bereits dargestellte Theorie zu entwickeln. Diese sind zwar in hohem Maße rekonstruktionsbedürftig und benötigen eine Struktur, die sie untereinander in eine durchsichtige Beziehung setzt, sie sind nichtsdestoweniger im Text zu finden. Zudem macht die Ordnung der Kapitel des TS 213 deutlich, daß Wittgenstein sich in argumentativer Weise mit den anfangs gestellten Fragen auseinandersetzen will. Was die systematische Seite angeht, so benötigt Wittgenstein allgemeine Überlegungen über das Wesen sprachlicher Bedeutung, um seine Einzelfallbetrachtungen zu begründen. In Anbetracht dieser Evidenzen wiegt die Tatsache wenig, daß sich Wittgenstein teilweise gegen eine Theorie der Bedeutung ausspricht. Ob er eine bestimmte Theorie hat, ist letztlich eine Frage, die sich mit Blick auf die Gedanken in seinem Text besser beantworten läßt, als wenn man sich auf seine, zudem in sich widersprüchlichen Äußerungen *über* seine Methode verläßt.

Es spricht also viel für die Position, daß Wittgenstein eine Theorie sprachlicher Bedeutung hat. Er begründet sie, indem er, wie andere Philosophen auch, Argumente präsentiert, und er begnügt sich auch nicht damit, lediglich Fehler bei anderen Positionen vorzuführen. In Anbetracht dieser Evidenz möchte ich mich im folgenden weniger mit der Frage beschäftigen, wie man darauf kommt, daß Wittgenstein eine Theorie sprachlicher Bedeutung hat und begründet, sondern vielmehr damit, aus welchen Gründen man das übersehen kann. In der Tat findet man im TS 213 eine Menge formaler, inhaltlicher und methodischer Eigenheiten, die diese falsche Ansicht nahelegend erscheinen lassen.

## 3.2 Der aphoristische, sprunghafte Stil

Da ist zunächst der scheinbar aphoristische Stil zu nennen. Das TS 213 hat zwar als einziges Werk Wittgensteins nach dem *TLP* eine explizite Gliederung. Es besitzt, von Wittgenstein in Abschnitte und Kapitel eingeteilt, eine relativ klare Grobstruktur, die auf den ersten Blick im Detail allerdings nicht eingelöst scheint. So findet man hier die stilistischen Merkmale, die jedem Leser der *PU* bekannt sind. Der Stil scheint, formal wie inhaltlich, aphoristisch: Der Text besteht aus einzelnen Bemerkungen oder Absätzen. Sie variieren in der Länge von einer Zeile bis zu höchstens ein bis drei Seiten (vgl. hierfür etwa TS 213, p. 12 f., 67–69, 133 f., 251–253 und 322 f.), wobei solche längeren zusammenhängenden Passagen höchst selten sind. Die meisten dürften zwischen drei und zehn Zeilen Umfang haben. Wittgenstein verzichtet auf Einleitungen, Hinführungen und Erläuterungen, die es dem Leser üblicherweise ermöglichen zu verstehen, welche Fragen ein Autor mit welchen Methoden beantworten will. Der Gedankengang ist oft sprunghaft, teilweise sind die Übergänge assoziativ, teilweise auf den ersten Blick unverständlich. Begriffe werden nicht eingeführt oder gar definiert. Zum großen Teil erweckt der Text auf den ersten Blick den Eindruck, Wittgenstein habe für sich selbst auf die schnelle einige Notizen niedergeschrieben, ohne dabei auf mehr als unzusammenhängende Bemerkungen aus zu sein.

Der Text hat allerdings einen viel überzeugenderen Gedankengang, als man auf den ersten Blick glauben will. Dieser erschließt sich, wenn man die unstrukturiert und unzusammenhängend erscheinenden Bemerkungen innerhalb der Abschnitte selektiert und umgruppiert. Man kann dann Argumente ausfindig machen und, wo nötig, rekonstruieren, die zusammen einen schlüssigen Gedankengang ergeben, der im großen und ganzen die Struktur ausfüllt, die das Inhaltsverzeichnis vorgibt. Sicherlich sind viele Überlegungen erst dann schlüssig, wenn man Gedanken aus anderen Textabschnitten hinzunimmt. Dies ist allerdings ein Merkmal, das der Text mit vielen anderen philosophischen Werken teilt. Was die oberflächliche Fragmentierung des Gedankengangs angeht, so muß sicherlich auch ein wohlwollender Leser zustimmen, daß der Text alles andere als didaktisch aufgebaut ist. Zwar sind die einzelnen Sätze auf den ersten Blick verständlich. Sie sind syntaktisch durchsichtig, enthalten kaum *termini technici*, und ihre Aussagen scheinen zumindest an der Oberfläche verständlich zu sein. Problematisch ist der Text, weil man nicht auf Anhieb erkennt, was Wittgenstein mit seinen Äußerungen sagen will. Der Leser hat zunächst nichts in Hand, was ihm hilft zu verstehen, mit welchen Problemen sich Wittgenstein beschäftigt, welche Fragen er beantworten will, was seine Prämissen sind und was seine Schlußfolgerungen. Kurz, man erkennt bei oberflächlicher Lektüre keinen durchgängigen Gedankengang, oft nicht einmal Episoden, die für einige Absätze verständlich machen, um welche Fragen es Wittgenstein geht und wie seine Antworten lauten. Wie Hilmy gezeigt hat, ist diese Art zu schreiben nicht aus therapeutischen Gründen gewählt, um etwa den Leser durch eine nicht-lineare, verwirrende Art der Darstellung zu Einsichten zu bringen oder um stilistisch die Komplexität der philosophischen Mißverständnisse nachzuzeichnen, die

Wittgenstein auflösen will.<sup>8</sup> Vielmehr war er selbst sehr unzufrieden mit seinen schreiberischen Fähigkeiten und hat dies auch mehrfach schriftlich festgehalten. So ist die Schwierigkeit, im Detail Fragen, Argumente sowie kürzere und umfassendere Gedankengänge zu finden, kein Beleg dafür, daß sie nicht vorhanden sind, weil Wittgenstein gezielt auf eine andere Art der Darstellung zurückgegriffen hätte, sondern sie ist ein Hindernis, das sich dem Leser in den Weg stellt, wenn er den Text verstehen will. Und dieses Hindernis ist nicht schwerer zu überwinden als etwa das technische Vokabular, der hermetische Stil oder die komplexe Syntax bei anderen Autoren. Wie ich zeigen werde, enthält der Text eine Fülle von Argumenten, die zusammengenommen eine schlüssige Position begründen. Die Annahme, man könne bereits bei einem oberflächlichen Blick darauf, wie Wittgensteins Texte aufgebaut sind, erkennen, daß er keine Argumente, sondern nur disparate Einsichten biete, die sich nicht zu einer Konzeption verbinden lassen, dürfte damit zumindest einiges von ihrer Plausibilität verloren haben.

### 3.3 Wittgensteins Vorgehen – eine neue Methode?

Viele Autoren sind, wie bereits erwähnt, der Meinung, man habe es bei Wittgensteins Vorgehen, wie es sich in seinen Schriften seit Anfang der 30er Jahre manifestiert, mit einem Philosophieren zu tun, das nicht mehr in herkömmlicher Weise argumentativ sei und folglich auch keine eigene Position oder gar eine umfassende Konzeption begründen könne. Und damit sind wir bei Einwänden, die eine Stufe höher stehen als die, die sich nur an der Oberflächenstruktur seiner Texte orientieren. Baker und Hacker sprechen von der Sprachspielmethode (KBH, p. 94), die sie ab dem *Blue Book* zu finden meinen, Luckhardt (Luckhardt 1991, p. 266 ff.) nennt unterschiedliche Methoden, die er bereits im TS 213 vorzufinden glaubt, Rush Rhees meint, im *Brown Book* eine neue Methode zu finden (Einleitung zu den *Blue and Brown Books*, p. vi), ohne daß er sie beschreiben kann<sup>9</sup>. Dabei können sie sich nicht zuletzt darauf stützen, was Wittgenstein selbst über seine Methode gesagt bzw. geschrieben hat. So findet man etwa in Moores Mitschrift einer Vorlesung Wittgensteins vom Anfang der 30er Jahre die folgende einschlägige Äußerung über seine Philosophie:

One difficulty was that it required a »sort of thinking« to which we are not accustomed and to which we have not been trained – a sort of thinking very different from what is required in the sciences. And he said that the required skill could not be acquired merely by hearing his lectures: discussion was essential. As regards his own work, he said it did not matter whether his results were true or not: what mattered was that »a method had been found«. (Moore 1955, p. 26)

---

<sup>8</sup>Eine überzeugende Widerlegung dieser Positionen findet man in Hilmy 1987, p. 15–25.

<sup>9</sup>Einige dieser Sichtweisen skizziere ich ebenfalls unten in Abschnitt 3.12. So spricht Nicolet im Zusammenhang von Wittgensteins Ausführungen von »Dichtung« (Nicolet 1989, p. 29) oder Genova schreibt: »He is best seen as performing artist playing language.« (Genova 1995, p. 128)

Im MS 155 schreibt Wittgenstein:

What I want to teach you isn't opinions but a method. In fact the method to treat as irrelevant every question of opinion. (MS 155, p. 79)

I don't try to make you *believe* something you don't believe, but to make you *do* something you won't do. (MS 155, p. 84)

Ebenso wie es unredlich wäre, diese Äußerungen des Selbstverständnisses Wittgensteins zu unterschlagen, wäre es verfehlt, sie überzubewerten. Insofern er argumentieren möchte (vgl. TS 213, p. 421), muß er sich daran messen lassen, ob seine Gedankengänge überzeugend, die Argumente gültig und die Prämissen wahr sind. Deshalb kann man die Bemerkung, es komme nur auf die Methode und nicht auf die Ergebnisse an, allenfalls so verstehen, daß partielle Irrtümer wenig schaden, solange die Methode garantiert, daß man auf dem richtigen Weg sei. Es ist allerdings nicht möglich zu bestimmen, was der richtige Weg ist, ohne darauf zurückzugreifen, daß er im allgemeinen zu wahren Ergebnissen führt. Ebenso wenig gelingt es Wittgenstein, deutlich zu machen, inwiefern seine Art zu philosophieren in einem nicht-trivialen Sinne eine Praxis ist, die nur durch die Ausübung erlernt werden kann. In einem unpräzisen Sinne gilt das etwa für die gesamte Mathematik: Es ist kaum möglich, sie zu erlernen, ohne sich in dem jeweiligen Formalismus zu betätigen.

Alle Versuche, in Wittgensteins Denken eine besondere Methode zu sehen, auch die, die er selbst unternimmt, konzentrieren sich meiner Meinung nach auf bestimmte Besonderheiten seiner Argumentation, die sie dann so überhöhen, daß der Eindruck entsteht, man habe es mit einer philosophischen Methode ganz neuer Art zu tun. Dadurch wird die Tatsache vernebelt, daß man bei Wittgenstein in weiten Zügen überzeugende Gedankengänge vorfindet, die argumentativ sind und sich nicht wesentlich von Argumentationen anderer Philosophen unterscheiden.<sup>10</sup> Ich möchte im folgenden die Besonderheiten von Wittgensteins Gedankengängen ausführen und zeigen, wodurch der Eindruck entstehen kann, er habe keine eigene Theorie und argumentiere nicht.

### 3.4 Die Entstehung von Wittgensteins Theorie aus der Kritik anderer Theorien

Die Art und Weise, wie Wittgenstein seine eigene Konzeption entwickelt, ist unorthodox: Er präsentiert viele wichtige Aspekte seiner Auffassung davon, was sprachliche Bedeutung ist, in der Auseinandersetzung mit anderen Konzeptionen sprachlicher Bedeutung. Es ist dabei oft schwer zu unterscheiden, inwieweit er lediglich andere Positionen widerlegt – eine positive Konzeption besteht bekanntermaßen nicht nur in

---

<sup>10</sup>Haller bemerkt, daß Wittgenstein sich nicht im Rahmen des therapeutischen Paradigmas bewegt, insofern er in den 40er Jahren psychologische Begriffe in systematischer Weise untersucht (Haller 1992, p. 83). Daß dasselbe, allerdings weniger offensichtlich, durchgängig auf Wittgensteins Umgang mit den Begriffen »Bedeutung«, »Verstehen« und »Meinen« zutrifft, übersieht Haller.

der Negation zentraler Sätze einer anderen Theorie – und inwieweit er wirklich eigene konstruktive Gedanken entwickelt. Weil beides stark ineinander verschränkt ist, kann man leicht übersehen, daß Wittgenstein in der Tat eine eigene Konzeption hat und nicht nur Anmerkungen zu anderen Theorien macht. Seine Eigenart, seine Position in der Reibung mit anderen Konzeptionen sprachlicher Bedeutung zu entwickeln, ist mit Sicherheit einer der Gründe für die Annahme, er zerstöre nur andere Theorien und setze nichts an die Stelle. Zu dieser Vermutung wird man insbesondere auch dann neigen, wenn man eine bestimmte Vorstellung davon hat, wie eine philosophische Theorie präsentiert werden sollte, etwa erwartet, daß aus zentralen und abstrakten Annahmen bestimmte Positionen abgeleitet werden und so nach und nach vor den Augen des Lesers in nachvollziehbaren Schritten eine abstraktes Gebäude aufgebaut wird. Wittgenstein ist diese Art der Darstellung fremd, und so leistet er der Annahme Vorschub, er habe keine eigene Konzeption sprachlicher Bedeutung.

Wer ihn in diesem Sinne liest, der übersieht, daß Wittgenstein über weite Strecken damit beschäftigt ist, positiv zu charakterisieren, was es heißt, eine sprachliche Äußerung zu verstehen oder mit der Äußerung eines Satzes etwas zu meinen. Typisch hierfür sind etwa seine Anstrengungen, Begriffe wie den der Regel, des Spiels oder des Sprachspiels zu klären. Dabei verliert er sich teilweise derart in Details, daß man die allgemeine Bedeutung einer bestimmten Untersuchung leicht aus den Augen verlieren kann. Auch ihm selbst gelingt es oft nicht, deutlich zu sagen, warum er bestimmte Analogien wählt und was sie zeigen sollen. Teilweise hat man den Eindruck, daß er intuitiv überzeugende Analogien auswählt und dann selbst daran scheitert, explizit zu benennen, aufgrund welcher Eigenschaften die Analogie besteht. Wittgenstein präsentiert also seine eigene Konzeption zu einem großen Teil in Abgrenzung von anderen Theorien, und wo er positiv bestimmte Begriffe und ihre Rolle in seiner Konzeption vorstellt, ist seine Untersuchung oft derart minutiös auf Einzelheiten konzentriert, daß man leicht übersehen kann, inwiefern all diese Darstellungen sich zu einem Ganzen zusammenfügen. Bestärkt wird man darin durch die Tatsache, daß Wittgenstein sich teilweise aus unterschiedlichen Gründen so äußert, als könne und dürfe man nicht mehr tun, als Einzelfälle zu betrachten, die untereinander in unendlicher Weise voneinander verschieden sind. Diese Sympathiebekundungen für den Einzelfall stehen in einem Spannungsverhältnis zu der begrifflichen Struktur, mit der Wittgenstein den Begriff der Bedeutung, des Verstehens und des Meinens erklärt. Nicht in das Bild, Wittgenstein kritisiere nur andere Theorien oder fröne einer Vorliebe für die Untersuchung feiner Bedeutungsunterschiede im Einzelfall, passen auch die Textabschnitte, in denen Wittgenstein weitreichende, abstrakte und konstruktive Gedanken äußert: So stellt er etwa explizit fest, daß sprachliche Regeln autonom sind (vgl. unten Abschnitt 7.2.), daß Bedeutung durch Erklärungen nicht hergestellt werden kann (vgl. unten Abschnitt 7.6.5.4 und 7.6.8), daß es in keinem interessanten Sinne primäre, also nicht mehr erklärungsbedürftige Zeichen gibt, weil es keine letzte Erklärung von Zeichen im logischen Sinne gibt (vgl. unten Abschnitt 4.7 ff. und 7.7 ff.) und daß die Satzbedeutung primär gegenüber der von Wörtern ist (vgl. Abschnitt 7.2). Wie wichtig



Wittgenstein solche allgemeinen abstrakten Feststellungen sind, hebt er auch dadurch hervor, daß er solche Thesen oft in den Überschriften von Abschnitten formuliert (vgl. das Inhaltsverzeichnis des TS 213). Dabei wird deutlich, daß in den jeweils auf die Überschrift folgenden Abschnitten die Behauptungen begründet werden sollen.

### **3.5 Besondere Argumentationsmuster bei Wittgenstein**

Der Einwand, Wittgenstein kritisiere nur und stelle keine eigene Theorie vor, er untersuche vielmehr nur Einzelfälle um des Einzelfalls willen, ist damit abgehandelt, und ich möchte zu einer wichtigen inhaltlichen Besonderheit seines Stils kommen. An der Behauptung, er argumentiere nicht in gewöhnlicher Weise, ist insofern etwas Wahres, als er eine Vorliebe für bestimmte Argumentationsmuster hat, die bei anderen Philosophen nicht in gleichem Maße zu finden sind. Haben diese üblicherweise mehr Interesse an abstrakten und allgemeinen Betrachtungen, so findet man in Wittgenstein einen Anwalt des Einzelfalls und der einfachen, allen bekannten Tatsachen. Oft besteht seine Argumentation gegen bestimmte Theorien einfach darin, den Tatsachen zu ihrem Recht zu verhelfen, indem er diese genauer betrachtet, als es diese Theorien tun.<sup>11</sup> Das führt meist zu dem Ergebnis, daß die Positionen, die er ablehnt, die Tatsachen in unterschiedlicher Weise nicht angemessen würdigen bzw. bereits verzerrt darstellen:

– So laden sie die Beschreibungen simpler Sachverhalte theoretisch auf und erwecken auf diese Weise den Eindruck, in unserer alltäglichen Weise, von den Sachverhalten zu sprechen, sei bereits die Wahrheit ihrer Konzeption eingebaut. Ein Beispiel hierfür ist der Umgang der intentionalistischen Theorie mit Feststellungen der Art, man müsse meinen, was man sagt, wenn man nicht nur Laute ausstoßen wolle. Dabei wird suggeriert, wer diese Unterscheidung nicht leugnen wolle, der müsse zugeben, daß es einen geistigen Vorgang des Meinens gibt, der bedeutungsvolles von verständnislosem Sprechen unterscheidet (vgl. Abschnitt 5.1 ff. ).

– Weiterhin deuten die Theorien unbestreitbare Tatsachen in ihrem Sinn. Dabei kann man diese Tatsachen beschreiben, ohne auf ein Vokabular der jeweiligen Theorie zurückzugreifen, und die Theorie scheint durch diese unabhängig von ihr beschreibbare Tatsache bestätigt zu werden. Ein Beispiel hierfür ist etwa die Rolle der hinweisenden Erklärung in der Gegenstandstheorie sprachlicher Bedeutung. Sie erscheint in der Darstellung, die diese Konzeption von der hinweisenden Erklärung gibt, als eine Handlung, die allein ohne den Hintergrund von Regeln die Bedeutung eines Wortes festlegen kann. Wenn man sich anschaut, wie eine hinweisende Erklärung tatsächlich funktioniert, erkennt man, daß der Eindruck falsch ist, für das Verständnis der hinwei-

---

<sup>11</sup>Dies ist der positive Aspekt seiner Vorliebe für den Einzelfall, die, wie ich gezeigt habe, oft zu Verzerrungen ansonsten überzeugender Gedankengänge führt.

senden Erklärung genüge es, auf den entsprechenden Gegenstand zu schauen und das Wort zu hören, dessen Bedeutung erklärt werden soll (vgl. Abschnitt 4.1 ff.).

– Die Umdeutung von Tatsachen geht oft damit Hand in Hand, daß bestimmte Tatsachen verschwiegen werden. So erscheint die hinweisende Erklärung nur als letzte Erklärung geeignet, wenn man die Rolle der Geste und des Gegenstandes nicht angemessen beschreibt. Eine Geste ist ein Zeichen, und wie andere Zeichen muß man auch sie verstehen und kann sie also auch mißverstehen. Ebenso kommt der Gegenstand in der hinweisenden Erklärung als Teil eines Zeichens vor. Es kommt, wenn man das etwas anders ausdrücken will, darauf an, welcher Gegenstand gemeint ist (vgl. Abschnitt 4.1).

– Unbemerkt geschieht oft auch folgender Fehler: Eine richtige Feststellung wird verallgemeinert, ohne daß man sich versichert, ob sie in verallgemeinerter Form noch zutrifft. So gilt etwa: Wer die Bedeutung eines Wortes wie »Haus« kennt, der weiß, daß sich dieses Wort auf Häuser bezieht. So besteht das Lernen der Bedeutung des Wortes »Haus« auch darin zu lernen, auf welche Gegenstände sich dieses Wort bezieht. Den ersten Schritt zu einer falschen Verallgemeinerung bildet die Annahme, die Kenntnis der Bedeutung des Wortes »Haus« bestehe ausschließlich darin zu wissen, für welchen Gegenstand dieses Wort steht. Grob verfehlt ist die weitreichende Verallgemeinerung zu der Position, alle Worte seien Namen und ihre Bedeutung zu kennen bestehe nur darin zu wissen, für welchen Gegenstand sie stehen (vgl. Abschnitt 4.1).

– Einen falschen Eindruck von einem Sachverhalt kann man auch vermitteln, wenn man ihn im Lichte einer bestimmten Analogie darstellt, ohne zu prüfen, ob diese auch zutrifft. So ist es ein verfehelter Ansatz der intentionalistischen Position sprachlicher Bedeutung, von der Annahme auszugehen, das Verstehen sei von der Art eines Erlebnisses. Man kommt zu dieser Annahme auf folgendem Weg: Es ist offensichtlich etwas anderes, ob man einen bestimmten Satz nur hört oder ob man ihn hört und versteht. Es muß also zum Hören etwas hinzukommen, daß daraus ein Verstehen wird. Man könnte erst einmal folgende Formulierung wählen: Verstehen ist Hören + *F*. Wenn man jetzt annimmt, daß *F* ein bestimmtes Ereignis ist, das in einem Fall vorhanden ist und im anderen Fall fehlt, und weiterhin die Tatsache berücksichtigt, daß wir beim Hören von Sätzen, die wir verstehen, bestimmte Erlebnisse haben, dann kommt man dazu, das Verstehen für einen durch seine qualitativen Aspekte bestimmten Vorgang zu halten, der das Hören einer Äußerung begleitet (vgl. unten Abschnitt 5.1 ff., besonders 5.1.4.3).

Wenn Theorien in solcher Weise die Beobachtungen verzerren, so ist es oft nicht leicht, den Tatsachen zu ihrem Recht zu verhelfen. Denn die Art der Darstellung lebt davon, daß sie den, der diese Theorie ablehnt, in eine schlechte Ausgangsposition setzt und ihm eine scheinbar undankbare Aufgabe zuschiebt. Alle skizzierten Manöver haben so eines gemeinsam: Sie präsentieren in der einen oder anderen Weise erweiterte oder verzerrte Darstellungen von Sachverhalten, die tatsächlich bestehen und die zu leugnen nicht überzeugend wäre. Es gibt also einen realen Kern von Tatsachenbeschreibungen, der um die falschen Theorien erweitert ist. Wer die erweiterten und

theoretisch aufgeladenen Darstellungen bestreiten will, der, so wird suggeriert, müsse die Existenz der offensichtlich bestehenden Tatsachen bestreiten. Wittgensteins Verdienst besteht darin, sich seine Aufgabe nicht in dieser Weise definieren zu lassen, sondern immer wieder den Kern der Tatsachen von dem theoretischen Beiwerk zu trennen. Auf diese Weise erkennt man: Die Konzeptionen sind oft schon dadurch zu widerlegen, daß man auf die wirklich bestehenden Tatsachen hinweist und diese angemessen zur Geltung bringt. Man braucht keine theoretischen Erwägungen. Das bedeutet allerdings nicht, daß die Tatsachen, die er zusammenträgt, sich nicht zu einer umfassenden Konzeption zusammenfügen. Wer wie Baker und Hacker (vgl. *KBH1*, p. 94) die Betrachtung von Sprachspielen in den Stand einer eigenen Methode erheben möchte, übersieht, daß sie, richtig verstanden, nichts anderes sind als Beispiele für den Gebrauch der deutschen oder einer fiktiven Sprache. Wittgenstein arbeitet anhand der Betrachtung von Sprachspielen oder Fällen, wie er es im *Brown Book* oft nennt, Erkenntnisse über das Wesen sprachlicher Bedeutung heraus, und die Ergebnisse seiner Untersuchungen sind nicht nur für einen Einzelfall gültig, obwohl sich Wittgenstein teilweise selbst so ausdrückt. Die nicht nur mit der Annahme einer speziellen Sprachspielmethode<sup>12</sup> verbundene Auffassung, Sprachspiele seien nicht nur einfache Mittel zur exemplarischen Betrachtung von Fällen des Sprachgebrauchs, sondern tatsächlich die Einheiten, mit Bezug auf die die Bedeutung von Worten und Sätzen einer Sprache wie der deutschen zu erklären ist, ist eine Hypostasierung eines heuristischen Mittels.

### 3.6 Die Rolle von Bildern

Verursacht ist der despektierliche Umgang bestimmter Konzeptionen mit den Tatsachen also meist dadurch, daß diese nur unzureichend oder verzerrt zur Kenntnis genommen werden. Der Ansatz, schnell zu verallgemeinern, führt zur Vernachlässigung bestimmter Fakten und dazu, gegebene Unterschiede zu übersehen, weil man die Gegebenheiten nicht sauber botanisiert. Beides ist getragen davon, daß man die Dinge in einem bestimmten Lichte sieht, nämlich im Lichte bestimmter Bilder. Und damit ist ein Wort gefallen, das zur Charakterisierung von Wittgensteins argumentativem Vorgehen unabdingbar ist: Er präsentiert die Positionen, die er angreift, meist in Form von Bildern. Negativ bedeutet das, daß er die angegriffenen Positionen nicht vorstellt, indem er ihre zentralen, abstrakten Annahmen präsentiert und angibt, welche Antworten sie auf welche Fragen geben. Im Fokus stehen vielmehr markante Beobachtungen, die die Ansicht nahelegen, sprachliche Bedeutung müsse so und nicht anders konzipiert werden, wobei Details meist wenig Beachtung finden. Diese Darstellung ist den angegriffenen Positionen insofern angemessen, als sie ihre Überzeugungskraft primär aus bestimmten Bildern und nicht aus abstrakten Überlegungen ziehen und insofern keine

---

<sup>12</sup>So bestimmt v. Savigny, obwohl er nicht der Meinung ist, Wittgenstein habe eine spezifische Sprachspielmethode, die Bedeutung von Worten, Sätzen und Äußerung in einer Sprache wie der deutschen als ihre Rolle im Sprachspiel (vgl. v. Savigny 1996, p. 47 ff.).

präzise ausgearbeitete Detailstruktur aufweisen. Die Auseinandersetzung mit derart amorphen Positionen prägt einen weiteren Aspekt der Argumentation Wittgensteins, der ihn von vielen anderen Philosophen unterscheidet: Er diskutiert Bilder, die in plakativer Weise bestimmte Fakten beleuchten, während viele Details im Dämmerlicht bleiben und gar nicht genauer betrachtet werden. Es ist also nicht argumentativ unfair oder theoretisch defektiv, sich in der Auseinandersetzung mit Positionen dieser Art erst einmal auf diese Bilder zu beziehen, sondern vielmehr die angemessene Art, diese Sichtweisen zu diskutieren.

Zunächst einige Worte zu dem Bildbegriff, um den es hier geht. Wenn man sich anschaut, was Wittgenstein an den angegriffenen Konzeptionen hervorhebt, dann wird deutlich, daß bei ihnen manchmal bestimmte visuelle Bilder, manchmal Bilder in einem anderem Sinne im Vordergrund stehen. Was das erste angeht, so denke man nur an die Rolle, die die hinweisende Erklärung in der Gegenstandstheorie der Bedeutung spielt. Im zweiten Fall ist es die Bedeutung des Wortes »Bild«, wie man sie vor sich hat, wenn man davon spricht, sich ein Bild von etwas zu machen. Man meint damit kein visuelles Bild, sondern hat vielmehr folgendes im Sinn: Man bringt bestimmte bekannte Informationen über Sachverhalte, Dinge oder Personen so in eine Ordnung, daß sie ein Bild ergeben, und das soll bedeuten, daß sie zusammenpassen. Wenn man sich auf diese Art ein Bild von einer Sache macht, dann fügt man bekannte Aspekte so zusammen, daß sie eine verständliche, scheinbar naheliegende Ordnung ergeben. Dabei geht man, so Wittgenstein, oft nach stereotypen Denkmustern vor, verallgemeinert und verwendet Analogien sowie ungeprüfte Hintergrundinformationen, die auf den speziellen Fall nicht zutreffen. Das Ziel dieses Vorgehens ist es, eine bestimmte, auf den ersten Blick undurchsichtige Sachlage verständlich zu machen. Das Rohmaterial, aus dem das Bild gefertigt wird, sind Beobachtungen, die markant sind und relevant erscheinen. Um diese herum gruppiert sich das, was Wittgenstein eine Mythologie nennt. Wenn man sich auf diese Art ein Bild macht, passiert es oft, daß man die Dinge auf eine Art und Weise zu einem Ganzen zusammensetzt, die einer genaueren Prüfung nicht standhält.

Gut verständlich wird die argumentative Situation, in der sich Wittgenstein befindet, sowie die Art, wie er darauf reagiert, wenn man die Sache mit einem klassischen Detektivroman vergleicht. Jedem Leser solcher Romane ist das Phänomen des, so möchte ich es nennen, zwingend Offensichtlichen bekannt: Nach einem bestimmten Informationsstand drängt sich der Schluß auf, daß eine bestimmte Sicht der Dinge zwingend ist: Die Juwelen sind abhanden gekommen, und eine bestimmte Person erscheint aufgrund unterschiedlicher Hinweise als sicherer Täter. Die bis dahin bekannten Fakten sprechen dafür, gegenteilige Tatsachen sind nicht bekannt, oder man nimmt sie nicht zur Kenntnis, weil sie nebensächlich erscheinen oder weil man sie schlichtweg übersehen hat. Die Information, die man berücksichtigt, scheint eine bestimmte Erklärung der Sachlage zwingend nahezuzeigen. Dies ist dann die Situation, in der der klassische Detektiv tätig wird: Alle für die spätere Lösung wichtigen Fakten sind bereits bekannt, der Leser hat sich meist bereits ein eigenes Bild von dem, was

geschehen ist, gemacht. Zwischen dem Vorgehen des Detektivs in dieser Situation und Wittgensteins Behandlung eines philosophischen Problems gibt es wichtige Gemeinsamkeiten: Beide beantworten bestimmte Fragen, indem sie bekannte Informationen neu bewerten, den Blick auf bis dahin vernachlässigte Tatsachen lenken und sich dann daran machen zu zeigen, daß die scheinbar zwingende Sicht der Dinge falsch und im Lichte ihrer Beobachtungen eine andere Sicht wesentlich überzeugender ist. In beiden Fällen hat eine Frage entscheidende Bedeutung: Was ist für die Lösung des Problems relevant? Offenkundig sind für die Lösung eines kriminalistischen Falls bestimmte Tatsachen wichtig und andere nicht, und es ist, obwohl der Leser oft einen anderen Eindruck hat, meist in keiner Weise von Anfang an erkennbar, was in welche Kategorie gehört, an welchen Punkten es sich lohnt, weitere Überlegungen anzustellen, und welche Beobachtungen nur in die Irre führen. Meist stellen Detektive wie Sherlock Holmes Fragen, die beim Stand der Untersuchung dem Leser oft unmotiviert oder ohne Sinn erscheinen, weil er die Dinge bereits zu einem anderen Bild zusammengesetzt hat. Meist sind die Fakten, die der Detektiv zur Lösung des Falls heranzieht, dem Leser zu dem Zeitpunkt, an dem er sich sein Bild macht, bekannt. Er übersieht sie nur, bewertet sie falsch oder verkennt ihre tatsächliche Rolle. In derselben Weise greift Wittgenstein bei der Lösung philosophischer Probleme nicht auf neue, unbekannte Tatsachen zurück, wie es etwa naturwissenschaftliche Theorien tun, wenn sie auf der Grundlage von Beobachtungen neue Daten sammeln, um damit eine bestimmte Sicht zu stützen oder zu widerlegen, sondern auf Tatsachen, die jedem Sprecher einer Sprache prinzipiell bekannt sind. Man hat sie nur bisher nicht oder nicht angemessen berücksichtigt. Ein weiterer Teil der Arbeit besteht in beiden Fällen darin, deutlich zu machen, warum das ursprüngliche Bild der Sachlage verfehlt war und wie man zu den falschen Annahmen kam. Hinzu kommt bei Wittgenstein ein weiteres Moment, das im Detektivroman fehlt: Er weist oft nach, daß die Bilder, gegen die er sich wendet, eine Sicht der Dinge präsentieren, die bei näherem Hinsehen in sich selbst widersprüchlich ist. Man findet bei ihm empirische und apriorische Argumente.<sup>13</sup>

Die von Wittgenstein angegriffenen Konzeptionen haben oft den Charakter von Illusionsbildern, wie man sie etwa von Escher kennt. Sie legen eine bestimmte Sachlage nahe, und wenn man sie im Detail betrachtet, wird deutlich, daß etwas nicht stimmen kann. Typisch hierfür ist das Bild einer Treppe, deren oberste Stufe direkt an die unterste Stufe anschließt, so daß man auf ihr permanent steigt und doch am Ende keinen Meter Höhengewinn verbuchen kann. Daß daran etwas nicht stimmen kann, merkt der mit den Details perspektivischer Darstellung nicht vertraute Betrachter nicht durch reines Hinschauen, sondern erst, wenn er sich überlegt, daß der abgebildete Sachverhalt nicht möglich ist. Bei den philosophischen Bildern ist es notwendig, erst einmal genau auszuformulieren, welche Fragen sie beantworten wollen und wie die Lösungen, die sie anbieten, im Detail aussehen. Beides ist in der ursprünglichen Präsentation

---

<sup>13</sup>Typisch hierfür ist Wittgensteins Argumentation gegen die intentionalistische Theorie: So zeigt er einmal, daß die Annahme, jedes Verstehen sei ein Deuten, zum Regreß führt, und zum anderen, daß beim Verstehen üblicherweise kein Deuten stattfindet.

eher angedeutet und suggeriert als wirklich ausgearbeitet. Es ist also keine Nachlässigkeit, wenn Wittgenstein die Positionen, die er angreift, oft zunächst nicht im Detail beschreibt, sondern hat einen sachlichen Grund. Wenn man eine so genaue Beschreibung geben würde, wie der Leser sie sich wünscht, würde man schnell bemerken, daß die angesprochenen Probleme nicht wirklich gelöst werden. Der suggestiven Wirkung dieser Positionen wird man nur gerecht, wenn man zunächst die Bilder darstellt, zumal es einigen Aufwandes bedarf, von diesen zu ausgearbeiteten Antworten zu kommen. Überhaupt kann es in Anbetracht der Stärke und Überzeugungskraft der Bilder zunächst beckmesserisch erscheinen, die fehlende argumentative Kleinarbeit einzufordern. Dieser Eindruck ist allerdings vollkommen verfehlt. Überspitzt könnte man es so ausdrücken: Diese Positionen genau zu beschreiben bedeutet, sie zu widerlegen. Oder etwas zurückhaltender formuliert: Die detaillierte Beschreibung ist meist der erste und wichtigste Schritt zu einer Widerlegung. Das einzufordern ist nicht der Ausdruck einer kleinlichen Vorliebe für Details, sondern ein legitimer Anspruch. So besteht Wittgensteins Vorgehen zum großen Teil darin, diesen einzulösen und die Bilder genau zu beschreiben, zu prüfen, ob die Beobachtungen, auf die sie sich stützen, wirklich die Tatsachen angemessen und im Hinblick auf die jeweilige Fragestellung vollständig wiedergeben, ob sie die einzelnen Daten korrekt zusammensetzen, und, wenn die Konturen des Bildes im Detail sichtbar sind, nach Inkonsistenzen oder weißen Flecken Ausschau zu halten.

Fragen, die sich nur ergeben, solange man die Dinge vor dem Hintergrund eines falschen Bildes sieht, fallen auf diese Weise weg bzw. entstehen gar nicht erst. Wittgenstein löst, so nennt er es selbst, philosophische Probleme auf (TS 213, p. 421). Bestimmte Fragen, so zeigt er im jeweiligen Einzelfall, stellen sich nur, wenn man die Dinge nach einem bestimmten Bild oder Modell konzipiert und somit von bestimmten Voraussetzungen ausgeht. Dann weist er nach, daß dieses Bild unangemessen ist. Folglich erübrigt es sich, die durch dieses bedingten Fragen zu beantworten. Allerdings unterscheidet sich diese Vorgehensweise nicht prinzipiell von dem, was in der philosophischen oder naturwissenschaftlichen Tradition üblich ist: Solange man etwa in der Physik von der Äthertheorie ausging und auf alle möglichen Arten versuchte, mehr über die Eigenschaften dieses Mediums herauszubekommen, stellten sich bestimmte Fragen, die entfallen, sobald man dieses Bild oder Modell verwirft.

### **3.7 Zusammenfassung**

Schauen wir, was das gerade Dargestellte im Hinblick auf die betrachtete Behauptung, Wittgenstein habe eine besondere Methode, ergibt: Die Annahme, seine Argumentation sei unfair oder gehe am Kern der Sache vorbei, weil er Konzeptionen oft in Form von Bildern präsentiert, ist falsch. Seine Darstellung ist der Natur dieser Konzeptionen angemessen. Wittgensteins Vorliebe für Details ist nicht der Ausdruck dessen, daß er auf eine umfassende Konzeption verzichten will, sondern ergibt sich daraus,

daß man von Bildern getragene Konzeptionen zum großen Teil bereits dadurch widerlegen kann, daß man sie genau beschreibt und auf Beobachtungen hinweist, die sie nicht angemessen berücksichtigen. Dies sind dem Leser prinzipiell bekannte Tatsachen, die er sich nur in Erinnerung zu rufen braucht. Das ist die Bedeutung von Wittgensteins Behauptung, er biete nur bekannte Tatsachen und keine Entdeckungen.<sup>14</sup> Auch sein Hinweis, er erkläre nicht, hebt darauf ab, daß er vor allem bekannte Tatsachen beschreibt und ihre Relevanz deutlich macht. All das tut er allerdings, indem er stringente Gedankengänge, also Argumente, vorführt.

### 3.8 Welche konkurrierenden Konzeptionen diskutiert Wittgenstein?

Bei der Entwicklung seiner Konzeption sprachlicher Bedeutung wendet sich Wittgenstein maßgeblich gegen drei historisch prominente Positionen, die beanspruchen, auf alle oder manche der oben gestellten Fragen (vgl. oben Abschnitt 2.1 und 2.2) eine Antwort zu geben:

- (1) Die Gegenstands- oder auch Namenstheorie reicht bis Augustinus zurück. In einer etwas modifizierten Form vertritt sie Wittgenstein im *TLP*.
- (2) Die intentionalistische Theorie findet sich bei den englischen Empiristen ebenso wie bei Husserl, im Hintergrund von Wittgensteins Denken im *TLP* oder bei James in seiner Theorie der Wortgefühle in jeweils unterschiedlichen Ausprägungen.
- (3) Die instrumentalistische Theorie ist bei Odgen und Richards am deutlichsten ausgeprägt.

Allen drei Konzeptionen ist gemeinsam, daß sie sich nicht nur auf die Tradition stützen, sondern ihre Plausibilität aus bestimmten Bildern ziehen, die uns sehr vertraut sind:<sup>15</sup>

(A1) Die Gegenstandstheorie macht sich folgendes Bild zunutze: Zur Erklärung eines Wortes wie »Tisch« auf einen Tisch zu zeigen ist einer der paradigmatischen Fälle einer Bedeutungserklärung, und man hat den Eindruck, um sie zu verstehen, sei nicht mehr nötig, als den Tisch zu sehen und das ausgesprochene Wort deutlich zu hören. Im Kern steht die Auffassung, die Verbindung zwischen einem Wort und seiner Bedeutung lasse sich nach dem Modell der Relation verstehen, in der das Wort »Tisch« zum Tisch steht (vgl. Abschnitt 4.1 ff.).

---

<sup>14</sup>»Philosophie könnte man auch das nennen, was *vor* allen neuen Entdeckungen und Erfindungen möglich ist.« (TS 213, p. 419)

<sup>15</sup>Ob diese Konzeptionen *prima facie* so überzeugend erscheinen, weil unsere Intuitionen von der philosophischen Tradition geprägt sind, oder ob die Philosophen bereits zuvor vorhandene Meinungen in Theorien gefaßt haben, ist für meine Zwecke nicht wichtig. Mir kommt es lediglich darauf an, daß die genannten drei Konzeptionen bei Philosophen zu finden und für die meisten Sprecher intuitiv plausibel sind, unabhängig davon, wie beide Tatsachen miteinander zusammenhängen.

(A2) Aufhänger der mentalistischen Konzeption sind viele Beobachtungen, die die Sicht nahelegen, sprachliche Bedeutung habe ihre Quelle im Geiste: Es ist offensichtlich etwas anderes, einen Satz nur zu äußern, als ihn mit dem Wissen zu äußern, was er bedeutet, mit ihm also etwas zu meinen. In ebendieser Weise unterscheidet sich das bloße Hören eines Satzes davon, ihn zu verstehen. Man hat im einen Fall bestimmte Erlebnisse, wenn man den Satz äußert oder hört, die im anderen Fall fehlen. Entscheidend ist nicht das Gesagte, sondern was man mit dem Satz meint. Denn ein Satz mit Bedeutung muß etwas anderes sein als nur schwarze Striche auf dem Papier. Was man meint, muß man auch nicht in einem Satz äußern. Man kann es auch nur im eigenen Geiste für sich betrachten. In ebendieser Weise kennt man seine Gedanken, ohne daß man sie äußert, und man kann sie auch nicht wie einen Satz mißverstehen. Den Inhalt von Gedanken kennt man also unmittelbar.

Diese Beobachtungen lassen sich so zu *einem* Bild davon, wie sprachliche Bedeutung zu erklären ist, verbinden: Meinen und Verstehen haben korrelative Funktion. Das Meinen überträgt die ursprünglich im Geiste vorhandene Bedeutung auf den Satz. Dieser ist der Ausdruck der Gedanken. Mit dem Verstehen holt man die Gedanken wieder aus dem Satz heraus. Satz und Gedanke müssen die Bedeutung gemeinsam haben. Diese ist sprachunabhängig. Beim Verstehen geht es darum, die Bedeutung des Satzes zu erfassen, die hinter dem Satz steht (vgl. unten Abschnitt 5.1 ff.).

(A3) Die Basis der instrumentalistischen Theorie bilden Tatsachen wie diese: Die Äußerung bestimmter Sätze führt typischerweise zu bestimmten Wirkungen. Wenn man an eine Bedienung die Aufforderung »Bringen Sie mir bitte eine Tasse Kaffee« richtet, so wird das üblicherweise dazu führen, daß sie eine Tasse Kaffee bringt. Man scheint geradezu aufgrund der Wirkung der Äußerung eines Satzes feststellen zu können, welche Bedeutung er hat. So hängt es im vorgeführten Fall offensichtlich damit zusammen, daß in der Äußerung das Wort »Kaffee« vorkommt, daß nicht Wein oder Bier gebracht wird. So wie es bestimmte Regeln gibt, nach denen man sich richten muß, wenn man ein funktionsfähiges Fahrrad bauen will, so gibt es bestimmte Regeln, nach denen man einen Satz konstruieren muß, wenn man etwas Bestimmtes mit ihm erreichen will. Die instrumentalistische Theorie zieht aus diesen Beobachtungen den Schluß, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ihre Wirkung ist (vgl. Abschnitt 6.1 ff.).

Offensichtlich findet man bei allen drei Konzeptionen dasselbe Vorgehen: Die Konzentration auf bestimmte paradigmatische Fälle, auffällige Beobachtungen und Analogien legt eine bestimmte Auffassung davon nahe, was sprachliche Bedeutung ist. Um zu erfahren, wie die Antworten auf die oben gestellten Fragen jeweils im Detail lauten, muß man die Bilder erst zu einer Konzeption ergänzen. Eine Konzeption, so möchte ich diesen Begriff im Unterschied zu dem des Bildes bestimmen, ist elaborierter als ein Bild, verbindet unterschiedliche Informationen zu einer *umfassenden* Sichtweise und ist abstrakter, insofern sie sich nicht nur auf markante Details stützt. Teilweise kann man die Bilder auf unterschiedliche Art zusammenfassen, Konzeptionen in abgeschwächter und reiner Form rekonstruieren. Das bedeutet, man kann sie



so abändern, daß bestimmte Grundgedanken erhalten bleiben, deren Reichweite in den unterschiedlichen Versionen allerdings unterschiedlich groß ist. Offensichtlich ist es deshalb wichtig, was man als den Grundgedanken, der durch ein Bild vermittelt wird, ansieht. Dies wird gut verständlich, wenn man sich anschaut, wie man auf diese Weise unterschiedliche Varianten der Gegenstandstheorie erhalten kann. Eines ihrer zentralen Bilder baut auf der Beobachtung auf, daß man zur Erklärung eines Wortes auf einen Gegenstand zeigt. Die Konzentration darauf führt dazu anzunehmen, der Gegenstandsbezug mache die sprachliche Bedeutung aus, das Verstehen der sprachlichen Bedeutung sei eine Kenntnis der Gegenstände, auf die sich die Ausdrücke beziehen, das Lehren der Worte bestehe ausschließlich darin, sie auszusprechen und dabei auf die jeweiligen Gegenstände zu zeigen, der Gedanke des Gegenstandsbezugs könne durch den der Vertretung erklärt werden . . . u. s. w.. Die unterschiedlichen Konzeptionen, die man aus diesen Bildern gewinnen kann, sind die Positionen, daß alle Wörter Namen sind, daß einige Wörter Namen sind, deren Verbindung zu den Gegenständen von besonderer, irreduzibler Art ist, daß diese Verbindung unabhängig vom Rest der Sprache etabliert werden kann oder daß die Erklärung dieser Beziehung verständlich macht, was die Natur sprachlicher Bedeutung ist. Es ist also keine Marotte Wittgensteins, wenn er die Positionen, die er angreift, anhand unterschiedlicher Bilder schildert, die sich in unterschiedlicher Weise zu Konzeptionen verbinden lassen, sondern hängt mit dem Aufbau der Positionen zusammen.

### 3.9 Vertreterkonzeptionen

Alle diese Positionen haben trotz der Unterschiedlichkeit der Bilder, auf die sie sich stützen, im Kern *eine* Voraussetzung gemeinsam: Ihre Negation bildet einen wesentlichen Aspekt der Bedeutungskonzeption Wittgensteins. Damit erweist sich die Meinung als falsch, Wittgenstein widerlege nur Einzelfälle um des Einzelfalls willen. Vielmehr hat die Zurückweisung dieser Sichtweisen einen offenkundig konstruktiven Aspekt. Ich möchte kurz darstellen, was das Gemeinsame der drei Bedeutungskonzeptionen ist, und dann schildern, wie sich Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung von ihnen unterscheidet.

Bei allen Unterschieden haben die drei von Wittgenstein angegriffenen Positionen eine Annahme gemeinsam: Sprachliche Zeichen haben Bedeutung, weil sie etwas vertreten, seien es nun Gegenstände, Ideen oder etwas, das bestimmte Wirkungen hervorbringt. Dabei verbinden sich die ersten beiden Ansichten zu einer Sicht von Sprache, die man als das Standardmodell sprachlicher Bedeutung bezeichnen kann: Zeichen stehen für Gegenstände, der Kontakt mit diesen Gegenständen wird durch Ideen oder Vorstellungen im Bewußtsein hergestellt. Auch der dritte Ansatz hat eine Variante, die mit den beiden anderen in einem engen Zusammenhang steht. Dieser wird über die Rolle, die Zeichen in der Verständigung spielen, hergestellt: Ein Zeichen hat eine bestimmte Bedeutung, insofern es beim Hörer die Idee hervorruft, die der Sprecher

mit diesem Zeichen ausdrücken will. Ohne Ideen *scheint* die folgende Variante des Ansatzes, die Bedeutung mit der Wirkung zu identifizieren, auszukommen: Die Bedeutung eines Zeichens besteht in der Handlung, zu der es den Hörer veranlaßt. Bei dieser Variante kommen allerdings Vorstellungen, so ist unschwer zu erkennen, dadurch ins Spiel, daß der Hörer in der Regel nicht einfach unbewußt, mechanisch etwas tut, wenn er einen Befehl hört, sondern daß er ihn verstehen, also die entsprechende Idee mit dem Befehl verbinden muß, ehe er ihn befolgen kann.

Nach diesen Konzeptionen sind sprachliche Zeichen in einem gewissen Sinne überflüssig. Man könnte das, was man mit ihnen erreicht, auch prinzipiell ohne sie tun. Insofern der Sprecher einen direkten Kontakt zu dem hat, was er meint, braucht er die Zeichen nur, um anderen mitzuteilen, was er in seinen Vorstellungen hat. Wenn er auf eine andere Art bei anderen die gewünschten Vorstellungen hervorrufen könnte, bräuchte er die Sprache nicht. Sofern Zeichen Gegenstände vertreten, könnte man nach der Art von Gulliver auch einfach diese Gegenstände verwenden oder mit Gesten auf sie verweisen. Dies ist nur unpraktisch und aus empirischen Gründen nicht möglich. Der instrumentalistischen Theorie ist jedes Mittel recht, wenn es dasselbe bewirkt. Wenn man bei einem anderen dadurch eine bestimmte Idee hervorrufen oder ihn zu einer bestimmten Handlung veranlassen könnte, daß man ihm ein bestimmtes Pulver verabreicht, so hätte eine sprachliche Äußerung diesem Mittel in puncto Bedeutung, wie sie der Instrumentalismus konzipiert, nichts voraus.

Entscheidend sind also die Ideen, die die sprachlichen Zeichen ausdrücken und die ihre Äußerung beim Hörer hervorrufen, die Gegenstände und Sachverhalte, die die Zeichen vertreten, und die Handlungen, zu denen ihre Äußerung führt. Wenn man nach diesen Konzeptionen erklären will, worin die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke besteht, muß man zeigen, in welchen Relationen sie zu Ideen, Sachverhalten und Gegenständen sowie Handlungen stehen. Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ist in Relationen zu den Dingen fundiert, die sie vertreten. Man muß also primär erklären, welche Dinge die Zeichen auf welche Art vertreten. Zeichen sind nach dieser Sicht nur Vertreter für etwas, das auch ohne die Sprache existiert.

Aus Wittgensteins Sicht sind diese Konzeptionen nicht unvollständig, übersehen gewisse Dinge oder stellen andere nicht vollkommen richtig dar, sondern sie sind grundsätzlich falsch,<sup>16</sup> weil sie die Natur sprachlicher Bedeutung verkennen. Sprachliche Zeichen drücken keine Bedeutung aus, die es ohne diese Zeichen bereits gibt. Ein sprachliches Zeichen verhält sich zu seiner Bedeutung nicht wie »das Geld und die Kuh, die man dafür kaufen kann« (TS 213, p. 72). Wenn es das Geld nicht geben würde, wäre die Kuh dennoch vorhanden. Bedeutung in dem Sinn, in dem Wörter

---

<sup>16</sup>Die von Baker und Hacker (vgl. *KBH1*, p. 34 f., p. 45) vertretene Sicht, Wittgenstein attackiere in den *PU* das augustinische Bild der Sprache ist aus diesem Grund nicht überzeugend. Die Gegenstandstheorie ist ein Unterpunkt der Vertreterkonzeptionen, und nicht umgekehrt. Insbesondere ist die Wirkung der Äußerung eines Zeichens, etwa eine bestimmte Handlung als Reaktion auf einen Befehl, nicht in irgendeinem engeren Sinne des Wortes ein Gegenstand, die instrumentalistische Theorie aus diesem Grund keine Gegenstandstheorie.

und Sätze Bedeutung haben, gibt es nur in der und durch die Sprache. Die Sprache ist nicht das Medium, in dem Bedeutungen ausgedrückt werden können, sondern sie ist das Medium, in dem Bedeutungen erst entstehen. Durch die Art und Weise, wie Menschen sprechen, beziehen sie sich nicht auf Bedeutungen, die es ohne die Zeichen bereits gibt. Die Bedeutung von Zeichen besteht in ihrer Relation zu anderen Zeichen und Erfüllungsbedingungen. Sie konstituiert sich durch das Handeln der Sprechergemeinschaft. Welche Bedeutung ein Wort hat, hängt also nicht davon ab, welche Ideen, Gegenstände oder Sachverhalte es vertritt, sondern davon, wie es in der Sprache, zu der es gehört, gebraucht wird. Die anderen Relationen sind demgegenüber sekundär.

Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung ist holistisch und anti-fundamentalistisch. Eine so spezifische Bedeutung wie etwa die des deutschen Wortes »Haus« ist nur in der umfassenden Struktur einer Sprache wie der deutschen oder einer ähnlich differenzierten Sprache möglich. Die Bedeutung ist insbesondere keine einfache Relation zwischen dem Wort und dem Gegenstand, vielmehr wird erst durch die Sprache bestimmt, was als Gegenstand gilt. Dasselbe gilt für Meinungen. Was man in einer Sprache meinen kann, ist durch das Repertoire der Sprache bestimmt. Ebenso ist durch sprachliche Regeln festgelegt, welche Aspekte der Wirkung einer Äußerung man zur Bedeutung der Äußerung rechnet. Ebenso wenig hat die Sprache ein Fundament in Wörtern für einfache Gegenstände oder einfachen Empfindungen oder in einer präverbalen Gestik und Mimik. Sprache ist nicht in dem Gemeinten oder Gedanken fundiert, vielmehr konzipiert Wittgenstein diese als parasitär zur Sprache. Er faßt diese Sicht in einem Bild so zusammen:

Es ist ein Unterschied, ob ein System auf ersten Prinzipien *ruht*, oder ob es bloss von ihnen ausgehend entwickelt wird. Es ist ein Unterschied, ob es, wie ein Haus, auf seinen untersten Mauern ruht oder ob es, wie ein Himmelskörper, im Raum frei schwebt und wir bloss unten zu bauen angefangen haben, obwohl wir es auch irgendwo anders hätten tun können. (TS 213, p. 540/541)

Sprache entsteht dadurch, daß sich Menschen in geregelter Weise verständigen. Die Regeln, an die sie sich dabei halten, schaffen sie erst durch ihr Verhalten. Sie sind deshalb autonome oder konstitutive Regeln.<sup>17</sup> Durch sie wird es möglich, einen Gegenstand mit einem Wort zu meinen, mit einem Satz etwas zu sagen oder einen Befehl so zu meinen, daß eine bestimmte Handlung als Erfüllung zählt. All das, worin die dargestellten Positionen das Fundament sprachlicher Bedeutung sehen, hat eine Rolle *innerhalb* der Regeln der Sprache und kann diese nicht begründen.

Wittgenstein setzt sich also mit den drei Konzeptionen sprachlicher Bedeutung, die ich skizziert habe, nicht nur auseinander, um sie zu kritisieren, sondern auch, um in Abgrenzung von ihnen einen markanten Zug seiner Konzeption sprachlicher Bedeutung hervorzuheben: die Autonomie sprachlicher Bedeutung.

---

<sup>17</sup> Auch Hofmann betont die Tatsache, daß sprachliche Regeln für Wittgenstein weder durch vorsprachliche Begriffe noch durch die Wirklichkeit oder Gedanken bedingt sind (vgl. Hofmann 2000, p. 73–75, 96 f., 103).

### 3.10 Analogien und Terminologisches

Zweifel daran, daß Wittgenstein eine eigene Konzeption sprachlicher Bedeutung hat, kann eine weitere Beobachtung wecken: Er nimmt auf die Bedeutung von Wörtern und Sätzen mit unterschiedlichen Begriffen Bezug: So beschreibt er die Bedeutung von Wörtern und Sätzen im TS 213 als Platz im System (vgl. TS 213, p. 2, 40, 74, 89), Rolle im Kalkül (vgl. TS 213, p. 3, 81, 143), Zug im Spiel (vgl. TS 213, p. 40, 148, 202) und im *Brown Book* als Rolle im Sprachspiel (vgl. *Brown Book*, p. 82).<sup>18</sup> In Anbetracht dieser Vielfalt scheint man vor der Frage zu stehen, welche Konzeption der Bedeutung Wittgenstein im Typoskript 213 hat: eine Spielkonzeption? Eine Kalkülkonzeption? Eine System- oder eine Sprachspielkonzeption? Für alle Charakterisierungen gibt es überzeugende Belegstellen, so daß die Entscheidung zugunsten einer Position nur willkürlich zu treffen scheint. Wer sich vor dieser Wahl sieht, der versteht Wittgensteins Vorgehen nicht richtig. Der Gedanke, man müsse sich entscheiden, ob Wittgenstein eine System-, Kalkül-, Spiel- oder später eine Sprachspielkonzeption hat, ist naheliegend, aber verfehlt.

Wittgenstein kennzeichnet mit diesen Begriffen keine unterschiedlichen Positionen. Sie dienen ihm zum Vergleich, damit er so jeweils bestimmte Merkmale und Funktionsaspekte der Sprache hervorheben kann. Das macht er explizit an der folgenden Textstelle deutlich:

Aber niemand wird leugnen, dass das Studium des Wesens der Spielregeln für das Studium der grammatischen Regeln nützlich sein muss, da *irgend* eine Aehnlichkeit zweifellos besteht. Es ist überhaupt besser, ohne ein gefasstes Urteil oder Vorurteil über die Analogie zwischen Grammatik und Spiel, und nur getrieben von dem sicheren Instinkt, dass hier eine Verwandtschaft vorliegt, die Spielregeln zu betrachten. Und hier wieder soll man einfach berichten, was man sieht und nicht fürchten, dass man damit eine wichtige Anschauung untergräbt, oder auch, seine Zeit mit etwas Ueberflüssigem verliert. (TS 213, p. 238 f.)

Wenn Wittgenstein Spielregeln untersucht, um die Sprachregeln zu verstehen, so tut er das aus folgendem Grund: Beide sind in bestimmter Weise analog bzw. miteinander verwandt. Es gelingt Wittgenstein allerdings nicht, wirklich präzise herauszuarbeiten, worin die Analogie besteht. Und so bringt der Schluß dieser Textstelle inhaltlich wenig, was darüber hinausginge, daß er es für wichtig hält, solche Analogien zu betrachten. Dieser Schwäche Wittgensteins, das Wesentliche dieser Methode zu charakterisieren, werden wir noch häufiger begegnen, wenn wir betrachten, was er über Sprachspiele sagt.

An anderer Stelle gibt Wittgenstein allerdings eine konkretere Auskunft zum Nutzen von Analogien für die Beschreibung unterschiedlicher Aspekte der Sprache:

---

<sup>18</sup>Wie ich oben begründet habe, scheint es mir geeigneter den Sprachspielbegriff als eine Analogie unter anderen zu sehen, obwohl Wittgenstein selbst teilweise zu der Annahme neigt, statt Sprachspiele als Beispiele für sprachliche Verständigung zu sehen, Sprachspiele zu hypostasieren, so daß der Eindruck entstehen könnte, er beabsichtige, eine Sprachspielkonzeption einzuführen.

Ich betrachte die Sprache und die Grammatik unter dem Gesichtspunkt des Kalküls/unter der Form des Kalküls/*als* Kalkül, d. h. des Operierens nach festgesetzten Regeln. (TS 213, p. 258, a)

Es geht im Kontext dieser Textstelle darum, daß die Sprache im Unterschied zu einem logischen Kalkül keine expliziten Regeln hat, die alle Fälle eindeutig und einheitlich regeln. Dennoch, das ist Wittgensteins Behauptung, ist es sinnvoll, die Sprache zu betrachten, *als ob* sie ein solcher Kalkül wäre. Auch die folgende Textstelle geht in diese Richtung:

Ich habe ein Bild mit verschwommenen Farben und komplizierten Uebergängen. Ich stelle ein einfaches mit klargeschiedenen Farben, aber mit dem ersten verwandtes, daneben. Ich sage nicht, dass das erste eigentlich das zweite/andere sei: aber ich lade den Andern ein, das einfache anzusehen, und verspreche mir davon, dass gewisse Beunruhigungen für ihn verschwinden werden. (TS 213, p. 258, a)

Es geht offensichtlich darum, einem Ding mit einer unübersichtlichen Struktur ein anderes mit einer gut erkennbaren Struktur als Vergleichsobjekt gegenüberzustellen. Wittgensteins Behauptung, so könnten gewisse Beunruhigungen verschwinden, die er später handschriftlich als durch das unübersichtliche Regelsystem der Sprache verursacht beschreibt (auf der Rückseite von Seite 257 handschriftlich neben die hier betrachtete Textstelle geschrieben), ist zu schwach. Es wird, und das möchte man wissen, nicht deutlich, warum diese Gegenüberstellung beruhigt, inwiefern diese Wirkung einen sachlichen Grund hat und nicht nur durch die Betrachtung des anderen Bildes herbeigeführt wird wie die Beruhigung, die man etwa durch das Hören bestimmter Musik oder durch einen ausgedehnten Spaziergang erreichen kann.

Die folgende Textstelle bringt uns einer Lösung dieses Problems etwas näher. Wittgenstein setzt sich dort mit Fehlern auseinander, die er selbst bei seinem Vorgehen im *TLP* gemacht hat:

Ich meine: das Vergleichsobjekt, der Gegenstand, von welchem diese Betrachtung abgezogen ist, muss uns angegeben werden, damit nicht in die Diskussion immer Ungerechtigkeiten einfließen. Denn dann wird alles, was für das Urbild der Betrachtung stimmt, auch von dem Objekt, worauf wir die Betrachtung anwenden, behauptet: und behauptet »es müsse immer ...«

Das kommt nun daher, dass man den Merkmalen des Urbildes einen Halt in der Betrachtung geben will. Da man aber Urbild und Objekt vermischt, dem Objekt dogmatisch beilegen muss, was nur das Urbild charakterisieren muss/soll. Andererseits glaubt man, die Betrachtung ermangle ja der ... Allgemeinheit, die man ihr geben will, wenn sie nur für den einen (h: besondern?) Fall wirklich stimmt. Aber das Urbild soll ja eben als solches hingestellt werden; (h: so) dass es die ganze Betrachtung charakterisiert, ihre Form bestimmt. Es steht also an der Spitze und ist dadurch, (h: ausgezeichnet, aber nicht dadurch), dass alles, was nur von ihm gilt, von allen Objekten der Betrachtung ausgesagt wird. (TS 213, p. 259/260)

Was Wittgenstein hier über das Urbild einer Betrachtung sagt, paßt in gleicher Weise

auf alles, was wir bisher über den Nutzen von Vergleichen und Analogien erfahren haben, und ist informativer als seine Ausführungen dort: Wenn bei der Betrachtung eines Gegenstandes bestimmte Urbilder oder Vergleichsobjekte eine Rolle spielen, so muß das deutlich gemacht werden. Sonst, so Wittgenstein, kann es leicht passieren, daß man Merkmale des Urbilds im Objekt sucht oder gar meint, sie dort finden zu müssen. Man neigt zu diesem Fehler, weil man annimmt, die Untersuchung des Gegenstandes müsse einen bestimmten Grad an Allgemeinheit haben, während sie wertlos sei, wenn sich herausstellen sollte, daß der untersuchte Gegenstand viele Eigenschaften nicht mit dem Urbild teilt.<sup>19</sup> Demgegenüber weist Wittgenstein darauf hin, daß der Betrachtung des Urbildes lediglich eine heuristische Rolle zukommt. Seine Ausführungen dazu, worin diese besteht, sind deutlicher als das, was er an den bisher betrachteten Textstellen über den Nutzen von Analogien und Vergleichen gesagt hat: Er spricht davon, daß das Urbild »die Form der Betrachtung charakterisiert«. Betrachten wir in diesem Lichte noch einmal den obigen Vorschlag, einem Bild mit verschwimmenden Farben eines mit einer klaren Struktur gegenüberzustellen, so wird verständlich, warum man auf diese Weise eine nicht durch externe Faktoren, sondern durch die Lösung des Problems bewirkte Beruhigung erreichen kann: So werden Strukturen in dem Bild erkennbar, die aufgrund der verschwommenen Grenzen zunächst nicht deutlich waren. Dasselbe gilt für die Wirkung, die sich einstellt, wenn man den unübersichtlichen Regeln der Sprache ein System mit einfachen, einheitlichen Regeln gegenüberstellt. Die Beunruhigung, die dadurch entsteht, daß wir die Regeln der Sprache nicht überblicken, obwohl wir ein Bedürfnis danach haben, die Regeln zu verstehen, verschwindet, wenn man sie mit einfacheren Regeln vergleicht. Man erkennt dann Strukturen in der Sprache, die vorher nicht sichtbar waren. Kommen wir noch einmal auf das Bild mit den verschwimmenden Farben zurück und rekapitulieren wir, was das Vergleichsobjekt leistet: Wir sind beunruhigt, weil wir im ursprünglich betrachteten Bild die Struktur nicht so erkennen, wie wir es wollen. Das Bild mit den klaren Linien zeigt uns Formen und Strukturen in dem Bild mit den verschwommenen Grenzen. Es charakterisiert so »die Form der Betrachtung« und bewirkt, daß wir im Objekt der Betrachtung, dem anfangs betrachteten Bild, Strukturen sehen, die wir vorher nicht erkannt haben.

So helfen uns also Urbilder, Vergleiche und Analogien, im ursprünglich betrachteten Objekt eine Struktur zu sehen, die vorher nicht deutlich war. Bei diesem Vorgehen darf man nicht den Fehler machen anzunehmen, daß alle Eigenschaften des Vergleichsobjekts im Untersuchungsobjekt zu finden sind oder sein müssen. Dies führt zu dem Gedanken, daß die Sprache fehlerhaft ist, weil sie keine exakten Regeln hat, und damit ist der wichtigste Schritt auf dem Weg zu einer Konzeption einer idealen Sprache im Sinne des *TLP* getan. Diese Annahme ist deswegen falsch, weil sie die heuristische Funktion von Vergleichen nicht richtig erfaßt. Wenn wir einen Gegenstand *A*, um ihn besser zu verstehen, mit einem Gegenstand *B* vergleichen, dann deswegen, weil

---

<sup>19</sup>Warum die Annahme falsch ist, dies sei nur möglich, wenn man die Betrachtung auf Einzelfälle relativiere, betrachte ich an anderer Stelle ausführlich (vgl. Abschnitt 2.5 ff. und 7.6.5 ff.).

die Erkenntnis bestimmter Eigenschaften und Strukturen von *B* uns hilft, diese oder ähnliche Eigenschaften oder Strukturen am Gegenstand *A* deutlicher zu sehen, als das sonst möglich wäre. Die Annahme, daß *A* und *B* über die für den Vergleich relevanten Aspekte bestimmte Eigenschaften gemeinsam haben müssen, ist falsch. So kann man beispielsweise manches an der Funktion eines Marketingfeldzugs besser verstehen, wenn man ihn mit einem Schachspiel vergleicht. Offensichtlich wären in diesem Fall Bedenken, wie sie in dem folgenden Einwand zum Ausdruck kommen, fehl am Platze: Beim Schach gibt es exakte Regeln, auf den Märkten nicht, und deshalb sei der gerade betrachtete Vergleich unzulässig. Ebenso kann man einen Gegenstand mit unterschiedlichen Vergleichen beschreiben: Man kann ein Großunternehmen mit einem Organismus, einer kleinen Gruppe von Menschen oder einer einzelnen Person vergleichen. In jedem Fall wird man auf bestimmte Aspekte, Merkmale und Strukturen aufmerksam werden. So kann man etwa Entscheidungsprozesse besser analysieren, wenn man erst einmal untersucht, wie sie in einer kleinen Gruppe funktionieren. Unterschiedliche funktionale Erfordernisse sieht man deutlicher, wenn man das Unternehmen mit einem Organismus vergleicht. Betrachtet man die Interaktion zwischen Unternehmen, so hilft es, das einzelne Unternehmen als einen einheitlichen Akteur zu betrachten. Und offensichtlich kann man das tun, ohne eine Antwort auf die Frage geben zu müssen, ob das Unternehmen nun ein Organismus, eine Gruppe oder ein Mensch *ist*. Die Frage stellt sich so nicht. Und dasselbe gilt für Wittgensteins Betrachtung der Sprache: Es geht nicht darum, ob Sprache ein Spiel, ein Kalkül oder ein System ist.<sup>20</sup> Die richtige Frage lautet: Welche Aspekte der Sprache versteht man, wenn man sie mit einem Spiel, welche, wenn man sie mit einem Kalkül, welche, wenn man sie mit einem System vergleicht? Man muß also immer darauf achten, auf welche Aspekte des Vergleichsgegenstandes es jeweils ankommt, welche Merkmale der Sprache so deutlich werden und wo die jeweilige Analogie ihre Grenzen hat. Die Sprache ist in jeweils unterschiedlicher Weise *wie* ein Spiel, *wie* ein Kalkül und *wie* ein System. Wittgenstein möchte mit den verschiedenen Vergleichen unterschiedliche Aspekte der Sprache herausarbeiten und nicht konkurrierende Sprachkonzeptionen entwickeln.<sup>21</sup> Ebensovienig darf man seine Vergleiche so verstehen, als komme es ihm nur darauf an, Vergleiche lediglich deswegen heranzuziehen, weil er bestimmte Details nur um ihrer selbst willen zeigen will. Ein umfassendes Verständnis sprachlicher Bedeutung bekommt man nur, wenn man das, was Wittgenstein mit den verschiedenen Bildern herausarbeitet, zu einer Gesamtsicht verbindet.

---

<sup>20</sup>Hilmy (Hilmy 1987, p. 75, 78) und Schulte (Schulte 1989, p. 139, 163) erkennen, daß Begriffe wie der des Kalküls bei Wittgenstein eine heuristische Rolle spielen.

<sup>21</sup>In diesem Sinne betonen Schulte (Schulte 1989, p. 163) und Hilmy die heuristische Rolle von Vergleichen, wobei dieser deutlich macht, daß damit die Funktion von idealen Sprachen eine gänzlich andere geworden ist: »These constructed ideal languages are the hypothetical language games, the simple, exact calculi . . . which are to serve as ›objects of comparison‹ to shed light on our actual language. As such, Wittgenstein *does* ›construct ideal languages‹, in his later philosophy, but he does so for a heuristic purpose, not a reformative one . . . « (Hilmy 1987, p. 86)

## 3.11 Wittgensteins Metaphilosophie

### 3.11.1 Das Problem

Wer bis jetzt immer noch der Meinung ist, es sei etwas Richtiges an der Ansicht, Wittgenstein argumentiere nicht im herkömmlichen Sinne, sondern habe eine neue philosophische Methode, der kann sich darauf berufen, daß ich eine, vielleicht die wesentliche Stütze dieser Sicht bisher unerwähnt gelassen habe: Wittgensteins Metaphilosophie. Man findet im TS 213 bereits im wesentlichen dieselben Aussagen, aufgrund derer man Wittgenstein in den *PU* die Meinung unterstellt, er betreibe Philosophie in einem wesentlich anderen Sinne, als das vor ihm der Fall war. So bekundet er im TS 213, daß er auf das verzichten will, was man üblicherweise von der Philosophie erwartet:

- (a) auf Theorien und Erklärungen,
- (b) auf Begründungen,
- (c) auf Folgerungen<sup>22</sup>,
- (d) auf die Entdeckung neuer Fakten<sup>23</sup>.

Stattdessen will er sich darauf beschränken

- (e) das Offensichtliche zu beschreiben und
- (f) nur Dinge zu sagen, denen jeder zustimmen kann<sup>24</sup>.

---

<sup>22</sup>Wittgensteins Abneigung gegen Theorien wird an folgender Textstelle deutlich: »Denn wir dürfen überhaupt keine Tendenz haben, keine besondere Auffassung der Dinge, sondern wir müssen alles anerkennen, was jeder Mensch darüber je gesagt hat, ausser soweit er selbst eine besondere Auffassung oder Theorie hatte.« (TS 213, p. 345) In einem Zusammenhang, in dem es um philosophische Theorien geht, schreibt Wittgenstein: »(Alles, was die Philosophie tun kann, ist, Götzen zerstören. Und das heisst, keinen neuen – etwa in der ›Abwesenheit eines Götzen‹ – zu schaffen.)« (TS 213, p. 413) An den folgenden Textstellen spricht er sich dagegen aus, in der Philosophie Erklärungen zu geben und Folgerungen zu ziehen: »Die Philosophie stellt eben alles bloss hin und erklärt und folgert nichts.« (TS 213, p. 418) »Die Antwort auf die Frage nach der Erklärung der Negation ist wirklich: verstehst Du sie denn nicht? Nun, wenn Du sie verstehst, was gibt es da noch zu erklären, was hat eine Erklärung zu tun?« (TS 213, p. 418) Ebensovienig hält Wittgenstein davon, die Sprache in irgendeiner Weise zu begründen: »Die Philosophie darf den wirklichen/tatsächlichen Gebrauch der Sprache ... in keiner Weise antasten, sie kann ihn ... am Ende also nur beschreiben.« (TS 213, p. 417) »Denn sie kann ihn auch nicht begründen.« (TS 213, p. 417) »Das Wort ›fundamental‹ kann auch nichts metalogisches, oder philosophisches bedeuten, wo es überhaupt eine Bedeutung hat.« (TS 213, p. 412)

Damit meint Wittgenstein, daß das Wort »fundamental« dort fehl am Platze ist, wo es der Meinung Vorschub leistet, man könne in dem Sinne Fundamente finden, daß man Prinzipien aufzeigen könne, aus denen sich die übrigen Sätze herleiten lassen: »Die Idee, Elementarsätze zu konstruieren (wie dies z. B. Carnap versucht hat), beruht auf einer falschen Auffassung der logischen Analyse. Sie betrachtet das Problem dieser Analyse als das, eine *Theorie* der Elementarsätze zu finden. (h: Als seien Prinzipien der Mechanik zu finden.) Sie lehnt sich an das an, was, in der Mechanik z.B., geschieht, wenn eine Anzahl von Grundgesetzen gefunden wird, aus denen das ganze System von Sätzen hervorgeht.« (TS 213, p. 100 f.) Diese Textstelle macht im übrigen die Abneigung gegen Theorien noch einmal deutlich.

<sup>23</sup>Vgl. hierfür diese Textstelle: »Philosophie könnte man auch das nennen, was *vor* allen neuen Entdeckungen und Erfindungen möglich/da ist.« (TS 213, p. 419)

<sup>24</sup>Vgl. hierfür: »Da alles offen daliegt, ist auch nichts zu erklären. Denn was etwa nicht offen daliegt, interessiert uns nicht/ ... denn was etwa verborgen ist ... « (TS 213, p. 418) und »Wollte man *Thesen* in der



Dabei reichert Wittgenstein seine Zielbeschreibung allerdings mit einem Rätsel an:

(h) Das Offensichtliche, das entdeckt werden soll, ist am verborgensten.<sup>25</sup>

Eine solche Konzeption scheint in der Tat wenig mit dem gemeinsam zu haben, was man üblicherweise als Philosophie bezeichnet. Philosophen, so ist man es gewohnt, betrachteten es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben, Gedanken zu begründen, Folgerungsbeziehungen aufzuweisen und Erklärungen zu geben. Dabei geht es ihnen natürlich nicht darum, beliebige Gedanken zu begründen. Sie haben es mit Fragen fundamentaler Natur zu tun und versuchen sie zu beantworten, indem sie umfassende Theorien entwickeln, die etwa erklären, welche Ordnung das Seiende hat, welchen Platz der menschliche Geist in der Welt hat und was der Mensch wissen kann. Demgegenüber scheint der Ansatz von Wittgenstein tatsächlich ein gänzlich anderes Ziel zu haben. Es ist nicht zu erkennen, wie man, ohne Erklärungen zu geben, zu begründen und zu folgern, überhaupt rational philosophieren kann.

### 3.11.2 Wittgensteins Programm

All diese Einschränkungen laufen entgegen dem ersten Eindruck nicht auf ein Verbot hinaus, Gedanken zu begründen und aus ihnen etwas zu folgern, auf den Verzicht, Beobachtungen zu umfassenden Konzeptionen zusammenzubauen und damit Dinge zu erklären, die unklar waren, und somit auf das Programm, nur noch Trivialitäten zu formulieren. Trotz seiner Bekundungen, Wörter nur in ihrer üblichen Bedeutung zu verwenden, lehnt Wittgenstein, so läßt sich zeigen, Erklärungen, Theorien, Begründungen und Folgerungen nur in einem jeweils sehr speziellen Sinne ab. Dieser erschließt sich gerade nicht aus ihrer umgangssprachlichen Bedeutung,<sup>26</sup> sondern wird am besten deutlich, wenn man sich Wittgensteins positives Programm anschaut.

Er möchte Fragen der Form

(1) Was ist Denken? Was ist eine Vorstellung? Was ist ein Bild?

überführen in Fragen dieser Form:

(2) Was ist die Bedeutung der Wörter »Denken«, »Vorstellung« und »Bild«?

Insbesondere lehnt er es ab, den Fragen auf dem Umweg über folgende Formulierung

(B) Worin besteht es zu denken, sich etwas vorzustellen etc. . . . ?

eine Lesart zu geben, die auf eine kausale oder eine Instantiierungserklärung abzielt:

Philosophie aufstellen, es könnte nie über sie zur Diskussion kommen, weil Alle mit ihnen einverstanden wären.« (TS 213, p. 419) »Eine der wichtigsten Aufgaben ist es, alle falschen Gedankengänge so charakteristisch auszudrücken, dass der Leser sagt ›ja, genau so habe ich es gemeint‹. Die Physiognomie jedes Irrtums nachzuzeichnen.« (TS 213, p. 410)

<sup>25</sup>Diesen schwer verständlichen Gedanken findet man an der folgenden Textstelle: »Die philosophisch wichtigsten Aspekte der Dinge/der Sprache sind durch ihre Einfachheit und Alltäglichkeit verborgen. (Man kann es nicht bemerken, weil man es immer (offen) vor Augen hat.)« (TS 213, p. 419) »Und das heisst, das Auffallendste (Stärkste) fällt ihm [dem Menschen] nicht auf.« (TS 213, p. 419)

<sup>26</sup>Dies wird man in Anbetracht von Wittgensteins diesbezüglichen Äußerungen mit Recht erwarten: »Und darum brauchen in der Philosophie auch keine neuen Wörter angewendet werden, sondern die alten, gewöhnlichen Wörter der Sprache reichen aus.« (TS 213, p. 420) Denn diese Behauptung ist offensichtlich nur dann gehaltvoll, wenn er die alten Wörter samt ihrer üblichen Bedeutung gebraucht.

(K) Wie funktioniert es zu denken, sich etwas vorzustellen etc. ... ?

Das Entsprechende gilt für die anfangs formulierten Fragen nach der Bedeutung von Wörtern und Sätzen. Als Ausgangspunkt nimmt er Fragen wie diese:

(1A) Was ist sprachliche Bedeutung? Worin besteht es, etwas mit einem Wort oder einem Satz zu meinen? Worin besteht es, ein Wort oder einen Satz zu verstehen?

Diese überführt er in Fragen dieser Form:

(2A) Was ist die Bedeutung der Worte »sprachliche Bedeutung«, des Wortes »meinen« und des Wortes »verstehen«?<sup>27</sup>

Wittgenstein beantwortet diese Fragen, indem er, wie gezeigt wurde, Antworten auf Fragen dieser Form gibt:

(3) Wie werden die Worte ... in der Sprache gebraucht?

Von Fragen des Typs 1 zu solchen des Typs 2 und 3 überzugehen ist nicht dadurch motiviert, daß Fragen des Typs 2 leichter zu beantworten sind. Vielmehr gilt: Die einzige Antwort, die man mit den Mitteln der Philosophie auf Fragen des Typs 1 geben kann, ist eine Antwort, die eine Auskunft darüber gibt, was die Bedeutung der jeweiligen Wörter ist, wie sie also in der Sprache, zu der sie gehören, gebraucht werden. Dabei geht Wittgenstein von der Annahme aus, daß wir die Bedeutung dieser Wörter kennen. Allerdings kennen wir sie implizit, weil unsere Kenntnis von Bedeutungen, wie ich oben dargestellt habe, die Kompetenz ist, Worte zu gebrauchen, und zwar nach den Regeln, die für sie in der Sprache festgelegt sind. Sein Ziel ist es, die Regeln, die für bestimmte Wörter gelten, festzustellen und so zu bestimmen, was ihre Bedeutung ist und worin es besteht, mit ihnen etwas zu meinen. Wittgenstein vergleicht das Vorgehen, die impliziten Regeln der Sprache explizit zu machen, mit dem Unternehmen, soziale Regeln zu bestimmen, die bei einem fremden Stamm gelten, allerdings nicht formuliert sind, und sie übersichtlich und unmißverständlich darzustellen, so daß den Mitgliedern des Stammes die genaue Struktur der Regeln durchsichtig wird.<sup>28</sup>

---

<sup>27</sup>Dieses Vorgehen wird in den Kapiteln deutlich werden, in denen ich die Argumente Wittgensteins rekonstruiere. In seinen metaphilosophischen Ausführungen ist dafür unter anderem folgendes Textstelle aufschlußreich: »Wir müssen wissen was *Erklärung* heisst. Es ist die ständige Gefahr, dieses Wort in der Logik in einem Sinn verwenden zu wollen, der von Physik hergenommen ist.« (TS 213, p. 418) Wittgenstein sieht, daß philosophische Erklärungen nicht kausal sind und nicht auf bestimmte empirische Gesetze Bezug nehmen, die erst entdeckt werden müssen. Ihm geht es vielmehr darum zu erklären, welche Bedeutung bestimmte Wörter haben. An diese müssen wir uns in dem Sinne erinnern, daß wir sie, wie oben dargestellt, nur implizit kennen: »Das Lernen der Philosophie ist *wirklich* ein Rückerrinnern. Wir erinnern uns, dass wir die Worte wirklich auf diese Weise gebraucht haben.« (TS 213, p. 419)

<sup>28</sup>Vgl. hierfür die folgende Textstelle: »Eine philosophische Frage ist ähnlich der, nach der Verfassung einer bestimmten Gesellschaft. – Und es wäre etwa so, als ob eine Gesellschaft ohne klar geschriebene Regeln zusammenkäme, aber mit einem Bedürfnis nach solchen; ja, auch mit einem Instinkt, durch welchen sie gewisse Regeln in ihren Zusammenkünften beobachten/einhalten; nur, dass dies dadurch erschwert wird, dass nichts hierüber klar ausgesprochen ist und keine Einrichtung getroffen, die die Regeln deutlich macht/klar hervortreten lässt. So betrachten sie tatsächlich Einen von ihnen als Präsidenten, aber er sitzt nicht oben an der Tafel, ist durch nichts kenntlich und das erschwert die Verhandlung. Daher kommen wir und schaffen eine klare Ordnung: Wir setzen den Präsidenten an einen leicht kenntlichen Platz und seinen Sekretär zu ihm an ein eigenes Tischchen und die übrigen gleichberechtigten Mitglieder in zwei Reihen zu beiden Seiten des Tisches etc. etc.« (TS 213, p. 415) Ich deute diese Textstelle in Abschnitt 7.6.4.

Implizite Regeln gelten, wie oben dargestellt wurde, insofern sich die Mitglieder einer Gesellschaft daran halten und bereit sind, von diesen Regeln abweichendes Verhalten zu korrigieren.<sup>29</sup> Aus diesem Grund können Regelbeschreibungen nur korrekt sein, wenn ihnen die Mitglieder der Gesellschaft zustimmen. Sie können auch keine neuen Fakten aufdecken, weil das Verhalten bekannt ist, allerdings nicht in Form expliziter Beschreibungen. Verborgен sind die Regeln insofern, als die Kompetenz der Mitglieder der Gesellschaft eine Gebrauchskompetenz ist und nicht primär eine Kompetenz, die Regeln zu formulieren. Das Programm von Wittgenstein besteht also darin, Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke zu analysieren, indem er untersucht, nach welchen Regeln sie gebraucht werden.

Wittgensteins Strategie ist nominalistisch, und seine Methode ist vor allem auch selbstbezüglich. Worin es besteht, mit einem Satz etwas zu meinen, und was die Bedeutung eines Satzes ist, das stellt Wittgenstein fest, indem er die Bedeutung der Wörter »Satz«, »meinen« etc. untersucht. Bei diesem Vorgehen müssen zwei Schritte begründet werden. Zunächst muß man zeigen, daß es berechtigt ist, Fragestellungen der Art 1A in solche der Art 2A zu überführen, und daß man dadurch nicht in unzulässiger Weise das Thema wechselt. Man könnte dann mit Bezug auf den zweiten Schritt mit einigem Recht die Frage stellen, inwiefern das, was Wittgenstein tut, um die Bedeutungen von Wörtern zu bestimmen, tatsächlich ein guter Weg ist, um hier voranzukommen. Wenn beispielsweise die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks durch ein Gefühl bestimmt wäre, das seine Äußerung begleitet, dann wäre es angebracht, dieses Gefühl zu analysieren, statt sich nur an der Oberfläche von Ausdruck zu Ausdruck zu hangeln. Man braucht also eine bestimmte Auffassung davon, worin die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke besteht, um von Fragen des Typs 2 zu solchen des Typs 3 übergehen zu können. Betrachten wir zunächst den ersten Schritt: Der naheliegende Weg zu erfahren, was ein Satz ist, bestände darin, sich zu fragen, was der Begriff des Satzes ist. Anhand eines Beispiels wird im TS 213 deutlich, daß man einen Begriff wie den der Pflanze genau dann beherrscht, wenn man die Bedeutung des entsprechenden Wortes kennt.<sup>30</sup> Daß man diese kennt, wenn man die Regeln des Gebrauchs beherrscht, das ist ein Ergebnis der Untersuchung der Bedeutung der Wörter »verstehen«, »meinen«, »Bedeutung« etc. ...<sup>31</sup> Und hier entsteht ein Zirkel: Bei der Rechtfertigung dafür, daß der Schritt von 1 bzw. 1A über 2 bzw. 2A zu 3 korrekt ist, setzt Wittgenstein, indem er sie anwendet, die Gültigkeit *der* Methode bereits voraus, deren Legitimität erst gezeigt werden soll.

Dieser Zirkel ist allerdings nicht von Nachteil. Er ist unvermeidbar, und er ist zu dem Ausdruck eines zentralen Gedankens, der Wittgensteins Auffassung von Philosophie bestimmt: Für die Erklärung der Konstitution sprachlicher Bedeutung wesentliche Wörter wie etwa »Satz«, »Verstehen«, »Regel« haben keinen besonderen Status,

---

<sup>29</sup>Vgl. unten Abschnitt 7.6.7.

<sup>30</sup>Vgl. unten Abschnitt 5.3.6.1 bzw. TS 213, p. 329 ff.

<sup>31</sup>Vgl. unten vor allem Abschnitt 7.6.5.4.

was ihre Bedeutung geht.<sup>32</sup> Sie ist nicht exakter bestimmt als etwa die eines Wortes wie »Pflanze«, und man kann zu ihrer Untersuchung nur die Methode anwenden, die man zur Untersuchung aller anderen Wörter auch benutzt. Die Bedeutung aller Wörter ist in der gleichen Weise durch die Regeln der Sprache bestimmt. Ein Wort wie »meinen« hat nicht in einer besonderen Weise Bedeutung, und das, was es bezeichnet, hat keinen besonderen Status. Mit der Äußerung eines Satzes etwas zu meinen ist ein ebenso natürlicher Vorgang wie zu essen, zu trinken, ein Fest zu feiern. Das Meinen ist nur komplexer, insofern es sich auf abstrakte Rollen bezieht, deren Wesen nicht naturalistisch oder reduktiv erklärt werden kann. Diese Tatsache, daß es keinen Bereich der philosophischen Betrachtung gibt, in dem es um Vorgänge besonderer Art geht, die dann mit einer besonderen Methode untersucht werden müssen, hat Wittgenstein im Sinn, wenn er davon spricht, daß es keine Metalogik gibt.<sup>33</sup> Für jedes Wort der Sprache gibt es wieder eine Erklärung der Bedeutung, und keinem Wort kommt dabei eine fundamentale Rolle zu. Entsprechend gibt es für Wittgenstein eine Metaphilosophie. Unter dieser Überschrift beschreibt er die Methode, mit der er philosophische Probleme löst. Es gibt allerdings keine Metaphilosophie in dem Sinne, daß man dort mit einer anderen, höherstufigen Methode etwas bestimmen würde, das man dann in der Philosophie ausführt. Wenn man sich darüber Gedanken macht, was man tut, wenn man Fragen wie die nach dem Wesen sprachlicher Bedeutung beantwortet, dann kann man das nur auf dieselbe Art tun, mit der man auch Fragen danach beantwortet, was etwa Wörter wie »Pflanze« bedeuten. Die Frage nach dem Begriff der Pflanze ist, so verstanden, nicht verschieden von der nach dem Wesen der sprachlichen Bedeutung.

Der Zirkel ist auch insofern unvermeidlich, als es keinen externen Standpunkt gibt, von dem aus man bestimmte Fragen angehen könnte. Alles, was man tun kann, ist, eine möglichst umfassende Auskunft auf die Fragen zu geben, worin sprachliche Bedeutung besteht, worin es besteht, in einer Sprache etwas zu meinen und etwas zu

---

<sup>32</sup>Das macht Wittgenstein unter anderen an folgenden Textstellen deutlich: »Die Worte ›Welt‹, ›Erfahrung‹, ›Sprache‹, ›Satz‹, ›Kalkül‹, ›Mathematik‹ können alle nur für triviale Abgrenzungen stehen, wie ›essen‹, ›ruhen‹, etc..« (TS 213, p. 66) »›Regel‹ ist in demselben Sinne ein Begriff mit verschwommenen Rändern, wie ›Blatt‹ oder ›Stiel‹ oder ›Tisch‹, etc..« (TS 213, p. 246, a) Insbesondere darf man Wörter wie »Regel« gebrauchen, wie man alle Wörter der Sprache gebraucht, ohne daß man erst ihre Regeln explizit gemacht hat: »So ist es mir erlaubt, das Wort ›Regel‹ zu verwenden, ohne notwendig erst die Regeln über dieses Wort zu tabulieren. Und diese Regeln sind nicht Ueber-Regeln.« (TS 213, p. 67)

<sup>33</sup>So ist die folgende Textstelle zu lesen: »Wie es keine Metaphysik gibt, so gibt es keine Metalogik. Das Wort ›Verstehen‹, der Ausdruck ›einen Satz verstehen‹, ist auch nicht metalogisch, sondern ein Ausdruck wie *jeder* andre der Sprache« (TS 213, p. 1) Es ist zwar an jeder Textstelle des TS 213, an der das Wort »Metalogik« vorkommt, deutlich, was Wittgenstein dort sagen möchte. Das ändert allerdings nichts daran, daß die genaue Bedeutung dieses Ausdrucks, unter anderem auch deswegen, weil er nur sehr selten vorkommt, nicht leicht zu bestimmen ist. Aus diesem Grund halte ich es für eine ungünstige Methode, wie Hilmy es tut, diesem Begriff eine so wichtige Rolle zu geben, indem er ein ganzes Kapitel seines Buches (vgl. Hilmy 1987, p. 40–64) diesem Begriff widmet. Wittgensteins Methode erschließt sich am besten, wenn man sich anschaut, wie er tatsächlich vorgeht, und wie er die Frage, was Bedeutung, Meinen und Verstehen ist, beantwortet. Wenn man das verstanden hat, bringt der Begriff der Metalogik keinen Fortschritt mehr. Andererseits ist es nur schwer möglich zu verstehen, was dieser Begriff bedeutet, wenn man mit ihm anfängt, ehe man die anderen gerade genannten Dinge geklärt hat.

verstehen, was eine Äußerung von einem Satz unterscheidet etc. ... So kann man die Methode, nach der man dabei vorgeht, nur in der beschriebenen Weise zirkulär begründen. Daß dieser Zirkel möglich ist, ist gerade ein Vorteil. Man fängt nicht einfach irgendwo an, sondern kann die methodischen Voraussetzungen ihrerseits mit den Ergebnissen der Anwendung dieser Methode begründen. Und das entspricht einem wesentlichen Anliegen Wittgensteins: Unsere Regeln haben, um eine seiner Analogien zu verwenden, eine Rolle in unserem Leben, insofern wir bestimmte Spiele spielen, also auf eine bestimmte Art und Weise leben und uns so und nicht anders verhalten. Hinter dem Spiel steht kein Metaspiel.<sup>34</sup> Es gibt keine Begründung mehr, keine äußere Perspektive und nichts, wohinter man zurücktreten könnte. Man kann das Spiel nur beschreiben.

### 3.11.3 Argumentiert Wittgenstein?

Im Zuge dieses Vorgehens zeigt sich, daß die Probleme verschwinden, die erst durch falsche Bilder vom Funktionieren der Sprache oder der Rolle einzelner Wörter entstehen. So muß man sich etwa nicht mehr überlegen, wie man etwas über die Details des Verstehens herausbekommen kann, obwohl dieser Vorgang im Geiste sehr schnell vorübergeht, so daß man kaum etwas von ihm wahrnimmt. Wenn das Verstehen kein introspektiv zugänglicher Vorgang ist, dann braucht man nicht mehr zu versuchen, auf diese oder eine andere Art etwas darüber zu erfahren, wie dieser Vorgang abläuft. Das ist eines der Ergebnisse der Betrachtung, was die Bedeutung des Wortes »verstehen« ist. Wenn Wittgenstein die Rollen von Wörtern wie diesem untersucht, so tut er das oft anhand der Betrachtung von Einzelfällen in, wie ich oben festgestellt habe, für ihn spezifischen Mustern. Seine Ergebnisse sind allerdings nicht auf den Einzelfall beschränkt, sondern er kommt zu allgemeinen Feststellungen wie etwa der, daß die Sprache von Regeln bestimmt ist. Er verdeutlicht solche Erkenntnisse oft, indem er Analogien benutzt. So vergleicht er etwa das Verstehen eines Satzes mit dem Verstehen eines Schachzugs, ein Wort mit einer Figur im Schachspiel, die Sprache mit einem Spiel. Diese Vorlieben Wittgensteins dürfen allerdings nicht den Blick darauf verstellen, daß er für seine Sicht der Dinge *argumentiert*. Er vermittelt keine Einsichten, die man glauben kann oder nicht. Sein Ziel ist es nicht, beim Leser auf nicht-rationale Weise bestimmte Meinungsänderungen zustande zu bringen, sondern das durch Argumente zu erreichen, und er sagt das auch an einer Textstelle in unmißverständlicher Weise:

---

<sup>34</sup>So äußert sich Wittgenstein im Zuge der Beschreibung der Tatsache, daß Sprachregeln autonome Regeln sind, folgendermaßen: »Die Wichtigkeit (h: eines Spiels) ~~in einem Spiel~~ liegt darin, dass wir dieses Spiel spielen. Dass wir *diese* Handlungen ausführen. Es verliert seine Wichtigkeit nicht dadurch, dass es selbst nicht wieder eine Handlung in einem andern (übergeordneten) Spiel ist.« (TS 213, p. 237)

In diesem Sinne hat Wittgenstein im Abschnitt vor der gerade betrachteten Textstelle festgestellt, daß es nicht möglich ist zu begründen, warum wir auf eine bestimmte Art denken. »Wenn man nach dem Grund einer einzelnen Denkhandlung ... fragt, so erhält man als Antwort die Auseinandersetzung eines Systems, dem die Handlung angehört.« (TS 213, p. 231) Offensichtlich ist auch diese Begründung letztlich zirkulär.

Die Menschen, welche kein Bedürfnis nach Durchsichtigkeit ihrer Argumentation haben, sind für die Philosophie verloren. (TS 213, p. 421)

Einige seiner metaphilosophischen Äußerungen kann man allerdings leicht falsch verstehen. Da ist einmal die Tendenz, ein philosophisches Problem als eine besondere Art der geistigen Verwirrung und Beunruhigung zu beschreiben, das so therapiert werden muß, daß sich wieder Ruhe einstellt. Wittgenstein spricht in solchen Zusammenhängen davon, »das erlösende Wort zu finden . . . , das uns endlich erlaubt, das zu fassen, was bis jetzt immer, ungreifbar, unser Bewusstsein belastet hat«. (TS 213, p. 409)<sup>35</sup> An anderer Stelle vergleicht er denjenigen, der ein philosophisches Problem hat und lösen will, mit einem Asketen, der eine schwere Kugel unter Mühe stemmt.<sup>36</sup> So wie dieser sich helfen kann, indem er die Kugel fallen läßt, so kann man philosophische Probleme zum Verschwinden bringen, indem man bestimmte Sätze aufgibt.<sup>37</sup> Im Umgang mit Analogien, insbesondere was die Sprachspielanalogie angeht, hat Wittgenstein oft Schwierigkeiten damit, explizit zu sagen, worin die Analogie genau besteht. Das führt zu vagen Hinweisen der Art, man solle die Sprachspiele einfach ihre aufklärende Wirkung entfalten lassen.<sup>38</sup> Ebenso legt die paradoxe Formulierung, das Offensichtliche sei das, was man am wenigsten bemerke, weil man es immer vor Auge habe (vgl. TS 213, p. 419), die Meinung nahe, es gehe ihm darum, in nicht-diskursiver Weise eine bestimmte Wirkung beim Leser zu erreichen. Das Ziel wäre dann, so scheint es, die Beruhigung zu erreichen, die sich einstellt, wenn man von den philosophischen Problemen lassen kann. Es wäre allerdings nicht zu erkennen, warum man diese Wirkung nicht auch durch einen langen Urlaub, einen guten Tee oder nächtelanges Tanzen erreichen kann. Es gibt sicher eine Menge Dinge, die man tun kann, um den zeitweiligen oder dauerhaften Effekt zu erreichen, daß man philosophische Probleme irrelevant

---

<sup>35</sup>In diesem Sinne weist Nieli darauf hin, daß man Wittgenstein als religiöse Persönlichkeit verstehen muß (Nieli 1987, p. xiv). Auch Schweidler betont paradoxe Züge in Wittgensteins Philosophie, insofern er bei ihm die seiner Meinung nach unerfüllbare Aufforderung sieht, nicht nach der Bedeutung zu fragen. (Schweidler 1983, p. 85)

<sup>36</sup>Typisch für eine mit dem Verständnis solcher und ähnlicher Behauptungen verbundene Mystifikation der Methode Wittgensteins ist die folgende Behauptung von Shanker: »In this matter it is always as follows. Everything we do consists in trying to find the ›liberating word‹.« (WWK, p. 77) »And Wittgenstein clearly felt that, in general terms, that word was ›grammar‹, not ›epistemology‹.« (Shanker 1987, p. 25) Tatsächlich hat Shanker vor dieser Bemerkung gezeigt, daß man Fragen nach dem Mechanismus des Regel-Folgens von begrifflichen unterscheiden muß. Wenn man die Sache genauer durchdenkt, bleibt von der so mystisch anmutenden Behauptung, man müsse das befreiende Wort finden, nur die simple Tatsache übrig, daß man die richtigen Fragen stellen und sie jeweils auseinanderhalten muß.

<sup>37</sup>Vgl. hierfür TS 213, p. 416: »Das Seltsame an der philosophischen Beunruhigung und ihrer Lösung möchte scheinen, dass sie ist, wie die Qual des Asketen, der, eine schwere Kugel unter Stöhnen stemmend, da stand und den ein Mann erlöste, indem er ihm sagte: ›lass' sie fallen‹. Man fragt sich: Wenn Dich diese Sätze beunruhigen, Du nichts mit ihnen anzufangen wusstest, warum liessest Du sie nicht schon früher fallen, was hat Dich daran gehindert?«

<sup>38</sup>Vgl. hierfür TS 213, p. 202: »Wenn ich bestimmte einfache Spiele (h: Sprachspiele) beschreibe, so geschieht es nicht, um mit ihnen nach und nach die (d: wirklichen) Vorgänge der (h: ausgebildeten) Sprache – oder des Denkens aufzubauen, was nur zu Ungerechtigkeiten führt, – sondern ich stelle die Spiele als solche hin, und lasse sie ihre aufklärende Wirkung auf die besonderen Probleme ausstrahlen.«

findet. Die Meinung, man könne solche und ähnliche Folgerungen aus Wittgensteins Metaphilosophie ziehen, sollte man zum Anlaß nehmen, noch einmal gründlich zu prüfen, ob man seine diesbezüglichen Äußerungen richtig verstanden hat.<sup>39</sup>

Tatsächlich geht es Wittgenstein nicht darum, sich selbst oder andere auf eine beliebige Art dazu zu bringen, die Philosophie aufzugeben. Er hat nicht äußere Mittel im Sinn, und es geht ihm auch nicht um einen innerlichen Nachvollzug falscher Gedankengänge mit dem alleinigen Ziel einer therapeutischen Wirkung, die dadurch entstehen soll, daß man all die Überlegungen, die zu dem Fehler führten, noch einmal durchgeht. Wittgenstein möchte vielmehr philosophische Probleme dadurch auflösen, daß er zeigt, inwiefern sie auf einem Mißverständnis der Funktionsweise bestimmter Wörter beruhen.<sup>40</sup> Der Nachvollzug falscher Gedankengänge ist ihm dabei wichtig, um genau die Fehler aufzuzeigen, um also herauszuarbeiten, in welcher Weise falsche Meinungen über die Bedeutung eines Wortes zu falschen Folgerungen führen. Und wenn er das tut, dann leistet er argumentative Überzeugungsarbeit. So versteht man die gerade angeführten Stützen der Ansicht, Wittgensteins Vorgehen sei nicht argumentativ, auch falsch, wenn man sie zum Nennwert nimmt. Mit der paradoxen Formulierung, es sei sein Ziel, das Offensichtliche zu entdecken, das am verborgensten ist, spielt Wittgenstein darauf an, daß es ihm darum geht, die impliziten Regeln der Sprache explizit zu machen, also Regeln, die jeder Sprecher kennt, insofern er ihnen folgt, und die in dem Sinne keiner kennt, als die Formulierungen dieser Regeln üblicherweise den Sprechern nicht bekannt sind.<sup>41</sup> Die Redeweise von erlösenden Worten

---

<sup>39</sup>In diesem Sinn stellt Luckhardt mit Hinweis auf therapeutische Deutungen Wittgensteins fest: »Following this interpretation, David Pole's question – why not just have philosophers take a drug that would cause them to lose interest in philosophy – is well-taken.« (Luckhardt 1991, p. 261)

<sup>40</sup>Diese Behauptung findet sich in der folgenden Überschrift: »Philosophie. Die Klärung des Sprachgebrauchs. Fallen der Sprache« (TS 213, p. 422, Überschrift) Dort führt Wittgenstein den Gedanken aus, daß man philosophische Probleme durch genaue Betrachtung des Sprachgebrauchs lösen kann: »Die Sprache hat für Alle die gleichen Fallen bereit; das ungeheure Netz gut erhaltener/gangbarer Irrwege. Und so sehen wir also Einen nach dem Andern die gleichen Wege gehen und wissen schon, wo er jetzt abbiegen wird, wo er geradeaus fortgehen wird, ohne die Abzweigung zu bemerken etc. etc.. Ich sollte an allen den Stellen, wo falsche Wege abzweigen, Tafeln aufstellen, die über die gefährlichen Punkte hinweghelfen.« (TS 213, p. 423) Dafür gibt er folgende Beispiele: »Solange es ein Verbum ›sein‹ geben wird, das zu funktionieren scheint wie ›essen‹ und ›trinken‹, solange es Adjektive ›identisch‹, ›wahr‹, ›falsch‹, ›möglich‹ geben wird, solange von einem Fluss der Zeit und von einer Ausdehnung des Raumes die Rede sein wird, u. s. w., u. s. w., solange werden die Menschen immer wieder an die gleichen rätselhaften Schwierigkeiten stossen, und auf etwas starren, was keine Erklärung scheint wegheben zu können.« (TS 213, p. 424)

<sup>41</sup>Ein grobes Mißverständnis der inneren Struktur der Kerngedanken von Wittgensteins Methode findet man bei Luckhardt. In dem Versuch zu zeigen, daß Wittgenstein im TS 213 rationale Methoden zur Klärung philosophischer Fragen benutzt, nennt er in einer heterogenen Liste Eigenheiten des Vorgehens Wittgensteins: Analogien aufzeigen, falsche Argumente zurückweisen, zeigen, daß ein Wort mehr als eine Bedeutung hat, Regeln festsetzen, »das erlösende Wort finden«, Erinnerungen sammeln, die Dinge übersichtlich darstellen (Luckhardt 1991, p. 266 ff.). Offensichtlich verkennt Luckhardt, daß der zweite und der vorletzte Punkt den zentralen Aspekt von Wittgensteins Methode wiedergeben, insofern er falsche Argumente zurückweist, indem er zeigt, daß ihnen ein falscher Sprachgebrauch zugrunde liegt, den wir dann durchschauen, wenn wir uns an den richtigen Sprachgebrauch erinnern, ihn also explizit machen. Die übrigen Punkte der Liste beschreiben, was wir tun können, um das zu erreichen.

und Sätzen, die man aufgeben soll, ist ein ungeschickter Hinweis darauf, daß man die Falschheit bestimmter Analogien erkennen muß, um dann bestimmte Ausdrucksweisen aufgeben zu können.<sup>42</sup> Ebenso ist die Aufforderung, man solle etwa Sprachspiele einfach auf sich wirken lassen, nur ein Ausdruck der Tatsache, daß Wittgenstein teilweise selbst nicht explizit machen kann, was der sachliche Ertrag seiner Analogien ist. Und das ist in der Tat oft nicht leicht. Es ist ein bekanntes Phänomen, daß man einen bestimmten Vergleich als geeignet empfindet, um einen Sachverhalt zu verstehen, ohne daß man sagen kann, worin genau der Vergleich besteht. Zwar drückt sich Wittgenstein teilweise so aus, als meine er, die Betrachtung einzelner Fälle bringe allein einen Erkenntniseffekt. Dies steht allerdings im Widerspruch dazu, daß er auch die Darstellung dieser Einzelfälle kommentiert und erläutert. Zudem, so wurde gezeigt, ist auch die falsche Annahme, die Bedeutung sei auf unendlich viele einzelne Fälle fragmentiert, und sie zu erklären könne folglich nur darin bestehen, die einzelnen Fälle zu beschreiben,<sup>43</sup> in systematischer Weise in andere Überlegungen eingebettet. Tatsächlich ist es möglich, einen großen Teil der prima facie theoriefeindlichen Äußerungen Wittgensteins als unzulängliche Beschreibung seiner Methode zu deuten. Dies gilt allerdings nicht für alle Äußerungen seines Selbstverständnisses. Die Gültigkeit meiner Deutung bleibt allerdings davon unbeeinträchtigt, daß er seine eigene Methode partiell falsch beschreibt. Tatsächlich gilt, daß man in den betrachteten Texten überzeugende Gedankengänge findet, in denen Wittgenstein nach der Methode vorgeht, die man in seiner Metaphilosophie beschrieben findet. Wie ich vorführen werde, findet man in Wittgensteins eigenen Ausführungen gute Belege dafür, daß man seine Bekundungen, er wolle auf Theorien, Erklärungen, Begründungen und Folgerungen verzichten, nicht zum Nennwert nehmen soll. Diese Lesart ist mit seinem tatsächlichen Vorgehen besser vereinbar als die Annahme, er wolle nichts erklären, begründen oder folgern, was einem Verzicht auf rationale Argumentation gleichkäme:

(1) Wenn er davon spricht, daß er keine Erklärungen geben will, so ist damit nur der Verzicht auf einen bestimmten Typ von Erklärung gemeint. Er lehnt es durchgängig ab, philosophische Fragen der Art »Was ist Denken?« über die Frage »Wie funktioniert es, wenn man denkt?« in Fragen der Art »Welche Prozesse oder Dinge, seien es physikalische, physiologische oder geistige, liegen dem Phänomen Denken zugrunde?« zu überführen. Und hiermit hängt ein eminent wichtiger Aspekt seiner Philosophie zusammen: Die Philosophie gibt keine Kausal- oder Instantiierungserklärungen und braucht aus diesem Grund auch keinen Apparat von Theorien und Entitäten wie die Naturwissenschaften. Wittgenstein spricht in diesem Zusammenhang oft von

---

<sup>42</sup>In diesem Sinne äußert sich Wittgenstein an der folgenden Textstelle: »Wenn ich einen philosophischen Fehler rektifiziere und sage, man hat sich das immer so vorgestellt, aber so ist es nicht, so zeige ich immer auf eine Analogie/so muss ich immer ... zeigen/, nach der man sich gerichtet hat, und, dass diese Analogie nicht stimmt./so muss ich immer eine Analogie aufzeigen, nach der man gedacht hat, die man aber nicht als Analogie erkannt hat.« (TS 213, p. 408 f.)

<sup>43</sup>Vgl. TS 213, p. 260, a: »Anderseits glaubt man, die Betrachtung ermangle ja der ... Allgemeinheit, die man ihr geben will, wenn sie nur für den einen (h: besonderen) Fall wirklich stimmt.«



Erklärungen eines Mechanismus.<sup>44</sup> Daß die Philosophie bei der Antwort auf solche Realisierungsfragen oder Fragen nach Kausalerklärungen nicht weiterhelfen kann, ist einleuchtend. Zudem setzt eine Antwort auf die Frage, wie Denken realisiert ist, eine Antwort auf die Frage voraus, was es bedeutet bzw. was man genau damit meint, wenn man von einem System sagt, daß es denkt.<sup>45</sup> Genau das sind die Fragen, die Wittgenstein beantwortet, indem er via Untersuchung des Gebrauchs der entsprechenden Wörter eine Analyse der entsprechenden Begriffe gibt. Daß die Annahme verfehlt ist, Wittgenstein wolle generell auf Erklärungen verzichten, erkennt man daran, wie häufig er davon spricht, man brauche eine Erklärung der Bedeutung oder die Erklärung eines Kalküls, wenn es darum geht, was die Bedeutung von Wörter und Sätzen ist.

(2) Theorien aufzustellen lehnt Wittgenstein in dem Sinne ab, daß er keine Theorien nach Art der Naturwissenschaft braucht, um die Bedeutung der Wörter einer Sprache zu analysieren.<sup>46</sup> Ebenso wenig kann eine Erklärung der Bedeutung dasselbe leisten wie eine empirische Theorie: Man kann mit ihrer Hilfe bestimmte Beobachtungen voraussagen, angeben, unter welchen Umständen man sie machen kann, und neue Tatsachen entdecken. Die Philosophie kann das nicht. Im Unterschied zur chemischen Analyse bringt die Bedeutungsanalyse keine verborgenen Dinge an den Tag.<sup>47</sup> Wenn Wittgenstein davon spricht, daß die Bedeutung nicht verborgen ist, so meint er damit, daß man implizit über sie verfügt und somit einfach nachprüfen kann, ob eine Bedeutungserklärung stimmt, indem man sein implizites Wissen explizit macht. Dieses Vorgehen ist grundlegend anders, als durch Induktion zu allgemeinen Aussagen zu kommen. Es ist kein Merkmal naturwissenschaftlicher Erklärungen, daß ihre Ergebnisse dann korrekt sind, wenn ihnen jeder zustimmt. So spricht es nicht gegen die Physik, wenn sie in vielen Erklärungen unserem Alltagswissen widerspricht.<sup>48</sup> Dagegen würde es eine Bedeutungsanalyse etwa des Wortes »Kühlschrank« diskreditieren,

---

<sup>44</sup>So schreibt Wittgenstein: »Aber wir fühlen, daß es uns nicht auf die Erklärung eines Mechanismus ankommen kann. . . . Wir wollen die Erklärung eines Kalküls hören.« (TS 213, p. 37, v, h) Eine Erklärung eines Kalküls ist, wie später in Abschnitt 7.5.1 deutlich werden wird, eine Erklärung der Bedeutung.

<sup>45</sup>Darauf weisen auch Backer und Hacker hin. (KBH2, p. 53)

<sup>46</sup>Vgl. TS 213, p. 100 f.: »Die Idee, Elementarsätze zu konstruieren (wie dies z. B. Carnap versucht hat), beruht auf einer falschen Auffassung der logischen Analyse. Sie betrachtet das Problem dieser Analyse als das, eine *Theorie* der Elementarsätze zu finden. (h: als seien Prinzipien der Mechanik zu finden.) Sie lehnt sich an das an, was in der Mechanik z.B. geschieht, wenn eine Anzahl von Grundgesetzen gefunden wird, aus denen das ganze System von Sätzen hervorgeht.«

<sup>47</sup>So charakterisiert Wittgenstein im Text seine eigene Ansicht aus dem *TLP* als falsch: »... ich dachte, die logische Analyse müsse verborgene Dinge an den Tag bringen (wie es die chemische und physikalische tut).« (TS 213, p. 101)

<sup>48</sup>Autoren wie Churchland, die den wissenschaftlichen Realismus vertreten, sind vielmehr der Meinung, daß es gegen die Existenz der von der Alltagssprache angenommenen Entitäten spricht, wenn sich damit verbundene Annahmen bei genauerer Beobachtung und im Lichte wissenschaftlicher Theorien als falsch erweisen. Beispiele für solche Fälle gibt er in Churchland 1979, p. 23, 25–36. Im Zuge dieser Überlegungen zeigt er, daß auch das Beobachtungsvokabular der Sprache vor solchen begrifflichen Revisionen nicht gefeit ist (vgl. Churchland 1979, p. 36–41). Den locus classicus für solche Überlegungen bilden bekanntermaßen die Schriften von Quine, der die Auffassung vertritt, daß ontologische Fragen durch wissenschaftliche Theorien entschieden werden.

wenn sie als Ergebnis die Feststellung hätte, daß das Wort »Kühlschrank« in Wahrheit eine seltene Tierart bezeichnet. Wir wissen als kompetente Sprecher, daß das falsch ist, wie wir wissen, daß das Wort »Palme« sich auf Pflanzen bezieht. Allerdings findet bei dem Unternehmen, einen Begriff explizit zu machen, ein Ausgleich zwischen unserer Kenntnis paradigmatischer Fälle der Anwendung dieses Begriffs und der Folgerungsstruktur statt, in der wir den Begriff plazieren. Manchmal sind wir von bestimmten Folgerungen so sehr überzeugt, daß wir die Annahme aufgeben, ein bestimmter Fall sei, wie wir ursprünglich glaubten, paradigmatisch für das Zutreffen eines Wortes. Typisch hierfür ist etwa das Ergebnis, daß das Verstehen eines Satzes kein introspektiv zugänglicher, durch seine qualitativen Eigenschaften bestimmter geistiger Vorgang ist. Diese Sicht ist ursprünglich so plausibel, weil das Verstehen ein typischer Fall eines introspektiv zugänglichen geistigen Vorgangs zu sein scheint. Sie erweist sich allerdings als unhaltbar, wenn man die überzeugende Annahme macht, daß man ein Wort nur dann versteht, wenn man seine Bedeutung kennt. Die Kenntnis der Bedeutung ist eine Kompetenz und kann als solche kein Gefühl sein. Man erkennt bei der Betrachtung dieses Beispiels, wie wir bei dem Unternehmen, die implizite Bedeutung explizit zu machen, insofern zu neuen Ergebnissen kommen können, als wir nicht alle für ein Wort relevanten Folgerungen sofort überblicken. In manchen Fällen müssen wir nach einer gründlichen Untersuchung unsere Ausgangsmeinung modifizieren.

(3) Aus der Wahrheit von naturwissenschaftlichen Theorien kann man die Existenz bestimmter Entitäten folgern, die diese Theorie postuliert oder deren Beobachtung sie voraussagt. Das ist bei der Bedeutungsanalyse nicht möglich. Wittgenstein spricht davon, daß man aus einem Gleichnis keine Folgerungen ziehen kann. Aus einer naturwissenschaftlichen Erklärung kann man auch beobachtbare Sachverhalte folgern, die vorher unbekannt waren, und wenn die Theorie gut begründet ist, spricht sehr viel dafür, daß diese Sachverhalte tatsächlich bestehen. Wenn man, wie Wittgenstein im selben Zusammenhang ausführt, einen Satz mit einem Bild vergleicht, so muß man prüfen, wie weit die Analogie reicht. Man kann nicht einfach, weil ein Bild eine bestimmte Eigenschaft hat, folgern, daß Sätze sie auch haben, sondern muß jeweils einzeln prüfen, ob das so ist.<sup>49</sup> Der Vergleich hat eine heuristische Funktion, insofern er den Blick auf Eigenschaften von Sätzen lenkt, die vorher nicht aufgefallen sind. Zudem hat man es in der Philosophie nicht mit gefolgerten bzw. postulierten Entitäten wie Atomen, Wellen und Feldern zu tun. Mit Hilfe von naturwissenschaftlichen Erklärungen kann man auf bestimmte Entitäten schließen, wenn die Annahme ihrer Existenz ein Phänomen am besten erklärt. In der Philosophie postuliert man nicht in diesem Sinne verborgene Entitäten.

---

<sup>49</sup>Vgl. TS 213, p. 418: »(Ein Gleichnis gehört zu unserem Gebäude; aber wir können auch aus ihm keine Folgen ziehen; es führt uns nicht über sich selbst hinaus, sondern muss als Gleichnis stehen bleiben. Wir können keine Folgerungen daraus ziehen. So, wenn wir den Satz mit einem Bild vergleichen (wobei ja, was wir unter ›Bild‹ verstehen, schon früher/vorher in uns festliegen muss) oder, wenn ich die Anwendung der Sprache mit der, etwa, des Multiplikationskalküls vergleiche. Die Philosophie stellt eben alles bloss hin und erklärt und folgert nichts.)«

Der Gedanke Wittgensteins, daß man es bei der Bedeutungsanalyse nicht mit allgemeinen Prinzipien zu tun habe, ist allerdings falsch. Der Versuch, die Philosophie auf diese Art von den Naturwissenschaften zu unterscheiden, resultiert aus einem gedanklichen Fehler Wittgensteins. Sicher sind die Regeln, nach denen Wittgenstein Wortbedeutungen betrachtet, nicht in dem Sinne allgemein, daß sie wie die Annahmen des *TLP* der Alltagssprache einfach übergestülpt werden. Wenn damit allerdings gemeint ist, daß es keinerlei allgemeine Prinzipien gibt, die bei der Bedeutungserklärung angewendet werden, so ist das falsch. Diese Sicht der Dinge ist der Ausdruck Wittgensteins verfehlter Abneigung gegen Abstraktionen und Verallgemeinerungen und der damit verbunden Vorliebe für den Einzelfall, die dem Leser inzwischen hinreichend bekannt ist.

(4) Die Ablehnung von Begründungen bedeutet, daß Wittgenstein den tatsächlichen Gebrauch der Sprache nicht begründet. Es gibt, so ist seine Auffassung, nichts zu begründen. Dabei stützt er sich auf folgende Überlegung: Er geht von der Feststellung aus, daß es Sätze in einer Sprache gibt, daß diese Sätze eine jeweils bestimmte Bedeutung haben und daß die Sprecher der Sprache diese kennen. Das Paradigma für bedeutungsvolle Sätze sind die Sätze, die jeder Sprecher der deutschen Sprache kennt.<sup>50</sup> Wenn wir überzeugt sind, daß die Sätze unserer Sprache Bedeutung haben, so ist das nicht wie ein Scheck, der so lange ungedeckt ist, bis nachgewiesen ist, daß sie bestimmten allgemeinen Prinzipien entsprechen. Dies war Wittgensteins Ansicht im *TLP*. Ein weiterer Aspekt des Gedankens, die Sprache müsse begründet werden, ist die Annahme, die Sprache müsse ein Fundament haben, das ihren Kontakt zur Welt sicher stellt. Die Sprache gründet nicht in dem Sinne in etwas, daß bestimmte Wörter, etwa solche, die Empfindungen oder sichtbare Gegenstände bezeichnen, oder vorsprachliche Gesten die Verbindung der übrigen Sprache zur Realität sicherstellen. Wenn man verstanden hat, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke in ihrem Gebrauch in der menschlichen Verständigung besteht, dann ist offensichtlich: Worte sind qua Gebrauch immer in die Welt eingebunden, und man braucht keine besonderen Zeichen, die einen Grund der Sprache bilden und so die Verbindung zur Welt sicherstellen.

---

<sup>50</sup>So stellt Wittgenstein fest: »Ueber die Sprache (h: des Alltags) sind nicht mehr Skrupel (h: Bedenken) berechtigt, als ein Schachspieler über das Schachspiel hat, nämlich keine.« (TS 213, p. 73) Denn es gilt: »Ich muss mit der Unterscheidung von Sinn und Unsinn *anfangen*. Vor ihr ist nichts möglich. Ich kann sie nicht begründen.« (TS 213, p. 79) Das bedeutet im Kontext: Es ist zu klären, worin der Sinn bestimmter Wörter und Sätze besteht. Daß sie Sinn haben, steht außer Frage. Denn das Paradigma sinnvoller Sätze sind die Sätze, die Sprecher üblicherweise gebrauchen: »Die logische Analyse ist die Analyse von etwas, was wir haben, nicht von etwas, was wir nicht haben. Sie ist also die Analyse der Sätze *wie sie sind*. (Es wäre seltsam, wenn die menschliche Gesellschaft bis jetzt gesprochen hätte, ohne einen richtigen Satz zusammenzubringen.)« (TS 213, p. 260, a) Und deshalb behauptet Wittgenstein: »Die Untersuchung der Grammatik ist im selben Sinne fundamental, wie wir die Sprache fundamental – etwa ihr eigenes Fundament – nennen können.« (TS 213, p. 412 f.) Im übrigen muß man in diesem Zusammenhang auf die Textstelle hinweisen, an der Wittgenstein die Struktur der Sprache mit der Lage eines freischwebenden Planeten vergleicht (TS 213, 540 f.). – In seiner Deutung der entsprechenden Textstelle der *PU* (*PU*, 124) deutet v. Savigny Wittgensteins Absage an eine Begründung der Sprache als den Verzicht auf Sprachreformen. (*SKI*, p. 170)

Es ist damit deutlich geworden: Wittgenstein lehnt Theorien, Erklärungen, Folgerungen, Begründungen nur in einem sehr speziellen Sinne ab. Insbesondere hat er in keiner Weise etwas dagegen, in umfassenden Argumentationen Erklärungen der Bedeutung zu geben, sie zu begründen und daraus bestimmte Folgerungen zu ziehen. Abgesehen von bestimmten Eigenheiten seiner Argumentation, die ich oben skizziert habe, argumentiert Wittgenstein im herkömmlichen Sinne. Man kann seine Beschränkung auf einen bestimmten Erklärungstypus, nämlich den der Bedeutungserklärung, seine Vorliebe für Beispiele und Bilder sowie seinen Hang zur Betrachtung von Einzelfällen zu einer besonderen philosophischen Methode stilisieren, wie er es auch selbst teilweise tut. In Anbetracht der Sachlage halte ich das allerdings für übertrieben, zumal es falsche Erwartungen weckt, Wittgensteins Vorgehen so zu charakterisieren, statt zu verdeutlichen, was er argumentativ leistet. Eine Konzentration auf die argumentativen Strukturen in Wittgensteins Überlegungen ist vor allem auch aus therapeutischen Gründen notwendig: Im Rahmen der verbreiteten humanistischen Lesart Wittgensteins wurden die Idiosynkrasien seines Denkens zur Genüge betont, während die rationale, diskursive und konstruktive Seite nicht nur zu kurz kam, sondern teilweise ganz geleugnet wurde (vgl. die Äußerungen von Baker, Abschnitt 3.1). Vor dem Hintergrund dieser Rezeption halte ich es für wichtig, die argumentativen Strukturen in seinen Ausführungen ins rechte Licht zu rücken.

### 3.12 Wittgensteins Metaphilosophie in der Literatur

Wenn man die Frage bejaht, ob Wittgenstein eine philosophische Theorie wie etwa eine bestimmte Theorie sprachlicher Bedeutung vertritt, so sieht man sich auf den ersten Blick einer geschlossen erscheinenden Phalanx von Autoren gegenüber, die diese Sicht ablehnen. Zur ihr gehören, Arrington (Arrington 1990, p. 220), Baker (Baker 1992, p. 129–131), Baker und Hacker (*KBHI*, p. 520, p. 544), Blinky (Blinky 1973, p. 168, 191), Bogen (Bogen 1972, p. 213), Genova (Genova 1995, p. 128), Haller (Haller 1992, p. 79, p. 83), Hallet (Hallet 1977, p. 44 f.), Kemmerling (Kemmerling, 1992, p. 99), Kenny (Kenny, 1984, p. 59), Rochester (Rochester 1978, p. 17–22), Schulte (Schulte 1989, p. 142), Vossenkuhl (Vossenkuhl 1995, p. 17, p. 302 ff.). Entsprechend spricht v. Savigny von der weit verbreiteten Meinung, »man tue den Schriften des Nachlasses Unrecht, wenn man sich nicht darauf beschränke, sie aus ihrem therapeutischen Bemühen um die Denkfähigkeit des Lesers heraus zu verstehen« (v. Savigny 1996 p. 8). Ähnlich präsentiert sich die Lage im Hinblick auf die Frage, ob Wittgenstein in der Philosophie etwas erklären wolle. So schreibt v. Savigny: »Fast unisono betet die Literatur die Litanei herunter, Wittgenstein habe Erklärungen aus der Philosophie verbannen wollen« (ebenda, p. 256), und in seiner Deutung von *PU*, 109, einer der Hauptquellen für die Verbreitung dieser Meinung: »Der Satz über Erklärung und Beschreibung ist ein besonders gequältes Opfer der Unsitte, Sätze aus dem Zusammenhang zu reißen« (*SKI*, p. 162). Wenn der an einer systematischen Rekon-

struktion Wittgensteins interessierte Leser in Anbetracht seiner scheinbar isolierten Lage die Literatur gründlicher studiert, so erkennt er allerdings, daß sich im Lager derer, die die Ansicht vertreten, Wittgenstein habe keine Theorien und Erklärungen, unterschiedliche Parteien tummeln. Außerdem sollte man nicht die kleine Gruppe derer außer acht lassen, die kein generelles Theorieverbot bei Wittgenstein zu sehen meinen.

Hardcore-Vertreter des theoriefeindlichen Lagers sind Baker und Arrington. Baker ist, wie ich oben skizziert habe, ein Anhänger der humanistischen Lesart Wittgensteins (vgl. Abschnitt 3.1). Nach Arrington können »grammatische Bemerkungen«, so nennt er die Ergebnisse von Wittgensteins Überlegungen, nicht allgemeiner sein als unser Alltagswissen von der Sprache. Sie sind keine Wahrheiten, sondern Mittel der Therapie (Arrington 1990, p. 220).<sup>51</sup> Rochester vertritt eine therapeutische Konspirationstheorie (Rochester 1978, p. 17–22), derzufolge Wittgenstein nicht linear schreibt, weil sich jeder selbst seinen Weg durch die Probleme kämpfen muß. Noch drastischer drückt sich Blinkley<sup>52</sup> aus:

... the aim of thinking for Wittgenstein, as for a whole tradition of pre-Cartesian philosophy, is more akin to perceiving perspicuously than judging correctly. (Blinkley 1973, p. 168)

Philosophy is a kind of poetry whose aim is to stimulate thought, not to elicit assent. ... The achievement is a vision of how things fit together, and the way to the vision is to look again and again at items in numerous backgrounds. (Blinkley 1973, p. 191)

Genova spricht von einer besonderen Art des Sehens und beschreibt Wittgensteins Vorgehen folgendermaßen:

He is best seen as a performing artist playing language. (Genova 1995, p. 128)

Ohne sich derart radikal auszudrücken, betont Vossenkuhl die Tatsache, daß für Wittgenstein Philosophie eine Tätigkeit ist, der es um Übersicht und Klarheit geht (Vossenkuhl 1995, p. 302 ff.), und daß es dabei eine besondere Evidenz für jede Antwort gibt (ebenda, p. 17), Haller nennt als Ziel des Philosophierens Wittgensteins »Klarheit um ihrer selbst willen« (Haller 1992, p. 79) und als Methode die genaue Betrachtung des Einzelfalls (ebenda, p. 83), Kenny spricht von einer Praxis, die jeder selbst ausführen muß (Kenny 1984, p. 59). Bogen (Bogen 1972, p. 213) und Luckhardt (Luckhardt 1991, p. 266) weisen auf den therapeutischen Aspekt des Philosophierens von Wittgenstein hin. Watzka sieht bei Wittgenstein ein »theoriefreies Konzept von Sprachkritik« (Watzka 2000, p. 17).

Demgegenüber stellt Schulte (Schulte 1989, p. 136 f.) klar, daß sich Wittgenstein nur gegen einen bestimmten Erklärungstyp, den der naturwissenschaftlichen Erklä-

---

<sup>51</sup>Beermann nennt die Position, derzufolge es Wittgenstein »in letzter Instanz um Therapie« gehe, treffend »therapeutivistisch« (Beermann 1999, p. 47 f).

<sup>52</sup>Den Hinweis auf diese beiden Autoren verdanke ich Hilmys Darstellung. Wie oben erwähnt, setzt er sich in Hilmy 1987, p. 15–25, ausführlich mit den Vertretern der Annahme auseinander, Wittgenstein habe aus speziellen therapeutischen Gründen eine besondere Art des Schreibens und der Gedankenführung entwickelt.

rung, wendet (ebenso auch Cook 2000, p. 31), allerdings nichts dagegen hat, durch Zusammenstellung von Bekanntem Klarheit zu schaffen. Hilmy spricht zwar nicht positiv von Wittgensteins Theorie, sondern von »Wittgenstein's ›later‹ Denkweise« (vgl. etwa Hilmy 1987, p. 39), schreibt allerdings klar, daß Wittgenstein nur naturwissenschaftliche Erklärungen der Bedeutung im Sinne von Odgen und Richards sowie Russell ablehnt (Hilmy 1987, p. 191 ff.). Zurückhaltend, allerdings gegenüber der Möglichkeit einer rekonstruktiven Auseinandersetzung mit Wittgenstein aufgeschlossen, äußert sich Bambrough. Er spricht im Hinblick auf die Texte des späten Wittgenstein von »patterns and structures exhibited by his mosaic of examples« (Bambrough 1974, p. 129). Eine Sonderstellung nimmt Kemmerling ein, weil er Wittgenstein nicht mit dem Hinweis auf einen besonderen therapeutischen Stil eine Theorie sprachlicher Bedeutung abspricht, sondern mit der Begründung, seine Überlegungen seien, was den konstruktiven Aspekt sprachlicher Bedeutung angeht, defizitär: Es gelinge Wittgenstein nicht, so Kemmerling, zu erklären, was den Gebrauch von Zeichen als Zeichen kennzeichnet (Kemmerling 1992, p. 99) und was sprachimmanente von -externen, bzw. wie Kemmerling sie nennt, sprachtranseunten Zwecken unterscheidet (Kemmerling 1992, p. 108–110).

Die Position von Baker und Hacker ist nicht eindeutig bestimmt. Ihr sprachliches Lavieren zeigt, ohne daß sie es zu bemerken scheinen, in typischer Weise die Probleme, die auftreten, wenn man der reinen Lehre treu bleiben und dennoch die Ansicht vertreten will, daß man bei Wittgenstein interessante philosophische Ergebnisse findet. So drücken sie sich auf der einen Seite so aus, als lehne Wittgenstein lediglich naturwissenschaftliche Erklärungen in der Philosophie ab, wie die zunächst folgende Textstelle zeigt, trennen das allerdings nicht deutlich von der humanistischen Lesart, was am Ende der zweiten Textstelle gut sichtbar ist:

But an *Übersicht* in philosophy, unlike that of science (*PU*, 109), is *not* a matter of theory construction, *not* a search for unifying paradigms leading to fruitful hypotheses. It is a grammatical investigation, not a quest for *explanation* in the form of model-building. We are not trying to explain phenomena or discover new facts by hypothetico-deductive means, but to understand our form of representation *as it is*. So our method is *descriptive* and our puzzlement is to be dissolved by a correct arrangement of what we already know. (*KBH1*, p. 520)

Diese Beschreibung kann offensichtlich so verstanden werden, als habe sie Ähnlichkeiten mit meiner Deutung, hat allerdings so, wie Baker und Hacker den Begriff der übersichtlichen Darstellung auslegen, Züge, die ich für unverständlich halte. So schreiben sie:

Consequently, the outcome of a surviue of a segment of grammar is not a *theory* (a »theory of truth« or a »theory of the mind« in philosophy is nonsense) nor an *explanation* (of why there are so-and-so many primary colours). Nor are any novel truth claims made (only idols are destroyed). Rather we obtain understanding, not discoveries, insight, not information, clarity, not novelty. (*KBH1*, p. 545)

Baker und Hacker begründen das damit, daß die Philosophie die Regeln der Sprache feststellt und daß es keine Regeln gibt, die die Sprecher nicht kennen (vgl. »Rules must be more or less transparent to the participants in a rule-governed practice« (KBH2, p. 63)). Das Problem, daß wir die Regeln erst explizit machen müssen, versuchen Baker und Hacker zu lösen, indem sie das Ziel so beschreiben: »to reveal familiar, but unnoticed differences« (KBH1, p. 487). Eine *übersichtliche Darstellung* der Regeln der Sprache erhält man durch »examining intermediate cases, tracing links, exploring analogies and disanalogies« (KBH1, p. 489). Allerdings gestehen sie zu, daß man mehr tun kann, als Einzelfälle aufzulisten. Unter der Überschrift »The flatness of philosophical grammar« (KBH2, p. 22) schreiben sie:

Wittgenstein's »grammatical remarks« fall into two categories: The first are evident truisms concerning our use of expressions ... (KBH2, p. 23)

Sie nennen dann einige Einzelfallbeispiele.

The second do not purport to be truisms and are often taken to express philosophical theses ... (KBH2, p. 23)

Baker und Hacker nennen in diesem Zusammenhang etwa Wittgensteins Erkenntnis, daß innere Vorgänge äußerer Kriterien bedürfen, und fahren dann im Gedankengang fort:

But to concede that these are not indisputable truisms is not to cast them in the role of explanations. They are rather intended to play the role of synoptic descriptions, i. e. of drawing together and interrelating a myriad of truisms in a single Übersicht. (KBH2, p. 23)

Sicher bemerkt der Leser, mit welchen sprachlichen Windungen Baker und Hacker die Feststellung zu vermeiden suchen, daß Wittgenstein allgemeine philosophische Thesen aufstellt, was sie ihm de facto zuschreiben. Hinter den Begriffen der synoptischen Darstellung oder der Übersicht verbergen sich All-Sätze, die keine sein sollen. Offensichtlich haben Baker und Hacker dennoch ein ungutes Gefühl bei solch verkappter Häresie, und so mildern sie die Rolle ab, die solche »synoptischen Beschreibungen« in Wittgensteins Philosophie spielen:

There are no arguments *from* grammatical propositions in his work ... Instead such propositions appear only as the coda of reasoning, the whole of which is presented independently of these observations. ... quite literally nothing hangs on them. They promote insight and express survivals of complex networks of concepts, but they are ex officio disqualified from any part in »explanatory deductions« in philosophy. (KBH2, p. 23)

Der erste Satz der Textstelle ist, das möchte ich kurz bemerken, falsch: So ist die im TS 213 von Wittgenstein als Prämisse gebrauchte Annahme, daß es eine Sprache geben kann, in der nur Fragen und die Antwort »ja« und »nein« vorkommen (TS 213, p. 208), nur durch eine allgemeine Bestimmung dessen, was Sprache ausmacht, zu begründen. Dasselbe gilt für die von ihm stillschweigend gebrauchte Voraussetzung, daß es sich bei dem einfachen Spiel mit den Worten »Licht« und »finster« um eine

Sprache handelt. Das Entsprechende trifft in den *PU* für die Annahme zu, daß die einfachen Sprachspiele Fälle wirklichen Sprachgebrauchs sind. Daß Wittgenstein allgemeine Aussagen als Prämissen verwendet, ist allerdings kein Nachteil. Außer einer dogmatischen Ablehnung von allgemeinen Aussagen gibt es keinen guten Grund, so etwas nicht zu tun. Allerdings ist offensichtlich, daß sich Baker und Hacker bemühen, Wittgensteins Ablehnung allgemeiner Behauptungen nachzuvollziehen. So schreiben sie an anderer Stelle über allgemeine grammatische Sätze:

To be sure, these are all »grammatical« truths and strictly illegitimate, as where the propositions of the *Tractatus*. But their occurrence serves to dispel the confusion of the view that Wittgenstein rules out generalization. (*KBHI*, p. 489)

Nehmen wir also an, eine übersichtliche Darstellung vermittele die Kenntnis allgemeiner grammatischer Sätze, und ignorieren wir die nur schwer zu begründende Meinung, solche Sätze seien illegitim, so bleibt dennoch eine Frage zu beantworten: In welcher Weise unterscheiden sich übersichtliche Darstellungen von schlichten Verallgemeinerungen oder Disjunktionen? Betrachten wir dafür noch, wie Baker und Hacker etwa versuchen ein besonderes philosophisches Verstehen namhaft zu machen und auf diese Weise den Begriff der übersichtlichen Darstellung mit Inhalt zu füllen:

To obtain a surview is a positive achievement, a mark of successful performance of an activity ... What it produces is a distinctive type of understanding – hence just as ordinary understanding of language has criteria and is connected with explanation – so too is the philosophical understanding that consists of achieving a surview. (*KBHI*, p. 544)

Baker und Hacker bemühen sich dann zu erklären, inwiefern der Philosoph nur auf die Regeln zurückgreifen kann, die jeder Sprecher kennt, und dennoch ein besonderes Verstehen erreichen kann. Schließlich betonen sie immer wieder, daß es keine Regeln gibt, die die Sprecher nicht kennen:

Of course philosophical understanding does not tell us what we mean by the language we speak. (*KBHI*, p. 544)

Vielmehr leistet der Philosoph »a systematic arrangement of our common explanations of meaning« (*KBHI*, p. 544). Baker und Hacker sprechen von einem Verstehen des Verstehens und versuchen dann, wie sie es ausdrücken, den »tiefen Aspekt« der Sache zu erfassen:

When we have an *Übersicht* we not merely see the world *by means* of the network of language, but we see the world through ... language. (*KBHI*, p. 544)

Sie nennen dann drei Kriterien für philosophisches Verstehen:

- (1) »the successful elucidatory activity of untying knots in our understanding and resolving philosophical perplexity« (*KBHI*, p. 544)
- (2) »the skill manifest in marshalling analogies, disanalogies, and ... intermediate cases that will illuminate the network of our grammar« (*KBHI*, p. 544)



- (3) »above all, clarity and perspicuity in *description* of those grammatical articulations which ... produce ... ghastly distortions, monstrous shapes, or illusory echoing depths« (*KBHI*, p. 544)

Zur Erklärung des Begriffs eines besonderen philosophischen Verstehens, das in einer besonderen Übersicht bestehen soll, ist dieser Gedankengang offensichtlich nicht geeignet. Er ist zirkulär. Auf die Frage, wie man philosophische Probleme löst, erhält man die Antwort, durch eine übersichtliche Darstellung oder eine Übersicht. Diese wiederum werden nur dadurch gekennzeichnet, daß sie philosophische Probleme lösen und Klarheit schaffen, indem Analogien, Disanalogien und Zwischenglieder präsentiert werden. Man kann so nicht erfahren, worin die besonderen Merkmale einer übersichtlichen Darstellung liegen, und das ist nicht erstaunlich.

Meiner Meinung nach ist der Gedanke einer übersichtlichen Darstellung, soweit er verständlich ist, in mehrfacher Weise falsch und nur von Wittgensteins falscher Hemmung zu verallgemeinern motiviert. Zunächst kann man keine Übersicht über den Gebrauch von Worten und Sätzen geben, ohne All-Sätze bzw. Disjunktionen von All-Sätzen zu verwenden. Das berücksichtigen auch Baker und Hacker, allerdings ohne das explizit zu machen, und gebrauchen deshalb Tarnbegriffe wie den der synoptischen Übersicht. Der Gedanke, man könne einige Einzelfälle nennen und diese durch die Zusatzinformation, daß die anderen so ähnlich sind, vervollständigen (so *KBHI*, p. 76 und p. 85), ist zwar richtig, allerdings nur dann, wenn man zur Spezifikation der Ähnlichkeit *die* Allgemeinbegriffe voraussetzt, deren Bedeutung durch die übersichtliche Darstellung erst erklärt werden soll. Indem Baker und Hacker wie Wittgenstein visuelle Metaphern für Erkennen bevorzugen, verkennen sie, daß auch sprachliche Tatsachen nicht selbst-beschreibend sind. Es genügt nicht, nur hinzuschauen, oder wie es der Gedanke der übersichtlichen Darstellung suggeriert, nur einzelne partikuläre Sachverhalte zu beschreiben, ohne ihre logischen Verbindungen zu anderen realen und möglichen Sachverhalten zu berücksichtigen. Der Gedanke, daß dies überhaupt möglich ist, ist der Ausdruck eines veralteten Wissenschaftsverständnisses. Nicht umsonst berufen Baker und Hacker sich auf Goethe (*KBHI*, p. 520). Die berechtigte Forderung, daß man Fakten sauber botanisieren muß, ehe man verallgemeinert, ist etwas anderes als die Annahme, man könne den Einzelfall als reinen Einzelfall beschreiben oder man dürfe nicht verallgemeinern. Dies gilt insbesondere für sprachliche Tatsachen: Unser Wissen vom Einzelfall ist immer schon allgemein. Insofern wir einen Satz der Form » $x$  ist  $P$ « gebrauchen, subsumieren wir  $x$  unter einen Begriff, den wir potentiell unendlich oft anwenden können. Wir wissen in solchen Fällen, welche Merkmale von  $x$  relevant und welche irrelevant dafür sind, daß  $x$   $P$  ist. Zudem haben wir eine Menge allgemeines Wissen von sprachlichen Tatsachen, die das betreffen, was wir ausschließen, wenn wir annehmen, daß  $x$   $P$  ist, wie etwa daß das Wort »Pflanze« keine Lokomotiven bezeichnet. Damit möchte ich nicht leugnen, daß Wittgenstein sich oft so äußert, als ob die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke fragmentiert und auf partikuläre Fälle relativiert sei, allerdings ist es die Aufgabe eines Interpreten, darauf hinzuweisen, daß das falsch ist und zudem im Widerspruch dazu steht, daß Wittgen-

stein grammatische Sätze und Feststellungen wie die, daß Verstehen kein Zustand ist, nicht auf Kontexte relativiert.

Daß Baker und Hacker solche Fehler bei Wittgenstein nicht bemerken und sich mit ihnen folglich nicht systematisch auseinandersetzen, hat, so meine ich, denselben Grund, wie ihr häufiger Rückgriff auf emphatische Begriffe wie »Verstehen«, »Einsicht« oder »Klarheit« sowie ihre Wasch-mich-aber-mach-mich-nicht-naß-Strategie, die sich in Begriffen wie dem der synoptischen Übersicht ausdrückt. Es fehlt an Distanz zu Wittgenstein. Seine Art der Gedankenführung ist, wie ich gezeigt habe, teilweise in sich widersprüchlich, die eigenen Beschreibungen seiner Methode nicht immer zutreffend. Deshalb muß der Versuch, ihm dabei zu folgen, zu verschlungenen, dunklen Formulierungen führen, die, wenn man sie auflöst, falsche Gedankengänge ausdrücken. Und deswegen sind in den Kommentaren von Baker und Hacker wirklich überzeugende Überlegungen immer wieder mit falschen Argumenten durchsetzt, so daß sie zwar de facto zugestehen, daß Wittgenstein zu allgemeinen Annahmen über die Grammatik kommt, allerdings immer wieder auf die humanistische Lesart zurückfallen, wie etwa an der folgenden Textstelle:

The »explanations« of philosophy, however are »explanations by description«. The correct description of our linguistic practices will show where and why we have gone wrong in our philosophising, reveal how we generated confusion and nonsense. (*KBH1*, p. 478 f.)

Weil auch v. Savigny sich positiv zum Gedanken der Erklärung durch Beschreibung äußert (*SKI*, p. 163), halte ich eine kurze Bemerkung dazu für angebracht: Zunächst einmal ist diese Behauptung in einem Sinne trivial: Man kann Dinge nie anders erklären als durch Beschreibung. Schließlich kann man auch die Formulierung eines Gesetzes als eine allquantifizierte Beschreibung auffassen. So ist diese Spezifikation weniger informativ als die Behauptung, daß Wittgenstein empirische Erklärungen ablehnt. Zudem gibt es bereits in der Umgangssprache keine wirklich scharfe Trennung zwischen Erklärung und Beschreibung. Die Idee einer reinen Beschreibung, die in einer Weise auf den Einzelfall bezogen ist, ohne ihn qua Beschreibung bereits mit anderen Fällen unter einen Begriff zu subsumieren, und das verwässert die Unterscheidung von der einen Seite, ist eine positivistische Fiktion. Dasselbe gilt, und das unterminiert die Unterscheidung von der anderen Seite, für die Idee eines wirklich präzisierbaren Erklärungsbegriff in der Wissenschaftstheorie, in der pragmatische Ansätze im Zuge der Kritik am H-O-Modell eine wichtige Rolle spielen. In diesem Sinne kann jede Beschreibung im entsprechenden Zusammenhang die Funktion einer Erklärung haben. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, wie uninformativ die Behauptung ist, Wittgenstein erkläre durch Beschreibungen.

Nicht leicht zu verstehen ist v. Savignys Position zu dem Thema. Sie ist in sich widersprüchlich. Er beginnt zwar seinen Kommentar zu den *PU* mit der Feststellung, daß Wittgenstein dort zwei Thesen begründen will (*SKI*, p. 9), das Buch »Der Mensch als Mitmensch« mit der Bemerkung, daß man in den *PU* »überraschende und wohl-

begründete philosophische Gedanken« (v. Savigny 1996, p. 8) findet, und setzt sich dort explizit von der Meinung ab, »man tue den Schriften des Nachlasses Unrecht, wenn man sich nicht darauf beschränke, sie aus ihrem therapeutischen Bemühen . . . zu verstehen«. Bei seiner Rekonstruktion von Wittgensteins Auffassung intentionaler Zustände fällt er dann allerdings hinter dieses Bekenntnis zurück und spricht sich mit dem Hinweis darauf, daß »es sich nicht um eine Theorie handelt, sondern um einen Vorschlag«, dafür aus, »seelische Sachverhalte als Muster gewisser Art anzusehen« (v. Savigny 1996, p. 172). Was seinen Umgang mit der Frage angeht, ob Wittgenstein eine Theorie der Bedeutung hat bzw. ob und wie Wittgenstein die Bedeutung von Worten und Sätzen erklärt, ist v. Savignys Position zwiespältig. So schreibt dieser zwar in seiner Deutung von *PU*, 109 (*SKI*, p. 162) und in v. Savigny 1996, p. 255–268, daß Wittgenstein nur einen bestimmten Typ der Erklärung ablehnt, den er in *SKI* als das Postulieren von Sachverhalten kennzeichnet. In v. Savigny 1996 umgrenzt er das »Feld« der Erklärungen, die »Wittgenstein in *PU*, 109 verbieten will« (ebendort, p. 257), so: »kausale und funktionale, theoretische und dispositionale Erklärungen, Erklärungen fürs Zustandekommen und solche mit dem Ziel von Rechtfertigungen« (ebendort, p. 257). Seine Einteilung in Erklärungen, die auf die Frage »Wie geht das?«, und solche, die auf die Frage »Wie kommt das?« antworten (ebenda, p. 267 f.), läuft, soweit sie verständlich ist, auf die zwischen begrifflichen und empirischen Fragen heraus, obwohl v. Savigny diese Formulierung vermeidet. Andererseits beraubt er die Erklärung der Bedeutung von Allgemeinbegriffen der Funktion, die für eine Erklärung der Bedeutung zentral ist. Wie ich in Abschnitt 7.9 darstelle, ist v. Savigny der Auffassung, daß es nicht mit Kriterien begründet werden kann, ob ein Wort wie »Pflanze« auf einen Gegenstand zutrifft (*SKI*, p. 116, v. Savigny 1996, p. 109). Bei seiner Deutung von *PU*, 126 (» . . . Da alles offen daliegt, ist auch nichts zu erklären . . . «) nähert sich v. Savigny dann dem Fehler an, den ich gerade bei Baker und Hacker vorgeführt habe, ich meine den Gedanken, eine Erklärung sei eine übersichtliche Darstellung. So erkennt er zwar, daß das »Zusammentragen von Erinnerungen . . . mehr als bloßes Hinschauen auf offen Daliegendes« (*SKI*, p. 173) erfordert, und spricht von einem »unausdrücklichen Theoretisieren« Wittgensteins. Dieses Theoretisieren führt er dann auf zwei vollkommen unterschiedliche Arten aus: Da ist einmal seine Rekonstruktion von seelischen Sachverhalten als Muster aus dem Verhalten der betreffenden Person und dem Verhalten anderer Menschen sowie aus den räumlichen und zeitlichen Begleitumständen (v. Savigny 1996, p. 172). Sie ist mit allen Problemen behaftet, die man sich einhandelt, wenn man versucht, allgemeine Begriffe nach dem Modell der Familienähnlichkeit zu konzipieren und eine übersichtliche Darstellung von Fällen zu geben. Typisch hierfür ist, daß v. Savigny Wittgensteins Diskussion des Lesens in *PU*, 156–179 überzeugend findet. So schreibt er: »Dafür, ob jemand mit einer Äußerung liest, sind Begleitumstände jeder Art wesentlich. Keiner von ihnen ist unentbehrlich, vorausgesetzt, andere sind vorhanden; daß jeder ersetzbar ist, darf nicht so verstanden werden, daß keiner fürs Lesen charakteristisch wäre, so daß alle zugleich entbehrlich wären.« (v. Savigny 1996, p. 188) Wenn die begriffliche Bestimmung des

Lesens wirklich derartig verwaschen wäre, dann könnte man in keinem Fall begründen, warum jemand liest. V. Savigny nimmt das in Kauf und bemerkt nicht, daß es falsch ist. Tatsächlich kann man leicht erkennen, daß es klare notwendige Bedingungen dafür gibt, ob eine Person liest: Die Objekte, die gelesen werden, müssen Zeichen sein, für die es Ausspracheregeln gibt. Diese muß die Person kennen und den Zeichen systematisch zuordnen. Dafür ist es notwendig, daß sie etwas sieht oder im Fall der Blindenschrift tasten kann. Die Details der Fehler von Wittgensteins Analyse des Lesens im *Brown Book*, die große Ähnlichkeiten mit der in den *PU* aufweist, werde ich in Abschnitt 8.2.8.3 vorführen. Zudem, und das ist ein weiterer Fehler, verkennt v. Savigny, daß die Annahme, die Einzelheiten seien bekannt und nur die Zusammenhänge müßten gefunden werden, falsch ist, weil das Wissen vom Einzelfall bereits allgemein ist. Weiterhin kann v. Savigny nicht erklären, warum sprachliche Tatsachen aufgrund ihrer Offensichtlichkeit nicht bemerkt werden. Der Hinweis, daß die Gewohnheit das Bemerkten verhindert (*SKI*, p. 174), erklärt offensichtlich zu viel. Ein großer Teil der uns vertrauten Gegenstände der Alltagswelt entgeht nicht deswegen unserer Aufmerksamkeit, weil wir so oft darauf sehen. Weil v. Savigny übersieht, daß unser implizites Wissen bereits in der Kenntnis von Einzelfällen allgemein ist, versucht er, und das ist der zweite Zug seines Theoretisierens, indem er Sprachspiele als logische Einheiten benutzt, die Bedeutung von Worten und Sätzen aus der Perspektive einer radikalen Übersetzung (vgl. v. Savigny 1996, p. 51) im Rahmen einer semantischen Theorie (v. Savigny 1996, p. 68 f.) zu konzipieren. Damit trägt er der zentralen Intention Wittgensteins, daß die Bedeutung von Worten und Sätzen den Sprechern implizit bekannt ist, nicht Rechnung. Denn das bedeutet mehr, als daß die Sprecher durch ihr Verhalten die Bedeutung konstituieren. Im Vergleich zu Baker und Hacker, so kann man zusammenfassend bemerken, ist v. Savigny also in gewisser Hinsicht theoriefreundlicher, allerdings in anderer Hinsicht noch näher am Gedanken einer Erklärung durch Beschreibung von Fällen, insofern er die Annahme streicht, Erklärungen von Allgemeinbegriffen könnten als Begründungen gebraucht werden. Beide Interpretationen verfehlen letztlich aufgrund übergroßer Nähe zu Wittgenstein den zentralen Aspekt seines Vorgehens. Der Gedanke, daß unsere Kenntnis sprachlicher Bedeutung potentiell explizit ist und somit eine Theorie der Bedeutung an das Wissen des Sprechers rückgebunden ist, wird erst dann überzeugend, wenn man Wittgensteins Überlegungen von seinen Vorbehalten gegenüber Allgemeinheit befreit, die auch dem Begriff der übersichtlichen Darstellung zugrunde liegen.

# Kapitel 4

## Die Gegenstandstheorie

### 4.1 Die unterschiedlichen Bilder

#### 4.1.1 Einführende Überlegungen

Ich habe oben skizzenhaft drei unterschiedliche Bedeutungskonzeptionen vorgestellt und unter dem Titel »Stellvertretertheorien« zusammengefaßt. Es waren die Gegenstands- oder Namenstheorie, die intentionalistische und die instrumentalistische Theorie. Wie bereits festgestellt, handelt es sich bei diesen Konzeptionen nicht um einheitliche Gebilde, sondern sie speisen sich aus einem oder mehreren ähnlichen Bildern, die dann in unterschiedlicher Weise modifiziert werden können. So gibt es auch die Namenstheorie in unterschiedlichen Ausprägungen. Im Kern stehen bei ihr Annahmen wie die, daß der Gegenstandsbezug die sprachliche Bedeutung ausmacht, daß das Verstehen der sprachlichen Bedeutung eine Kenntnis der Gegenstände ist, auf die sich die Ausdrücke beziehen, daß das Lernen der Wörter durch hinweisende Definitionen geschieht und daß sprachliche Bedeutung eine Frage der Beziehung zwischen Gegenständen und Namen, mit anderen Worten, eine Frage der Vertretung ist. Dabei heißt »Name« in diesem Zusammenhang nicht »singulärer Term«. Denn dann wäre die Namenstheorie trivialerweise falsch. Ein Name ist vielmehr ein Wort, dessen Funktionieren nach dem Muster der Beziehung des Wortes »Tisch« zum Tisch verstanden werden kann, unabhängig davon, worin diese besteht.

#### 4.1.2 Die reine Namenstheorie

An zentraler Stelle im TS 213, im ersten Abschnitt des Kapitels mit der Überschrift »Bedeutung«, setzt sich Wittgenstein mit der Namenstheorie des Augustinus auseinander. Der Titel des Abschnitts »Der Begriff der Bedeutung stammt aus einer primitiven Auffassung der Sprache her« (TS 213, p. 25) weist auf zweierlei hin: Einmal ist

die Namenstheorie primitiv im Sinne von unzulänglich. Andererseits, und das macht der Blick auf eine andere Textstelle deutlich, ist sie unsere intuitive, ursprüngliche Auffassung davon, was sprachliche Bedeutung ist. Sie basiert darauf, wie wir über Bedeutung sprechen:

Der Gebrauch der Hauptwörter »Sinn«, »Bedeutung«, »Auffassung« und anderer Wörter verleitet uns zu glauben, dass dieser Sinn etc. dem Zeichen so gegenübersteht, wie das Wort – der Name – dem Ding, das sein Träger ist. (TS 213, p. 13)

Die Gegenstandstheorie sprachlicher Bedeutung kann so für sich in Anspruch nehmen, unsere intuitive Semantik wiederzugeben. In ihrem Zentrum stehen folgende Gedanken:

(T1) Das Lernen der Sprache besteht darin zu verstehen, welche Namen was benennen.

(T2) Das Benennen ist das Fundament der Sprache.

(T3) Die Erklärung der Art »Das ist ... « ist das Fundament der Sprache.

(T4) Diese Erklärung gilt für alle Wörter.

Zur Stützung von Annahme (1) kann man die Beobachtung anführen, daß Kinder zunächst Wörter wie »Mama«, »Papa«, »Ball«, »Hund« etc. ... äußern, wenn sie eine Sprache lernen. Weiterhin eignen wir uns als Erwachsene, wenn wir eine Fremdsprache lernen, die Namen an, die die Gegenstände in dieser Sprache haben. Dabei ist es offensichtlich, daß wir die Gegenstände bereits kennen und es nur darauf ankommt, sich ihre Namen anzueignen. Wenn wir erst einmal wissen, auf welche Gegenstände sich ein Wort bezieht, dann können wir uns mit dessen Hilfe verständigen. So können wir uns mit dem Wort »pasta« Nudeln bestellen, ohne daß wir dafür sonst noch etwas wissen müßten. Das legt den Gedanken nahe, daß Annahme (1) so zu lesen ist, daß es hinreichend für die Kenntnis einer Sprache ist, wenn man weiß, was Wörter benennen, und daher auch die anderen Annahmen gelten. In dieser Lesart folgen (T2)–(T4) aus (T1).

Falls man mit Blick auf Wörter wie »oder«, »bei« und »als« Zweifel bekommt, ob diese Konzeption wirklich für alle Wörter brauchbar ist, kann man sie abschwächen und in unterschiedlicher Weise einschränken: auf Wörter wie »Tisch«, »Haus« und »Auto«, die materielle Gegenstände bezeichnen. Man kann Wörter wie »essen«, »rot«, »größer«, »gerecht« und »drei« hinzunehmen, obwohl sie nicht im wörtlichen Sinne Gegenstände bezeichnen. Denn offensichtlich kann man ihre Bedeutung hinweisend erklären. Wittgenstein berücksichtigt, wie ich später vorführen werde, beide Möglichkeiten. Genannt werden muß allerdings auch eine Möglichkeit, die er nicht explizit erwähnt. Wenn man den Gegenstandsbegriff hinreichend abstrakt wählt und auf die Forderung verzichtet, daß man auf die Gegenstände im wörtlichen Sinne zeigen können muß, dann erscheint auch die Namenstheorie in ihrer weitesten Fassung plausibel. Man könnte die Sprache dann als einen uninterpretierten Kalkül auffassen, dessen Zeichen dadurch Bedeutung bekommen, daß man ihnen durch Interpretation Bedeutungen, also abstrakte Gegenstände, zuordnet.

Damit möchte ich zu den abgeschwächten Versionen der Namenstheorie übergehen, die zeigen, daß den Namen und der direkten Relation zwischen ihnen und den Gegenständen eine besondere Bedeutung zukommt. Dies betrifft dann eine bestimmte Teilmenge der Wörter der Sprache, je nach dem, welche Wörter man als Namen ansieht.

### 4.1.3 Namen als Brücke zur Welt

Eine herausragende Motivation für Wittgensteins Überlegungen im *TLP* war der Gedanke, daß die Anbindung der Sprache an die Welt und die Bedeutung von Sätzen sichergestellt werden müsse: Sätze lassen sich in Elementarsätze analysieren, in denen Namen vorkommen, die zu den Gegenständen, die sie benennen, in einer nicht weiter analysierbaren Beziehung stehen. Sätze haben also Bedeutung, weil sie Zeichen enthalten, die in letzter Analyse für Gegenstände stehen. Das Referenzobjekt dieser Zeichen bezeichnete Wittgenstein als ihre Bedeutung:

Der Name bedeutet den Gegenstand. Der Gegenstand ist seine Bedeutung. (*TLP*, 3.203)

Die Natur dieser Bedeutungskonstitution wird durch die Vertreterrelation erklärt:

Der Name vertritt im Satz den Gegenstand. (*TLP*, 3.22)

Grob vereinfacht ausgedrückt ist im *Tractatus* ein Name ein Wort, das für einen Gegenstand<sup>1</sup> steht. Er ist nicht weiter durch die Relation zu anderen Wörtern zu bestimmen:

Der Name ist durch keine Definition weiter zu zergliedern: er ist ein Urzeichen. (*TLP*, 3.26)

Ein Name ist ein Zeichen, das am Ende einer Kette von anderen Zeichen steht. Offensichtlich, so erkennt Wittgenstein, kann diese Reihe nicht endlos fortgesetzt werden. Das Prinzip funktioniert nur dann, wenn die Reihe auf Zeichen fußt, die ihre Bedeutung nicht ihrerseits Definitionen verdanken:

Jedes definierte Zeichen bezeichnet *über* jene Zeichen, durch welche es definiert wurde; und die Definitionen weisen den Weg.

... Namen *kann* man nicht durch Definitionen auseinanderlegen. (Kein Zeichen, welches allein, selbständig eine Bedeutung hat.) (*TLP*, 3.261)

Der Weg, den diese Definitionen nachzeichnen, endet bei den Namen. Diese können nicht ihrerseits durch Definitionen erklärt werden. Ihre Bedeutung ist dadurch bestimmt, welche Gegenstände sie vertreten.

---

<sup>1</sup>Die Gegenstände, die Wittgenstein im *TLP* im Sinne hat, sind nicht die Gegenstände der alltäglichen Erfahrung wie Tische, Häuser, Pflanzen, sondern einfache Gegenstände, deren Existenz Wittgenstein postuliert, ohne allerdings nähere Auskünfte über diese Dinge zu geben. Das spielt allerdings in diesem Zusammenhang für die Darstellung keine Rolle.

Die Möglichkeit des Satzes beruht auf dem Prinzip der Vertretung von Gegenständen durch Zeichen. (*TLP*, 4.0312)

Die Vertreterrelation ist eine semantisch nicht weiter reduzierbare Beziehung. Unter Umständen kann man sie in den Begriffen einer anderen Wissenschaft beschreiben. Sie kann allerdings nicht mit einer Definition erfaßt werden:

Die Gegenstände kann ich nur *nennen*. Zeichen vertreten sie. Ich kann nur *von* ihnen sprechen, *sie aussprechen kann ich nicht ...* (*TLP*, 3.221)

Man kann diese Sicht gut in einem Bild veranschaulichen: Die Sprache gleicht danach einem Gebäude, das auf bestimmten Fundamenten steht. So wie das Haus nur fest im Boden steht, weil es dort mit seinem Fundament verankert ist, so hat die Sprache nur deswegen Bedeutung, weil sie in Kontakt zur Welt steht, und diese Verbindung ist durch die Wörter gesichert, die in einer unmittelbaren Verbindung mit den Gegenständen stehen.

Wittgenstein hat bei der Entwicklung seiner Gedanken im *TS 213* die Abgrenzung von einer solchen fundamentalistischen Konzeption im Blick. Das zeigt die folgende Textstelle, an der er den Kern seiner eigenen Konzeption sprachlicher Bedeutung sowie die Position, von der er sich abgrenzen möchte, mit Hilfe zweier Bilder skizziert:

Es ist ein Unterschied, ob ein System auf ersten Prinzipien *ruht*, oder ob es bloss von ihnen ausgehend entwickelt wird. Es ist ein Unterschied, ob es, wie ein Haus, auf seinen untersten Mauern ruht oder ob es, wie etwa ein Himmelskörper, im Raum frei schwebt und wir bloss unten zu bauen angefangen haben, obwohl wir es auch irgendwo anders hätten tun können. (*TS 213*, p. 540 f.)

Mit dem Bild des Fundamentes charakterisiert Wittgenstein nicht nur einen zentralen Gedanken der Bedeutungskonzeption des *TLP*, sondern trifft den harten Kern aller Konzeptionen, die eine bestimmte Menge von Wörtern oder Sätzen als grundlegend ansehen, weil diese in einer besonderen Relation zu Gegenständen, Gedanken oder Vorstellungen stehen. Wittgensteins Semantik im *TLP* ist *ein* Fall einer solchen Konzeption. Noch deutlicher ist der Bezug auf den *TLP* an den folgenden beiden Textstellen:

Die Idee, Elementarsätze zu konstruieren (wie dies z. B. Carnap versucht hat), beruht auf einer falschen Auffassung der logischen Analyse. Sie betrachtet das Problem dieser Analyse als das, eine *Theorie* der Elementarsätze zu finden. (h: Als seien Prinzipien der Mechanik zu finden.) Sie lehnt sich an das an, was, in der Mechanik z.B., geschieht, wenn eine Anzahl von Grundgesetzen gefunden wird, aus denen das ganze System von Sätzen hervorgeht. (*TS 213*, p. 100 f.)

Wittgenstein kritisiert hier den Versuch, bei der Sprachanalyse ähnlich wie in einer naturwissenschaftlichen Theorie vorzugehen: In ihr wird eine große Zahl von scheinbar unterschiedlichen Phänomenen auf einige Prinzipien reduziert. So wird nach der Methode des *TLP* jeder Satz auf die gleiche Weise in Elementarsätze analysiert. Die Prinzipien und die Sätze, auf die die Sätze der Sprache zurückgeführt werden sollen, sind



dabei nicht nur nicht offensichtlich. Sie müssen noch gefunden werden. Denn Wittgenstein forderte im *TLP*, daß die Elementarsätze voneinander logisch unabhängig sein müssen. Diese Forderung erfüllen aussagenlogisch einfache Sätze der deutschen Sprache nicht.<sup>2</sup> Und so beschreibt Wittgenstein im TS 213 seine frühere Überzeugung so:

... ich dachte, die logische Analyse müsse verborgene Dinge an den Tag bringen (wie es die chemische und physikalische tut). (TS 213, p. 101)

Warum es Wittgenstein bei seiner Auffassung von Sprachanalyse im TS 213 nicht darum geht, Verborgenes zu entdecken, und warum er diesen Ansatz für grundlegend falsch hält, habe ich oben dargestellt (vgl. Abschnitt 3.11.2). In diesem Zusammenhang kommt es mir nur darauf an, daß die Konzeption der logischen Analyse des *TLP* im TS 213 immer noch einen kontrastiven Hintergrund bildet, vor dem Wittgenstein seine Bedeutungskonzeption entwickelt. Diese Theorie sieht, um sie noch einmal zusammenzufassen, im Kern so aus: Die Sätze der Sprache haben deswegen Bedeutung, weil sie ein Fundament haben. Es besteht aus Wörtern, die in einer direkten Verbindung zu den Gegenständen stehen. Sie vertreten die Gegenstände. Die Vertreterrelation ist semantisch irreduzibel. Denn sonst müßte man von einem Gegenstand mehr aussagen können, als ihn zu benennen. Weil die Verbindung zwischen den Namen und den einfachen Gegenständen von grundlegend anderer Art ist als die von Worten untereinander, muß sie auf eine andere Art hergestellt werden. Der Kontakt zwischen den elementaren Sätzen und den Sätzen wird durch den menschlichen Geist hergestellt.<sup>3</sup>

... Die Projektionsmethode ist das Denken des Satz-Sinnes. (*TLP*, 3.11)

Von den Details dieser Sichtweise abgesehen, steht hier der folgende Gedanke im Zentrum der Überlegung: Die Name-Gegenstand-Beziehung ist im *TLP* deswegen nicht weiter analysierbar, weil sie psychologischer Natur ist. Diese Sicht, daß die Verbindung in irgendeiner Weise anders als bloße Wort-Wort-Beziehungen ist, skizziert Wittgenstein im TS 213 folgendermaßen:

Verbindung von Wort und Sache durch die Erklärung/das Lehren der Sprache hergestellt. Was ist das für eine Verbindung, welche Art? Was für Arten von Verbindungen gibt es? Eine elektrische, mechanische, psychische Verbindung ... (TS 213, p. 173)

Im Kontext dieser Textstelle, an der er unterschiedliche Arten der Verbindungen erwähnt, diskutiert Wittgenstein den zentralen Gedanken, auf dem die Konzeption des *TLP* aufbaut: Sie steht und fällt damit, daß die Bedeutung sprachlicher Zeichen am En-

---

<sup>2</sup>Wittgenstein äußert sich im *TLP* an keiner Stelle dazu, wie die geforderten Elementarsätze tatsächlich aussehen. Es ist für ihn ein Postulat, daß es sie geben muß. Beispiele für Elementarsätze zu geben scheint ihm in Anbetracht dieser Sachlage überflüssig zu sein.

<sup>3</sup>An der folgenden Textstelle geht es auch um einen Gedanken, der für meine Überlegungen keine Rolle spielt: Ein Elementarsatz bezeichnet nur dann einen Sachverhalt, wenn beide strukturell isomorph sind. Diese Forderung, so erkennt Wittgenstein, reicht allein nicht aus, um einen Satz einem Sachverhalt zuzuordnen. Mir kommt es nur darauf an, daß die Verbindung zwischen Wort und Gegenstand psychologischer Natur ist.

de in einer Vertreter-Relation gründet, die grundlegend anders ist als die Verbindung, in der Wörter zueinander stehen.<sup>4</sup>

#### 4.1.4 Letzte Bedeutungserklärungen

Überzeugend ist eine abgeschwächte Form der Namenstheorie vor allem aus folgendem Grund: Bedeutungserklärungen, so scheint es, müssen ein Ende haben. Dies wird deutlich, wenn man sich überlegt, in welchen Zusammenhängen Bedeutungserklärungen wichtig sind: Einmal bringen wir anderen Menschen sprachliche Ausdrücke bei, indem wir sie ihnen erklären. Zum anderen ist es naheliegend anzunehmen, daß wir selbst sprachliche Ausdrücke verstehen, indem und soweit wir ihre Bedeutungen erklären können. Dabei sind die Erklärungen offensichtlich nur dann hilfreich, wenn sie verstanden werden. Das bedeutet, daß wir sie ihrerseits wieder erklären können müssen. Allerdings können wir so überhaupt nur *ein* Wort verstehen bzw. seine Bedeutung einem anderen beibringen, wenn wir das Verfahren nicht unbegrenzt iterieren müssen. Denn wir können zwar die Bedeutung eines Wortes durch andere Wörter erklären und diese durch wieder andere. Dieses Verfahren muß allerdings notgedrungen an einer Stelle abbrechen. Wenn man die Bedeutung eines Wortes nur verstehen könnte, nachdem man eine unendliche Anzahl von Bedeutungserklärungen durchlaufen hat, dann könnte ein Mensch als endliches Wesen offensichtlich nicht einmal die Bedeutung auch nur eines einzigen Wortes verstehen. Es scheint also so etwas wie letzte Bedeutungserklärungen geben zu müssen. Und als solche bieten sich die hinweisenden Erklärungen an. Anders als bei Wort-Wort-Erklärungen, bei denen man immer schon die erklärenden Worte kennen muß, wenn die Erklärung informativ sein soll, genügt bei hinweisenden Erklärungen das Hinschauen. Erklärungen der Art »Das ist ein Haus« versteht man, so könnte man meinen, wenn man mit offenen Augen vor dem Haus steht und sieht, daß der Erklärende darauf zeigt.

Wittgenstein präsentiert den Gedanken, daß es letzte Erklärungen geben muß, an folgender Stelle, an der er vorführt, wie man mit jeweils unterschiedlichen Erklärungen angeben kann, wen man mit dem Namen »Moses« meint. Die Präsentation dort ist dicht verwoben mit Wittgensteins Kritik daran, die allerdings in diesem Zusammenhang noch nicht interessiert:

... Der Einwand dagegen ist, dass mir *eine* Erklärung ja nichts (h: zum Verständnis) hilft, wenn sie nicht die letzte ist, und dass sie nie die letzte ist. Ich kann zwar erklären: unter »Moses« verstehe ich den Mann, wenn es einen solchen gegeben hat, der die Israeliten aus Aegypten geführt hat, ... aber ähnliche Fragen ergeben sich nun in Bezug auf die Wörter *dieses* Satzes/dieser Erklärung (was nennst Du »Aegypten«? wen »die Israeliten«? etc.). Ja, diese Fragen kommen auch nicht zu einem Ende, wenn wir bei Worten/Wörtern wie »rot«, »dunkel«, »süss« angelangt wären. (TS 213, p. 256)

---

<sup>4</sup>Wittgensteins stärkster Argumentationsstrang setzt hier an. Er zeigt, wie ich später vorführen werde, daß Wort-Wort-Beziehungen nicht anders sind als Wort-Gegenstand-Beziehungen.

Ignorieren wir also, wie gesagt, Wittgensteins Kritik an dieser Position und rekonstruieren wir nur die Sichtweise, die er angreift: Offensichtlich kommt man, indem man die Bedeutung eines Wortes durch wieder andere Worte definiert, nicht zu einer letzten Erklärung. Die Annahme, daß es solche Erklärungen gibt, setzt vielmehr voraus, daß es Wörter gibt, die nicht durch andere Worte erklärt werden können und müssen. Wenn man nicht davon ausgeht, daß es basale Wörter gibt, die selbstverständlich sind, ist der Ansatz attraktiv, daß manche Wörter nicht durch andere Worte, sondern durch Hinweis erklärt werden können und müssen. Anders als Wittgenstein ist ein Anhänger der Gegenstandstheorie der Bedeutung der Meinung, daß man zumindest die Bedeutung der Wörter, die für sinnlich wahrnehmbare Gegenstände und Eigenschaften stehen, durch einfachen Hinweis erklären und verstehen kann:<sup>5</sup>

Aber zeigen wir nicht zur Erklärung der Bedeutung auf den Gegenstand, den der Name vertritt? Ja; ... dieser Gegenstand ist ... »die Bedeutung« ... (TS 213, p. 32)

So kann man etwa die Bedeutung des Wortes »rot« erklären, indem man auf einen roten Gegenstand zeigt.<sup>6</sup>

Mit einer hinweisenden Erklärung beendet man die Kette von Erklärungen, in denen immer nur ein Wort durch wieder andere erklärt wird. Um diese Erklärung zu verstehen, so scheint es, muß man nicht die Bedeutung wieder anderer Worte kennen, sondern es genügt, wenn man versteht, welcher Gegenstand gemeint ist. Dann weiß man, welchen Gegenstand das so erklärte Wort vertritt. Die hinweisende Geste ist somit als letzte Erklärung geeignet. Sie zeigt den Gegenstand, auf den sich das jeweilige Wort bezieht, und so scheint jede weitere Frage nach der Bedeutung fehl am Platze zu sein. Man versteht das Wort, wenn man den Gegenstand sieht, auf den die erklärende Geste hinweist. Oder im Falle, daß man sich selbst verdeutlichen will, was ein Wort wie »Tisch« oder »rot« bedeutet, ist es ausreichend, auf den entsprechenden Gegenstand bzw. die entsprechende Farbe zu schauen.

In jedem Fall ist deutlich, inwiefern der Gedanke letzter Bedeutungserklärungen die Namenstheorie nahelegt: Bedeutungserklärungen können deswegen ein Ende haben, weil man die Bedeutung von Namen erklären kann, ohne andere Worte zu ver-

---

<sup>5</sup>Die folgende Textstelle zitiere ich ohne die Negation, weil es mir darum geht, zunächst einmal nur die Positionen, die Wittgenstein angreift, darzustellen. In seiner Präsentation ist die Darstellung einer Position oft stark verwoben mit ihrer Widerlegung. In diesem Zusammenhang versuche ich beides, soweit es möglich ist, voneinander zu trennen.

<sup>6</sup>Mit einem Seitenhieb auf die Bedeutungskonzeption der Neopositivisten nimmt Wittgenstein an der hier betrachteten Textstelle Wörter als Beispiele, deren Bezug, so meinten diese, unmittelbar gegeben sei, weil er direkt sinnlich erfahrbar sei. Diese hatten das Programm zu zeigen, wie sich aus Wahrnehmungen solch elementarer sinnlicher Qualitäten das gesamte Wissen über die Welt aufbauen läßt. Daß die Positivisten einfache sinnliche Qualitäten wählten und nicht Gegenstände wie Häuser oder Tische hat eine erkenntnistheoretische Motivation, die hier nicht zu interessieren braucht: Man kann eine Hausattrappe für ein Haus halten, davon leben viele Spielfilme. Ein gleicher Irrtum ist bei einem Wort wie »süß« nicht möglich. Wittgensteins Pointe gegenüber den Neopositivisten besteht an dieser Stelle darin zu zeigen, daß sich die Bedeutungen der Wörter, die die einfachen Qualitäten bezeichnen, nicht ohne zusätzliche Erklärungen verstehen lassen (vgl. Abschnitt 4.4.2 und 7.7 ff.).

wenden. Zeigen und Schauen genügt. Das unterscheidet Wörter wie »Tisch« und »Mehrwert« voneinander. Was ein Wort wie »Mehrwert« bedeutet, läßt sich nicht durch Hinweis erklären. Man kann seine Bedeutung nur bestimmen, wenn man erst viele andere Begriffe aus der Theorie von Marx und Engels, hinzuzieht. Mit ihnen kann man dann erklären, was das Wort bedeutet. Anders ist es mit einem Wort wie »Teekanne«. Um seine Bedeutung zu erklären, scheint man nur auf eine bereits bestehende Verbindung zwischen ihm und der Teekanne hinweisen zu müssen. Ein Umweg über andere Begriffe der Sprache scheint überflüssig. Die Name-Gegenstand-Beziehung kann, so scheint es, unabhängig vom Rest der Sprache etabliert werden.

#### 4.1.5 Von den Zeichen zu den Dingen

Im letzten Abschnitt lag der Schwerpunkt des Gedankenganges auf der Notwendigkeit letzter Erklärungen, und so wurde die Unerläßlichkeit hinweisender Erklärungen, deren Verständnis keine weiteren Erklärungen voraussetzt, motiviert. In diesem Abschnitt möchte ich vorführen, wie man zu demselben Ergebnis kommt, wenn man den Akzent der Fragestellung etwas verschiebt. Es geht hier nicht um die Frage, wie man die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke *erklären* kann, sondern darum, wie die Zeichen Bedeutung *bekommen*.

Es liegt nahe anzunehmen, daß es in der Sprache Verbindungen von Zeichen mit anderen Zeichen und solche von Zeichen mit der Welt gibt, die durch jeweils unterschiedliche Regeln ausgedrückt werden, wie Wittgenstein es an der folgenden Textstelle beschreibt:

Regeln der Grammatik, die eine »Verbindung zwischen Sprache und Wirklichkeit« herstellen, und solche, die es nicht tun. Vor der ersten Art etwa »diese Farbe nenne ich ›rot‹«, – von der zweiten: »non-non-p=p«. ... der Unterschied scheint prinzipieller Art zu sein; und die Sprache wesentlich etwas, dem eine Struktur gegeben, und das dann der Wirklichkeit angepasst wird. (TS 213, p. 54)

Diese Position ist folgendermaßen motiviert: Offensichtlich kann die Bedeutung eines Wortes in einer Sprache nicht nur in seiner Verbindung zu anderen Worten bestehen. Denn auf diese Art und Weise kommt man lediglich von einem Zeichen zu wieder anderen Zeichen, während es bei der Frage nach der Bedeutung von Zeichen wesentlich darum geht, wie Zeichen sich auf Dinge in der Welt beziehen. Wittgenstein weist auf diesen Zusammenhang an der folgenden Textstelle mit einer scheinbar rhetorischen Frage hin:

Man könnte fragen wollen: Ist es denn aber ein Zufall, dass ich zur Erklärung von Zeichen, also zur Vervollständigung des Zeichensystems aus den Schrift- oder Lautzeichen heraustreten muss? Trete ich damit nicht eben in das Gebiet, in dem/worin sich dann das zu Beschreibende/das Beschriebene abspielt? (TS 213, p. 44)

Ich möchte die Textstelle in diesem Zusammenhang nicht en détail deuten, sondern mich nur mit dem zentralen Gedanken befassen: Ein Zeichensystem ist als Sprache

unvollständig, solange nur Zeichen miteinander verbunden sind.<sup>7</sup> Es bliebe rein syntaktisch. Vollständig ist das System erst dann, wenn es eine Verbindung zwischen Zeichen und dem »Gebiet, in dem sich dann das zu Beschreibende abspielt«, gibt. Und diese Verbindung wird, das ist Thema des Abschnitts, aus dem die gerade betrachtete Textstelle stammt, durch hinweisende Erklärungen hergestellt. Man muß, mit anderen Worten, den lediglich untereinander verbundenen Zeichen eine Interpretation geben, durch die sie eine Bedeutung bekommen. Würde man dies mit Hilfe anderer Worte tun, so würde man das Problem nur verschieben. Man braucht die hinweisende Erklärung, und zwar, um der Syntax eine Semantik hinzuzufügen.

### 4.1.6 Die reduktive Erklärung der Bedeutung

Beiden Gedanken, dem, daß es eine letzte Erklärung der Bedeutung geben muß, und jenem, daß Zeichen einen Gegenstandsbezug brauchen, ist die Annahme gemeinsam, daß die Sprache ein Fundament hat. Es muß am Grund der Sprache eine Verbindung geben, die Zeichen nicht nur mit anderen Zeichen, sondern mit Gegenständen in Kontakt bringt.

Man kann diese Überlegung durch folgende Analogie verdeutlichen: Es wäre möglich, daß der Wert von Optionsscheinen nur dadurch festgelegt wäre, wieviele Aktien eines bestimmten Typs man dafür kaufen kann. Der Wert der Aktien könnte seinerseits durch die Angabe einer Indexzahl auf dem Bildschirm der Börse festgelegt sein, wo sie gehandelt werden. Diese Kette könnte man sich noch verlängert denken, ehe man über mehrere Schritte zu einer Bestimmung des Wertes der Optionsscheine durch die entsprechende Geldsumme käme. Letztlich besteht der Wert all dieser Wertpapiere darin, daß man sie in Geld eintauschen kann, für das man reale Güter bekommt. Der Wert der verschiedenen Wertpapier- und Geldarten mag also bis zu einem gewissen Grad durch interne Verrechnungen festgelegt sein. Am Ende muß man für das Geld etwas kaufen können. In dieser Weise mögen sich die Wörter in gewissem Maße gegenseitig definieren, aber am Ende muß es ein Fundament geben. Die Bedeutung muß letztlich etwas sein, das dem Wort gegenübersteht, wie Wittgenstein mit folgendem Bild skizziert:<sup>8</sup>

Hier ist das Wort, hier ist die Bedeutung. (Das Geld, und die Kuh, die man dafür kaufen kann ...) (TS 213, p. 72)

Die Bedeutung eines Wortes kann nicht ihrerseits etwas sein, das nur durch die Relationen dieses Wortes zu anderen Worten bestimmt ist. Sie muß etwas sein, das dem

---

<sup>7</sup>Diesen Gedanken betont Searle (vgl. Searle 1980). Er weist mit Recht darauf hin, daß die Intentionalität von Zeichen, die Computer ausdrücken, nur in den Augen derer, die sie deuten, Bedeutung haben, daß sie also nur abgeleitete Intentionalität besitzen. Allerdings verbindet er die zutreffende Bemerkung, daß Zeichen, die nicht in der geeigneten Weise mit der Welt verbunden sind, nur eine Syntax haben, mit der falschen Behauptung, der Geist des Menschen sei eine Quelle intrinsischer Intentionalität.

<sup>8</sup>Diese Textstelle ist zugegebenermaßen etwas aus dem Kontext gerissen. Dieser ist für meinen Gedankengang allerdings nicht wichtig. Es genügt, daß sie die Annahme plastisch macht, daß die Bedeutung den Wörtern gegenübersteht und von prinzipiell anderer Art als diese ist.

Wort gegenübersteht wie das Geld der Kuh, die man dafür erwerben kann. Oder etwas allgemeiner und präziser kann man sagen: So wie der Wert des Geldes durch die Waren bestimmt ist, die man dafür kaufen kann, so ist die Bedeutung eines Wortes durch etwas Außersprachliches bestimmt, das ihm gegenübersteht. Zwar kann man Wörter ein Stück weit durch andere Worte erklären. Dieses Vorgehen hat allerdings seine Grenzen, wie die folgende Überlegung zeigt: Vorausgesetzt, jemand wüßte nicht, was das Wort »glitzern« bedeutet, dann könnte man ihm erklären, es bedeute dasselbe wie »funkeln« oder »blinken«. Wenn der andere auch diese Wörter nicht versteht, dann könnte man es mit Sätzen wie diesem versuchen: »Wenn man auf Schnee in der Sonne schaut, dann glitzert es.« Führen auch solche und ähnliche Erklärungen nicht zum Erfolg, dann könnte man noch auf einen Diamanten, ein Schneefeld oder ein Glas im Gegenlicht zeigen, das Wort also hinweisend erklären. Auf diese Weise könnte man einer Person die Bedeutung dieses Zeichens erklären, obwohl sie all die anderen verbalen Erklärungen nicht versteht. Wenn man das, was dieses Beispiel zeigt, verallgemeinert, dann wird deutlich: Die Erklärung von Wörtern kann letztlich nicht ausschließlich durch verbale Erklärungen erfolgen. Denn das würde letztlich voraussetzen, daß es Wörter gibt, die keiner Erklärung fähig sind und auch keine brauchen. Das ist weniger überzeugend als die Annahme, man käme mit Bedeutungserklärungen an einen Punkt, an dem man Wörter nur noch hinweisend erklären könnte. Die hinweisende Geste scheint ein geeigneterer Punkt zu sein, an dem man die Erklärung abrechnen kann. Wenn man den Gegenstand sieht, auf den jemand bei einer Erklärung der Bedeutung zeigt, dann versteht man die Bedeutung, und zwar ohne daß man die Bedeutung anderer Worte kennen muß. So wird die Kenntnis der Bedeutung auf etwas reduziert, das durch bloßes Hinschauen erfaßt werden kann. Oder etwas anders ausgedrückt: Semantische Eigenschaften werden auf nicht-semantische zurückgeführt.

#### 4.1.7 Stellvertretung als Basis der Bedeutung

Damit dürfte deutlich sein, welchen Beitrag der Begriff der Vertretung zur Erklärung des Begriffs der sprachlichen Bedeutung leisten kann. Wenn es, wie ich dargestellt habe, in der Sprache aus unterschiedlichen Gründen Namen, die Gegenstände vertreten, geben muß, dann kommt der Untersuchung dieser Vertreter-Beziehung eine wichtige Rolle zu. An der eben betrachteten Textstelle führte Wittgenstein den Gedanken ein, man müsse zur Vervollständigung der Zeichen aus der Sprache heraustreten. Man braucht also Zeichen, die Gegenstände vertreten können. Bei dieser Sachlage, so rät Wittgenstein, kommt es darauf an, die Natur dieser Vertretung genauer zu betrachten:

Trete ich damit nicht eben in das Gebiet, in dem/worin sich dann das zu Beschreibende/das Beschriebene abspielt? ... – Man fasst es etwa so auf, dass die Schriftzeichen bloss die Vertreter jener Dinge sind, auf die man zeigt. – Aber wie seltsam, dass so eine Vertretung möglich ist. Und es wäre nun das Wichtigste zu verstehen, wie denn Schriftzeichen die andern Dinge vertreten *können*. (TS 213, p. 44)

Wenn die Gegenstandstheorie der Bedeutung wahr ist, dann muß eine Analyse dessen, wie die Stellvertretung funktioniert, ein Licht darauf werfen, wie sich sprachliche Bedeutung konstituiert.<sup>9</sup> An diesem Punkt möchte ich ein paar Worte über den Gedanken der reduktiven Erklärung der Bedeutung verlieren: In der Sprache gibt es eine Menge basaler Wörter. Diese verdanken ihre Bedeutung einer Relation zu Gegenständen, die keine sprachlichen Zeichen sind. Sie vertreten sie. Diese Verbindung erscheint auf den ersten Blick naturalistisch oder funktional erklärbar, in jedem Fall ohne wieder semantische Begriffe wie »Bedeutung«, »Übersetzung«, »Satz« oder ähnliches vorauszusetzen. So beschreibt Wittgenstein diese Relation im TS 213 mit Wörtern wie »Übereinstimmung« (TS 213, p. 201–205), »Passen« (TS 213, p. 91, 205) bzw. dem Bild einer Form, die in die entsprechende Hohlform paßt (TS 213, p. 205) oder wie an der hier betrachteten Textstelle mit dem Wort »Vertretung«. Wenn das funktionieren würde, dann hätte man semantische Relationen auf nicht-semantische Beziehungen zurückgeführt, wie man in der Physik Makro- durch Mikroeigenschaften erklärt. Den Leser, der hier stockt, weil er eine Unklarheit wahrgenommen zu haben glaubt, möchte ich kurz darauf hinweisen, daß diese nur scheinbar besteht. Die gegenstandstheoretische Sichtweise schwankt zwischen zwei auf den ersten Blick schwer zu vereinbarenden Bildern: Da ist einmal der Gedanke, man könne Bedeutung aus nicht-bedeutungsvollen Relationen aufbauen. Dem steht die Annahme gegenüber, es gebe so etwas wie basale bedeutungsvolle Zeichen. Beide sind allerdings, so erkennt man bei näherem Hinsehen, zwei Aspekte des gegenstandstheoretischen Bildes, die sich ergänzen: Weil basale Zeichen in einer nicht-semantischen Relation zu den Dingen stehen, haben sie basale Bedeutung. Bildhaft ausgedrückt könnte man sagen: In der Verbindung zwischen den basalen Zeichen und den Gegenständen, auf die sie sich beziehen, vollzieht sich die Metamorphose von der Nicht-Bedeutung zur Bedeutung.

## 4.2 Die zentralen Annahmen der Gegenstandstheorie

Damit ist meine Darstellung der unterschiedlichen Beobachtungen, die die Namens-  
theorie motivieren, abgeschlossen, und ich möchte versuchen, sie zusammenzufassen:

- (1) Alle Wörter sind Namen, die man dadurch lernt, daß man auf die Gegenstände zeigt. Die Kenntnis der Bedeutung von Wörtern besteht darin zu wissen, auf welche Gegenstände sie sich beziehen.

Diese ist die reine Namenstheorie. Wenn man sie abschwächt, kommt man zu folgender Behauptung:

- (2) Den Namen kommt in der Sprache eine herausragende Rolle zu.  
Denn es gilt:

---

<sup>9</sup>Allerdings gilt das nur für die Wörter, die tatsächlich Gegenstände vertreten. Welche das sind, darüber kann man, wie ich oben erwähnt habe, unterschiedlicher Auffassung sein. Mit Sicherheit dürften es Wörter sein, zu deren Erklärung man im wörtlichen Sinne auf etwas zeigen kann.

Der Gedanke des Gegenstandsbezugs ist primär gegenüber dem der sonstigen sprachlichen Bedeutung.

Diese herausragende Rolle kann man unterschiedlich ausführen und motivieren:

- (2.1.) Es sind nicht alle Gegenstände Namen. Allerdings spielen bei einer Analyse von Sätzen die Namen eine besondere Rolle. Sie sichern den Weltbezug, und so kommt ihnen eine besondere ontologische Funktion zu.
- (2.2.) Namen sichern die Möglichkeit einer Erklärung von Sprache. Bedeutungserklärungen müssen an einer Stelle ein Ende haben. Das gilt, wenn man Erklärungen im didaktischen Sinne betrachtet und wenn man sie als notwendig für das Verständnis von Wörtern ansieht. Erklärungen von Wörtern durch andere Worte setzen immer schon die Kenntnis dieser Worte voraus. Die hinweisende Erklärung setzt nicht mehr voraus, als daß man den Gegenstand, auf den sich das Wort bezieht, sehen bzw. wahrnehmen kann. Die Explikation dieser Beziehung macht die Natur sprachlicher Bedeutung verständlich.

Denn es gilt:

- (2.2.1) Menschen können die Bedeutung solcher Wörter lernen und dann beherrschen, ohne daß sie in der Lage sein müssen, andere Worte zu kennen oder gar eine Verbal-Definition zu geben.
- (2.2.2) Die Name-Gegenstand-Beziehung kann unabhängig vom Rest der Sprache erklärt werden, weil sie unabhängig davon besteht.

Weiterhin ist einsichtig:

- (2.3.) Die Bedeutung eines Zeichens kann nicht ausschließlich durch die Verbindung zu anderen Zeichen bestimmt sein. An einer Stelle müssen die Zeichen mit den Gegenständen verbunden sein. Sonst hätten die Zeichen nur eine Syntax und keine Semantik.

Oder etwas anders formuliert:

Die Sprache hat von ihrer Logik her ein Fundament. Wenn die Bedeutung aller Wörter nur durch wieder andere Worte bestimmt wäre, dann hinge letztlich die Bedeutung aller Wörter zusammen in der Luft.

All die gerade dargestellten Ansichten setzen voraus, daß die Wort-Gegenstand-Beziehung von besonderer Art ist. Und so kann man behaupten:

- (2.4.) Die Explikation der Wort-Gegenstand-Beziehung macht einen wesentlichen Aspekt dessen verständlich, was sprachliche Bedeutung ist.

Denn es gilt:

- (2.5.) Die Explikation der Stellvertreterbeziehung macht deutlich, worin die Bedeutung von Namen besteht.
- (2.6.) Das Wesen dieser Stellvertreterbeziehung zeigt, wie sich die Metamorphose von der Nicht-Bedeutung zur Bedeutung vollzieht.

Ohne Berücksichtigung der Details kann man den Kern der Namenstheorie der Bedeutung so zusammenfassen:

Am Grund der Sprache gibt es Wörter, die zur Welt in einer semantisch irreduziblen Beziehung, der Namens- oder Stellvertreterbeziehung, stehen. Und



aus eben diesem Grund kann man diese Verbindung nicht informativ durch rein verbale Erklärungen wiedergeben, sondern man braucht die hinweisende Erklärung. Aufgabe einer Konzeption sprachlicher Bedeutung ist es daher zu beleuchten, worin diese Beziehung besteht.

### 4.3 Gesamtübersicht

In den beiden Gedankengängen, die ich vorstellen möchte, richtet sich Wittgenstein gegen die zentrale Annahme der Gegenstandstheorie der Bedeutung, daß die Verbindung zwischen Wörtern und Gegenständen von spezieller Art ist.

– In der Auseinandersetzung mit Augustinus' Konzeption sprachlicher Bedeutung zeigt Wittgenstein: Die hinweisende Geste allein bestimmt ebensowenig eine Wortbedeutung, wie das Hinschauen genügt, um zu erkennen, welchen Gegenstand ein Wort bezeichnet. Nur wenn der Platz eines Wortes im Satz bekannt ist, kann man mit der hinweisenden Geste einen Gegenstand bezeichnen. Der Hinweis, daß alle Wörter Namen sind, also Wörter, deren Funktion man nach dem Modell der Verbindung des Wortes »Tisch« zum Tisch verstehen kann, ist so eher unzureichend als falsch. Daß man zur Erklärung der Bedeutung eines Wortes auf Gegenstände zeigen kann, ordnet das Wort nicht einer bestimmten Wortart zu, sondern läßt seine Funktion im Satz unbestimmt. Überhaupt ist es der falsche Weg, von einzelnen Namen zu einer Satz- und dann einer Äußerungsbedeutung kommen zu wollen. Was die Bedeutung eines Wortes ist, muß vom Satz her konzipiert werden. Für diesen sind in einer Verständigungshandlung Erfüllungsbedingungen bestimmt. Was ein Wort bezeichnet, bekommt man heraus, indem man seinen Beitrag zu den Erfüllungsbedingungen des Satzes, der Teil einer Äußerung ist, darstellt. Der Weg, wie sich Bedeutung konstituiert, geht also von der Äußerung über den Satz zum Wort. Dem Satz kommt deswegen der zentrale Stellenwert zu, weil man die Erfüllungsbedingungen des Satzes unabhängig von einem Äußerungstyp darstellen kann und weil es im allgemeinen Sätze sind und keine einzelnen Wörter, die in Äußerungen gebraucht werden. Im Gebrauch einer Sprache wie der deutschen findet man nur in Ausnahmefällen holophrastische Äußerungen. Die Annahme, daß ein Wort sich auf einen Gegenstand bezieht, ist sinnvoll. Man muß dabei allerdings bedenken, daß eine solche Relation nur auf der Grundlage eines komplexen Geflechts von Äußerungen in einer Sprache existiert.

– Der Hinweis, daß Wörter Gegenstände vertreten, kann auf drei verschiedene Arten verstanden werden. Wenn man die Frage stellt, aufgrund welcher Eigenschaften der Wörter diese Vertretung möglich ist, dann fragt man nach einer funktionalen Stellvertretung. Diese ist von grundsätzlich anderer Art als jene, wie Wörter Gegenstände vertreten: Wörter sind keine multifunktionalen Vertreter, sondern sie vertreten Gegenstände überhaupt nicht im Sinne einer funktionalen Vertretung. Der Hinweis darauf, daß Wörter Gegenstände symbolisch vertreten, ist nur eine andere Art zu sagen, daß sie sich auf Gegenstände beziehen. Man reformuliert so das Problem, statt es zu lösen.

In einer dritten Lesart vertreten Wörter nicht *Gegenstände*, sondern im Satz den *Hinweis* auf den Gegenstand. Das bedeutet: Man kann das Wort statt des Hinweises auf den Gegenstand im Satz gebrauchen. In diesem Sinne ist die Vertretung der Gegenstände durch Wörter nicht prinzipiell anders als die von Wörtern durch andere Wörter. Offensichtlich kann man diese Art der Stellvertretung nur im Rückgriff auf den Begriff des Satzes und der Bedeutung erklären. Wieder wird deutlich, daß die Stellvertretung nicht unabhängig vom Rest der Sprache funktioniert.

Beide Argumentationen geben der Gegenstandstheorie insofern eine faire Chance, als sie sie an ihrer stärksten Stelle angreifen. Wittgenstein verlegt sich nicht darauf auszuführen, daß man nicht zur Erklärung aller Wörter auf etwas zeigen kann, sondern legt einen viel größeren Mangel offen: Nicht einmal bei den Gegenständen, auf die man im wörtlichen Sinne zeigen kann und deren Bedeutung man problemlos hinweisend erklären kann, verdeutlicht die Beschreibung der Beziehung zwischen Wort und Gegenstand, worin die Bedeutung besteht. Die Verbindung zwischen dem Wort »Tisch« und dem Tisch kann nicht unabhängig von einer bestehenden Sprachpraxis etabliert und erklärt werden. Im Fall der deutschen Sprache kann man das Wort »Tisch« nur im vollen Sinne verstehen, wenn man seinen Platz in Sätzen kennt und diese gebrauchen kann. Die Frage nach dem Wesen der Beziehung zwischen Wort und Gegenstand verweist so zurück auf die nach dem Wesen sprachlicher Bedeutung.

## 4.4 Argumente gegen Augustinus Position

### 4.4.1 Übersicht

In dem Kapitel »Bedeutung« hat Wittgenstein den ersten Abschnitt mit der Überschrift »Der Begriff der Bedeutung stammt aus einer primitiven Auffassung der Sprache her« explizit der Gegenstandstheorie gewidmet. Die einfachste, nämlich die reine Form der Gegenstandstheorie präsentiert Wittgenstein anhand der Theorie des Augustinus. Er möchte diese benutzen, um in Abgrenzung dazu seine Annahme einzuführen, daß es in der Sprache nicht nur Namen, sondern Wörter mit vollkommen unterschiedlicher Funktion im Satz gibt. Damit leitet er zum nächsten Abschnitt über, in dem er ausführt, daß die Bedeutung eines Wortes durch seinen Platz in der Grammatik, das bedeutet durch die Gesamtheit der sprachlichen Regeln, die für das Wort gelten, bestimmt ist. Entsprechend ist mit der Funktion eines Wortes im Satz auch nicht eine syntaktische Rolle gemeint, sondern die Frage nach der Funktion eines Wortes im Satz gibt Auskunft darüber, in welche Sätze man ein Wort einsetzen kann, so daß ein semantisch korrekter Satz entsteht, und welchen Beitrag das Wort dazu leistet.

Die argumentative Struktur des hier betrachteten Abschnitts ist schwierig, weil man das Material, das Wittgenstein bietet, zu einem großen Teil etwas anders verwenden muß, als er es tut, wenn man einen systematisch überzeugenden Gedankengang bekommen will. Ich werde zunächst ziemlich weit ausholen, um Wittgensteins Hauptar-

gument zu rekonstruieren, weil der entscheidende Begriff der Funktion im Satz in eine falsche Richtung weist. Um zu verstehen, was damit tatsächlich gemeint ist, braucht man Hintergrundwissen. Wittgenstein bezeichnet damit keine syntaktische, sondern eine semantische Kategorie. Auf dieser Grundlage erkennt man, daß Wittgensteins Hauptargument in der Form, in der er es präsentiert, nicht gültig ist: Er möchte zeigen, daß die Annahme, alle Wörter seien Namen, aus dem Grund falsch ist, weil Wörter im Satz unterschiedliche Funktionen haben. So wie Wittgenstein den Begriff des Namens einführt, bezieht er sich allerdings nicht auf eine bestimmte Funktion im Satz. Folglich kann die Annahme, daß alle Wörter Namen sind, nicht im Widerspruch dazu stehen, daß es unterschiedliche Funktionen im Satz gibt. Der Gedankengang läßt sich allerdings auf der Basis des von Wittgenstein präsentierten Materials unschwer so modifizieren, daß daraus ein überzeugendes Argument wird. Wie man es umformen muß, dafür gibt ein Absatz aus dem betrachteten Abschnitt Hinweise, den Wittgenstein nur ungenügend deutet. Er schildert dort ein Spiel, in dem es darum geht, wie zwei Personen ihre Aktivitäten beim Hausbau mit Hilfe sprachlicher Äußerungen koordinieren. Ich nenne es im weiteren das Spiel »Zusammen ein Haus bauen«. Es zeigt weit mehr, als Wittgenstein sieht, ja enthält in nuce wichtige Hinweise, die zur Gebrauchskonzeption der Bedeutung führen. Wittgenstein möchte mit dem Spiel, wie er selbst sagt, zeigen, daß Augustinus partiell recht hat, reduziert allerdings tatsächlich die interessanten Annahmen der Gegenstandstheorie der Bedeutung auf unkontroverse Beschreibungen harmloser Tatsachen. Was übrigbleibt, ist trivial. Wenn Wittgenstein dieses Vorgehen so kommentiert, als ob er damit ein Zugeständnis mache, hat das etwas ungewollt Ironisches: Es ist ähnlich, als würde man behaupten, am Marxismus sei doch etwas Wahres dran, es gebe schließlich Arbeiter, und diese verdienen im allgemeinen weniger als die Unternehmer.

Statt mit dem Spiel »Zusammen ein Haus bauen« zu zeigen, was an der Gegenstandstheorie richtig ist, demontiert Wittgenstein sie und läßt von ihr nichts übrig als triviale Feststellungen:<sup>10</sup> Es ist richtig, daß in der Sprache hinweisende Erklärungen

---

<sup>10</sup>V. Savigny bemerkt in seinem Kommentar zu *PU*, 2, wo sich das Spiel »Zusammen ein Haus bauen« mit einer wichtigen Ausnahme – die Beteiligten treffen nicht erst ein Übereinkommen über den Gebrauch der Wörter – in unveränderter Form wiederfindet: Die Darstellung des Spiels enthält eine grundlegende Kritik an der Konzeption des Augustinus, insofern sich die Bedeutung der verwendeten Worte dem Gebrauch verdankt, den die Spieler von ihnen machen. (*SKI*, p. 38) In seinem Kommentar zu *PU*, 13 stellt v. Savigny mit Recht fest, daß der Hinweis Wittgensteins, mit der Auskunft, ein Wort sei ein Name, sei »noch gar nichts gesagt«, was starke Ähnlichkeiten mit meiner Auslegung hat, daß Namen keine semantisch-funktionale Kategorie bilden. Demgegenüber geben Baker und Hacker in ihrem Kommentar zu *PU*, 17, in dem Wittgenstein von unterschiedlichen Wortarten spricht, der Auffassung Ausdruck, Wittgenstein schlage eine andere Einteilung der Wortarten vor als Augustinus (vgl. *KBHI*). Das ist gegen den expliziten Wortlaut von Wittgensteins Darstellung des Augustinus (vgl. *PU*, 1 »Von einem Unterschied der Wortarten spricht Augustinus nicht«), die bereits wörtlich im TS 213 zu finden ist. Falsch ist ebenfalls der Einwand von Baker und Hacker, Wittgenstein bestimme Wortarten in seiner Spätphilosophie nicht nach dem Substitutionsprinzip, weil dieses Äquivalenzklassen festlege. Wörter können vielmehr in bestimmter Hinsicht dieselbe Grammatik haben und dennoch in einer anderen Hinsicht unterschiedlich funktionieren. So kann man etwa Körpern und Oberflächen eine Farbe zuschreiben, aber nicht beiden ein Gewicht.

und Wörter wie »Tisch« vorkommen, die sich auf sichtbare Gegenstände beziehen. Von diesen Wörtern führt allerdings kein direkter Weg zum Gebrauch, den die am Spiel Beteiligten von ihnen machen, nicht zum Gebrauch im Satz und nicht in einer Äußerung: Ein Satz hat Erfüllungsbedingungen, ein Wort nicht. Eine Äußerung hat zudem eine illokutionäre Rolle. Zwar kann ein Satz nur aus einem Zeichen bestehen, dann ist dieses Zeichen allerdings kein Name wie das Wort »Tisch« der deutschen Sprache.<sup>11</sup> Außerdem deutet Wittgenstein in dem Spiel einen Gedanken an, den er an anderer Stelle ausführt: Auch die hinweisende Erklärung bestimmt keine autarke Verbindung zwischen einem Wort und einem Gegenstand, die unabhängig vom Rest der Sprache besteht. Das möchte ich das Bestimmungsdefizit nennen. Die Bedeutung der Namen kann man nicht ausschließlich aufgrund der hinweisenden Erklärung verstehen. Es wird vielmehr bereits ein Platz in der Sprache vorausgesetzt, der nicht allein durch Hinweis bestimmt werden kann. Diesen muß man kennen, um die hinweisende Erklärung zu verstehen. Ebenso wenig genügt es, um eine Sprache zu lernen, sich die Bedeutung von Namen anzueignen.

Es spricht viel dafür, daß Wittgenstein nicht bemerkt, wie wenig er von der Gegenstandstheorie gelten läßt, wenn man den Absatz, in dem er das Spiel »Zusammen ein Haus bauen« schildert, konsequent auslegt. So vernebelt er den Gedankengang durch die Darstellung des Spiels selbst in einer Weise, die eine für seine Konzeption wesentlichen Unterscheidung zu unterlaufen scheint: In dem Spiel wird der Unterschied zwischen Wörtern, Sätzen und Äußerungen scheinbar eingeebnet. Erst nach einiger Überlegung wird deutlich: Was in dem Spiel gelernt wird, das sind keine Wörter, sondern Ein-Wort-Satz-Äußerungen.<sup>12</sup> In diesem Sinne ist Wittgensteins Behauptung, daß man es bei dem Spiel mit sprachlichen Aktivitäten zu tun hat, die allein mit Namen auskommen, nur teilweise richtig. Es werden zwar nur Wörter wie »Tisch« gebraucht. Ihr Gebrauch in der Verständigung ist allerdings nicht allein durch den Hinweis auf die Referenzobjekte zu erklären.

Zwar kann man »Platte« rufen, um so elliptisch zum Ausdruck zu bringen, daß es um eine Platte und eine Tätigkeit mit dieser Platte geht. Die übliche Art, das in der deutschen Sprache auszudrücken, besteht allerdings darin zu rufen »Gib mir die Platte her!« Bei der elliptischen Äußerung ist all die zusätzliche Information in das Hintergrundwissen gepackt. Wittgensteins Darstellung verdeutlicht die Tatsache nicht genügend, daß ein Wort allein in der Regel keine Erfüllungsbedingungen spezifiziert. Ob man eine Verständigungshandlung mit Worten ausführt oder unterläßt, hat bestimmte konventionell festgelegte Konsequenzen. Der Satz, der ein Teil der Äußerung ist, hat bestimmte Erfüllungsbedingungen. Zwar kann man auch ein Wort allein so gebrauchen, daß seine Äußerung bestimmte Erfüllungsbedingungen hat. Das ist allerdings unüblich, und es widerspricht der Tatsache, daß die Unterscheidung zwischen Wör-

---

<sup>11</sup> Wittgensteins Umgang mit solchen Ein-Wort-Äußerungen bei der Entwicklung des Sprachspielbegriffs läßt starke Zweifel daran entstehen, ob er das bemerkt.

<sup>12</sup> Vgl. meine entsprechenden Kommentare zu Wittgensteins Entwicklung des Sprachspielbegriffs (Abschnitt 8.2.2.6, 8.2.6.3 und 8.2.7.4).

tern und Sätzen nicht nur syntaktisch ist: Sätze haben Erfüllungsbedingungen, deren Vorliegen man abfragen kann, Wörter nicht.<sup>13</sup> Eine Äußerung ist eine Verständigungshandlung, die bestimmte Erfüllungsbedingungen hat und eine bestimmte illokutionäre Rolle. Diesen Tatsachen trägt man Rechnung, wenn man das Spiel »Zusammen ein Haus bauen« als einen vereinfachten Gebrauch der deutschen Sprache ansieht. Man erkennt dann auch, daß das Benennen gegenüber dem Gebrauch nicht primär ist. Die hinweisende Erklärung würde offensichtlich leerlaufen, wenn der durch sie Belehrte auf die Aufforderung »Platte« immer Säulen bringen würde und beide Beteiligte mit dieser Handlungsweise zufrieden wären. Die hinweisende Erklärung sagt, wenn man sie, wie es die Gegenstandstheorie tut, isoliert von der Praxis sprachlicher Verständigung betrachtet, nichts darüber aus, daß und wie die Wörter in Sätzen oder Äußerungen gebraucht werden, und unterschlägt so das Wesentliche sprachlicher Bedeutung. Wittgensteins Erklärungsrichtung ist dem Versuch, von Wörtern zu Äußerungen von Sätzen zu kommen, entgegengesetzt: Er beginnt mit Verständigungshandlungen, in denen Sätze mit Erfüllungsbedingungen vorkommen.<sup>14</sup> Wörter haben Bedeutung als potentieller Teil solcher Sätze, und so erklärt sich Wittgensteins Behauptung:

Das heisst, vom halben Satz gilt, was vom Wort gilt, dass es nur im Zusammenhang des Satzes Sinn/Bedeutung hat. (TS 213, p. 1)

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird folgende Gesamtstruktur des Abschnitts sichtbar: Das Spiel, mit dem Wittgenstein eigentlich nur zeigen will, inwiefern die Gegenstandstheorie partiell richtig ist, macht, wenn man es konsequenter analysiert, als Wittgenstein das tut, in überzeugender Weise deutlich, wie ungenügend diese Konzeption ist: Wenn von einem Wort wie etwa dem Wort »Tisch« nur bekannt ist, auf welchen Gegenstand es sich bezieht, dann erfährt man so nichts darüber, wie man es in einer Weise mit anderen Wörtern verbinden kann, daß ein Gebilde entsteht, das man in einer Äußerung zur Verständigung gebrauchen kann: ein Satz mit Erfüllungsbedingungen.<sup>15</sup>

Damit ist allerdings noch wenig über den zentralen Gedanken gesagt, den Wittgenstein in dem betrachteten Abschnitt zu zeigen beabsichtigt, ich meine den Gedanken, daß Wörter im Satz unterschiedliche Funktionen haben. Diese Tatsache widerspricht der Gegenstandstheorie sprachlicher Bedeutung in diesem Sinne nicht, sondern zeigt vielmehr, wie ungenügend sie ist. Der Mangel der Namenstheorie ist weniger, daß man nicht zur Erklärung aller Wörter der deutschen Sprache auf etwas zeigen kann, sondern daß man so nichts darüber erfährt, wie man ein Wort sinnvoll mit anderen Worten

---

<sup>13</sup>Das wird dann besonders deutlich, wenn man Sprache aus der Übersetzerperspektive betrachtet.

<sup>14</sup>Das bemerkt auch v. Savigny. (*SKI*, p. 35) Davidson bezeichnet solche Theorien, die die Bedeutung von Sätzen aus ihren Einzelteilen aufbauen wollen, statt die Bedeutung dieser kleineren Einheiten als sekundär gegenüber der von Sätzen zu betrachten, als Bausteinthorien (vgl. Davidson 1990, p. 185, 312 u. 314). Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß auch kausale Theorien der Bedeutung oft Bausteinthorien in diesem Sinne sind (vgl. etwa Dretske 1981).

<sup>15</sup>Es ist natürlich möglich, das Wort selbst als Ein-Wort-Satz zu gebrauchen, allerdings ergeben sich dessen Erfüllungsbedingungen ebensowenig aus der Bedeutung des hinweisend erklärten Wortes.

verbinden kann, so daß Erfüllungsbedingungen spezifiziert werden. Die Gegenstandstheorie *widerspricht* nicht der Annahme, daß Wörter unterschiedliche Funktionen im Satz haben, sondern sagt *nichts* über die Funktion von Wörtern im Satz. Tatsächlich geht es, entgegen Wittgensteins Darstellung, nicht um die Unterscheidung zwischen Wörtern, zu deren Erklärung man auf etwas zeigen kann, und solchen, die andere Funktionen im Satz haben. Denn Wörter, die Namen im Sinne Wittgensteins sind, also solche, deren Bedeutung man hinweisend erklären kann, können unterschiedliche Funktionen im Satz haben.

Und damit möchte ich zu der eigentlichen Raffinesse des Gedankens kommen, der in diesem Abschnitt verborgen ist. Wenn man erkannt hat, daß der Gegenstand, auf den man zur Erklärung der Bedeutung eines Wortes zeigen kann, nicht die Bedeutung ist, eine Überlegung, die Wittgenstein im Abschnitt, der auf den zunächst betrachteten folgt, erwähnt, dann verliert auch die Annahme an Plausibilität, der Hinweis auf einen Gegenstand könne allein die Bedeutung erklären. Er kann das nur, wenn der Platz des Wortes in der Sprache schon bekannt ist, wenn man also weiß, ob eine Farbe, eine Form oder eine Größe benannt werden soll. Es muß, wie Wittgenstein es auch ausdrückt, die Grammatik<sup>16</sup> des Wortes bekannt sein, dessen Bedeutung hinweisend erklärt werden soll. Wenn in der Grammatik bestimmt ist, daß etwa das Wort »Tisch« der Name eines künstlich geschaffenen, materiellen Gegenstandes ist, so ist das nichts anderes als eine Kurzform für die Auskunft, daß man etwa nach dem Gewicht, der Größe, der Form, der Farbe und dem Alter fragen kann. Diese Beschreibung des Platzes in der Sprache informiert über die Funktionen, die das Wort in Sätzen einnehmen kann. Das Bestimmungsdefizit und die Tatsache, daß ein Wort keine Erfüllungsbedingungen hat, bzw. im Falle des Ein-Wort-Satzes, daß dessen Erfüllungsbedingungen sich nicht aus der Wortbedeutung ergeben, sind also nicht zwei unterschiedliche Mängel, sondern zwei Aspekte desselben Mangels. Die Bedeutung eines Wortes der deutschen Sprache kann man nur dann hinweisend erklären, wenn seine Funktion in Sätzen bereits feststeht. Dann entsteht das Problem nicht, wie man ein Wort mit anderen zu Sätzen zusammenfügen kann. Ein Wort hat nicht eine Bedeutung und läßt sich zusätzlich in Sätzen gebrauchen, sondern diese Bedeutung ist erst dadurch bestimmt, welche

---

<sup>16</sup>Man muß in diesem Zusammenhang einem möglichen Mißverständnis vorzubeugen und deutlich machen, daß Wittgenstein zwei unterschiedliche Begriffe von Grammatik hat:

(1) Die Grammatik enthält die Gesamtheit der Regeln, die die Bedeutung eines Wortes bestimmen. Danach haben die Wörter »grün« und »blau« eine unterschiedliche Grammatik (vgl. etwa: »Der Ort eines Wortes in der Sprache/Grammatik ist seine Bedeutung« (TS 213, p. 31)).

(2) Andererseits hat Wittgenstein einen Gebrauch des Wortes »Grammatik«, nach dem die Wörter »grün« und »blau« dieselbe Grammatik haben. »Der Name, den ich einem Körper gebe, einer Fläche, einem Ort, einer Farbe hat ~~jedes Mal~~ (h: in jedem dieser Fälle eine) andere Grammatik . . .« (TS 213, p. 33) Entsprechend gilt: Farbworte haben alle dieselbe Grammatik. Wenn hier die Bedeutung im Sinne von Bestimmung (1) gemeint wäre, dann wäre die Behauptung trivial. Denn alle Wörter unterschiedlicher Bedeutung haben in diesem Sinne eine unterschiedliche Grammatik.

Diese Mehrdeutigkeit wird allerdings nie zu einem Problem: Wenn Wittgenstein davon spricht, daß zwei Wörter dieselbe oder eine unterschiedliche Grammatik haben ist dies immer im zweiten Sinne gemeint.

Funktion es in Sätzen hat, oder anders ausgedrückt, welche Grammatik das Wort hat.<sup>17</sup> Es ist Teil der Grammatik, also der Regeln, die für das Wort gelten, daß man es auf eine bestimmte Art hinweisend erklären kann. Dem Hinweis auf Gegenstände kommt keine besondere Rolle bei der Bestimmung der Bedeutung von Wörtern zu.

#### 4.4.2 Die Interpretation im Detail

Wittgenstein beginnt seine Darstellung im hier betrachteten Abschnitt mit einem Absatz, der die Thesen der Gegenstandstheorie enthält:

(T1) Augustinus, wenn er vom Lernen der Sprache redet, redet ausschliesslich davon, wie wir den Dingen Namen beilegen, oder die Namen der Dinge verstehen. (T2) Hier scheint also das Benennen Fundament und Um und Auf der Sprache zu sein.

(T3) Die Auffassung des Fundaments der Sprache (h: Diese Betrachtungsweise der Sprache) ist offenbar äquivalent mit der, die die Erklärungsform »das ist . . . « als fundamental auffasst. – (T4) Von einem Unterschied der Wortarten redet Augustinus nicht; meint also mit »Namen« offenbar Wörter, wie »Baum«, »Tisch«, »Brot«, und gewiss die Eigennamen der Personen; dann aber wohl auch »essen«, »gehen«, »hier«, »dort«; kurz, alle Wörter. Gewiss aber denkt er zunächst an *Hauptwörter* und an die übrigen als etwas, was sich finden wird. (Und Plato sagt, dass der Satz aus Haupt- und Zeitwörtern besteht.) (TS 213, p. 25) (Die Numerierungen (T1) . . . sind Ergänzung des Autors.)

Durch leichte Umformung gewinnt man folgende Thesen:

(T1) Das Lernen der Sprache besteht ausschließlich darin zu verstehen, welche Namen was benennen.

(T2) Das Benennen ist das Fundament der Sprache.

(T3) Die Erklärung der Art »Das ist . . . « ist das Fundament der Sprache.

(T4) Diese Erklärung gilt für alle Wörter.

Ich möchte diese Thesen in leicht modifizierter Form zusammenfassen, so daß es etwas durchsichtiger wird, wie sie zusammenhängen:

(A) Das Lernen der Sprache besteht ausschließlich darin zu verstehen, was ein Wort jeweils benennt. Das geschieht mit Hilfe einer Erklärung der Form »das ist; . . . «.

Daraus folgt:

(B) Alle Wörter der Sprache können auf diese Art erklärt werden.

Das ist äquivalent zu:

Alle Wörter der Sprache sind Namen.

In diesem Sinne gilt:

(C) Das Benennen und die hinweisende Erklärung sind fundamental.

---

<sup>17</sup>Der direkte Blick auf diese Tatsache wird bei Wittgensteins Darstellung des Spiels »Zusammen ein Haus bauen« dadurch verstellt, daß er für die hinweisende Erklärung der Wörter »Platte« und »Säule« die Grammatik der deutschen Sprache voraussetzt, sowie dadurch, daß er die Worte holophrastisch gebraucht. So kann der falsche Eindruck entstehen, man könne ein Wort hinweisend erklären, ohne daß seine Funktion in Sätzen bestimmt ist.

Wichtig ist hierbei, daß These (C) keine zusätzliche Behauptung bildet, sondern eine Erläuterung zu (A) und (B). Es gilt: Insofern die Thesen (A) und (B) gelten, kann man behaupten, daß das Benennen und die hinweisende Erklärung fundamental sind. Die Thesen (A) und (B) füllen erst den allgemeinen und sehr vagen Begriff »fundamental« mit Inhalt, geben ihm einen auf diesen Zusammenhang bezogenen präzisen Sinn. Entscheidend ist die Behauptung, daß der Spracherwerb ausschließlich ein Lernen vom Namen ist. Daraus folgt, wenn man nicht annimmt, bestimmte Aspekte des Verstehens einer Sprache seien angeboren oder würden nicht durch Erklärungen gelernt: Die Kenntnis der Bedeutung von Namen ist hinreichend für das Verstehen einer Sprache. Beide Einschränkungen kann man im Kontext des Gedankenganges problemlos machen, weil die Annahme des Gegenteils der Gegenstandstheorie zuwiderlaufen würde.

Der Hinweis, man könne sprachliche Bedeutung nach dem Modell der Beziehung von Namen und Gegenstand konzipieren, könnte so verstanden werden, als habe man zunächst in allgemeiner Weise zu bestimmen, was ein Name und was ein Gegenstand ist. Dabei käme man sehr schnell in eine schwierige Situation: Wenn man den Namensbegriff eng faßt, dann kommt man zum Begriff des Eigennamens. Wenn man eine weitere Lesart wählt, erfaßt man damit vielleicht singuläre Terme oder Sortale. In all diesen Fällen ist es bereits aufgrund der Bestimmung des Begriffs des Namens offensichtlich, daß die These des Augustinus falsch ist. Das scheint eine unfaire Behandlung zu sein, und es ist außerdem keine angemessene Rekonstruktion von Wittgensteins Vorgehen. Mir scheint deshalb folgende Lesart plausibel und systematisch überzeugend zu sein: Man geht von einem paradigmatischen Fall des Benennens aus, und faßt dann die These, daß alle Wörter Namen sind in dem Sinne auf, daß sich das, was an diesem das Wesentliche ist, auf die anderen Fälle verallgemeinern läßt.<sup>18</sup> So ergibt sich folgende Formulierung der These, daß alle Wörter Namen sind:

Was die Bedeutung eines Wortes ist, läßt sich verstehen, wenn man sich anschaut, in welcher Verbindung das Wort »Tisch« zu dem Gegenstand steht, auf den es sich bezieht, und wie man es durch eine hinweisende Erklärung lehren kann.

Auf die Präsentation der Gegenstandstheorie, die anfangs betrachtet wurde, folgt Wittgensteins knappe kritische Feststellung:

Sie beschreiben eben das Spiel einfacher, als es ist. (TS 213, p. 25)

Dieser Satz steht ohne eine Begründung, und die Betonung durch das Wort »eben« macht darauf aufmerksam, daß Wittgenstein die Falschheit der Gegenstandstheorie eher nebenbei konstatiert, statt dafür zu argumentieren. Stattdessen geht er direkt da-

---

<sup>18</sup>Dies wird Wittgensteins Verständnis und dem Wesen der Gegenstandstheorie gerecht: So führt er wichtige Begriffe oft paradigmatisch ein, was wohl mit seiner Auffassung zusammenhängt, daß es für die Wörter der deutschen Sprache generell keine Definition gibt und die Sprecher folglich auch keine kennen. So appelliert Wittgenstein daran, daß der Leser paradigmatische Fälle der Anwendung von Wörtern kennt. Das gilt auch für den Umgang mit der Namenstheorie der Bedeutung. Der Begriff des Namens, mit dem Wittgenstein arbeitet, ist kein terminus technicus, sondern baut auf einer intuitiven Vorstellung dessen auf, wie der Gegenstandsbezug funktioniert.



zu über, der Gegenstandstheorie scheinbar großzügig zuzugestehen, daß sie partiell richtig ist:

Dieses Spiel kommt aber wohl in der Wirklichkeit vor. – Nehmen wir etwa an, ich wollte aus Bausteinen, die mir ein Anderer zureichen soll, ein Haus aufführen, so könnten wir erst ein Uebereinkommen dadurch treffen, dass ich auf einen Stein zeigend sagte »das ist eine Säule«, auf einen andern zeigend »das heisst Würfel«, – »das heisst Platte« u. s. w. Und nun bestünde die Anwendung im Ausrufen jener Wörter »Säule«, »Platte«, etc. in der Ordnung, wie ich die Bausteine brauche. Und ganz ähnlich ist ja das Uebereinkommen

a | ↓  
b | ↑  
c | →  
d | ←

und etwa eines, das mit Farben arbeiten würde ... (TS 213, p. 25 f.)

Offensichtlich geht es bei diesem Spiel darum, wie zwei Menschen, die zusammen ein Haus bauen, mit Hilfe von Ausrufen wie »Säule« ihre Tätigkeiten koordinieren. Es versteht sich von selbst, daß der Angesprochene dem Sprecher die Steine der entsprechenden Form geben wird, wenn dieser ihn dazu auffordert. Wittgenstein betrachtet die Sprache also unter dem Gesichtspunkt, welche Rolle sie in der alltäglichen Verständigung der Menschen spielt. Zu klären ist zunächst, ob das Spiel von Wittgenstein als autarke kleine Sprache gemeint ist oder einen Ausschnitt aus dem Repertoire der deutschen Sprache darstellt. Wenn man die Sache ein wenig durchdenkt, scheidet die erste Möglichkeit aus. Ohne den Hintergrund der deutschen Sprache wäre die hinweisende Definition dem Belehrteten nicht verständlich. Die Behauptung, daß dieses Übereinkommen von der gleichen Art sei, wie wenn man einem Buchstaben Pfeile zuordnet, macht deutlich: Die hinweisende Erklärung ordnet einem Wort andere *Zeichen* zu. Ebenso wie die Zuordnung eines Buchstabens zu einem Pfeil einer bestimmten Richtung nur für den informativ ist, der weiß, welche Bedeutung ein Pfeil hat, ist eine hinweisende Erklärung nur für jemanden verständlich, der weiß, wie sie gemeint ist, oder anders ausgedrückt, ob ein Körper, eine Farbe oder eine Gestalt benannt werden soll, und die entsprechenden Individuationskriterien für Wörter dieser Art in der Sprache kennt. In dem Spiel »Zusammen ein Haus bauen« geht es nicht, wie später oft in den Sprachspielen (vgl. Abschnitt 8.2.2.1, 8.2.6 ff. und 8.2.7.2 ff.), darum, jemandem durch die Methode von Versuch, Irrtum und Korrektur ein Wort beizubringen, sondern eine hinweisende Erklärung baut auf einem vorhandenen Verständnis einer Sprache auf. Es handelt sich also bei dem Spiel »Zusammen ein Haus bauen« um ein Beispiel für Verständigung *innerhalb* der deutschen Sprache, der eine hinweisende Definition vorangeht. Die Tatsache, daß die beiden Beteiligten zuerst ein Übereinkommen treffen, könnte Zweifel an der Richtigkeit meiner Deutung wecken. Denn in der deutschen Sprache haben die Wörter »Säule« und »Platte« bereits eine Bedeutung, und es bestände keine Notwendigkeit, erst ein Übereinkommen darüber zu treffen, was sie bedeuten. Die Tatsache, daß man es im Falle einer autarken Spra-

che aus den gerade erwähnten Gründen nicht mit einem eindeutigen Hinweis auf einen Gegenstand zu tun hätte, und die Tatsache, daß einer der beiden die Namen der Gegenstände bereits kennt, legt es nahe, den Text so zu lesen, als erkläre der eine dem anderen ein Wort, dessen Platz in der Sprache diesem bereits bekannt ist. Man bekommt so weniger Probleme, als wenn man annimmt, daß es sich bei dem Spiel um eine autarke Sprache handelt. Dann wäre es unbegreiflich, wie eine hinweisende Erklärung ohne den Hintergrund der deutschen Sprache Erfolg haben könnte. Zudem werden auch die Wörter »das«, »ist« und »eine« gebraucht, die zur deutschen Sprache gehören.<sup>19</sup>

Dem Spiel »Zusammen ein Haus bauen« folgt eine Textstelle, an der Wittgenstein noch einmal bemerkt, was er mit dieser Schilderung zeigen will:

Augustinus beschreibt wirklich einen Kalkül; nur ist nicht alles, was wir Sprache nennen dieser Kalkül.

(Und das muss man in einer grossen Anzahl von Fällen sagen, wo es sich fragt: Ist diese Darstellung brauchbar oder unbrauchbar. Die Antwort ist dann: »Ja, brauchbar; aber nur dafür, nicht für das ganze Gebiet, das Du darzustellen vorgabst.«) (TS 213, p. 26)

Wittgenstein möchte also mit der Schilderung des Spiels, wie die Kommentare davor und danach zeigen, deutlich machen, inwiefern an der Konzeption des Augustinus in einem eingeschränkten Sinne etwas Wahres ist. Es ist damit die Frage zu beantworten, welches Zugeständnis Wittgenstein genau macht. Auf den ersten Blick scheint das Spiel »Zusammen ein Haus bauen« die folgenden Thesen zu bestätigen:

- (1) Es gibt hinweisende Erklärungen.
- (2) Man kann die Bedeutung von Namen durch den Hinweis auf den Gegenstand, für den sie stehen, lehren bzw. lernen.
- (3) Es gibt Namen in der deutschen Sprache.
- (4) Es gibt sprachliche Aktivitäten, die ausschließlich mit Namen auskommen.
- (4a) Es gibt sprachliche Aktivitäten, in denen nur Namen vorkommen.
- (4b) Es gibt sprachliche Aktivitäten, zu deren Verständnis die Kenntnis von Namen ausreicht. (Aus der Falschheit dieser Annahme folgt die Falschheit der zentralen These (A) der Gegenstandstheorie.)

Die ersten drei Annahmen sind offensichtlich trivial. Sie beschreiben simple Tatsachen und bilden keine spezielle Bedeutungskonzeption. Dasselbe scheint für Annahme (4) zu gelten, wenn man sie nach der Version (4a) so liest, daß in dem Spiel nur Wörter vorkommen, die nach dem »Auto«-Auto-Muster funktionieren.

---

<sup>19</sup>Hilmy weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß dieses Spiel in nahezu unveränderter Weise in *PU*, 2 übernommen wurde (vgl. Hilmy 1987), was er als Beleg dafür anführt, daß Sprachspiele dieser Art nicht erst im *Brown Book* auftauchen. Er erwähnt dabei die Ähnlichkeit des Spiels »Zusammen ein Haus bauen« mit dem Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »fenster« (vgl. TS 213, p. 201 f.), das ich unten in Abschnitt 8.2.2.1 vorstelle, übersieht allerdings, daß dieses autark funktioniert, während das Spiel »Zusammen ein Haus bauen« in der Version des TS 213 nur vor dem Hintergrund der deutschen Sprache funktioniert, weil sonst das Übereinkommen, das die am Spiel Beteiligten treffen, für sie nicht verständlich wäre. Die darin gebrauchten Wörter »das«, »ist« und »eine« werden in ihrer in der deutschen Sprache üblichen Bedeutung gebraucht. Diese wird vorausgesetzt und nicht durch Spielpraxis konstituiert.

Für einen Anhänger der Gegenstandstheorie wäre mit Annahme (4a) wenig gewonnen, er bräuchte das Zugeständnis (4) in der Version (4b). Und genau das bestreitet Wittgenstein mit der Schilderung des Spiels »Zusammen ein Haus bauen«. Statt an diesem Punkt ein Zugeständnis zu machen, führt er vor, wie wenig das Benennen der Gegenstände nützt. Zwar werden in dem Spiel zuerst die Gegenstände benannt. Dadurch erfährt man allerdings nicht, um welche Handlung mit dem Gegenstand es geht, wenn der Name gerufen wird, und ebensowenig, daß der Ausruf eine Aufforderung zu dieser Tätigkeit und nicht etwa ein Bericht darüber ist, daß die Tätigkeit ausgeführt wurde. Hinweisende Erklärungen und das Lernen von Namen, so erkennt man, leisten nur *einen* Beitrag zur Verständigung mit den Worten im Spiel. Selbst wenn es gelingen würde, allein mit der Geste den Bezug auf einen Baustein der entsprechenden Form herzustellen – Wittgenstein kritisiert diesen Gedanken an der hier betrachteten Textstelle en passant – wäre es noch unklar, was mit diesem Stein getan werden soll. Es ist nicht selbstverständlich, daß der Angesprochene den Stein herbringen soll. Woher, so kann man sich fragen, weiß er, daß er ihn nicht etwa anstreichen, hochwerfen oder sonst etwas damit tun soll? Es fehlt jeder Hinweis auf die Erfüllungsbedingungen der Äußerung. Und wenn man einmal annimmt, es wäre bestimmt, daß es darum geht, den durch die Äußerung gemeinten Stein dem Sprecher zuzuwerfen, dann müßte noch eine illokutionäre Rolle festgelegt werden. Es ist nicht deutlich, ob der Angesprochene von dem Werfen berichten soll, ob er gefragt wird, ob er Lust hat, das zu tun, ob es eine Bitte ist, eine Aufforderung oder ein Befehl. Offensichtlich ist es den an diesem Spiel Beteiligten dennoch klar, was der Angesprochene mit den Platten und Säulen tun soll. All das wird für das Verständnis dieser Äußerung des Wortes »Platte« vorausgesetzt. Die sprachlichen Aktivitäten der beiden an dem Spiel beteiligten Personen erfordern also ein Maß an Koordination bzw. Instruktion, das durch das Lernen von Namen nicht erreicht wird, und das zeigt: Sich mit Sprache verständigen zu können erfordert mehr, als nur die Namen der bezeichneten Gegenstände zu kennen. Was in diesem Gedankengang implizit deutlich wird, hat Wittgenstein an anderer Stelle im TS 213 handschriftlich explizit formuliert:

»Wir benennen die Dinge und können nun über sie reden, uns in der Rede auf sie beziehen«: als ob mit dem Akt des Benennens schon das was wir weiter tun, gegeben sei. (TS 213, p. 209, h, v)

Vom bloßen Benennen führt kein direkter Weg zu der Verständigung mit den Worten, wie sie in dem Spiel »Zusammen ein Haus bauen« vorgeführt wird. Diese Praxis ist nur möglich, wenn bestimmte Erfüllungsbedingungen und eine illokutionäre Rolle spezifiziert sind. Beides leistet die hinweisende Erklärung nicht. In jedem Fall hat man es in dem betrachteten Spiel nicht mit dem Äußern eines Namens zu tun, sondern mit einer Ein-Wort-Satz-Äußerung. Damit meine ich, daß die Äußerung eines Wortes in diesem Fall die Rolle ausfüllt, die üblicherweise die Äußerung eines Satzes hat.

Man könnte das als Kritik an dem für Wittgenstein so wichtigen Kontextprinzip lesen. Was er mit den Ein-Wort-Satz-Äußerungen tatsächlich zeigt, ist etwas anderes:

Wieviele Zeichen man gebraucht, um damit Erfüllungsbedingungen zu bestimmen, ist gleichgültig. Ein Satz muß nicht aus einem Subjekt und einem Prädikat zusammengesetzt sein. Dies darf nicht mit der Annahme verwechselt werden, daß Namen in der deutschen Sprache Erfüllungsbedingungen hätten: Es werden in dem Spiel zwar scheinbar nur Namen vom Typ des Wortes »Tisch« geäußert. Ihre Funktion ist allerdings die eines Satzes, weil ihre Äußerung Erfüllungsbedingungen bestimmt. Wenn ein Zeichen Erfüllungsbedingungen bestimmt, dann ist es nicht nur ein Name. Ein Wort wie »Tisch« hat in der deutschen Sprache keine Erfüllungsbedingungen, es sei denn, man gebraucht es elliptisch (vgl. Abschnitt 8.2.2.7). Es wäre zwar eine Sprache möglich, in der man nur einzelne Worte äußert. In der deutschen Sprache ist das allerdings unüblich. Man kann Worte elliptisch gebrauchen, muß dann allerdings mehr Hintergrundkonventionen annehmen, die es erlauben die Äußerung des Wortes in einer bestimmten Weise zu verstehen. In der Regel verständigen wir uns in der deutschen Sprache mit Sätzen. Und dies ist auch die beste Erklärung dafür, daß Wittgenstein im TS 213 explizit das Prinzip vertritt, daß Sätze primäre Bedeutungsträger sind und Namen nur im Kontext von Sätzen Bedeutung haben. Man sollte aus diesen Gründen das Spiel als Beispiel für einen vereinfachten Gebrauch der deutschen Sprache betrachten.

Jedenfalls ist Annahme (4b) falsch, und es wurde deutlich, daß auch Annahme (4a) nur bedingt wahr ist. Damit möchte ich dazu übergehen zu skizzieren, inwiefern Wittgenstein der Gegenstandstheorie den interessanten Aspekt von Annahme (2) streitig macht. Sie besagt, daß man die Bedeutung von Namen durch hinweisende Erklärung lernt, und interessant ist sie nur dann, wenn man annimmt, daß die hinweisende Erklärung allein genug ist, um einem Namen eine Bedeutung zu geben. Dies ist eine Voraussetzung, die Augustinus nicht explizit macht. Sie wurde allerdings in der allgemeinen Übersicht über die verschiedenen Motivationen für die Gegenstandstheorie der Bedeutung erwähnt. Wenn die hinweisende Erklärung nicht autark funktioniert, dann erscheint sie als letzte Erklärung wenig geeignet, und es ist dann auch fraglich, ob sie eine Verbindung etabliert, die unabhängig vom Rest der Sprache bestehen kann. Es ist also eines zu behaupten, daß vom Benennen kein Weg zur Verständigung führt, und ein anderes, daß eine hinweisende Erklärung allein noch keine Name-Gegenstand-Verbindung bestimmen kann.

Die Kritik an der zweiten Annahme ist in der Schilderung des Spiels nur angedeutet, allerdings dennoch vorhanden. Sie äußert sich in der Behauptung, die hinweisende Erklärung der Steinformen sei einer Erklärung mit einer Tabelle, die einem Buchstaben einen Pfeil zuordnet, ähnlich. Zunächst ist es bei dieser Zuordnung offensichtlich, daß sie nur ein Zeichen mit einem anderen verbindet. Erklärungen dieser Art sind nur für den informativ, der die Bedeutung des erklärenden Zeichens, in diesem Fall des Pfeils, kennt. So erwähnt Wittgenstein in einem anderen Zusammenhang, daß auch ein Pfeil seine Bedeutung nicht in sich trägt, sondern es von dem System abhängt, zu dem er gehört, auf welche Weise er gebraucht wird.<sup>20</sup> Ebensovienig ergibt es sich

---

<sup>20</sup>Vgl. TS 213, p. 94.

von selbst, daß man eine Tabelle so lesen muß, wie das üblicherweise geschieht.<sup>21</sup> Wie Wittgenstein die Meinung begründet, auch die hinweisende Erklärung verbinde nicht ein Zeichen mit einem Gegenstand, sondern mit einem Zeichen, das aus dem Gegenstand, der Zeigegeste und der Art, wie die hinweisende Geste gemeint ist, besteht, darauf gehe ich an anderer Stelle ein (vgl. unten Abschnitt 4.5.2). Hier genügt es festzuhalten: So wie eine Tabelle nur verständlich ist, wenn man bereits ein vorgängiges Wissen über bestimmte Konventionen ihres Gebrauchs hat, so ist auch eine hinweisende Erklärung nur verständlich, wenn bereits gewisse Dinge bekannt sind. So kann der, dem die hinweisende Erklärung gegeben wird, ohne Hintergrundwissen nicht erkennen, ob mit den Worten »Das ist eine Säule« der Stein gemeint ist, seine Form oder seine Farbe. Der Sprecher könnte mit der Geste auch anzeigen wollen, daß das Heben des Steins anstrengend, lästig oder gefährlich ist. Welches Wissen man benötigt, um eine hinweisende Erklärung verstehen zu können, bleibt erst einmal offen und wird am Ende des Gedankengangs geklärt werden, der das Hauptargument des hier betrachteten Abschnitts plausibel machen soll.

Eine gründliche Deutung des Spiels »Zusammen ein Haus bauen« gesteht der Namenstheorie der Bedeutung also nur triviale Tatsachen zu: Es gibt Wörter in der deutschen Sprache, deren Bedeutung man, wenn bestimmte Voraussetzungen erfüllt sind, hinweisend erklären kann. Das möchte sicherlich niemand bezweifeln, allerdings ist es auch keine besondere Konzeption sprachlicher Bedeutung. Wie dargestellt ist es bereits fraglich, ob sprachliche Aktivitäten möglich sind, in denen nur Wörter vorkommen, die hinweisend erklärt werden können. Denn in dem Spiel werden Wörter so gebraucht wie Sätze. Es wird hier stillschweigend und durch die hinweisende Erklärung nicht legitimiert der Schritt von der Bedeutung eines Wortes zu der einer Zeichenform gemacht, die Erfüllungsbedingungen hat. Und das ist in der deutschen Sprache üblicherweise ein Satz, obwohl elliptische Sätze in bestimmten Zusammenhängen möglich sind. Zudem reicht die hinweisende Erklärung nicht aus, um zu verdeutlichen, welche Rolle die Äußerung des durch hinweisende Erklärung eingeführten Namens in der Verständigung hat. Statt zu zeigen, daß die Namenstheorie partiell richtig ist, nimmt Wittgenstein ihr alle interessanten Behauptungen. Was übrig bleibt, ist eine Trivialisierung: Die Annahmen (1), (2), (3) und (4a) sind verschieden von den oben dargestellten These (A), (B) und (C) der Gegenstandstheorie. So ist es der Inhalt der These (A), daß das Lernen der Sprache ausschließlich ein Lernen von Namen ist. Demgegenüber gibt Wittgenstein mit Annahme (2) lediglich zu, daß Wörter wie »Tisch« durch Hinweis erklärt werden. Dieses Vorgehen Wittgensteins hat eine gewisse Ironie. Ebenso wie der Anhänger der Gegenstandstheorie, ohne diesen Schritt explizit zu machen, von der trivialen Annahme (2) durch starke Verallgemeinerung zu der wesentlich gehaltvolleren Annahme (A) übergeht, verhält sich Wittgenstein so, als ob er nicht bemerkt, daß nichts Interessantes mehr von Annahme (A) übrigbleibt, wenn man sie wieder auf Annahme (2) zurückführt.

---

<sup>21</sup>Vgl. TS 213, p. 49, 54f.

Problematisch und schwer zu rekonstruieren ist dagegen Wittgensteins Hauptargument im gerade betrachteten Abschnitt. Er möchte zeigen, daß die Annahme

(1) Alle Wörter der deutschen Sprache sind Namen.

falsch ist, weil gilt:

(2) Die Wörter haben unterschiedliche Funktionen im Satz.

Diesen Gedankengang möchte ich im folgenden anhand des Textes vorführen und dabei einige der verworrenen Wege nachzeichnen, die der Leser gehen muß, bis er aus den Gedanken Wittgensteins ein Argument rekonstruieren kann.

Unmittelbar nach der Schilderung des Spiels »Zusammen ein Haus bauen« schreibt Wittgenstein:

Augustinus beschreibt wirklich einen Kalkül; nur ist nicht alles, was wir Sprache nennen, dieser Kalkül.

(Und das muss man in einer grossen Anzahl von Fällen sagen, wo es sich fragt: ist diese Darstellung brauchbar oder unbrauchbar. Die Antwort ist dann: »ja, brauchbar; aber nur dafür, nicht für das ganze Gebiet, das Du darzustellen vorgabst.«) (TS 213, p. 26)

Wittgenstein behauptet, Augustinus' Darstellung sei nicht falsch, sondern nur unvollständig, insofern sie zu kurz greife, und erläutert das mit einem Beispiel, in dem jemand folgende Erklärung dafür anbietet, was ein Spiel ist:

... »spielen besteht darin, dass man Dinge gewissen Regeln gemäss, auf einer Fläche verschiebt ... « (TS 213, p. 26)

Eine solche Erklärung trifft offensichtlich nur auf Brettspiele zu:

Aber das sind nicht die einzigen Spiele. (TS 213, p. 26)

Das macht die Erklärung allerdings in Wittgensteins Augen nicht grundlegend falsch, sondern nur modifikationsbedürftig:

Du kannst also Deine Erklärung richtigstellen, indem Du sie ausdrücklich auf diese Spiele einschränkst. (TS 213, p. 26)

Und Wittgenstein wendet diese Überlegung auf die Ausführungen des Augustinus an:

Man könnte also sagen, Augustinus stelle das Lernen der Sprache zu einfach dar/stelle die Sache zu einfach dar/; aber auch: er stelle eine einfachere Sache dar. (TS 213, p. 26)

Die Gegenstandstheorie der Bedeutung, das ist die zentrale Aussage dieser Textstellen, ist defizitär, insofern sie zu einfach ist. Es ist damit die Frage zu beantworten, in welcher Hinsicht Augustinus der Komplexität der Sprache nicht angemessen Rechnung trägt. Ein erster Hinweis darauf, worin der Fehler dieser Konzeption zu sehen ist, findet sich im auf die gerade betrachtete Textstelle folgenden Absatz:

Man könnte den Fall mit dem einer Schrift vergleichen, in der Buchstaben zum Bezeichnen von Lauten benützt würden, aber auch zur Bezeichnung der Betonung und als Interpunktionszeichen. Fassen wir dann diese Schrift als eine Sprache zur Beschreibung des Lautbildes auf, so könnte man sich denken, dass Einer diese Schrift so auffasste, als entspräche einfach jedem Buchstaben ein Laut und als hätten die Buchstaben nicht

auch ganz andere Funktionen. – Und so einer – zu einfachen – Beschreibung der Schrift gleicht Augustinus' Beschreibung der Sprache völlig. (TS 213, p. 26 f.)

Wittgenstein nähert sich der Antwort, wie er es auch sonst häufig tut, mit einer Analogie. In einer fiktiven Schrift haben die Buchstaben nicht nur eine, sondern unterschiedliche Funktionen. Sie stehen für Laute, Betonungen und Interpunktionszeichen. Wer annimmt, daß die Buchstaben in dieser Schrift nur eine Funktion haben, der macht, so Wittgensteins Gedanke, denselben Fehler wie Augustinus mit seiner zu einfachen Vorstellung von der Funktionsweise der Sprache. Wenn man annimmt, daß den Buchstaben in der Analogie die Wörter in der Konzeption des Augustinus entsprechen, dann ist es deutlich, worauf Wittgenstein hinauswill: Nicht alle Wörter in der Sprache sind Namen, sondern sie haben unterschiedliche Funktionen, und das übersieht Augustinus. Es ist also zu klären, was Wittgenstein meint, wenn er von Wörtern anderer Funktion spricht. Und so führt er an der folgenden Textstelle eine Unterscheidung ein, die bei der Lösung dieses Problems weiterzuhelfen scheint:

Wenn ich etwa die wirkliche Sitzordnung an einer Tafel nach einer Aufschreibung kollationiere, so hat es einen guten Sinn, beim Lesen jedes Namens auf einen bestimmten Menschen zu zeigen. Sollte ich aber etwa die Beschreibung eines Bildes mit dem Bild vergleichen und ausser dem Personenverzeichnis sagte die Beschreibung auch, dass eine gewisse Person eine andere küsst, so wüsste ich nicht, worauf ich als Korrelat des Wortes »küssen« zeigen sollte. Oder, wenn etwa stände »A ist grösser als B«, worauf soll ich beim Wort »grösser« zeigen? – Ganz offenbar kann ich ja gar nicht auf etwas diesem Wort entsprechendes im dem Sinne zeigen, wie ich etwa auf die Person A im Bilde zeige. Es gibt freilich einen Akt »die Aufmerksamkeit auf die Grösse der Personen richten«, oder auf ihre Tätigkeit, und in diesem Sinne kann man auch das Küssen und die Grösßenverhältnisse kollationieren. (TS 213, p. 27 f., a)

Ich möchte diese Textstelle nur im Hinblick auf die Frage deuten, inwiefern sie Beispiele für Wörter anderer Funktion bietet und so verdeutlicht, was Wittgenstein damit meint, wenn er von der Funktion von Wörtern spricht. Die Präsentation des Problems ist allerdings hier etwas anders als an den bisher betrachteten Textstellen: Es geht nicht darum, wie man Wörter hinweisend erklären kann, sondern darum, worauf man beim Lesen der Beschreibung eines Bildes zeigen kann, wenn man die einzelnen Wörter der Beschreibung mit dem Bild vergleicht. Offensichtlich behandelt Wittgenstein damit aus einer etwas anderen Perspektive das Problem, das auch der Frage, welche Wörter man mit dem Hinweis auf Gegenstände erklären kann, zugrunde liegt. Bei der Darstellung des Beispiels äußert Wittgenstein die Meinung, man könne auf Tätigkeiten und Größenverhältnisse nicht in demselben Sinne zeigen wie auf Personen. Wenn das richtig wäre, so hätte man etwas an der Hand, um verschiedene Wortarten zu unterscheiden: Man hätte die Wörter, zu deren Erklärung man so auf einen Gegenstand zeigen kann, wie man auf eine Person zeigt, und die Wörter, deren Erklärung man nur verstehen kann, wenn man die Aufmerksamkeit auf einen Aspekt des Gegenstandes richtet. Diese Unterscheidung überzeugt so allerdings nicht. Die Annahme, man

könne zwar nicht auf die Größe einer Person zeigen, aber die Aufmerksamkeit darauf richten, ist in zweierlei Hinsicht falsch: Zunächst einmal wird auch das Zeigen auf Personen falsch verstanden, wenn man die Aufmerksamkeit nicht auf die Personen, sondern etwa auf die Größe des Pullovers richtet. Ein Zeigen wird immer nur richtig verstanden, wenn man weiß, worauf gezeigt wird, also die Aufmerksamkeit auf den richtigen Gegenstand richtet. Ob man eine spezifische Aufmerksamkeit braucht, um etwa statt auf die Person auf ihre Haarfarbe zu achten, wenn jemand darauf zeigt, das ist eine Frage von etablierten Gewohnheiten. So kann man sich beispielsweise zwei Personen vorstellen, die sich häufig darüber unterhalten, daß Paare oft erheblich in der Körpergröße divergieren. Wenn einer der beiden Personen im Laufe oder nach einem solchen Gespräch auf ein Paar zeigt, das diese Beobachtung sehr gut belegt, so wäre es für beide am Gespräch Beteiligten unmittelbar deutlich, daß das Größenverhältnis gemeint ist, ohne daß sie eine besondere Aufmerksamkeit benötigen, um sich darauf zu besinnen, daß nicht eine der beiden Personen gemeint ist. Offensichtlich ist die von Wittgenstein an der gerade betrachteten Textstelle eingeführte Unterscheidung nicht haltbar, und so bringt diese Überlegung den Leser einer Antwort auf die anstehende Frage nicht näher.

Worauf Wittgenstein mit dem Begriff der Funktion von Wörtern aus ist, das wird an der folgenden Textstelle verständlicher:

Die Wörter haben offenbar ganz verschiedene Funktionen im Satz und diese Funktionen erscheinen uns ausgedrückt in den Regeln, die von den Worten gelten. (TS 213, p. 28, a)

Wittgenstein möchte Wörter im Hinblick auf ihre Funktion *im Satz* unterscheiden. Offensichtlich meint er, die Annahme, alle Wörter der deutschen Sprache seien Namen (1), sei falsch, weil die Wörter unterschiedliche Funktionen im Satz haben (2). Dieser Gedanke ist deswegen problematisch, weil Annahme (1) und (2) in unterschiedliche Richtungen gehen, statt sich zu widersprechen. In (2) werden Wörter im Hinblick auf ihre Funktion im Satz unterschieden. Ob ein Wort ein Name in Wittgensteins Sinne ist, scheint damit nichts zu tun zu haben. Mit einem Namen meint Wittgenstein, so wie er den Begriff einführt, nicht nur Eigennamen oder singuläre Terme, sondern auch Wörter wie »grün«, »breit«, »aus Holz«, »hüpft« oder »schläft«, kurz, Wörter, deren Bedeutung man in irgendeiner Weise nach dem Modell der Verbindung von »Tisch« und Tisch verstehen und hinweisend erklären kann. So spricht er etwa selbst davon, daß man Wörter für Farben, Gestalten, Töne ebenso hinweisend erklären kann wie Wörter für Körper, Flächen und Orte.<sup>22</sup> Wenn man berücksichtigt, daß all diese Wörter im Sinne Wittgensteins Namen sind, dann scheint die Unterscheidung zwischen Namen und anderen Worten keine nach Funktionen im Satz sein zu können, sondern eine die beobachtungsnahe Wörter von anderen trennt. So können Wörter wie »rot« und »Röte« beide hinweisend erklärt werden, haben im Satz allerdings unterschiedliche syntaktische Funktionen. Umgekehrt gilt: Ein Wort wie »Inflation« kann man im Unterschied zu dem Wort »Tisch« nicht hinweisend erklären. Wenn Namen im Sin-

---

<sup>22</sup>Vgl. TS 213, p. 32 f.



ne Wittgensteins dadurch gekennzeichnet sind, daß man ihre Bedeutung hinweisend erklären kann, dann bezeichnet er mit dem Ausdruck »Namen« offensichtlich keine syntaktische Kategorie. Also kann die Behauptung, daß es in der Sprache nur Namen gibt, nicht dazu im Widerspruch stehen, daß es im Satz unterschiedliche syntaktische Kategorien gibt.

Vor diesem Hintergrund sollte man noch einmal prüfen, ob mit der Redeweise von der Funktion im Satz tatsächlich eine syntaktische Kategorie gemeint ist. Bisher habe ich bei der Deutung der Textstelle zunächst einmal das Nächstliegende angenommen, ohne nähere Prüfung, ob diese Deutung wirklich berechtigt ist. Es liegt also nahe zu schauen, ob es Indizien gibt, die dafür sprechen, daß Wittgenstein etwas anderes mit dem Begriff der Funktion im Satz meint. Die Textstelle, die der bis jetzt betrachteten im TS 213 folgt, hilft dabei wenig weiter. Wittgenstein präsentiert dort eine Analogie, um die Unterschiedlichkeit der Funktionen der Wörter zu verdeutlichen:

Vergleich der verschiedenen Arten von Linien/ der Linien mit verschiedenen Funktionen/ auf der Landkarte mit den Wortarten im Satz. Der Unbelehrte sieht eine Menge Linien und weiss nicht, dass sie sehr verschiedene Bedeutungen haben. (h: Grenzen, Meridiane, Straßen, Schichtenlinien, Buchstaben . . . )

Denken wir uns den Plan eines Weges gezeichnet und mit einem Strich durchgestrichen, der anzeigen soll, dass dieser Plan nicht auszuführen ist/dass dieser Weg nicht zu gehen ist. Auf dem Plan sind viele Striche gezogen, aber der, der ihn durchstreicht, hat eine gänzlich andere Funktion als die anderen. (TS 213, p. 28 f.)

Die handschriftlich eingefügten Beispiele zeigen, daß unterschiedliche Striche auf dem Plan für unterschiedliche Arten von Dingen stehen. Ein Strich, der eine Linie, die einen Weg bezeichnet, durchstreicht, steht nicht für einen Gegenstand, sondern hat auf eine andere Art Bedeutung als die Linie: Er annulliert den Plan. Bei näherer Betrachtung birgt die Analogie allerdings mehr Fragen als Antworten: Wenn Wörter unterschiedliche Funktionen haben, insofern sie verschiedene Arten von Gegenständen bezeichnen, dann fehlt die Information, wie Wittgenstein die unterschiedlichen Arten von Gegenständen unterscheiden will. Zudem könnte man annehmen, daß die Linien ihre Bedeutung einer isolierten projektiven Beziehung zu den Dingen verdanken, die sie bezeichnen. Es ist nicht zu erkennen, inwiefern die unterschiedlichen Arten von Linien in derselben Weise zusammen die Landkarte bilden, wie die Worte zusammen aufgrund ihrer unterschiedlichen Funktion einen Satz bilden. Ebenso wenig hilfreich ist ein handschriftlicher Hinweis über der gerade betrachteten Textstelle auf ein Beispiel für unterschiedliche Wortarten an anderer Stelle des Textes. Wittgenstein nennt dort die Worte »nicht«, »Tisch« und »grün« (TS 213, p. 42), was wiederum für die syntaktische Lesart spricht und uns nicht weiterbringt, wenn es darum geht, die Annahme, daß alle Wörter Namen sind, mit der Annahme, daß Wörter im Satz unterschiedliche Funktionen haben, in Widerspruch zu bringen. Allerdings wäre es möglich, daß es Wittgenstein nur auf den Unterschied zwischen der Funktion der Linie, die den Plan durchstreicht, und den anderen Linien ankommt. So interessant dieser Hinweis ist, so

wenig hilft er zunächst weiter, weil nicht zu erkennen ist, wie die Analogie auf die Unterschiede in der Funktion von Wörtern übertragen werden kann. Einen wirklichen Fortschritt bringt erst der letzte Absatz des Abschnitts:

Der Unterschied der Wortarten ist wie der Unterschied der Spielfiguren, oder, wie der noch grössere, einer Spielfigur und des Schachbrettes. (TS 213, p. 29)

Der Ansatz, Wörter und auch Sätze mit Schachfiguren zu vergleichen, wird uns im Laufe der Darstellung von Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung noch oft begegnen. Im Hinblick auf unsere Fragestellung fällt sofort ein Aspekt auf, der einen Hinweis darauf gibt, wie Wittgensteins Redeweise von der Funktion im Satz gemeint sein könnte. Schachfiguren stehen nicht für unterschiedliche Arten von Gegenständen. Sie bezeichnen überhaupt keine Gegenstände und sind dennoch mehr als nur materielle Gegenstände einer bestimmten Form. Ein Läufer ist zwar daran *erkennbar*, daß er eine bestimmte Form hat. Worin es *besteht*, daß eine Figur ein Läufer ist, ist durch die Möglichkeiten bestimmt, wie er ziehen kann. Diese sind durch die Regeln des Schachspiels festgelegt. Diese Regeln bestimmen die Rolle des Läufers und die der anderen Figuren des Schachspiels sowie die Größe und Form des Schachbretts. So wie unterschiedliche Wörter zusammen einen Satz bilden, so bilden unterschiedliche Schachfiguren, die in bestimmter Weise auf dem Schachbrett angeordnet sind, eine Position im Schachspiel. Dabei ist das Wesentliche an den Figuren also nicht ihre materielle Beschaffenheit, sondern ihre Rolle, die durch die Regeln bestimmt ist. Entsprechend schreibt Wittgenstein:

Das Schachspiel ist gewiss durch seine Regeln (sein Regelverzeichnis) charakterisiert. (TS 213, p. 153, a)

Und damit hat man einen Aspekt des Schachspiels vor sich, der auf den zweiten Teilsatz der Textstelle hinweist, an der von der Funktion der Wörter im Satz die Rede ist. Ich hatte diesen Satz bisher nicht beachtet. Dort behauptet Wittgenstein, die Funktionen der Wörter seien in den unterschiedlichen Regeln ausgedrückt, die für diese Wörter gelten. Die Analogie mit den Schachfiguren gibt einen Hinweis darauf, daß es um Regeln geht, die Konfigurationen von Wörtern betreffen. So wie beliebige Stellungen von Figuren auf dem Schachbrett, etwa 20 Bauern oder eine Position mit fünf Damen, keineswegs eine korrekte Position im Schachspiel bilden, formen beliebige Wörter zusammen noch keinen Satz.

Dabei hat Wittgenstein, und das ist die eigentliche Pointe der Schachanalogie, nicht nur Regeln im Sinn, die bestimmen, wodurch ein syntaktisch korrekter Satz charakterisiert ist, sondern Regeln, die eine semantische Rolle für ein Wort beschreiben. Das zeigt ein Gedankengang am Ende des Abschnitts, der dem gerade betrachteten folgt. Wittgenstein geht dort von der Frage aus, ob der von einem Namen bezeichnete Gegenstand die Bedeutung ist, und gibt darauf eine abschließige Antwort:

Wir verstehen unter »Bedeutung des Namens« nicht den Träger des Namens. (TS 213, p. 31)

Zunächst begründet Wittgenstein dies damit, daß Namen sich auf denselben Gegenstand beziehen können, ohne dieselbe Bedeutung zu haben. Diese Unterscheidung zwischen Extension und Intension ist für unsere Zwecke weniger interessant. Wichtig dafür ist der nächste Gedanke, mit dem Wittgenstein nochmals die gerade betrachtete Frage aufgreift:

Aber zeigen wir nicht zur Erklärung der Bedeutung auf den Gegenstand, den der Name vertritt? Ja; aber dieser Gegenstand ist nicht »die Bedeutung«, obwohl sie durch das Zeigen auf diesen Gegenstand bestimmt wird. (TS 213, p. 32)

Die Vermutung, die Bedeutung sei der Gegenstand, den ein Name bezeichnet, ist naheliegend, so räsoniert Wittgenstein. Denn man kann zur Erklärung der Bedeutung auf den Gegenstand zeigen. Wie er weiter ausführt, kehrt diese Sichtweise das Verhältnis von Bedeutung und Gegenstand um. Man sieht die Bedeutung nicht, wenn man auf einen Gegenstand zeigt. Vielmehr gilt: Nur wenn man die Bedeutung schon zum Teil kennt, weiß man welcher Gegenstand durch die hinweisende Geste bestimmt wird:

Aber es bestimmt hier schon das richtige Verstehen des Wortes »Träger« in dem besondern Fall (Farbe, Gestalt, Ton, etc.) die Bedeutung bis auf eine letzte Bestimmung. (h: D. h. der erklärende Hinweis auf den Träger unterscheidet nur noch eine Frage nach der Bedeutung von der Art: »Welcher dieser Leute ist Herr N«, »Welche Farbe heisst lila?«, »Welcher Ton ist das hohe C?«) (TS 213, p. 32)

Auf der gegenüberliegenden Seite hat Wittgenstein diesen Sachverhalt handschriftlich noch etwas durchsichtiger ausgedrückt:

Erinnere Dich daran, daß durch dieselbe hinweisende Geste auf denselben Körper die Bedeutung von Worten verschiedener Art erklärt werden kann. Z.B. »Das heißt ›Holz‹«, »das heißt ›braun‹«, »das heißt ›Stab‹«, »das heißt ›Federstil‹«. (TS 213, p. 31, v, h, a)

Um zu erkennen, welche Bedeutung durch das Zeigen auf einen Gegenstand bestimmt wird, muß man bereits wissen, ob eine Farbe, ein Ton oder eine Gestalt benannt werden soll:

Wenn ich sage »Die Farbe dieses Gegenstandes heisst ›violett‹«, so muss ich die Farbe mit den ersten Worten »Die Farbe dieses Gegenstandes« schon benannt haben, sie schon zur Taufe gehalten haben, damit der Akt der Namensgebung das sein kann, was er ist. (TS 213, p. 32)

Was Wittgenstein an dieser Textstelle etwas ungeschickt ausdrückt, ist die Tatsache, daß eine Namensgebung, und dasselbe gilt analog für eine Erklärung eines Namens, nur funktioniert, wenn bereits geklärt ist, von welcher Art das Wort ist, dessen Bedeutung erklärt werden soll. Wenn das bestimmt ist, dann kann man durch das Zeigen auf ein- und denselben Gegenstand unterschiedliche Wörter hinweisend erklären:<sup>23</sup>

---

<sup>23</sup>Argumente gegen die Annahme, daß die Kenntnis sprachlicher Kategorien für die Fähigkeit, ein Wort richtig zu gebrauchen, hinreichend oder notwendig wäre, findet man in *KBH1*, p. 210. Baker und Hacker weisen dort darauf hin, daß man ein Wort verstehen kann, ohne seine Kategorie explizit zu kennen. Ebenso könne man sie kennen, und das garantiere nicht die richtige Verwendung. Der letzten Behauptung liegt eine

Ich könnte also erklären, die Farbe dieses Flecks heisst »rot«, die Form »Kreis«.

Und hier stehen die Wörter »Farbe« und »Form« für Anwendungsarten (grammatische Regeln) und sind/bezeichnen in Wirklichkeit Wortarten, wie »Eigenschaftswort«, »Hauptwort«. (TS 213, p. 32)

Damit ist offensichtlich: Wittgenstein meint mit dem Ausdruck »Anwendungsarten«, der parallel zu den Worten »Funktion im Satz« an der vorher betrachteten Textstelle steht, nicht herkömmliche grammatische Kategorien, sondern die Hintergrundinformationen, die man braucht, um mit einer hinweisenden Erklärung die Bedeutung eines Wortes zu bestimmen. Man muß, wie Wittgenstein den Ausdruck gebraucht, die Grammatik eines Wortes kennen, die seinen Platz in der Sprache festlegt, um mit einer hinweisenden Geste die Bedeutung dieses Wortes bestimmen zu können. Damit scheint allerdings immer noch die Frage offen, inwiefern der Hinweis auf die Grammatik bzw. grammatische Regeln bei der Antwort auf die Frage nach der Rolle eines Wortes im Satz weiterhilft. Das wird im Absatz, der dem gerade betrachteten folgt und zugleich den Abschnitt abschließt, deutlich. Wittgenstein zeigt dort, wie die grammatischen Regeln eines Wortes mit seiner semantischen Rolle in Sätzen zusammenhängen:

Der Name, den ich einem Körper gebe, einer Fläche, einem Ort, einer Farbe hat jedes Maß (h: in jedem dieser Fälle eine) andere Grammatik. Der Name »A« in »A ist gelb« hat eine andere Grammatik, wenn (h: es) der Name eines Körpers und (h: als) wenn er der Name der Fläche eines Körpers ist, ob nun der Satz »Dieser Körper ist gelb« sagt, dass die Oberfläche gelb ist, oder dass er durch und durch gelb ist. (TS 213, p. 33)

Handschriftlich findet man unter diesem Absatz eine Bemerkung, die zeigt, in welcher Weise die Grammatik eines Wortes mit seiner Rolle im Satz zusammenhängt:

Man kann sagen: »dieser Körper ist durch und durch gelb« aber nicht, »seine Oberfläche ist durch und durch gelb«. (TS 213, p. 33, h)

Die Behauptung, man könne das eine, aber nicht das andere sagen, bedeutet, daß der eine Satz einen Sinn hat, der andere nicht. Daß der Name eines Körpers und der Name einer Oberfläche eine unterschiedliche Grammatik haben, zeigt sich also darin, daß der Beispielsatz sinnlos wird, wenn man das eine Wort in ihm durch das andere ersetzt. Damit kann man folgendes Prinzip formulieren, wann Wörter von derselben grammatischen Art sind bzw. dieselbe Funktion im Satz haben:

Grammatisches Ersetzungsprinzip: Wörter sind von derselben grammatischen Art bzw. haben dieselbe Funktion im Satz, wenn man sie in Sätzen durcheinander ersetzen kann, ohne daß diese Sätze dadurch sinnlos werden.

---

Verwechslung zwischen logischem und didaktischem Erklärungsbegriff zugrunde, der sich auch bei ihrer Beschreibung der Rolle von Beispielen in Erklärungen der Bedeutung findet (KBH2, 94). Der erste Hinweis ist richtig: Es ist möglich Farbwörter korrekt zu gebrauchen, ohne das Wort »Farbe« zu kennen. Allerdings zählt jemand, der dieses Defizit hat, nicht als jemand, der diese Worte wirklich versteht, weil wir von ihm erwarten, daß er Fragen, in denen das Wort »Farbe« vorkommt, versteht. Faktisch enthält eine Sprache wie die deutsche Worte wie »Farbe«, »Größe«, »Körper« etc. ... Deshalb muß sie ein kompetenter Sprecher kennen.

Wittgenstein trifft so mit dem Hinweis auf die Funktion eines Wortes im Satz eine semantische Unterscheidung, indem er fragt:

In welche Wortfolgen kann man ein Wort so einfügen, daß ein sinnvoller Satz entsteht?

Das ist offensichtlich nicht allein aufgrund syntaktischer Überlegungen zu beantworten und eine andere Art die folgende Frage zu stellen:

Welchen Beitrag leistet ein Wort zur Bedeutung eines Satzes?

Eine Antwort auf diese Fragen bezeichnet Wittgenstein als die Auskunft, welche Grammatik ein Wort hat.<sup>24</sup> So kann man etwa das Wort »Zeit« in dem Satz »Wo ist der Tisch?« nicht an die Stelle des Wortes »Tisch« setzen, ohne daß der Satz seinen Sinn verlieren würde. Die Wörter haben also eine unterschiedliche Grammatik. Ebenso gehören das Wort »Zeit« und das Wort »Veranstaltung« zu unterschiedlichen grammatischen Arten. Man kann fragen, wann die Veranstaltung beginnt, allerdings nicht, wann die Zeit beginnt. Die Grammatik eines Wortes bestimmt also, welche Fragen man sinnvollerweise mit Bezug auf das stellen kann, was das Wort bezeichnet, bzw. welche sinnvollen Sätze man mit einem Wort bilden kann und was sein Beitrag zur Bedeutung dieser Sätze ist.

Es ist damit an der Zeit, den Gedankengang zusammenzufassen, zu erläutern und die Frage zu stellen: Was leistet diese Bestimmung dessen, was mit der Funktion eines Wortes im Satz gemeint ist, im Hinblick auf das Hauptargument des Abschnitts, um dessen Deutung es ursprünglich ging: Ausgangspunkt war die Überlegung, die Annahme, daß alle Wörter Namen sind, könne der Annahme *nicht* widersprechen, daß Wörter unterschiedliche Funktionen im Satz haben, vorausgesetzt, daß Wittgenstein mit der letzten Bezeichnung eine syntaktische Kategorie meint. Es folgte der Versuch zu klären, ob diese Voraussetzung richtig war. Sie stellte sich als falsch heraus. Wittgenstein gebraucht die Ausdrücke »Funktion eines Wortes im Satz«, »Anwendungsart« und »Grammatik des Wortes« in demselben Sinn, um damit die Fragen zu beantworten, welche Rolle ein Wort im Satz hat und welchen Beitrag es also zur Bedeutung eines Satzes leistet. Und Wörter können im Satz auf ganz unterschiedliche Arten funktionieren. So kann man die Frage stellen: »Wo ist das Auto?«, allerdings nicht sinnvollerweise fragen: »Wo ist die Idee?«. Die Wörter »Auto« und »Idee« haben eine unterschiedliche Grammatik. Die grammatischen Regeln, die festlegen, in welchen Sätzen bzw. Satztypen ein Wort sinnvoll gebraucht werden kann, werden für eine hinweisende Erklärung vorausgesetzt. Andernfalls bleibt offen, welche Art Gegenstand bestimmt wird. Die Tatsache, daß man ein Wort hinweisend erklären kann, steht also nicht *im Gegensatz* zu der Tatsache, daß es eine bestimmte Funktion im Satz hat. Daß ein Wort ein Name ist, sagt noch nichts darüber aus, zu welcher grammatischen Art es gehört. Es sei denn, man faßt alle Wörter, zu deren Erklärung man auf etwas zeigen kann, als eine grammatische Art auf. In diese würden dann so of-

---

<sup>24</sup>Offensichtlich ist das Wort »Grammatik« in diesem Zusammenhang nicht im Sinne der Gesamtheit aller Regeln, die die Bedeutung eines Wortes bestimmen, gemeint, sondern im Sinne der Regeln, die die Wortart bestimmen.

fensichtlich grammatisch unterschiedliche Wörter wie »Tisch«, »Farbe«, »hüpfen«, »gerecht«, »kratzen« gehören. Und so verbietet sich diese Lösung. Die Multifunktionalität von Wörtern steht also zur Annahme, daß alle Wörter Namen sind, nicht im Widerspruch.

Die Erklärung, Wörter hätten Bedeutung, weil sie Namen seien, ist nicht unvollständig, weil es Wörter anderer Funktion gibt. Wenn man die Existenz hinreichend vieler abstrakter Gegenstände annimmt, kann man sie voll aufrecht erhalten.<sup>25</sup> Die Annahme ist in anderer Weise defizitär. Ihr Mangel besteht nicht so sehr darin, daß man nicht zur Erklärung aller Wörter der deutschen Sprache auf etwas zeigen kann, sondern daß man dadurch nicht erfährt, welche semantische Rolle ein Wort im Satz hat. Man erfährt nicht, wie man ein Wort sinnvoll mit anderen Wörtern verbinden kann, so daß Erfüllungsbedingungen spezifiziert werden. Es ist nicht so sehr falsch, auf diese Weise alle Wörter über einen Kamm zu scheren, als vielmehr ungenügend. Wenn man alle Wörter der deutschen Sprache durch Hinweis erklären könnte, käme man damit der Antwort auf die Frage nicht näher, welche Wörter man in welche Sätze einfügen kann oder welche Fragen man mit Bezug auf einen Gegenstand, den ein Wort bezeichnet, sinnvollerweise<sup>26</sup> stellen kann. Das liegt einfach daran, daß die hinweisende Erklärung überhaupt keine Auskunft darüber gibt, wie man ein Wort im Satz gebrauchen kann. Wenn man erkannt hat, daß man ein Wort nur hinweisend erklären kann, wenn seine mögliche Rolle in Sätzen bekannt ist, dann stellt sich das Problem nicht, wie man einzelne Wörter zu Sätzen zusammenfügen kann. Diese Frage stellt sich nur dann, wenn man von einer falschen Voraussetzung ausgeht: So ist es die Ansicht, die Wittgenstein kritisiert, die davon ausgeht, man könne die Bedeutung von Wörtern zunächst allein durch einen Hinweis auf einen Gegenstand bestimmen und dann würden sich die Wörter zusätzlich noch zu Sätzen zusammenfügen lassen. Vielmehr, so zeigt Wittgenstein, kann man die Bedeutung eines Wortes nur dann mit einer hinweisenden Erklärung erklären, wenn sein Platz in der Sprache bereits feststeht. Dieser Platz in der Sprache besteht in den Funktionen, die das Wort in Sätzen einnehmen kann. In diesem Sinne gehört die Beschreibung seiner möglichen Rolle in Sätzen zur Angabe der Bedeutung eines Wortes. Zu fragen, wie man von der Bedeutung eines einzelnen Wortes zu der Bedeutung eines Satzes kommt, ist somit offensichtlich verfehlt. Wenn die Funktion eines Wortes im Satz, seine Grammatik, nicht bestimmt ist, dann kann man durch das Aussprechen des Wortes in Verbindung mit einer hinweisenden Geste keine Bedeutung festlegen.

Das Bestimmungsdefizit, daß die Äußerung des Wortes zusammen mit dem Hinweis allein keine Bedeutung bestimmt, und die Tatsache, daß vom nur hinweisend erklärten Wort kein Weg zu einer Satzbedeutung mit Erfüllungsbedingungen führt, sind

---

<sup>25</sup>Man denke hier an einen aussagenlogischen Kalkül und die Interpretation, die allen Zeichen unterschiedlicher Art, den Klammern, dem Negationszeichen und den Aussagenvariablen, eine Bedeutung zuordnet.

<sup>26</sup>Es geht in diesem Zusammenhang nur um den Sinn, der durch sprachliche Regeln gegeben ist, nicht um Fragen, die aufgrund empirischer Zusammenhänge sinnlos sind.

nicht zwei unterschiedliche Mängel, sondern zwei Aspekte desselben Mangels. Die Bedeutung eines Wortes kann man nur dann hinweisend erklären, wenn seine Funktion in Sätzen bereits feststeht.<sup>27</sup> Und dann weiß man, wie man das Wort in Sätzen gebrauchen kann. So sind auch nicht das Benennen oder einzelne Wörter primär, sondern Sätze mit Erfüllungsbedingungen. Wittgenstein konzipiert die Bedeutung vom Satz her, weil Sätze Erfüllungsbedingungen haben. In der Verständigung kommt es ebenfalls darauf an, ob eine Äußerung bestimmte Erfüllungsbedingungen hat. Ein Befehl funktioniert unter anderem deswegen als Befehl in der Verständigung, weil der mit ihm geäußerte Satz bestimmte durch die Regeln der Sprache festgelegte Erfüllungsbedingungen hat. Diese sind in der Verständigung primär. Wörter sind primär Teile von Gebilden, die Erfüllungsbedingungen haben, Teile von Sätzen. Oder wie Wittgenstein es ausdrückt:

(Das Wort »rot« hat eben – wie jedes Wort – nur im Satzzusammenhang eine Funktion.)  
(TS 213, p. 360)

Die Gegenstandstheorie der Bedeutung macht den Fehler, einen Aspekt des Wortgebrauchs, nämlich daß man zur Erklärung vieler Wörter auf etwas zeigen kann, herauszugreifen und anzunehmen, dies sei bereits die Hauptsache, und zäumt so das Pferd vom Schwanz her auf. Tatsächlich ist es eine Regel unter vielen, daß man die Wörter, die beobachtbare Gegenstände oder Eigenschaften bezeichnen, hinweisend erklären kann.

### 4.4.3 Ein letzter Rettungsversuch

Es gibt allerdings, so könnte man einwenden, eine Möglichkeit, wie man die hinweisende Erklärung eines Wortes verstehen kann, ohne seinen Platz in der Sprache zu kennen, die ich nicht erwähnt habe. Man könnte darauf verweisen, daß man nur die *Aufmerksamkeit* auf den Gegenstand bzw. den Aspekt richten muß, den der Sprecher *meint*. Wittgenstein deutet diese Strategie an einer Textstelle an, die ich oben bereits vorgestellt habe. Es geht dort um die Behauptung, man könne auf Personen zeigen, während man, um etwa auf Größen oder Tätigkeiten zu achten, eine zusätzliche Aufmerksamkeit brauche. Man könnte diese Textstelle so lesen, als gebe Wittgenstein zu, man könne auch ein Wort, das eine Tätigkeit bezeichnet, hinweisend erklären, wenn der, dem es erklärt wird, weiß, worauf er die Aufmerksamkeit richten soll. Das Entsprechende könnte für alle Wörter gelten, deren Bedeutung beobachtungsnah<sup>28</sup> ist. Man könnte dann weitergehen und behaupten, was in der gerade vorggeführten Darstellung die Angabe eines Platzes in der Sprache leiste, das sei auch dadurch zu errei-

---

<sup>27</sup>Diese Behauptung gilt allerdings nur für Wörter, die eine so komplexe Bedeutung wie Wörter der deutschen Sprache haben.

<sup>28</sup>Ich gebrauche diesen Begriff in diesem Zusammenhang ohne eine genaue Bestimmung, um Wörter wie »Abstraktion«, »Unterscheidungsfähigkeit« oder »Effektivität« von solchen wie »Tisch«, »sitzen« oder »groß« zu unterscheiden.

chen, daß man die Aufmerksamkeit auf das Richtige richte. Wenn dieser Vorschlag, man könne im geschilderten Fall mit der richtigen Aufmerksamkeit auf die Tätigkeit achten, um zu sehen, was dem Wort entspricht, richtig wäre, dann würde er sich als alternative Erklärung dafür eignen, wie hinweisende Erklärungen im Sinne der Gegenstandstheorie funktionieren könnten. Damit könnte man diese Konzeption sprachlicher Bedeutung gegen Wittgensteins Angriffe stark machen, wenn man sie in dieser Weise mit intentionalistischen Komponenten aufrüstet. Ich möchte in diesem Zusammenhang nur darauf hinweisen, daß Wittgenstein das Zugeständnis, es genüge die Aufmerksamkeit auf eine Farbe, Gestalt oder Größe zu richten, nur aus Gründen der Argumentation gemacht hat, um auf diese Weise einen bestimmten Gedanken durchspielen zu können. In seiner Auseinandersetzung mit der intentionalistischen Position macht er immer wieder deutlich, daß es eine falsche Strategie ist anzunehmen, man könne das Verstehen sprachlicher Ausdrücke dadurch erklären, daß man angibt, auf welche Weise man einen Ausdruck meint oder worauf man beim Verstehen die Aufmerksamkeit richtet. Ich führe Wittgensteins Ablehnung dieser Position an anderer Stelle vor (vgl. Abschnitt 5.3 ff.) und möchte in diesem Zusammenhang lediglich darauf hinweisen, daß er diese Möglichkeit, die Gegenstandstheorie zu retten, auf diesem Weg blockiert. Im Zentrum seiner Überlegungen dazu steht der folgende Gedanke: Welcher Gegenstand gemeint ist, ist nur im Rückgriff auf den Inhaltssatz der Meinung zu bestimmen, der angibt, was man meint. Die Sprache ist so primär gegenüber dem Gemeinten, und deshalb kann die Bedeutung von Worten und Sätzen nicht durch den Hinweis darauf, was man mit ihnen meint, erklärt werden, wenn das im Sinne der intentionalistischen Theorie verstanden wird.<sup>29</sup> Im konkreten Fall bedeutet dies: Zu verstehen, ob mit einem Hinweis eine Pflanze, Form oder Farbe gemeint ist, bedeutet die Regeln des Wortes zu verstehen. Dazu genügt nicht ein Hinschauen mit der richtigen Aufmerksamkeit, sondern man muß den Platz des Wortes, das erklärt werden soll, in der Sprache kennen.

## 4.5 Der Gedanke der Stellvertretung

### 4.5.1 Übersicht

Im Abschnitt mit der Überschrift »Man tritt mit der hinweisenden Erklärung der Zeichen nicht aus der Sprachlehre heraus« betrachtet Wittgenstein die Annahme, man könne das, was sprachliche Bedeutung ausmacht, verstehen, wenn man sich anschaut, in welcher Weise Wörter Gegenstände vertreten. Die Überlegungen, die er in diesem Zusammenhang anstellt, sind zum großen Teil von denen unabhängig, die ich im letz-

---

<sup>29</sup>Allerdings ist es immer möglich zu erklären, was man mit einem sprachlichen Ausdruck meint, indem man andere sprachliche Ausdrücke zur Erklärung gebraucht, die dieselbe Bedeutung haben wie dieser, dessen Verbindung zu anderen sprachlichen Ausdrücken beschreiben oder seine Erfüllungsbedingungen angeben (vgl. Abschnitt 5.4).



ten Abschnitt vorgeführt habe. Einige geringfügige Überschneidungen gibt es, was die Rolle der hinweisenden Erklärung angeht. Dabei steht allerdings nicht die Rolle der Sprache für die Bestimmung des Gegenstandes im Vordergrund, sondern die der Ge-  
ste und die besondere Funktion des Gegenstandes. Alles in allem nimmt Wittgenstein mit dem folgenden Gedankengang einen neuen Anlauf gegen die Gegenstandstheorie. Diese scheint in Anbetracht der Tatsache, daß man zur Erklärung der Bedeutung der Wörter *letztlich* auf Gegenstände Bezug nehmen muß, um so erst das Zeichensystem zu vervollständigen, darin bestätigt zu sein, daß die Wörter nur den Status von Vertretern der Gegenstände haben und man an der Beziehung der Stellvertretung ansetzen muß, um zu erklären, was sprachliche Bedeutung ist. Wörter treten im Satz an die Stelle des Gegenstandes, und es gilt: Wenn  $A$   $B$  vertritt, dann könnte man statt  $B$  ebensogut  $A$  verwenden. Es wäre möglich, statt der Wörter die Gegenstände zu nehmen. Man tut es lediglich aus praktischen Erwägungen nicht: Die Gegenstände sind im allgemeinen nicht verfügbar und auch sonst in vielerlei Hinsicht schlechter zu handhaben als Zeichen. Wenn sprachliche Bedeutung auf diese Art erklärt werden könnte, dann müßte man sich anschauen, wie die Vertretung genau funktioniert. Auf den ersten Blick scheint sie nur das Wort und den Gegenstand, den das Wort vertritt, zu betreffen, also unabhängig vom Rest der Sprache zu funktionieren und deswegen als didaktisches wie explanatorisches Fundament geeignet. Die Verbindung zwischen Wörtern und Gegenständen ist offensichtlich von anderer Art als die zwischen Wörtern untereinander: Man ersetzt Nicht-Zeichen durch Zeichen. Das ist typisch für Stellvertreter-Konzeptionen: Sprachliche Bedeutung wird letztlich auf etwas reduziert, was nicht-sprachlich ist. Diesem Projekt der reduktiven Erklärung liegt der Gedanke zugrunde, man könne in ähnlicher Weise zeigen, wie sich die Bedeutung sprachlicher Zeichen aus Bestandteilen aufbaut, die keine Bedeutung haben, wie man Makro-Eigenschaften in der Physik durch die Mikrostruktur erklärt.

Wittgenstein macht diesen Ansprüchen gegenüber in überzeugender Weise deutlich, daß das Projekt der reduktiven Erklärung von Grund auf verfehlt ist. Diesem Vorgehen liegt, wie er in seinen metaphilosophischen Überlegungen zu Recht feststellt,<sup>30</sup> ein verfehelter Erklärungs-begriff zugrunde. Im konkreten Zusammenhang der betrachteten Textstellen gelangt man zu einer falschen Erklärungsstrategie, wenn man die naheliegende Frage stellt, aufgrund welcher Eigenschaften Wörter Gegenstände vertreten können. Mit dieser Fragestellung kommt man leicht in eine falsche Richtung, und zwar zum Begriff einer funktionalen Vertretung. Die Strategie ist naheliegend, aber falsch, zuerst einen vermeintlich einfachen und verständlichen Fall der Vertretung zu betrachten, bei dem es durchsichtig ist, wie die Vertretung funktioniert, um sich dann mit den dort gewonnenen Ergebnissen der Lösung der Frage zuzuwenden, wie die Stellvertretung in einem offensichtlich komplizierteren Fall vor sich geht, den man nicht auf Anhieb versteht, dem Fall sprachlicher Stellvertretung. Man möchte die

---

<sup>30</sup>Vgl. hierfür: »Wir müssen wissen was *Erklärung* heisst. Es ist die ständige Gefahr, dieses Wort in der Logik in einem Sinn verwenden zu wollen, der von der Physik hergenommen ist.« (TS 213, p. 418)

Sache mit einer physikalischen Erklärung vergleichen, bei der man zunächst betrachtet, wie Kräfte einzeln wirken, um dann einen komplexen Fall der Einwirkung von Kräften zu verstehen. Der Fall der Stellvertretung ist allerdings anders gelagert. Wenn Wörter Gegenstände vertreten, so ist das nicht *komplizierter*, als wenn man etwa Margarine statt Butter für den Kuchen nimmt, also die Margarine die Butter vertritt oder ersetzt. Wörter vertreten Gegenstände in einem grundsätzlich anderen Sinne als die Margarine die Butter. Man meint, man nehme Wörter statt der Gegenstände, so wie man statt des Autos das Fahrrad nehmen kann. Dabei geht es, so zeigt Wittgenstein, um funktionale Stellvertretung. Dieser Begriff hat nichts mit dem der sprachlichen Stellvertretung zu tun. Wörter vertreten Gegenstände nicht im funktionalen Sinn.

Wie Wörter Gegenstände vertreten, so das Ergebnis der folgenden Diskussion, diese Frage verweist zurück auf die Frage nach dem Wesen sprachlicher Bedeutung und kann es deswegen nicht erklären. Dabei muß man noch einmal zwischen zwei Lesarten der Behauptung, daß Wörter Gegenstände vertreten, unterscheiden. Einmal ist sie nicht mehr als eine Reformulierung der Tatsache, daß sich Wörter auf Gegenstände beziehen. Wenn man zum andern den Vertreterbegriff wörtlich in dem Sinne auffaßt, in dem eine Definition in einem Satz das Definierte ersetzen kann, dann erkennt man: Wörter vertreten im Sinne von »in der Sprache ersetzen« nicht Gegenstände, sondern den Hinweis auf einen Gegenstand. Entsprechend verbindet man mit einer hinweisenden Erklärung nur Zeichen mit anderen Zeichen, also Wörter mit einem zusammengesetzten Zeichen, das aus einer Geste und einem Gegenstand besteht, der nur dann bestimmt ist, wenn der Platz des hinweisend erklärten Wortes in der Sprache bereits feststeht. Die Geste hat nur als Zeichen Bedeutung, und wie sie gemeint ist, dafür ist der sprachliche Hintergrund entscheidend. Nur dann kann man den Hinweis auf den Gegenstand durch das so erklärte Wort ersetzen und, was Wittgenstein in diesem Zusammenhang nicht explizit deutlich macht, das hinweisend erklärte Wort in Situationen verwenden, in denen der so erklärte Gegenstand nicht verfügbar ist.<sup>31</sup>

Diese Art der Vertretung ist von derselben Art wie die in einer Definition. In solchen verbalen Erklärungen tritt das definiens an die Stelle des definiendums. So wie man die Worte »gleichseitiges Rechteck« anstelle des Wortes »Quadrat« gebrauchen kann, so kann man, wenn der entsprechende Gegenstand in der Nähe ist, etwa statt des Wortes »Haus« im Satz eine hinweisende Geste, mit der man auf ein Haus weist, gebrauchen. Dabei geht es nicht um einen beliebigen Gebrauch, sondern um den in der Sprache. Eine Antwort auf die Frage, wie sich Wörter auf Gegenstände beziehen und wie hinweisende Erklärungen funktionieren, setzt somit voraus, daß geklärt ist, wie Wort-Wort-Erklärungen funktionieren und wie man Worte in der Sprache gebraucht.

---

<sup>31</sup> Wittgenstein weist an anderer Stelle darauf hin, daß man, falls man diesen Zusammenhang nicht richtig versteht, der Meinung anhängen wird, es müsse etwas anderes an die Stelle des Gegenstandes treten, wenn man ein Wort gebraucht, wenn dieser nicht verfügbar ist: »Vielleicht ist die eigentliche Schwierigkeit die: dass ich das Wort ›rot‹ erkläre, indem ich auf etwas Rotes zeige und sage ›das ist rot‹, während doch dieses später meinem Blick entschwindet. Und nun scheinbar *etwas Anderes* an seine Stelle tritt (die Erinnerung oder wie man es heissen mag).« (TS 213, p. 175)

Denn durch die Angabe, welche Zeichenfolge man anstelle einer anderen Zeichenfolge gebrauchen kann, erfährt man überhaupt nicht, welchen Gebrauch man von den Sätzen, in denen man Wörter durch andere Worte oder hinweisende Gesten ersetzt, machen kann.

Die Behauptung, daß Wörter Gegenstände vertreten, ist also im Sinne der funktionalen Vertretung falsch, in der Lesart, daß Wörter für Gegenstände stehen, trivial. Wenn das Wort »vertreten« bedeutet, daß man ein Zeichen in einem Satz ohne Bedeutungsänderung durch ein anderes ersetzen kann, es also anstelle des anderen Zeichens im Satz gebrauchen kann, so wird deutlich, wie hinweisende Erklärungen funktionieren, setzt allerdings voraus, daß geklärt ist, worin der Gebrauch von Wörtern in Sätzen besteht. Die Frage nach der Natur der Gegenstandsbeziehung verweist so zurück auf die nach dem Wesen sprachlicher Bedeutung. Es gilt also wieder: Man muß sich gar nicht mit der Frage beschäftigen, ob alle Wörter Namen sind. Selbst wenn das so wäre, hätte man damit nichts für die Gegenstandstheorie erreicht. Nicht einmal bei den Gegenständen, auf die man im wörtlichen Sinne zeigen kann und die man hinweisend erklären kann, wirft die Betrachtung der Beziehung zwischen Wort und Gegenstand ein Licht darauf, worin die Bedeutung besteht. Auch die Untersuchung einer prototypischen Verbindung zwischen Namen und Gegenstand wie etwa der zwischen dem Wort »Haus« und Häusern ist nicht informativ, wenn man etwas über die Natur sprachlicher Bedeutung erfahren will, solange man diese Verbindung isoliert betrachtet. Diese Verbindung besteht nicht autark, und das spiegelt sich auf der Ebene der Zeichenerklärungen wieder. Weil auch die hinweisende Erklärung nur Zeichen mit anderen Zeichen erklärt, gilt: Es gibt keine letzte Zeichenerklärung. Denn die erklärenden Zeichen in der hinweisenden Erklärung können ihrerseits wieder erklärt werden.

## 4.5.2 Die Interpretation im Detail

Der entscheidende Teil des Gedankengangs, den ich betrachten möchte, beginnt an der folgenden Textstelle:

Man könnte fragen wollen: Ist es denn aber ein Zufall, dass ich zur Erklärung von Zeichen, also zur Vervollständigung des Zeichensystems aus den Schrift- oder Lautzeichen heraustreten muss? Trete ich damit nicht eben in das Gebiet, in dem/worin sich dann das zu Beschreibende/das Beschriebene abspielt? ... – Man fasst es etwa so auf, dass die Schriftzeichen bloss die Vertreter jener Dinge sind, auf die man zeigt. – Aber wie seltsam, dass so eine Vertretung möglich ist. Und es wäre nun das Wichtigste, zu verstehen, wie denn Schriftzeichen die andern Dinge vertreten *können*.

Welche Eigenschaften müssen sie haben, die sie zu dieser Vertretung befähigt. Denn ich kann nicht sagen: statt Milch trinke ich Wasser und esse statt Brot Holz, indem ich das Wasser die Milch und Holz das Brot vertreten lasse. (Erinnert an Frege.) (TS 213, p. 44)

Ohne jede detaillierte Deutung ist sofort deutlich, daß Wittgenstein hier die Antithese zu der Behauptung aufstellt, die er in der Überschrift des Abschnitts macht. Dort schreibt er:

Man tritt mit der hinweisenden Erklärung der Zeichen nicht aus der Sprachlehre hinaus. (TS 213, p. 43)

Dem stellt Wittgenstein an der gerade betrachteten Textstelle die Behauptung entgegen, daß man zur Vervollständigung des Zeichensystems aus den Zeichen heraustreten muß: Um Wörter letztlich nicht nur mit immer anderen Worten zu erklären, muß man den Wörtern durch eine Interpretation Gegenstände und nicht nur Beschreibungen von Gegenständen zuordnen, also auf die Gegenstände selbst zurückgreifen, indem man hinweisende Erklärungen gibt. These wie Antithese sind als Bild präsentiert, und es ist zunächst unklar, was es genau bedeuten soll, aus der Sprache herauszutreten. Ich möchte das Bild erst einmal ungedeutet lassen. Die bessere Methode besteht in diesem Zusammenhang nicht darin, über das Bild dem folgenden Gedankengang auf die Spur zu kommen. Vielmehr erschließt sich die Bedeutung des Bildes, wenn man den gesamten Gedankengang an der Textstelle verstanden hat. Dreh- und Angelpunkt der Textstelle, um zunächst die grobe Struktur von Wittgensteins Vorgehen deutlich zu machen, ist der Satz, es sei seltsam, daß eine Vertretung der Gegenstände durch die Wörter möglich ist. Zu dieser Feststellung gelangt man, so zeigt Wittgenstein, nur dann, wenn man sich auf den Gedankengang der Gegenstandstheorie einläßt. Von der Annahme, erst der Rückgriff auf die Gegenstände selbst helfe der Sprache auf die Beine, gelangt man so zu der Behauptung, Zeichen seien Stellvertreter, und zwar in einem bestimmten Sinne des Wortes »Stellvertreter«. Wittgenstein spricht davon, daß die Zeichen »bloss« die Stellvertreter der Dinge sind, also nur ein Hilfsmittel, das man nicht bräuchte, wenn die Dinge immer zur Hand wären. Wenn man dann die naheliegende Frage stellt, aufgrund welcher Eigenschaften des Vertreters eine Stellvertretung möglich ist, dann führt das leicht zum Begriff der funktionalen Stellvertretung. Dieser Schritt scheint auch deswegen attraktiv, weil man damit eine reduktive Erklärung der Bedeutung gibt. Die genaue Untersuchung der Behauptung, daß man nicht Holz statt Brot essen kann, zeigt, was die Eigenarten dieser Form der Vertretung sind. Ein Gegenstand *A* ersetzt einen Gegenstand *B* in einer Rolle *S* aufgrund bestimmter Eigenschaften, die *A* mit *B* gemeinsam hat. Demgegenüber vertritt ein Wort einen Gegenstand gerade aufgrund einer Eigenschaft, die es mit dem Gegenstand *nicht* gemeinsam hat: Es hat sprachliche Bedeutung. Wenn man den Vertreterbegriff im Sinne des reduktiven Erklärungsunternehmens spezifiziert, dann bekommt man einen funktionalen Vertreterbegriff. Und mit diesem ist es nicht nur seltsam, daß die Vertretung von Gegenständen durch Wörter funktioniert, sie funktioniert nicht.

Die Diskussion der Stellvertretungsbeziehung zwischen Wort und Gegenstand ist exemplarisch dafür, wie Wittgenstein mit reduktiven Bedeutungserklärungen umgeht. Ihren Appeal, so zeigt er, ziehen sie aus einem Überblendungsmanöver: Da ist einmal die Tatsache, daß Wörter in einem bestimmten Sinne Gegenstände vertreten.

Man möchte wissen, wie diese Vertretung funktioniert, weil sie erklärungsbedürftig erscheint, und es gibt einen Vertreterbegriff, den man in leicht erkennbarer Weise funktional explizieren kann. Alles, was man jetzt zu tun braucht, ist die funktionale Erklärung dieses Vertreterbegriffs in den Bereich sprachlicher Vertretung zu importieren. Man meint dann, eine reduktive Bedeutungserklärung vor sich zu haben, die zumindest für Wörter wie »Tisch« funktioniert. Eine genauere Betrachtung zeigt allerdings: Wenn man im Fall der Vertretung von Gegenständen durch Wörter eine funktionale Vertretung vor sich hätte, dann und erst dann wäre es »seltsam, dass so eine Vertretung möglich ist«. Wittgensteins Vorgehen besteht also darin, die reduktive Erklärungsmethode ernst zu nehmen, sie sich im Detail anzuschauen und zu zeigen, daß ihre tatsächliche Erklärungsleistung nicht dem entspricht, was der erste Eindruck verspricht. Wörter vertreten Gegenstände nicht im funktionalen Sinn.<sup>32</sup>

Den ersten Schritt, dies zu zeigen, bildet der Hinweis darauf, daß eine funktionale Vertretung aufgrund bestimmter Eigenschaften funktioniert, die die Vertreter haben müssen. Ein Gegenstand *A* muß bestimmte Eigenschaften haben, damit er einen Gegenstand *B* funktional vertreten kann, damit man *A* anstelle von *B* verwenden kann. Um das plastisch werden zu lassen, präsentiert Wittgenstein ein Beispiel, in dem es in augenfälliger Weise nicht möglich ist, *A* anstelle von *B* zu verwenden. Was er bietet, ist geradezu eine Karikatur einer Stellvertretung. Die Deutung dieser in grotesker Weise verfehlten Stellvertretung wird dann ein Licht darauf werfen, was funktionale Stellvertretung ist. Wenn das deutlich ist, dann versteht man besser, warum Wörter Gegenstände gerade nicht funktional vertreten.

Wittgenstein stellt also die Frage nach den Eigenschaften, die Wörter zu einer Vertretung befähigen, und leitet dann mit den Worten »Denn ich kann nicht sagen« zu einem Fall über, in dem die Stellvertretung aufgrund falscher Eigenschaften der Vertreter nicht funktioniert, was die wichtige Rolle bestimmter Eigenschaften bei der Stellvertretung betont. Die Formulierung, mit der Wittgenstein die Analogie einleitet, könnte man leicht mißverstehen. Gemeint ist nicht, wie man vermuten könne, daß es gegen den Sprachgebrauch ist, zu sagen, daß man Holz statt Brot ißt. Natürlich kann man das sagen. Es ist kein unzulässiger Sprachgebrauch, und der Satz ist verständlich. Man verwendet damit nicht Worte in einer Art und Weise falsch, wie man es täte, wenn man sagen würde: Ich taste die Töne oder ichbürste die Zahlen in einem bestimmten Intervall. In solchen Fällen wüßte man nicht, was die betreffenden Sätze bedeuten. Darauf möchte Wittgenstein bei der Einleitung der Analogie nicht hinweisen. Die fragliche Formulierung ist hier vielmehr ähnlich gebraucht wie in dem Satz: »Man kann nicht sagen, daß der Schaffner gut gelaunt ist«. In diesem Fall möchte man damit in etwas abgeschwächter Weise ausdrücken: Es ist nicht der Fall, daß der Schaffner gut gelaunt ist. So möchte Wittgenstein an der hier betrachteten Textstelle sagen, daß es falsch ist anzunehmen, man könne statt Brot Holz essen. Das zu tun ist

---

<sup>32</sup>Die Erklärung, ein Satz sei etwas, daß mit der Wirklichkeit übereinstimmen oder zu ihr passen könne, ist aus demselben Grund falsch. Sie macht sich dieselbe Mehrdeutigkeit der Wörter »übereinstimmen« und »passen« zunutze (vgl. TS 213, p. 38 f. und 204 f.).

verfehlt, weil man im Kontext implizit voraussetzt, daß man Brot ißt, um Nährstoffe zu sich zu nehmen, oder weil es schmeckt. Der Mensch, das ist bekannt, kann Holz als Nahrungsmittel nicht verwerten, und es ist auch nicht bekannt, daß man es des Wohlgeschmacks wegen verzehrt. Es geht also nicht darum, daß man die Beschreibung der Stellvertretung nicht versteht, sondern um einen mißglückten Fall von Nahrungsersatz, dessen Beschreibung man gut verstehen kann.

Daß man beim Verständnis des Beispiels eine implizite Annahme über die Rolle des Essens macht, zeigt folgende Überlegung: Die Feststellung, es handle sich um einen Fall mißglückten Ersatzes, verliert ihre Plausibilität, wenn man bestimmte Hintergrundinformationen ändert. Stellen wir uns vor, es gäbe bestimmte Holzarten, die von Menschen als Nahrung verwertet werden könnten. Dieses Holz wäre nicht nur ebenso nahrhaft wie Lebensmittel, die Kohlehydrate enthalten, sondern als Nahrung besser geeignet, weil es mit weniger Energieaufwand aufgenommen werden könnte. Wenn jemand vor diesem Hintergrund die Mitteilung machte, daß er jetzt Holz statt Brot ißt, dann hätte dies nicht mehr den Hauch der Absurdität. Eine ähnliche Änderung der Einschätzung der Lage würde die folgende Zusatzinformation bewirken: Neue Forschungen haben ergeben, daß sich Holz, in fein geraspelter Form gegessen, besser zur Entschlackung eignet, als das herkömmlich dafür verwendete Ballast-Brot. Wieder würde die erst grotesk erscheinende Annahme im Lichte dieser neuen Information sinnvoll erscheinen. Im ersten Fall wurde die Eigenschaft des Ersatzstoffes verändert, im zweiten Fall die Funktion, die ausgefüllt werden soll. Es ist damit offensichtlich: Beim Deuten des Beispiels machte man implizite Voraussetzungen, was man deswegen kaum bemerkt, weil sie sich auf triviale Common-Sense-Wahrheiten beziehen: Es ist bekannt, daß Menschen Holz nicht verdauen können und daß sie aus den genannten Gründen zur Ernährung und wegen des Geschmackes essen. Das setzt man voraus, wenn nichts Gegenteiliges bekannt ist. So machen die beiden Ergänzungen des Beispiels deutlich, auf welche zwei Parameter es im Fall der funktionalen Vertretung ankommt.

Wenn  $A$  der Vertreter von  $B$  ist, dann muß es dafür bestimmte Eigenschaften haben. So kann man nicht mit der Türe statt mit dem Auto in die 3 Kilometer entfernte Stadt fahren, nicht mit dem Elektroheizer statt mit der Stereoanlage Musik hören, allerdings kann man statt des Autos das Fahrrad nehmen und statt der Stereoanlage den Radiorekorder benutzen. Ein Auto und ein Fahrrad haben zwar unterschiedliche Eigenschaften, teilen aber die für den genannten Zweck relevante Eigenschaft, daß ein Mensch mit ihnen kürzere Strecken zurücklegen kann. Wie diese Fälle zeigen, ist es nicht notwendig, daß  $A$  alle Eigenschaften des Vertretenen hat. Es genügt, daß der Vertreter bestimmte Eigenschaften des Vertretenen hat. In den geschilderten Fällen geht es um Eigenschaften, die für den jeweiligen Zweck bzw. die Rolle relevant sind. Eine Stellvertretung oder ein Ersatz der hier vorgestellten Art ist immer bezogen auf eine bestimmte Funktion, und die Eigenschaften müssen dafür relevant sein. Als Fortbewegungsmittel für kurze Distanzen kann das Fahrrad das Auto ersetzen. Nicht so, wenn es darum geht, einen Kühlschrank zu transportieren oder eine trockene, kostenlose

Übernachtungsmöglichkeit zu bieten. Eine Stellvertretung ist immer nur für eine spezifische Rolle bestimmt. Und sie ist möglich, wenn der Vertreter die für die spezifische Rolle relevanten funktionalen Eigenschaften hat.

Wenn man vor dem Hintergrund dieser Überlegungen die Frage stellt, wie Wörter Gegenstände vertreten, werden sofort Probleme deutlich. Bei der funktional charakterisierten Vertreterrelation gibt es immer eine Rolle, die der vertretene Gegenstand unabhängig von der Vertreterrelation hat. Wenn es darum geht, daß Wörter die Gegenstände vertreten, dann weiß man nicht, in welcher Eigenschaft sie die Wörter vertreten sollen. Das Wort »Meer« kann das Meer vertreten, ohne daß eine Annahme darüber im Spiel ist, um welche Funktion des Meers es geht, und es kann das Meer in den unterschiedlichsten Funktionen vertreten. Ein Fischer, für den es die Quelle seines Lebensunterhalts ist, ein Tourist, der in ihm baden will, der Landschaftsmaler, alle können das Wort »Meer« gebrauchen. Allerdings, und hier zeigen sich die Mängel dieser Vertretung, kann der Fischer in dem Wort »Meer« nicht fischen, der Tourist nicht baden und der Maler kann es nicht wie eine Landschaft malen. Das Wort »Meer« kann das Meer in den verschiedenen Rollen vertreten, aber nicht weil es multifunktional wäre, sondern weil es im Sinne funktionaler Substituierbarkeit überhaupt keine Funktion hat. Der Name vertritt seinen Träger gar nicht im Sinne funktionaler Vertretung. So hat das Wort »Meer« keine der für die jeweiligen Rollen funktionalen Eigenschaften, keinen Fischreichtum, es ist nicht naß, man kann nicht darin baden etc. . . . Kurz, das Wort »Meer« hat keine der relevanten Eigenschaften mit dem Meer gemeinsam. Dafür hat es Eigenschaften, die dem Meer abgehen. Es hat sprachliche Bedeutung und semantischen Bezug. Das Wort »Meer« hat eine Bedeutung und bezieht sich auf das Meer, das sich seinerseits im semantischen Sinne auf nichts bezieht. Wörter vertreten also gerade aufgrund der Eigenschaften, die sie nicht mit den Dingen gemeinsam haben. Das liegt daran, daß Wörter Gegenstände nicht in einem funktionalen Sinne vertreten. Zu sagen, daß ein Wort einen Gegenstand vertritt, ist eine andere Art auszudrücken, daß ein Wort sich auf einen Gegenstand bezieht. Funktionale und semantische Stellvertretung haben also nichts miteinander gemeinsam. So vertreten Wörter zwar Gegenstände, weil sie bestimmte Eigenschaften haben, das Zeichen »Tisch« hat im Unterschied zu einem Tisch sprachliche Bedeutung, diese hat aber nichts mit für eine bestimmte Rolle funktional relevanten Eigenschaften zu tun.

Inwiefern der Leser durch die Frage nach den Eigenschaften, die die Vertretung ermöglichen, in eine falsche Richtung gelenkt wurde, macht folgende Überlegung deutlich. Es gibt im Alltag einen anderen Vertreterbegriff, der nicht auf bestimmte für die Erfüllung einer Funktion relevante Eigenschaften hinweist. Jeder kennt solche Fälle. Wenn Kinder spielen, kommen oft solche Stellvertretungen vor, wie ich sie im Auge habe. So könnte man die Art, wie Kinder bestimmte Gegenstände benutzen, folgendermaßen beschreiben: Diese Holzklötze sind Häuser, diese kleinen runden Stücke Pferde, das kleine Plastikteil ist ein Auto. Man könnte hier ohne weiteres davon sprechen, daß die Holzklötze Häuser und die anderen Dinge ebenso etwas vertreten. Die Frage, *wie* der Holzklötz ein Haus vertreten könne und welche Eigenschaften ihn da-

zu befähigten, ist in diesem Zusammenhang offensichtlich verfehlt. Das liegt daran, daß diese Art der Vertretung nicht davon abhängt, ob der Vertreter bestimmte relevante Eigenschaften mit dem vertretenen Gegenstand gemeinsam hat, während im Fall einer funktionalen Vertretung die Frage nach den im jeweiligen Fall relevanten Eigenschaften immer legitim ist. Die Frage nach den Eigenschaften, die die Vertretung ermöglichen, ist, wenn man sie so versteht, der erste Schritt zum Gebrauch eines Vertreterbegriffs, der nichts mit dem der sprachlichen Bedeutung zu tun hat.

Es ist damit deutlich, daß der funktionale Vertreterbegriff nicht geeignet ist, um den Gegenstandsbezug von Wörtern verständlich zu machen, und so erklärt Wittgenstein im Anschluß an die gerade betrachtete Textstelle, in welchem anderen Sinne Wörter Gegenstände vertreten. Dabei entsteht auf den ersten Blick der Eindruck, er wechsle das Thema, bei genauerem Hinsehen zeigt es sich, daß Wittgenstein auf etwas hinweist, das bisher unterschlagen wurde, ich meine die Rolle der Geste und des Gegenstandes bei der hinweisenden Erklärung:

Ich kann nun freilich doch sagen, dass das Definiendum das Definiens vertritt; und hier steht dieses hinter jenem, wie die Wählerschaft hinter ihrem Vertreter. Und in diesem Sinn kann man auch sagen, dass das in der hinweisenden Definition erklärte Zeichen den Hinweis vertreten kann, da man ja diesen wirklich in einer Gebärdensprache für jenes setzen könnte. Aber doch handelt es sich hier um eine Vertretung im Sinne einer Definition, denn die Gebärdensprache ist/bleibt eine Sprache. (TS 213, p. 44)

Prima vista scheint diese Textstelle wenig hilfreich zu sein. Auf den zweiten Blick sogar falsch. Die Frage war, wie sprachliche Zeichen Gegenstände außerhalb der Sprache vertreten können. Der Hinweis, daß definiendum und definiens in einer Vertreterrelation stehen, scheint an dem vorbei zu gehen, was man wissen möchte. Es war von Anfang an nicht das Problem, wie die Erklärung von Zeichen durch andere Zeichen möglich ist. Zu betonen, daß man das auch als Vertreterrelation bezeichnen kann, scheint nicht weiter zu führen, wenn man eine Auskunft darüber möchte, wie die Vertretung von nicht-sprachlichen Gegenständen durch Zeichen möglich ist. Überzeugend scheint zunächst nur, daß die Vertretung des definiens durch das definiendum konventionell ist. Das meint Wittgenstein mit der Formulierung, daß diese einander vertreten wie der Vertreter seine Wähler. Das eben erwähnte Problem bleibt davon allerdings unberührt: Wenn man annimmt, Wittgenstein wolle an der hier betrachteten Textstelle die Meinung zum Ausdruck bringen, Wort-Wort- und Wort-Gegenstand-Vertretungen seien über die Tatsache hinaus, daß beide konventionell sind, von gleicher Art, so scheint das falsch. Es kann, so vermutet man, nicht richtig sein, die Vertretung von Gegenständen durch Zeichen nach dem Modell der Relation von Definiertem und Definition zu konzipieren. Eine Definition verbindet immer Zeichen mit anderen Zeichen. Das eine ist eine innersprachliche Beziehung, das andere eine von Elementen der Sprache mit der Welt. Der Zusammenhang zwischen den beiden Seiten einer Definition ist also ein anderer als der zwischen einem Wort und dem Gegenstand, den das Wort vertritt.



Wittgenstein schlägt allerdings, wie eine genauere Betrachtung der Textstelle zeigt, auch nicht vor, beide Zusammenhänge als gleich anzusehen. Er behauptet folgendes: Das in einer hinweisenden Definition erklärte Zeichen verhält sich zum *Hinweis* auf den Gegenstand wie das definiendum zum definiens in einer Verbaldefinition, die Zeichen miteinander verbindet. Er begründet das damit, daß man in einer Gebärdensprache den Hinweis anstelle des Zeichens setzen kann. Das ist ein unerwarteter argumentativer Zug. Er besteht darin, deutlich zu machen, daß auch die hinweisende Geste Teil einer Sprache ist und so die Anwendung des Definitionsbegriffs gerechtfertigt ist. Denn eine Definition beschreibt immer eine Relation zwischen Zeichen. Was die gerade präsentierte Annahme so verfehlt erscheinen ließ, war die Tatsache, daß auf der einen Seite der Definition kein Zeichen zu stehen schien. Dieses Problem entsteht nicht, wenn dort nicht der bezeichnete Gegenstand, sondern die Zeigegeste steht. Man kann allerdings Zweifel haben, ob mit diesem Manöver wirklich etwas gewonnen ist, sieht es doch so aus, als ob Wittgenstein unterderhand das Thema wechsele. Geklärt werden sollte die Beziehung, in der Wörter zu den Gegenständen, die sie vertreten, stehen. Die Auskunft Wittgensteins scheint sich aber lediglich darauf zu beziehen, wie Wörter Gesten vertreten können. Das, so der Gedanke weiter, könne man unter Umständen nach dem Modell der Definition sprachlicher Zeichen durch andere sprachliche Zeichen erklären. Nur die Verbindung zwischen Wort und Gegenständen bleibe nach wie vor unklar. Statt die Frage zu beantworten, weiche Wittgenstein ihr offensichtlich aus.

Der Einwand ist unberechtigt. Wittgenstein macht allerdings den entscheidenden Schritt an dieser Stelle nicht deutlich genug und geht so von einer Frage zu einer anderen über, ohne daß es sofort nachvollziehbar ist, ob das zulässig ist und welche Vorteile es hat. Wenn dieser Übergang verstanden ist, verschwindet der Eindruck, Wittgenstein weiche dem Problem aus. Die zwei Fragen lauten:

- (A) Welche Verbindung besteht zwischen einem Wort und dem Gegenstand, den es vertritt?
- (B) In welcher Verbindung stehen die hinweisende Geste und das Wort, zu dessen Erklärung sie verwendet wird?

Die erste Reaktion auf diesen Übergang von Frage (A) zu Frage (B) ist vermutlich eher von Skepsis geprägt. Man ist geneigt, Wittgensteins Vorgehen als einen sprachlichen Kunstgriff anzusehen. Sicherlich, so könnte man noch zustimmen, sei die Gebärdensprache eine Sprache und die hinweisende Geste ein Zeichen, und in diesem Sinne tauche in der hinweisenden Definition ein Zeichen im definiens auf. Mit dieser Feststellung, so könnte man einwenden, sei allerdings nichts gewonnen. Es bleibe die Tatsache bestehen, daß bei einer hinweisenden Definition auf nicht-sprachliche Gegenstände gezeigt und so eine Relation zwischen einem Zeichen der Sprache und einem Gegenstand in der Welt hergestellt werde. Und diese Verbindung könne man gerade nicht durch die Angabe erklären, wie in einer Definition sprachliche Zeichen bzw. Worte und Gesten zusammenhängen. Dasselbe gelte für die Frage, wie Wörter im Satz Gegenstände vertreten.

Wittgensteins Vorgehen ist allerdings überzeugender, als dieser Einwand vermuten läßt. Er wechselt nicht das Thema, sondern führt eine Unterscheidung ein, die er allerdings an dieser Textstelle nicht explizit deutlich macht und die bisher nicht zur Sprache kam. Behauptet wurde bisher:

- Worte vertreten in der Sprache Gegenstände.
- In der hinweisenden Definition bzw. Erklärung präsentiert man den Gegenstand, den das so erklärte Wort vertritt.

Beide Annahmen sind richtig, wenn man das Wort »vertreten« im Sinne von »sich beziehen auf« deutet. In dieser Lesart sind beide Annahmen allerdings uninformativ. Zu sagen, daß Wörter Gegenstände in diesem Sinne vertreten, ist nur eine Reformulierung des Sachverhalts, der erklärt werden soll. Wenn man das Wort »vertreten« so versteht, daß tatsächlich eine Sache an die Stelle einer anderen tritt bzw. treten kann, dann sind beide Annahmen falsch. In beiden Fällen wird die Rolle der Geste verschwiegen. Wittgensteins Vorgehen besteht darin, auf einen interessanten Zusammenhang aufmerksam zu machen: In welcher Weise Wörter Gegenstände vertreten, sich auf sie beziehen, kann man verstehen, wenn man zur Kenntnis nimmt, daß in einer hinweisenden Erklärung für das hinweisend erklärte Wort im wörtlichen Sinne ein Vertreter angeboten wird. Dasselbe gilt für Wörter wie »Tisch« im Satz: Man kann die Geste mit dem Hinweis auf den Gegenstand in derselben Bedeutung im Satz gebrauchen wie das hinweisend erklärte Wort. Expliziter macht Wittgenstein das im Abschnitt, der auf die hier betrachtete Textstelle folgt. Er beschäftigt sich dort weiter damit, wie hinweisende Erklärungen funktionieren und bemerkt in diesem Zusammenhang:

Nicht die Farbe Rot tritt an die Stelle des Wortes »rot«, sondern die Gebärde, die auf einen roten Gegenstand hinweist, oder das rote Täfelchen. (TS 213, p. 46)

Der Gegenstand taucht in einer hinweisenden Erklärung nicht allein auf. Mit einer hinweisenden Erklärung macht man darauf aufmerksam, daß man in Sätzen den *Hinweis* auf die Farbe anstelle des *Wortes* »rot« gebrauchen kann. Die Farbe Rot taucht im Satz nicht selbst auf, sondern nur unter Vermittlung der Geste. Es genügt also auch nicht, das Wort, dessen Bedeutung hinweisend erklärt werden soll, in eine räumliche Nähe zu dem Gegenstand zu bringen, ihm etwa ein Schild mit diesem Namen anzuhängen:

Das Wort »Teekanne« hat doch Bedeutung; gewiss, im Gegensatz zum Worte »Abracadabra«, nämlich in der deutschen Sprache. Aber wir könnten ihm natürlich auch eine Bedeutung geben; das wäre ein Akt ganz analog dem, wenn ich ein Täfelchen mit der Aufschrift »Teekanne« an eine Teekanne hänge. Aber was habe ich hier anders als eine Teekanne mit einer Tafel, auf der Striche zu sehen sind? Also wieder nichts logisch Interessantes. Die Festsetzung der Bedeutung eines Wortes kann nie (wesentlich) anderer Art sein. (TS 213, p. 173 f.)

Es kommt offensichtlich nicht allein darauf an, daß ein Wort in Gegenwart einer bestimmten Eigenschaft ausgesprochen wird, oder es in geschriebener Form einem Gegenstand beigefügt wird: Das Wort und die Geste müssen auf eine bestimmte Art

gemeint sein.<sup>33</sup> So muß einmal deutlich sein, daß überhaupt eine Wortbedeutung bestimmt werden soll, zum anderen, auf welche Art von Gegenstand mit welchen Grenzen hingewiesen werden soll.<sup>34</sup> Andernfalls kann es nicht gelingen, ein Wort hinweisend zu erklären. In extremen Fällen hat man es noch nicht einmal mit einer Geste und dem Aussprechen eines Wortes zu tun, sondern nur mit dem Ausstoßen einer Lautfolge verbunden mit einem Heben des Arms. In der hinweisenden Erklärung tritt nicht ein Gegenstand an die Stelle des Zeichens, sondern ein auf eine bestimmte Art und Weise gemeinter Hinweis, mit dem man auf den Gegenstand zeigt. Der Gegenstand kommt also in der hinweisenden Erklärung als Teil eines komplexen Zeichens vor, das aus der in einer bestimmten Weise gemeinten Geste und dem Gegenstand besteht. Diesen Zusammenhang beschreibt Wittgenstein an der folgenden Textstelle:

Ich bestimme die Bedeutung eines Wortes, indem ich es als Name eines Gegenstandes erkläre, und auch, indem ich es als gleichbedeutend mit einem anderen Wort erkläre. Aber habe ich denn nicht gesagt, man könne ein Zeichen nur durch ein anderes Zeichen erklären? Und das ist gewiss so, sofern ja die hinweisende Erklärung »das (Pfeil) ist N« ein Zeichen ist. Aber ferner bildet hier auch der Träger von »N«, auf den gezeigt wird, einen Teil des Zeichens. Denn:

/dieser (Pfeil) hat es getan/ = /N hat es getan/.

Dann heisst aber »N« der Name von diesem Menschen, nicht vom Zeichen »dieser (Pfeil)«, von dem ein Teil auch dieser Mensch ist. Und zwar spielt der Träger in dem Zeichen eine ganz besondere Rolle, verschieden von der eines andern Teiles eines Zeichens. (eine Rolle, nicht ganz ungleich der des Musters). (TS 213, p. 55 f., a)

Die hinweisende Erklärung, so zeigt Wittgenstein, stellt eine Bedeutungsgleichheit zwischen *Zeichen* fest. Entscheidend ist die Feststellung, daß in der hinweisenden Erklärung der Gegenstand nur als Teil eines Zeichens vorkommt. Für unsere Zwecke wichtig ist weiterhin, daß Wittgenstein hier nicht nur über hinweisende Erklärungen spricht, sondern auch darüber, wie der Hinweis auf einen Gegenstand ein Wort in einem Satz, der etwas beschreibt, vertreten kann. So verstehe ich das Schema in der Mitte der Textstelle, in dem zwei Sätze, jeweils zwischen Schrägstrichen plazierte, durch ein Gleichheitszeichen verbunden sind, auf diese Art: Wenn der Name »N« durch Hinweis auf seinen Träger bestimmt ist, dann kann man in dieser Situation die beiden Sätze »dieser (Pfeil) hat es getan« und »N hat es getan« mit der gleichen Bedeutung gebrauchen. Wenn das so ist, dann gilt offensichtlich: Ein Wort vertritt im Satz den Gegenstand in dem Sinn, daß man den Hinweis auf den Träger anstelle des Namens, der den Gegenstand bezeichnet, setzen kann.

Man muß somit auch in der nicht-funktionalen Lesart zwei Begriffe der Vertretung voneinander unterscheiden. Wenn man sagt, daß ein Wort einen Gegenstand vertritt, so kann das auf zwei Arten gemeint sein:

(1) Einmal kann es einfach eine andere Art sein zu sagen, daß ein Wort sich auf

---

<sup>33</sup>Diese Formulierung darf nicht im Sinne einer intentionalistischen Theorie verstanden werden, sondern in dem Sinn, daß der Gegenstand Teil eines komplexen Zeichens ist, wie ich im folgenden zeige.

<sup>34</sup>Eine ähnliche Überlegung, allerdings ohne Bezug auf das TS 213, findet man in Künne 1984.

einen Gegenstand bezieht. Das Wort »vertreten« bedeutet dann »sich im sprachlichen Sinne beziehen auf«.

- (2) Das Wort »vertreten« wird gleichbedeutend mit »an die Stelle treten von« verwendet.

Lediglich in der zweiten Lesart bringt die Behauptung, in der hinweisenden Erklärung werde erklärt, wie Wörter Gegenstände vertreten können, einen Informationsgewinn und nicht eine bloße Reformulierung der Tatsache, daß in der hinweisenden Erklärung der Bezug von Wörtern zu den Gegenständen, auf die sie sich beziehen, bestimmt wird. Dabei gilt für hinweisende Erklärungen dasselbe wie für andere Worterklärungen, bei denen man ein Wort durch eine Definition erklärt. Das bloße Hinschreiben oder Aussprechen einer Definition würde nichts bewirken, wenn es nicht durch das System geregelt wäre, was die Zeichen bedeuten und welche Funktion die Definition hat, daß es folglich, wenn eine solche Definition einmal gegeben ist, in extensionalen Kontexten immer zulässig ist, das definiendum durch das definiens zu ersetzen. Das Wichtige an einer Definition ist, daß aus ihr etwas folgt, und zwar für den weiteren Gebrauch der Zeichen im System:

Die Zuordnung von Gegenstand und Name ist keine andere, als die durch die Worte »das ist ... « oder eine Tabelle erzeugte etc.. Sie ist ein Teil des Symbolismus. (TS 213, p. 173)

Zum einen verbindet eine Tabelle nur Zeichen miteinander. Zum anderen, und darauf weist Wittgenstein explizit hin, verbindet eine Tabelle nur dann in einer bestimmten Weise Zeichen mit anderen Zeichen, wenn man sie auf eine bestimmte Art liest. Diese Art, die Tabelle zu lesen, steckt nicht in der Tabelle als einer Ansammlung von längeren schwarzen Strichen, die, teilweise senkrecht, teilweise parallel zueinander, andere Zeichen einrahmen. Zur Tabelle als Zeichen gehört eine bestimmte Art, sie zu lesen. Diesen Sachverhalt drückt Wittgenstein so aus:

Zu einer Tabelle gehört übrigens wesentlich die Tätigkeit des Nachschauen/Aufsuchens in der Tabelle. (TS 213, p. 49)

So wie eine Tabelle nur Bedeutungen erklärt, wenn geregelt ist, wie man sie beim Nachschauen benutzt, wenn es also eine *richtige* Art gibt, sie zu benutzen, hat auch die hinweisende Erklärung nur vor dem Hintergrund der Regeln der Sprache eine Funktion. Die Funktionsweise der hinweisenden Erklärung ist durch die Regeln der Sprache bestimmt. Sie beschreibt eine logische Verbindung, und so ist es möglich, daß der einmalige Hinweis in der Erklärung nach den Regeln der Sprache über die Situation hinausweist. Das unterscheidet allerdings die hinweisende nicht von einer verbalen Erklärung. Wer die Regeln der Sprache nicht kennt, der sieht nur schwarze Striche auf dem Papier statt einer Definition. Erst vor dem Hintergrund sprachlicher Regeln hat man es mit einer Definition zu tun. Deutlich wird hierbei auch, daß alle Erklärungen nur parasitär zu einer Sprache mit Regeln funktionieren. Man kann die Sprache nicht »durch die Erklärung gleichsam aufbauen, zum Funktionieren bringen« (TS 213, p. 171), wie es Wittgenstein ausdrückt.

Ein weiteres mögliches Mißverständnis sollte noch erwähnt werden: Die Behauptung, daß man ein Wort durch eine Geste ersetzen kann, ist wieder nicht im Sinne funktionaler Ersetzbarkeit zu verstehen. Diese Vertretung baut üblicherweise auf nicht-symbolischen Eigenschaften eines Gegenstandes auf. Demgegenüber hat man es bei einer Vertretung im Sinne einer Definition überhaupt nicht mit Eigenschaften der Zeichenformen zu tun. Für das Zeichen sind nur die symbolischen Eigenschaften wichtig. Diese Tatsache drückt Wittgenstein, etwas überspitzt, so aus:

Ja am Schluss sagen wir überhaupt keine Eigenschaften von den Zeichen aus – denn diese interessieren uns nicht, sondern nur die (allgemeinen) Regeln ihres Gebrauchs. (TS 213, p. 192, a)

Es gibt einen weiteren wichtigen Unterschied zwischen einer funktionalen Vertretung und der Vertretung im Sinne sprachlicher Ersetzbarkeit. Wenn man erreichen will, daß ein Gegenstand einen anderen funktional vertritt, dann ist dazu nur Zweierlei nötig: Man braucht einen Vertreter mit den geeigneten funktionalen Eigenschaften. Es muß also funktionale Substituierbarkeit gegeben sein. Und dann muß man diesen Vertreter dort einsetzen, wo der vertretende Gegenstand hingehört. Wenn man in einer Lokomotive ein Aggregat *A* durch ein anderes Aggregat *B* ersetzen will, dann braucht man dazu ein Bauteil, das dafür geeignet ist, und man muß es einbauen. Dann gilt: Aggregat *B* ersetzt *A*. Für die Etablierung einer Vertreter-Funktion genügt es nicht, daß ein Wort einmal den Hinweis auf einen Gegenstand vertritt. Vielmehr funktioniert diese Vertretung nur vor dem Hintergrund sprachlicher Regeln, aufgrund derer man das eine Wort anstelle des anderen gebrauchen darf, und nur dann ist bestimmt, was es bedeutet, daß ein Wort den Hinweis auf einen Gegenstand vertritt. Die Beziehung, in der das Wort und der Gegenstand, auf den es sich bezieht, stehen, ist also nicht durch eine funktionale Erklärung beschreibbar, sondern durch die Regeln der Sprache.<sup>35</sup>

Mit diesem Wissen über hinweisende Erklärungen kann man jetzt daran gehen, die bildhafte Ausdrucksweise zu deuten, man trete mit der hinweisenden Erklärung nicht aus der Sprache heraus. Da ist zunächst eine offensichtlich falsche Interpretation:

(A) Man zeigt bei der hinweisenden Erklärung nicht auf Gegenstände, die nicht zur Sprache gehören.

Das kann man dann umformen in:

(B) Die Gegenstände, auf die man bei der hinweisenden Erklärung zeigt, gehören zur Sprache.

Diese Behauptung ist offensichtlich falsch. Wenn ich auf ein Haus zeige und sage: »Das ist eine Villa«, so wird diese dadurch nicht zu einem Teil der Sprache. Den Sprachbegriff so umzumodeln, daß die Villa ein Teil einer Sprache wäre, ist nicht überzeugend.

---

<sup>35</sup>Einem ebenfalls naheliegenden Fehlverständnis soll auch noch vorgebaut werden: Wenn Wittgenstein von der Funktion eines Wortes oder Satzes redet, so meint er nicht eine Funktion im Sinne einer funktionalen Erklärung, sondern, wie ich oben gezeigt habe, ist mit der Funktion in der Sprache der Platz eines Wortes oder Satzes gemeint, der durch die Sprachregeln beschrieben wird.

Dann gibt es eine zweite Lesart, die zu schwach ist. Sie lautet:

(C) Man verläßt mit einer hinweisenden Definition nicht den Bereich der Handlungen, die durch sprachliche Regeln bestimmt sind.

Diese Behauptung macht deutlich, daß eine Geste, lediglich als Handbewegung ohne geregelte Bedeutung betrachtet, nicht die Rolle spielen kann, die sie in der hinweisenden Erklärung hat. So bestimmen Regeln, daß das Heben des Arms und der Hand überhaupt eine Zeigegeste ist. Sie legen fest, worauf sie sich bezieht. So wie die Regeln nun einmal sind, richtet sich die Zeigegeste auf etwas, was in der gedachten Verlängerung des Unterarmes über die Hand hinaus zu finden ist. Sie könnte sich genauso auf das beziehen, was hinter der gedachten Verlängerung des Unterarms in die andere Richtung über den Ellenbogen hinaus zu sehen ist. Sprachliche Regeln legen weiterhin fest, welche Grenzen der bezeichnete Gegenstand haben soll und welche formale Struktur er hat. Diese Lesart ist allerdings zu schwach, weil man so den Bezug auf Gegenstände in hinweisenden Erklärungen nicht vom Bezug auf Gegenstände in sprachlichen Äußerungen unterscheiden kann, und das möchte Wittgenstein:

Ist nicht der Grund, warum wir glauben, mit der hinweisenden Erklärung das Gebiet der Sprache, das Zeichensystem, zu verlassen, dass wir dieses Heraustreten aus den *Schriftzeichen* mit einer Anwendung der Sprache, etwa einer Beschreibung dessen, was ich sehe/wir sehen/, verwechseln. (TS 213, p. 43 f.)

Wenn man beschreibt, was man sieht, so ist das nur möglich, wenn man das, was man sieht, bereits, wie Wittgenstein es ausdrückt, artikuliert sieht. Er meint damit, daß man die Sprachregeln kennen muß, die es erlauben zu erkennen, welche Beschreibung auf das zutrifft, was man sieht. So spielt Wittgenstein in einem Zusammenhang den Gedanken durch, die Bedeutung von Sätzen sei dadurch bestimmt, auf welche Tatsachen sie sich beziehen<sup>36</sup>, und kommt dort zu dem Schluß:

... man kann nicht auf einen Satz und auf eine Realität deuten und sagen: »*das* entspricht *dem*«. Sondern, dem Satz entspricht nur wieder das schon Artikulierte. (TS 213, p. 189, a)

---

<sup>36</sup>Der Vollständigkeit halber möchte ich die ganze Textstelle, an der Wittgenstein zeigt, warum man auf diese Art nicht die Bedeutung von Sätzen erklären kann, vorführen: »Es ist auch (h: unrichtig) zu sagen, die Übereinstimmung (und Nichtübereinstimmung) zwischen Satz und Welt/Realität sei willkürlich durch eine Zuordnung geschaffen. Denn, wie ist die Zuordnung auszudrücken? Sie besteht darin, dass der Satz ›p‹ sagt, es sei *gerade das* der Fall. Aber wie ist dieses ›gerade das‹ ausgedrückt/gegeben? Wenn durch einen anderen Satz, so gewinnen wir nichts dabei; wenn aber durch die Realität, dann muss diese schon in bestimmter Weise – artikuliert – aufgefasst sein. Dass heisst: man kann nicht auf einen Satz und auf eine Realität deuten und sagen: ›*das* entspricht *dem*«. Sondern, dem Satz entspricht nur wieder das schon Artikulierte.« (TS 213, p. 189, a) Um zu verstehen, welcher Aspekt einer Situation, die man durch die Worte »gerade das« herausgreift, für die Bedeutung eines Satzes relevant ist, müsse man genau die Regeln schon kennen, deren Bedeutung auf diese Art erklärt werden soll. Es ist also nicht möglich, die Bedeutung von Sätzen informativ dadurch zu erklären, daß man angibt, auf welchen Sachverhalt sie sich beziehen. Vielmehr kann man nur verstehen, welcher Sachverhalt gemeint ist, wenn man die Regeln der Sprache bereits kennt. Aus diesem Grund ist der Gedanke, man könne Sachverhalte und Sätze einander zuordnen und so den Sätzen Bedeutung geben, falsch.

Und es gilt:

Man kann nicht *amorph* sehen, dass etwas der Fall ist ... (TS 213, p. 355)

Das Wort »amorph« ist für Wittgenstein ein anderer Ausdruck für »unartikuliert«. Und so besagt diese Textstelle, daß man ohne die Kenntnis sprachlicher Regeln zwar etwas sehen kann, aber um das, was man sieht, zu beschreiben, bzw. es als Tatsache unter einer Beschreibung zu sehen, benötigt man die Kenntnis sprachlicher Regeln. Man muß, wie es Wittgenstein an anderer Stelle bildhaft ausdrückt »... die Wirklichkeit nach grammatischen Regeln in die Sprache des Satzes übersetzen ...« (TS 213, p. 204).

Er erkennt also, das zeigen diese Textstellen, daß die Beschreibung dessen, was man sieht, eine durch sprachliche Regeln bestimmte Handlung ist. Wenn er eine hinweisende Erklärung von einem solchen Fall unterscheiden möchte, indem er behauptet, im Fall der hinweisenden Erklärung verlasse man nicht das Gebiet der Sprache, so muß er damit mehr meinen, als daß die hinweisende Erklärung eine geregelte Handlung ist, insofern die Bedeutung der hinweisenden Geste von sprachlichen Regeln bestimmt ist. Das gilt ebenso, wenn man mit Worten beschreibt, was man sieht, und dabei verläßt man, um es mit Wittgensteins Worten auszudrücken, »das Gebiet der Sprache«. In die richtige Richtung weist die Tatsache, daß das Wort »Schriftzeichen« im Text von Wittgenstein selbst hervorgehoben wurde. Zusammen mit dem, was bereits über die Rolle des Gegenstandes in der hinweisenden Erklärung gesagt wurde, kann man daraus schließen, was gemeint ist:

(D) In der hinweisenden Erklärung taucht der Gegenstand als Teil eines Zeichens auf, das aus der Geste und der Art, wie sie gemeint ist, besteht.

Wer meint, die Deutung im Sinne von (D) berechtige zur Umformung in die Deutung im Sinne von (B), der verkennt, was Wittgenstein selbst bemerkt, wenn er schreibt:

Aber ferner bildet hier auch der Träger von »N«, auf den gezeigt wird, einen Teil des Zeichens. (TS 213, p. 56, a)

Der Gegenstand kommt zwar als Teil des Zeichens vor. Er wird dadurch allerdings nicht zu einem permanenten Teil der Sprache:

Und zwar spielt der Träger in dem Zeichen eine ganz besondere Rolle, verschieden von der eines andern Teiles eines Zeichens. (eine Rolle, nicht ganz ungleich der eines Musters). (TS 213, p. 56, a)

Es ist ein wichtiges Merkmal der hinweisenden Erklärung, daß der Gegenstand, der benannt wird, oder ein Gegenstand, der die Eigenschaft exemplifiziert, die das hinweisend erklärte Wort bezeichnet, als Teil des Zeichens vorkommt, ohne daß er dadurch selbst zu einem Zeichen wird, das zum Inventar der Sprache gehört. Sicherlich könnte man auch Regeln haben, nach denen etwa die Bedeutung des Wortes »rot« dadurch erklärt wird, daß man auf einen Gegenstand zeigt, der eine andere Farbe hat, oder die Bedeutung eines Wortes wie »geschickt« dadurch erklärt wird, daß man auf einen ungeschickten Menschen zeigt. Der zweite Vorschlag könnte didaktisch viel-

leicht brauchbar sein. Er entspricht allerdings nicht der *Logik* der hinweisenden Erklärung, wie wir sie in der Sprache haben. Danach gehört es zur Bedeutung eines Wortes, das beobachtbare Gegenstände bezeichnet, daß man auf einen bestimmten Gegenstand zeigt, auf den das Wort zutrifft, wenn man de re die Bedeutung dieses Wortes bestimmt.<sup>37</sup> Auf der Ebene der logischen Erklärung, nicht der didaktischen Erklärung, muß der Gegenstand selbst, als Teil der Realität, in das Zeichen eingehen, das aus der Geste, dem Gegenstand und der Art, wie die Geste gemeint ist, besteht.

Man darf Wittgenstein also nicht so verstehen, als begehe er den Fehler, das Defizit der Gegenposition überzukompensieren. Während die Vertreterkonzeption behauptet, daß der Gegenstand, wie er ist, also pur ohne sprachlichen Beitrag, in die hinweisende Erklärung eintritt, behauptet Wittgenstein, man verlasse mit der hinweisenden Erklärung das Zeichensystem nicht. Das ist nicht nur insofern richtig, als man mit der hinweisenden Geste nicht den Bereich der durch sprachliche Regeln bestimmten Handlungen verläßt, was auch für eine Anwendung der Sprache gilt. Allerdings verläßt man mit dieser, wie Wittgenstein sich ausdrückt, das Gebiet der Sprache. Gemeint ist vielmehr: Die Gegenstände tauchen in der hinweisenden Erklärung nur als Teil eines zusammengesetzten Zeichens auf. So verbindet man in dieser Erklärung nicht Zeichen mit Gegenständen, sondern nur Zeichen mit anderen Zeichen, und zwar sprachliche Zeichen mit einem zusammengesetzten Zeichen, das aus einer Geste und einem in einer bestimmten Weise gemeinten Gegenstand besteht. In diesem Sinne verläßt man nicht das Gebiet der Sprache, weil der Gegenstand nur *als Teil eines Zeichens* in der Erklärung auftritt. Man darf allerdings nicht so weit gehen anzunehmen, daß der Gegenstand aus diesem Grund zu einem Teil der Sprache wird. Es ist gerade ein wichtiges Merkmal der hinweisenden Erklärung, daß der Gegenstand, der benannt wird,

---

<sup>37</sup> Irreführend drücken sich Baker und Hacker in diesem Zusammenhang aus. So schreiben sie an der folgenden Textstelle: »So ostensive definition does not take us beyond the realm of representing and into the realm of represented.« (Baker und Hacker 1986, p. 328) Diese Deutung ist falsch, insofern es gerade wesentlich für eine hinweisende Erklärung ist, daß der Gegenstand, auf den das Wort sich bezieht, selbst, also ein Teil der Welt, als Teil des Zeichens vorkommt. Baker und Hacker verfehlen diese Tatsache, daß der Gegenstand, auf den man in einer hinweisenden Erklärung zeigt, dadurch nicht zu einem Teil der Sprache wird, und versäumen es, die zweite exakt herauszuarbeiten: Der Gegenstand, auf den man hinweist, ist in der hinweisenden Erklärung ein Teil des Zeichens. Er wird dadurch allerdings nicht zu einem permanenten Bestandteil der Sprache. Bedenklich ist in diesem Zusammenhang auch, wie Baker und Hacker Welt und Sprache einander gegenüberstellen: »Samples, though naturally thought of as ›part of the world‹, are best conceived as belonging to the method of representation, as parts of the symbolism.« (Baker und Hacker 1986, p. 328) Wieder erwähnen Baker und Hacker nicht die doppelte Rolle von Mustern. Zwar ist es eine Frage der Regeln, für welche Eigenschaften ein Gegenstand als Muster dient, er muß diese Eigenschaften allerdings tatsächlich haben. Es dürften solche und ähnliche Überlegungen sein, die Baker und Hacker dann zu Feststellungen wie der folgenden veranlassen: »Thirdly, meaning lies within language, it is determined by grammar and does not reach out to reality.« (Baker und Hacker 1986, p. 327) Man kann das mit einigem guten Willen als eine Formulierung der Autonomie sprachlicher Regeln lesen. Die Ausdrucksweise ist allerdings ungeschickt, insofern man so den wirklichen Zusammenhang zwischen Sprache und Welt leicht mißverstehen kann. Die Tatsache, daß sprachliche Regeln bestimmen, was als Gegenstand, Eigenschaft oder Sachverhalt zählt, ändert dennoch nichts daran, daß diese Gegenstände wie letztlich die Sprache selbst Teile der Wirklichkeit sind.



oder ein Gegenstand, der die Eigenschaft exemplifiziert, die das hinweisend erklärte Wort bezeichnet, als Teil des Zeichens vorkommt.

## 4.6 Rückblick und Ausblick

Damit ist deutlich: Das Wort vertritt im Sinne der sprachlichen Substitution lediglich Gegenstände, die zu einem komplexen Zeichen gehören. Ohne die Regeln der Sprache könnte man mit einer hinweisenden Erklärung nicht bestimmen, welche Art Gegenstand mit welchen Grenzen gemeint ist, wobei die erste Bestimmung dadurch festgelegt ist, welchen Platz in der Sprache das hinweisend erklärte Wort hat. Die Zeigegeste leistet als reine Armbewegung betrachtet nichts, sondern nur, wenn man sie ihrerseits als Zeichen auffaßt. Die Sprache hat also weder in den Gesten noch in den Gegenständen ein Fundament. Wenn man davon spricht, daß die Gegenstände in die Sprache eingehen, so ist damit gemeint, daß Wörter für Gegenstände stehen, was das Problem nur reformuliert, oder daß Wörter den Hinweis auf den Gegenstand vertreten, und diese Beziehung ist, wie gezeigt wurde, nur erklärbar, wenn man auf einen sprachlichen Bedeutungsbegriff zurückgreift. Gesten sind ihrerseits keine Zeichen, die ihre Bedeutung intrinsisch in sich haben und so die Quelle sprachlicher Bedeutung bilden würden. Es gibt, wie Wittgenstein es nennt, in diesem Sinne überhaupt keine primären Zeichen. Die Diskussion, die zu diesem Ergebnis führt, findet man in dem Abschnitt, der auf den gerade betrachteten folgt. Es wird dort deutlich werden, wie man zu der Annahme kommt, es gebe so etwas, und inwiefern sie falsch ist.

## 4.7 Primäre Zeichen

Der Untersuchung der Frage, ob es primäre Zeichen gibt, und der Beschäftigung damit, warum man meint, es *müsse* so etwas geben, hat Wittgenstein den Abschnitt gewidmet, der im Typoskript 213 auf die gerade dargestellte Diskussion des Begriffs der Vertretung folgt, gewidmet.<sup>38</sup> Er beschäftigt sich dort damit, in welchem Sinne ein Zeichen primäre Bedeutung haben kann, und geht dabei auch darauf ein, was die Motivation der Annahme ist, es müsse Zeichen mit intrinsischer Bedeutung geben, aus deren Bedeutung man die der übrigen Wörter der Sprache aufbauen kann. Bei der Entwicklung der unterschiedlichen Arten, auf die die Bedeutung eines Zeichens primär sein kann, werde ich größtenteils dem Gedankengang des Abschnitts folgen. Bei der Diskussion einiger Fragen, die den Status von Gesten betreffen, wird das nicht möglich sein, so daß ich dabei in hohem Maße auf andere Textstellen zurückgreifen muß.

---

<sup>38</sup>Hinweise auf Wittgensteins Diskussion primärer Zeichen findet man bei Baker und Hacker in *KBH1*, p. 169 und 193.

## 4.7.1 Die Argumente – eine Übersicht

Eine Ausprägung des Gedankens der reduktiven Bedeutungserklärung setzt voraus, daß es Zeichen gibt, die nicht mißverstanden werden können (kontrafaktisch primär) und aus deren Bedeutung man die der übrigen Wörter der Sprache aufbauen kann (fundierend primär). Wittgenstein bestreitet die Möglichkeit kontrafaktisch primärer Zeichen und die Annahme, Gesten oder bestimmte Wörter seien fundierend primär. Er zeigt allerdings, daß Zeichen im folgenden Sinne primär sein können:

- Ein Zeichen ist konstitutiv primär gegenüber einem anderen Zeichen, wenn sein Verständnis konstitutiv für das Verstehen des anderen Zeichens ist.
- Ein Zeichen »A« ist kontextuell primär gegenüber einem anderen Zeichen »B«, insofern man in einem bestimmten Kontext »B« nur verstehen kann, wenn man die Bedeutung von »A« kennt.
- Ein Zeichen ist psychologisch primär, wenn es faktisch nicht mißverstanden wird.
- Zeichen sind didaktisch primär, wenn man mit ihrer Hilfe die Bedeutung anderer Zeichen lernt.

Für Wittgenstein sind einfache Gesten wie das Zeigen mit dem Finger psychologisch und didaktisch primär, allerdings sind sie nicht kontrafaktisch oder fundierend primär. Zudem gilt das nur für einfache Gesten. Mit Hilfe solcher einfacher Gesten kann man Kindern die Sprache beibringen. Dieses ist allerdings ein Abrichten und kein Erklären, weil die Gesten nicht so reichhaltig sind, daß man mit ihnen die Bedeutung der Wörter einer Sprache logisch aufbauen könnte. Zudem hat auch die Bedeutung der einfachen Gesten, die Menschen naturwüchsig verstehen, einen konventionellen Charakter. Wenn man in ihnen mehr als eine kausale Beeinflussung sieht, dann liegt das daran, daß es mit Bezug auf sie *korrekte* und unkorrekte Reaktionen gibt.

## 4.7.2 Die Interpretation im Detail

Fast alle Themen des Abschnitts werden in der Überschrift angesprochen:

»Primäre und sekundäre Zeichen«. Wort und Muster. Hinweisende Definition. (TS 213, p. 46)

Es geht um die Frage, ob Gesten wie etwa das Zeigen mit dem Finger im Sprachgebrauch oder der Hinweis in einer Erklärung der Bedeutung sowie Muster primäre Zeichen im Sinne einer intrinsischen Quelle der Bedeutung sind. Wittgenstein sieht den Gedanken, es könne so etwas wie primäre Zeichen in diesem Sinne geben, als verquer an. Das zeigen die Anführungszeichen, die er oft verwendet, um Meinungen wiederzugeben, die er für falsch hält. Entsprechend kommentiert Wittgenstein die Überschrift im ersten Absatz:

Der falsche Ton in der Frage, ob es nicht primäre Zeichen (hinweisende Gesten) geben *müsse*, während unsere Sprache auch ohne die ändern, die Worte auskommen könnte,

liegt darin, dass man eine *Erklärung* der bestehenden Sprache zu erhalten erwartet, statt der blossen/(h: einfachen) Beschreibung. (TS 213, p. 46)

Die Annahme primärer Zeichen erscheint notwendig, wenn man die Sprache erklären will, statt sie nur zu beschreiben. Damit meint Wittgenstein eine Erklärung in einem reduktiven Sinn. In diesem Zusammenhang geht es nicht um die Annahme, man müsse semantische Unterschiede in nicht-semantische Begriffe auflösen, sondern darum, daß es Zeichen mit intrinsischer Bedeutung geben müsse. Aus diesen könne man, wie man aus den Axiomen eines logischen Systems die Theoreme ableiten kann, die Bedeutung der übrigen Wörter der Sprache aufbauen.

Wittgenstein lehnt diese Sicht ab, weil es keine primären Zeichen in diesem Sinne gibt: Muster, Gesten und hinweisendes Zeigen in Erklärungen der Bedeutung tragen nicht intrinsisch Bedeutung in sich, und man baut auch nicht aus den Bedeutungen dieser Zeichen die Sprache auf. Es gibt allerdings, so führt Wittgenstein weiter aus, verschiedene Möglichkeiten, in sinnvoller Weise so zwischen den Bedeutungen von Zeichen zu unterscheiden, daß man jeweils von primären und sekundären Zeichen sprechen kann. Zu der falschen Ansicht, es gebe primäre Zeichen, die nicht mißverstanden werden können und aus deren Bedeutung man die übrige Sprache aufbauen kann, gelangt man, wenn man die unterschiedlichen Aspekte nicht auseinanderhält, in denen ein Wort primär Bedeutung haben kann, und aus einer relativen Unterscheidung eine absolute macht.

(1) Daß man ein unbekanntes Wort, das eine Farbe bezeichnet, in eine andere Sprache übersetzen kann, ist allein kein Kriterium dafür, daß man das Wort versteht. Schließlich versteht man das Wort nur dann, wenn man die Übersetzung versteht. Diese versteht man nur, wenn man durch Augenschein erkennen kann, auf welche Farbe sich das Wort bezieht:

Nun sage ich aber: »Es gilt mit Recht als ein Kriterium des Verstehens/Verständnisses des Wortes ›rot‹, dass Einer einen roten Gegenstand auf Befehl aus anders gefärbten herausgreifen kann; dagegen ist das richtige Uebersetzen des Wortes ›rot‹ ins Englische oder Französische kein Beweis des Verstehens ... « (TS 213, p. 46)

Um die Fortsetzung dieser Textstelle zu verstehen, muß man voraussetzen, daß Wittgenstein die Fähigkeit, in der beschriebenen Weise selektiv zu handeln und ein rotes Täfelchen als Muster benutzen zu können, als ein und dieselbe Fähigkeit ansieht. So fährt Wittgenstein im Gedankengang fort:

Darum ist das rote Täfelchen ein primäres Zeichen für »rot«, dagegen jedes Wort ein sekundäres/abgeleitetes Zeichen. (TS 213, p. 46)

Dann erläutert er, was ein primäres Zeichen in diesem Sinne ist:

(Aber das zeigt nur, was ich mit dem »Verstehen des Wortes ›rot‹« meine. Und was heisst »es gilt mit Recht ... «? Heisst es: Wenn ein Mensch einen roten Gegenstand auf Befehl. etc. etc., dann hat er erfahrungsgemäss auch das Wort »rot« verstanden. Wie man sagen kann, gewisse Schmerzen gelten mit Recht als Symptom dieser und dieser Krankheit?

So ist es natürlich nicht gemeint. Also soll es wohl heissen, dass die Fähigkeit, rote Gegenstände herauszugreifen, der spezifische Test dessen ist, was wir Verständnis des Wortes »rot« nennen. Dann bestimmt diese Angabe also, was wir mit diesem Verständnis meinen. (TS 213, p. 46/47)

Die Unterscheidung zwischen primären und sekundären Zeichen wäre dann so begründet: Ein Zeichen ist für das Verständnis eines Worte wie »rot« ein primäres Zeichen, wenn das Verständnis des Wortes »rot« in der Kenntnis des primären Zeichens *besteht*. Das im kriteriellen Sinne primäre Zeichen ist allerdings nicht in dem Sinne primär, daß es selbstverständlich wäre:

Das Hinweisen auf das rote Täfelchen ist auch nur darum/dann ein Zeichen des Verständnisses, weil/wenn vorausgesetzt wird, dass er die Bedeutung *dieses* Zeichen versteht/kennt, was etwa soviel heisst, als dass er das Zeichen auf bestimmte Weise verwendet. (TS 213, p. 47)

So muß man wissen, daß das rote Täfelchen als Muster für eine Farbe dient. Man könnte es ebenso anders benutzen. Wittgenstein spricht in diesem Zusammenhang von unterschiedlichen »Projektionsmethoden« (TS 213, p. 50):

Ich kann mir eine Abmachung denken, wonach Einer, dem ich eine grüne Tafel zeige und sage, male mir diese Farbe, mir ein Rot malt; wenn ich dasselbe sage und zeige ihm blau, so hat er gelb zu malen u. s. w., immer die komplementäre Farbe; und daher kann ich mir auch denken, dass Einer meinen Befehl auch ohne eine vorhergehende Abmachung so deutet. (TS 213, p. 50)

Ein Muster dieser Farbe zu zeigen zu können ist kriteriell, oder anders ausgedrückt, konstitutiv für das Verstehen eines Wortes wie »rot«. Die Regeln, welchen Gegenstand man als Muster wofür gebraucht, sind allerdings, wie die gerade betrachtete Textstelle zeigt, konventionell. Sie sind nicht durch den Gegenstand bestimmt.

- Ein Zeichen ist konstitutiv primär gegenüber einem anderen Zeichen, wenn sein Verständnis konstitutiv für das Verstehen des anderen Zeichens ist.

(2) Eine andere Unterscheidung trifft Wittgenstein an dieser Textstelle:

Der Begriff von sekundären Zeichen ist doch dieser: Sekundär ist ein Zeichen dann, wenn, um mich nach ihm zu richten, ich eine Tabelle brauche, die es mit einem andern (primären) Zeichen verbindet, über welches ich mich erst nach dem sekundären richten kann. (TS 213, p. 57)

Ein Zeichen ist also dann sekundär, wenn man eine zusätzliche Erklärung braucht, um sich nach ihm richten zu können bzw. zu verstehen, was es bedeutet. Was es ist mit solchen Erklärungen auf sich hat, erläutert Wittgenstein exemplarisch daran, wie der Gebrauch einer Tabelle vor sich geht:

Die Tabelle garantiert mir die Gleichheit aller Uebergänge nicht, denn sie zwingt mich ja nicht, sie immer gleich zu gebrauchen. Sie ist da wie ein Feld, durch das Wege führen, aber ich kann ja auch querfeldein gehen.

Ich mache den Uebergang in der Tabelle bei jeder Anwendung von Neuem. Er ist nicht,

quasi, ein für allemal in der Tabelle gemacht. (Die Tabelle *verleitet* mich höchstens, ihn zu machen.) (TS 213, p. 57)

Offensichtlich kann auch die Erklärung mit der Tabelle ihrerseits wieder mißverstanden werden. Denn man kann sie anders lesen:

»Wird aber dann nicht wenigstens eine gewisse Regelmässigkeit im Gebrauch gefordert?! Würde es angehen, wenn wir einmal eine Tabelle nach diesem, einmal nach jenem Schema zu gebrauchen hätten? *Wie soll man den wissen*, wie man diese Tabelle zu gebrauchen hat?« – Ja, wie weiss man es denn *heute*? Die Zeichenerklärungen haben doch irgend einmal/irgendwo ein Ende. (TS 213, p. 55)

Jede Erklärung, so stellt Wittgenstein an der gerade betrachteten Textstelle fest, muß ihrerseits wieder verstanden werden. Die Kompetenz, bestimmte Zeichen gebrauchen zu können, ist also primär gegenüber der, Erklärungen geben zu können.

- Ein Zeichen ist kontextuell primär gegenüber einem anderen, wenn man es in einem bestimmten Kontext nur im Rückgriff auf das andere Zeichen verstehen kann.

(3) Was einfache Gesten, wie das Zeigen mit dem Finger angeht, so ist Wittgensteins Position auf den ersten Blick etwas schwierig zu verstehen:

Nun gebe ich aber natürlich zu, dass ich, ohne vorhergehende Abmachung einer Chiffre, ein Missverständnis hervorrufen würde, wenn ich, auf Punkt A zeigend, sagte, dieser Punkt heisst: »B«. Wie ich ja auch, wenn ich jemandem den Weg weisen will, mit dem Finger in der Richtung weise, in der er gehen soll, und nicht in der entgegengesetzten. Aber auch diese Art des Zeigens könnte richtig verstanden werden, und zwar ohne dass dieses Verständnis das gegebene Zeichen durch ein weiteres ergänzte. Es liegt in der menschlichen Natur das Zeigen mit dem Finger *so* zu verstehen. Und so ist die menschliche Gebärden Sprache primär im psychologischen Sinne. (TS 213, p. 55)

Diese Textstelle folgt im Anschluß an die Feststellung, daß Zeichenerklärungen ein Ende haben müssen. Denn das Verständnis kann nicht ausschließlich darin bestehen, daß man Zeichen durch andere Zeichen ergänzt. Diese Annahme würde zu einem Regreß führen.<sup>39</sup> Mit dem Hinweis darauf, daß es in der menschlichen Natur liegt, das Zeigen mit dem Finger auf eine bestimmte Art zu verstehen, möchte Wittgenstein auf folgendes hinaus: Menschen verstehen eine so einfache Geste wie das Zeigen mit dem Finger prinzipiell gleich, ohne daß sie es vorher gelernt haben müssen, es wäre allerdings möglich, solche Gesten anders zu verstehen.<sup>40</sup> Dahinter steht vermutlich der Gedanke, daß es von den Mitgliedern einer Sprechergemeinschaft geteilte menschliche Verhaltensweisen geben muß, die nicht auf Konventionen basieren. Das Zeigen mit dem Finger ist also in diesem Sinne primär:

---

<sup>39</sup>Die Kenntnis der Zeichen besteht vielmehr darin, sie entsprechend den Regeln gebrauchen zu können, und diese bei Nachfrage erklären zu können, nicht darin, sich beim Gebrauch Erklärungen aufzusagen.

<sup>40</sup>Daß Wittgenstein die Meinung, die menschliche Gebärden Sprache sei im psychologischen Sinne primär, nur in einer sehr differenzierten Weise vertritt, zeige ich später.

- Ein Zeichen ist also psychologisch primär, wenn es faktisch und ohne vorherige Erklärung nicht mißverstanden wird. Es *könnte* allerdings mißverstanden werden.

(4) An der folgenden Textstelle benennt Wittgenstein *den* Sinn von »primär«, auf den es beim Projekt der reduktiven Erklärung der Bedeutung ankommt:

»Primär« müsste eigentlich heißen: unmissverständlich. (TS 213, p. 54)

Aus dem Inhalt der vorher betrachteten Textstelle geht hervor, daß psychologisch primäre Zeichen nicht im kontrafaktischen Sinne primär sind. Man könnte sie schließlich anders verstehen. Halten wir fest:

- Ein Zeichen ist im kontrafaktischen Sinne primär, wenn es nicht mißverstanden werden kann.

(5) Bei der Bedeutung des Wortes »primär«, die es an der folgenden Textstelle hat, geht es um den Gedanken, daß man eine Sprache auf ein bestimmtes basales Vokabular reduzieren kann. Primäre Zeichen in diesem Sinne braucht man für das reduktive Erklärungsprojekt:

Es klingt wie eine lächerliche Selbstverständlichkeit, wenn ich sage, dass der, welcher glaubt die Gebärden/Gesten seien die primären Zeichen, die allen andren zu Grunde liegen, ausser Stande wäre, den gewöhnlichsten Satz durch Gebärden zu ersetzen. (TS 213, p. 54)

Hier klingt folgender Gedanke an: Eine Menge von Zeichen ist fundierend primär gegenüber der deutschen Sprache, wenn man die Bedeutung aller Sätze der deutschen Sprache, in diese übersetzen kann:

Ein System von Zeichen S1 ist gegenüber einem anderen System S2 fundierend primär, wenn es möglich ist, alle Sätze von S2 durch Sätze gleicher Bedeutung aus S1 zu ersetzen.

Gesten, so behauptet Wittgenstein, sind in diesem Sinne nicht primär. Dabei baut diese Behauptung auf der schlichten Beobachtung auf, daß es offensichtlich nicht möglich ist, auch nur einfache Sätze der deutschen Sprache durch Gebärden zu ersetzen.

(6) Gesten sind allerdings in einem anderen Sinne primär:

Auch das Kind *lernt* in diesem Sinne/durch Erklärungen nur eine Sprache vermittels einer anderen. Die Wortsprache durch die Gebärdensprache. (TS 213, p. 173)

Ich möchte hier davon sprechen, obwohl Wittgenstein in diesem Zusammenhang nicht das Wort »primär« gebraucht, daß Gesten didaktisch primär sind.

- Zeichen sind didaktisch primär, wenn man mit ihrer Hilfe die Bedeutung anderer Zeichen lernt.

Daß Kinder mit Hilfe von Gesten eine Sprache wie die deutsche, also eine Wortsprache lernen können, hängt offensichtlich damit zusammen, daß diese Zeichen, wie ich später ausführen werde, zumindest zum Teil psychologisch primär sind.<sup>41</sup>

<sup>41</sup>Auf eine Ungenauigkeit in Wittgensteins Umgang mit dem Begriff der Erklärung, die ihm an dieser Textstelle unterläuft, gehe ich ebenfalls später ein.

Es ist damit offensichtlich: Der Gebrauch von Mustern und die Praxis, hinweisende Erklärungen zu geben, baut auf der Rolle von Gesten auf. Diese sind nach dieser Darstellung im psychologischen und im didaktischen Sinn<sup>42</sup>, allerdings weder kontrafaktisch noch fundierend primär. Gesten bilden also in dem Sinne kein Fundament der Sprache, als daß man aus ihnen die Bedeutungen der anderen Wörter aufbauen könnte, so wie man etwa, wenn die entsprechenden Grundgesetze bekannt sind, aus der Angabe bestimmter Grundwerte das gesamte Verhalten eines physikalischen Systems ableiten kann. Ihre Bedeutung ist auch nicht unmißverständlich, sondern sie besteht wie die anderer Zeichen darin, daß wir einen bestimmten Gebrauch von ihnen machen. Damit möchte ich dazu übergehen, noch einige Probleme zu klären, die bezüglich der Bedeutung von Gesten, Gebärden und Mienen entstehen.

### 4.7.3 Der Status von Gesten

#### Sind Gesten der Wirklichkeit näher?

Zunächst könnte man vermuten, daß Gesten, weil sie psychologisch und didaktisch primäre Bedeutung haben, der Wirklichkeit näher sind als Wörter der Sprache. Dem entspricht der Gedanke, man könne sprachliche Bedeutung sozusagen herunterkompilieren, indem man die Bedeutung von Sätzen in Gesten überträgt. So kann man etwa, statt jemandem zu sagen, er solle herkommen, eine entsprechende Handbewegung machen. Dabei könnte der Eindruck entstehen, diese Geste sei wirklichkeitsnäher als die entsprechenden Worte, insofern sie der Ausführung ein Stück näher zu sein scheint. Man könne deshalb aus ihr besser ablesen, was getan werden soll, als aus den Worten. Diese Sicht lehnt Wittgenstein ab:

Ich möchte sagen: Von einem Befehl in der Gebärdensprache zu seiner Befolgung ist es ebenso weit, wie von diesem Befehl in der Wortsprache.

Denn auch die hinweisenden Erklärungen müssen ein für allemal gegeben werden. (TS 213, p. 44)

Insofern eine Gebärde als ein Zeichen gemeint ist, das einen Befehl ausdrückt, hat sie von der Logik her eine Bedeutung, die durch ihren Gebrauch bestimmt ist. Wenn man die Geste als bloße Körperbewegung beschreibt, hat sie keine Bedeutung. Die hat sie nur, wenn man sie als Zeichen einer Sprache betrachtet. Es gilt:

Die Gebärdensprache ist eine *Sprache* ... (TS 213, p. 173)

Mit dieser Bemerkung möchte Wittgenstein darauf hinweisen, daß von der Logik her kein Unterschied besteht, ob man Worte oder Gesten und Gebärden gebraucht, um sich auszudrücken:

---

<sup>42</sup>Das gilt allerdings nur für Gesten wie das Zeigen mit dem Finger, das jemanden veranlaßt in eine bestimmte Richtung zu gehen oder zu schauen, nicht für Gesten, die einen Gegenstand hinweisend bestimmen.

Vergiss hier auch nicht, dass die Wortsprache nur *eine* unter vielen möglichen Sprachen ist ... (TS 213, p. 54)

Weiterhin besteht folgendes Problem: Gesten haben im psychologischen und didaktischen Sinne primäre Bedeutung: Wir reagieren auf bestimmte Gesten naturwüchsig und können deshalb die Sprache mit Hilfe dieser Gesten lernen. Diese Sicht der Dinge steht im Widerspruch dazu, daß es Wittgenstein ablehnt, die Wirkung eines Zeichens als dessen Bedeutung und ein bloßes Reagieren als ein Verstehen zu bezeichnen. So schreibt er:

Die Bedeutung ist eine Festsetzung, nicht Erfahrung. Und damit nicht Kausalität. ... Das Zeichen, soweit es suggeriert, also soweit es wirkt, interessiert uns nicht. Es interessiert uns nur als Zug in einem Spiel: Glied in einem System, das selbständig ist./Glied in einem System, das seine Bedeutung in sich selbst hat./ ... (TS 213, p. 40, a)

Diese Textstelle steht in einem Abschnitt, in dem Wittgenstein die kausale Theorie der Bedeutung zurückweist und das unter anderem mit einer Überlegung, die auch auf vorkonventionelle Gesten zuzutreffen scheint:

Ich glaube, auf die kausale Theorie der Bedeutung kann man einfach antworten, dass wir, wenn einer einen Stoss erhält und umfällt, das Umfallen nicht die Bedeutung des Stosses *nennen* (TS 213, p. 40 f.)

Das Problem verschärft sich, wenn man berücksichtigt, daß vorkonventionelle Gesten ihre Bedeutung mit in die Sprache zu bringen scheinen, während die Bedeutung eines Zeichens in einer Sprache für Wittgenstein einen holistischen Aspekt hat, also davon abhängt, wie reichhaltig die Sprache ist. Als Beispiel dafür betrachtet Wittgenstein einen Pfeil, der je nach sprachlichem Kontext eine andere Bedeutung hat:

»Geh' in der Richtung, in der der Zeiger zeigt«.  
»Geh' so viele Meter in der Sekunde, als der Pfeil lang ist.«  
»Mach' so viele Schritte, als ich Pfeile zeichne«.  
»Zeichne diesen Pfeil nach«.  
Für jeden dieser Befehle kann der gleiche Pfeil stehen. (TS 213, p. 94)

In analoger Weise kann das Zeigen mit dem Finger je nach Zusammenhang eine jeweils andere Bedeutung haben, etwa die, in die bezeichnete Richtung einen Kilometer zu gehen, in die bezeichnete Richtung zu schauen oder zu hören, ob sich aus der bezeichneten Richtung etwas nähert. Man hat so also zwei Probleme:

- (a) Wie unterscheidet man eine Geste mit psychologisch primärer Bedeutung von einer rein kausalen Beeinflussung?

und

- (b) Wie kann eine Geste eine psychologisch primäre Bedeutung haben, die sie mit in die Sprache bringt, wenn doch die Bedeutung von Zeichen in einer Sprache vom Kontext anderer Zeichen und damit davon abhängt, welche anderen Zeichen überhaupt zur Verfügung stehen?



Zunächst zum ersten Problem: Wie ich später bei der Diskussion von Wittgensteins Auseinandersetzung mit der instrumentalistischen Theorie sprachlicher Bedeutung zeigen werde, ist eines seiner Hauptargumente, daß es in der Sprache die Unterscheidung zwischen *korrektem* und *unkorrektem* Gebrauch gibt. Wenn es nur um bloßes Reagieren gehen würde, könnte man diese Unterscheidung nicht treffen. Insofern sich Menschen in einer Gesellschaft darauf verlassen, daß ein anderer auf ein psychologisch primäres Zeichen wie das Zeigen mit dem Finger in der üblichen Weise reagiert und davon abweichendes Verhalten sanktionieren, gibt es die Unterscheidung zwischen einer korrekten und einer falschen Reaktion auf die Geste. Wer nicht in die Richtung schaut, in die der Finger zeigt, müßte mit einer Korrektur rechnen. So reagieren Menschen auf diese Geste zwar in gleicher Weise. Zum Charakter als Zeichen gehört es allerdings, daß diese Reaktion als *üblich* und korrekt betrachtet wird.

Was die zweite Frage angeht, so muß man drei Fälle unterscheiden:

– Wenn das Zeigen mit dem Finger anstelle eines Satzes der deutschen Sprache gebraucht wird, dann übernimmt es die Bedeutung des entsprechenden Satzes. In diesem Fall ist die Bedeutung der Geste davon abhängig, was dieser bedeutet, und so von den Regeln der deutschen Sprache.

– Wenn die Geste als Teil eines Satzes vorkommt, dann wird ihre ursprüngliche Bedeutung durch die Regeln für indexikalische Ausdrücke oder andere Regeln, die für das Zusammenspiel von Worten und Gesten gelten, modifiziert.

– Wenn die Geste allein vorkommt, dann kann sie eine basale einfache Bedeutung haben oder eine, die durch Konventionen verändert ist. So läßt sich die Bedeutung der Geste, mit der man einem anderen »einen Vogel zeigt«, nicht allein dadurch erklären, daß der Sprecher sich selbst mit dem Finger auf die Stirn zeigt. Sie hat vielmehr eine Bedeutung, die darüber hinausgeht.

Allerdings bringt das Zeigen mit dem Finger in den ersten beiden Fällen in einem ähnlichen Sinne eine Bedeutung mit, die durch den Kontext der Sprache modifiziert wird, wie das Wort »hier« eine bestimmte Bedeutung hat, die im konkreten Fall durch den Zusammenhang und die Reichhaltigkeit der Ortsangaben, die die Sprache zur Verfügung stellt, modifiziert wird. Dies hängt damit zusammen, daß die Regeln für den Gebrauch dieser Geste mit denen für den Gebrauch indexikalischer Ausdrücke eng verbunden sind.

Wie andere Textstellen zeigen, haben für Wittgenstein nur *bestimmte* Gesten eine primäre Bedeutung im psychologischen Sinn. So schreibt er:

Kann ich so nicht sagen: Er *lernt* erst die befehlende Geste in einer gewissen Satzform verstehen? (TS 213, p. 9)

Auf diese rhetorisch gemeinte Frage folgt eine Überlegung, die zeigt, daß auch die Bedeutung des menschlichen Gesichtsausdrucks, die für uns psychologisch primär ist, mißverstanden werden kann, zumindest von Wesen einer anderen Art:

Wir könnten uns den Marsbewohner denken, der auf der Erde erst nach und nach den Gesichtsausdruck der Menschen als solchen verstehen lernte und den drohenden erst nach

gewissen Erfahrungen als solchen empfinden lernt. Er hätte bis dahin diese Gesichtsform angeschaut, wie wir die Form eines Steins betrachten. (TS 213, p. 9)

Diese Tatsache legt nahe, daß die Bedeutung nicht in der Geste oder dem Gesichtsausdruck qua materieller Form steckt, sondern in einer bestimmten Art und Weise, sie zu sehen und darauf zu reagieren. Nicht-menschliche Wesen müssen sich das erst aneignen. Und in derselben Situation befinden wir uns, wie Wittgenstein schreibt, gegenüber einer anderen Kultur:

*Chinesische* Gesten verstehen wir so wenig, wie chinesische Sätze. (TS 213, p. 10)

Wie, so muß man jetzt fragen, kann es möglich sein, daß Gesten eine psychologisch primäre Bedeutung haben, wenn sie von Kultur zu Kultur variieren? Ein, allerdings sehr unplausibler Vorschlag, wäre, daß je nach Kultur unterschiedliche Gesten angeboren sind. Wenn das so wäre, gäbe es kein Fundament, auf dem man aufbauen könnte, wenn man aus der Sprache einer anderen Kultur übersetzen will. Plausibler ist es anzunehmen, daß für Wittgenstein nur wenige Gesten wie etwa das Zeigen mit dem Finger eine Bedeutung haben, die in der menschlichen Natur liegt. Entsprechend schreibt er:

Die Gebärdensprache ist eine *Sprache* und wir haben sie nicht – im gewöhnlichen Sinne – gelernt. Das heisst: sie wurde uns nicht geflissentlich gelehrt. – Und jedenfalls nicht durch Zeichenerklärungen. (TS 213, p. 173)

In diesem Zusammenhang behauptet Wittgenstein nicht, daß die gesamte Gebärdensprache angeboren ist, sondern nur, daß sie nicht durch Zeichenerklärungen gelehrt wird. Wir haben sie anders *gelernt*, und ebenso können wir uns auch die Bedeutung chinesischer Gesten aneignen:

Oder aber wir lernen die Gebärden verstehen wie wir als Kind die Gebärden und Mienen – ohne Erklärung – verstehen lernen. (TS 213, p. 10, h)

Diese Äußerung Wittgensteins setzt offenbar die Annahme voraus, daß Kinder die Bedeutung von Gebärden und Mienen *lernen*, allerdings ohne daß sie ihnen erklärt werden. Worin dieses Lernen ohne Erklärungen bestehen kann, erläutert er im Anschluß an die gerade betrachtete Textstelle:

Man kann sich das Lernen einer Sprache in anderm Sinne aber analog dem Fingerhutsuchen vorstellen, wo die gewünschte Bewegung durch »heiss, heiss«, »kalt, kalt« herbeigeführt wird. Man könnte sich denken, dass der Lehrende statt dieser Worte auf irgendeine Weise (etwa durch Mienen) angenehme und unangenehme Empfindungen hervorruft, und der Lernende nun dazu gebracht wird, *die* Bewegung auf den Befehl hin auszuführen, die regelmässig von der angenehmen Empfindung begleitet wird. (oder zu ihr führt) (h: *Abrichten*) (TS 213, p. 173)

Wenn man dieses Lehren, das Wittgenstein als *Abrichten* bezeichnet, genauer betrachtet, dann erkennt man: Es funktioniert nur, wenn man voraussetzt, daß der Lehrende auf die Bedeutung bestimmter basaler Gesten zurückgreifen kann. Wenn es nicht mög-

lich wäre, den Lernenden gezielt zu beeinflussen, und wenn es zwischen diesem und dem, der ihm etwas lehrt, keine Einigkeit darüber gäbe, was als Zustimmung und was als Ablehnung zu deuten ist, dann könnte auch dieses Lehren nicht funktionieren. Man könnte auf diesem Stand der Überlegung vermuten, das Ziel dieses Abrichtens sei es, daß der Belehrt die richtige Idee mit einem Wort assoziiert. Daß es nicht darum geht, sondern ausschließlich darum zu lernen, ein Wort nach bestimmten Regeln zu *gebrauchen*, das wird erst verständlich, wenn ich Wittgensteins Diskussion der intentionalistischen Theorie sprachlicher Bedeutung vorstelle (vgl. Abschnitt 5.3 ff.). Das Abrichten ist ebenfalls keine Beschreibung der Regeln, keine Erklärung der Bedeutung, sondern eine Unterweisung in der Kompetenz, die Worte richtig zu gebrauchen, die ebenso ohne Erklärungen der Regeln auskommen kann, wie man jemandem gute Spielzüge im Fußball beibringen kann, ohne ihm eine *Beschreibung* dessen zu geben, was als guter Spielzug gilt. Für diese didaktische Rolle genügt es, wenn einige Gesten psychologisch primäre Bedeutung haben und die anderen ebenso gelernt werden wie die Wörter der Sprache. Es ist allerdings, und damit bin ich bei der Behandlung der letzten Unklarheit hinsichtlich des Status von Gesten im TS 213, wichtig zu verstehen, daß solche Gesten didaktisch, aber nicht fundierend primär sind.

### Sind Gesten fundierend primär? Ein Zusatzproblem

Wenn Wittgenstein an der oben bereits betrachteten Textstelle schreibt, daß ein Kind die Wortsprache durch die Gebärdensprache lernt, indem ihm Erklärungen gegeben werden, so ist er in diesem Zusammenhang ungenau, was den Begriff der Erklärung angeht. Im näheren Kontext dieser Textstelle, einen Abschnitt später, weist er die didaktische Lesart explizit zurück. Und das ist typisch für seinen Gebrauch der Formulierung »Erklärung der Bedeutung«. Üblicherweise bezeichnet er damit eine Beschreibung der Regeln, die die Bedeutung eines Wortes bestimmen. Die Erklärung hat einen logischen Status und keine didaktische Funktion:

In wiefern hilft die hinweisende Erklärung »*das* ist ›rot‹« zum Verständnis des Wortes. Sie »*hilft*« gar nicht, sondern *ist* eben eine der symbolischen Regeln für den Gebrauch des Wortes ›rot‹. (TS 213, p. 176)

Wenn Wittgenstein unter einer Erklärung der Bedeutung eine Formulierung der Regeln eines Wortes oder Satzes versteht, dann kann es nicht gleichzeitig wahr sein, daß die Wörter der Sprache mit Hilfe von Gesten *erklärt* werden und daß diese Gesten nicht fundierend primär sind. Man vermeidet diesen Widerspruch, wenn man annimmt, daß Wittgenstein, wenn er davon spricht, daß man Worte durch Erklärungen »vermittels« von Gesten lernt (TS 213, p. 173), terminologisch ungenau ist, und meint, man bringe Kindern die Sprache mit Hilfe bereits verstandener Gesten bei. Diese Lesart ist damit vereinbar, daß es im allgemeinen nicht möglich ist, Sätze der deutschen Sprache durch Gesten zu ersetzen. Man kann also die Sprache nicht durch Erklärungen im logischen Sinne aus den Gesten entwickeln, sondern die Gesten bilden nur

eine Möglichkeit, den Lernenden so zu beeinflussen, daß er die Bedeutung der Wörter lernt. Für diese Deutung der Textstelle spricht auch die Tatsache, daß Wittgenstein im Anschluß an die Behauptung, daß Kinder die Wortsprache mit Hilfe der Gebärden lernen, auf derselben Seite den Gedanken des Abrichtens vorstellt.

Man kann Menschen also nur deswegen eine Sprache erklären, weil man dafür auf Gesten zurückgreifen kann. Man muß bei dieser Formulierung allerdings eine Mehrdeutigkeit im Begriff der Erklärung beachten. Man kann die Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken nicht durch Gesten erklären, wenn man darunter versteht, daß man die Wörter und Sätze in Gesten übersetzen kann. Die Gesten bilden zwar selbst, wie Wittgenstein sagt, eine Sprache, die man mißverstehen kann, allerdings wird aus dieser Sprache nicht die Wortsprache in einem logischen Sinne aufgebaut, sondern man gebraucht die Gesten, um die Wortsprache zu lehren. Es wird nicht völlig deutlich, ob Wittgenstein meint, daß der Gebrauch von Gesten angeboren ist oder nicht. Die plausibelste Deutung ist, daß er die Bedeutung bestimmter einfacher Gesten als in der Natur des Menschen liegend ansieht. Andere Gesten werden mit Hilfe dieser einfachen Gesten gelernt. Wenn man einfache Gesten in einer komplexeren Sprache verwendet, gelten für sie die Regeln der Sprache, wenn sie als Teile von Sätzen oder holophrastisch anstelle eines Satzes gebraucht werden. Wenn man sie allein gebraucht, haben sie ihre ursprüngliche oder eine durch bestimmte Regeln modifizierte Bedeutung. Die erlernten Gesten unterscheiden sich von Kultur zu Kultur. Bestimmte Gesten haben also psychologisch und didaktisch primäre Bedeutung, sie haben allerdings keine primäre Bedeutung im kontrafaktischen und fundierenden Sinn. Das wäre aber für eine reduktive Bedeutungserklärung nötig.

## 4.8 Was von der Gegenstandstheorie bleibt

Es sind nicht alle Wörter Namen, die man dadurch lernt, daß man auf die Gegenstände zeigt. Das Zeigen auf Gegenstände spielt allerdings beim Lernen der Sprache eine wichtige Rolle. Die Kenntnis der Bedeutung von Wörtern besteht nicht ausschließlich in der Kenntnis der Gegenstände, auf die sie sich beziehen. Die Kenntnis der Bedeutung von Wörtern ist Teil einer umfassenden Kompetenz, sich mit Sätzen zu verständigen, und das Zeigen auf Gegenstände vermittelt nur dann die Kenntnis der Bedeutung von Wörtern, wenn es Teil des Erwerbs dieser umfassenden Kompetenz ist (zu 1).<sup>43</sup> Wenn Menschen im Rahmen dieses Spracherwerbs zu Beginn lernen, ein Wort wie »Hund« holophrastisch zu gebrauchen, so lernen sie damit kein Wort, das die Bedeutung des Wortes »Hund« der deutschen Sprache hat, sondern einen Ein-Wort-Satz mit einer einfacheren Bedeutung, dessen Verständnis auf einer bestimmten Kommunikationsfähigkeit aufbaut (zu 2.2.1). Der Gedanke des Gegenstandsbezugs ist nicht primär gegenüber dem der sonstigen sprachlichen Bedeutung, weil die Verbin-

---

<sup>43</sup>Die Ziffern beziehen sich auf die Numerierung der zentralen Annahmen der Gegenstandstheorie der Bedeutung in Abschnitt 4.2.

dung zwischen einem Wort und dem Gegenstand, den es bezeichnet, nur im Rahmen einer Sprache möglich ist, die bestimmte Kategorien bereitstellt (zu 2). Die Wort-Gegenstandsbeziehung ist nicht autark (zu 2.2.2). Der Meinung, die Explikation der Wort-Gegenstand-Beziehung mache einen wesentlichen Aspekt dessen, was sprachliche Bedeutung ist, verständlich, liegt eine falsche Ansicht darüber zugrunde, wie die Verbindung des Wortes »Tisch« mit dem Tisch zu verstehen ist (zu 2.4). Der Hinweis, daß Wörter Gegenstände vertreten, ist so eine triviale Reformulierung der Tatsache, daß manche Wörter sich auf Gegenstände beziehen. Die isolierte Analyse dieser Stellvertreterbeziehung erklärt nichts (zu 2.5). Der Weltbezug von Sprache wird nicht durch Namen gesichert. Man muß ihn nicht sichern, weil sprachliche Äußerungen eine bestimmte Rolle dabei spielen, wie Menschen in ihren Handlungen mit Gegenständen umgehen. Es stellt sich so nie das Problem, wie rein syntaktische Zeichen eine Semantik bekommen (zu 2.1. und 2.3). Hinweisende Erklärungen sind nicht prinzipiell verschieden von verbalen Erklärungen. Sie erklären immer Zeichen mit anderen Zeichen. Der Gegenstand kommt in der hinweisenden Erklärung als Teil eines Zeichens vor. Reduktive Erklärungen, die die Bedeutung von Zeichen aus nicht-bedeutungsvollen Gegenständen aufbauen, gibt es nicht (zu 2.6). Auf der Ebene der logischen Erklärungen der Bedeutung gibt es nie eine letzte Erklärung, weil die Erklärung immer aus Zeichen besteht, und diese können mißverstanden werden. Eine Erklärung kann im didaktischen Sinne die letzte sein, weil sie faktisch nicht mißverstanden wird. Hierzu sind hinweisende Erklärungen oft geeignet, weil Menschen dazu neigen, Gegenstände auf eine bestimmte Weise zu individuieren und so eine hinweisende Erklärung oft richtig verstehen, ohne daß der Platz des Wortes in der Sprache explizit angegeben wird. Wie ich später ausführen werde, besteht das Verstehen sprachlicher Äußerungen nicht darin, daß man die Worte durch Erklärungen deutet, sondern darin, die Worte in Sätzen und diese in Äußerungen gebrauchen zu können. Dies wurde in der Diskussion des Spiels »Zusammen ein Haus bauen« bereits angedeutet. Man braucht also, weder um Worte zu erklären noch um sie zu verstehen, im logischen Sinne letzte Erklärungen (zu 2.2). Auf den kleinsten Nenner gebracht kann man sagen: Die Gegenstandstheorie der Bedeutung entsteht, indem man die Beobachtung, daß manche Wörter sich auf Gegenstände beziehen und wir Wörter oft durch Hinweis auf Gegenstände lernen, mißverstehet und dann in unzulässiger Weise davon verallgemeinert. Dabei spielt die Annahme, man bräuchte so etwas wie letzte Erklärungen der Bedeutung eine wichtige Rolle. Die so vermutete Notwendigkeit entsteht durch eine Mehrdeutigkeit im Begriff der Erklärung, und verschwindet, sobald man erkennt, daß die Kenntnis der Bedeutung von Wörtern Teil einer Sprachkompetenz ist, auf der Erklärungen aufbauen, und nicht umgekehrt. Aus eben dieser Quelle speist sich auch die verfehltete Meinung, es müsse im kontrafaktischen und fundierenden Sinne primäre Zeichen geben.



# Kapitel 5

## Die intentionalistische Theorie

### 5.1 Die Bilder

#### 5.1.1 Einführende Überlegungen

Im Zentrum der intentionalistischen Theorie steht der Gedanke, daß die Bedeutung sprachlicher Zeichen vom Geist verliehen ist. Erklärt wird so die Tatsache, daß sprachliche Zeichen, um es so zu sagen, leistungsfähiger sind, als sie es als lediglich inerte, materielle Gegenstände betrachtet, sein können. Die Erklärung stützt sich auf die Erkenntnis, daß der Geist eine sehr potente Entität ist, und baut dabei auf Tatsachen auf, die jeder Mensch kennt, weil er selbst ein Wesen mit Gedanken und Vorstellungen ist. Alle drei Beobachtungen kann man leicht zu dem Bild verbinden, daß die Bedeutung der Wörter und Sätze der Sprache ihren Ursprung im Geiste hat.

Anders als es diese sehr stark vereinfachte Skizze nahelegt, ist das intentionalistische Bild ungeheuer facettenreich, baut auf einer Unzahl von Beobachtungen und Annahmen auf, die Wittgenstein oft sehr detailfreudig nachzeichnet. Entsprechend zahlreich, fast möchte man sagen, zahllos, sind die Textstellen, an denen er Aspekte des intentionalistischen Bildes darstellt. Was sie jeweils sagen, ist meist ohne näheren Bezug auf den Kontext verständlich. Das liegt zum einen an Wittgensteins einfacher Sprache, zum anderen hängt es damit zusammen, daß die Grundgedanken dieses Bildes, meist in der einen oder anderen Weise mit der Gegenstandstheorie verbunden, eine Art intuitiver Semantik bilden. Sie sind auf diese Weise jedem vertraut. Aus diesem Grund verzichte ich darauf, die entsprechenden Textstellen alle im Kontext zu deuten und die unterschiedlichen Facetten, die das intentionalistische Bild hat, auf diese Art zu entwickeln. Das würde zudem zu einer ausufernden Darstellung führen und zu Lasten der Systematik gehen, so daß ich hier einen anderen Weg einschlagen möchte als bei der Darstellung von Wittgensteins Diskussion der Gegenstandstheorie der Bedeutung. Ich möchte zunächst in einer Art Potpourri Ausschnitte aus Textstel-

len und ganze Bemerkungen vorstellen, daraus das Wesentliche herausziehen und es in mehreren Schritten so aufbereiten, daß eine Struktur sichtbar wird, die es erlaubt, Wittgensteins Argumente auf einige entscheidende Schwachstellen zu fokussieren.

## 5.1.2 Die Bilder im einzelnen

Ich möchte in diesem Abschnitt die Bilder vorstellen, die Wittgenstein präsentiert, um die mentalistische Position zu kennzeichnen. Wie die Gegenstandstheorie der Bedeutung zieht auch die intentionalistische Position ihre Überzeugungskraft aus der Stärke der Bilder und unserer Vertrautheit mit ihnen. Eine zentrale Rolle spielt die auf den ersten Blick überzeugende Feststellung, daß ein Satz seine Bedeutung nur hat, weil sie vom Geist verliehen ist:

Der Satz, oder sein Sinn, ist . . . das pneumatische Wesen, was sein Eigenleben hat und nun Abenteuer besteht, von denen wir nichts zu wissen brauchen. Wir hätten ihm quasi Geist von unserm Geist eingehaucht – seinen Sinn – aber nun hat er sein Eigenleben – wie unser Kind – und wir können ihn (nur) erforschen oder mehr oder weniger verstehen. (TS 213, p. 268)

Dabei kommt die Bedeutung aus der geistigen Quelle nur in verunreinigter Form im Satz zum Ausdruck. Ein äußeres, also nicht-geistiges Zeichen ist so in mehrfacher Hinsicht unzulänglich. Es erscheint »roh« (TS 213, p. 285), das bedeutet, letztlich der darzustellenden Sache unangemessen, Worte wirken wie »eine *rohe* Methode des Ausdrucks« (TS 213, p. 107) wie ein »ungeschickter Behelf« (TS 213, p. 107), den man nur nimmt, weil eine »explizitere Ausdrucksweise« (TS 213, p. 109, a) fehlt. Sie sind als Ausdruck des Gedankens »eine Verunreinigung des Sinnes« (TS 213, p. 225): »Man möchte sagen, nur der *Gedanke* kann es *ganz sagen*, das Zeichen nicht.« (TS 213, p. 90, h) Auch ein non-verbales Zeichen wie einen Pfeil versteht man nur, weil etwas hinter ihm steht: »Wenn ich, wie oben, sage ›Ich meine diesen Pfeil so, dass . . . ‹, so macht es den Eindruck, als hätte ich jetzt erst das Eigentliche beschrieben, die Meinung: als wäre der Pfeil gleichsam nur das Musikinstrument, die Meinung aber die Musik, oder besser, der Pfeil, das Zeichen – das heisst in diesem Falle – die Ursache des inneren, seelischen, Vorgangs, und die Worte der Erklärung erst die Beschreibung dieses Vorgangs.« (TS 213, p. 13) Was hinter den Worten steht, gibt ihnen erst die Bedeutung, und darauf kommt es an: »Die Meinung, die Intention wäre quasi seine Seele, die ich am liebsten direkt zeigen möchte, aber auf die ich leider nur indirekt durch ihren Körper hinweisen kann.« (TS 213, p. 13) So entsteht der Eindruck, daß die sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten es dem Sprecher nur in eingeschränktem Maße ermöglichen, das zu sagen, was er meint, daß »... er gleichsam nur immer aus der Ferne darauf deuten, auch sich ihm nähern, es aber nie mit der Hand berühren/ergreifen/kann. Und das Letzte immer ungesagt bleiben muss.« (TS 213, p. 12)

So wie der, der den Pfeil hinschreibt, etwas mit ihm meinen muß, so versteht ihn ein anderer nur, wenn er etwas hinzufügt: »die Deutung nämlich.« (TS 213, p. 18)



Dies zu tun ist ein geistiger Vorgang. Man verläßt damit den Bereich dessen, was die äußeren Zeichen noch leisten können: »Wie wenn wir sagen: diese Bewegung kann nicht durch Eingriff von Zahnrädern allein erklärt werden.« (TS 213, p. 283) Ein geistiger Mechanismus überträgt also einen sprachlichen Ausdruck in einen Gedanken. Von diesem weiß man zwar in einer Hinsicht sehr wenig: »Man pflegt sich ihn als etwas Aetherisches, noch Unerforschtes, zu denken; als handle es sich um Etwas, dessen Aussenseite bloss wir kennen, dessen Wesen aber noch unerforscht ist, etwa wie das unseres Gehirns.« (TS 213, p. 226) Dennoch ist offensichtlich, daß Gedanken leistungsfähiger sind als äußere Zeichen:

Wenn man sagt, der Gedanke sei eine seelische Tätigkeit . . . , so denkt man an den Geist als an ein trübes, gasförmiges Wesen, in dem manches geschehen kann, das ausserhalb dieser Sphäre nicht geschehen kann. Und von dem man manches erwarten kann/muss, das sonst nicht möglich ist.

Es handelt . . . gleichsam die Lehre vom Gedanken als vom organischen Teil, im Gegensatz zum anorganischen des Zeichens. . . .

Und jener organische Teil kann Dinge leisten, die der anorganische nicht könnte.

Als geschähe *hinter* dem Ausdruck noch etwas Wesentliches, was sich nicht ausdrücken lässt . . . , auf das . . . sich etwa nur hinweisen lässt – was in dieser Wolke (dem Geist) geschieht und den Gedanken erst zum Gedanken macht. Wir denken hier an einen Vorgang analog dem Vorgang der Verdauung und die Idee ist, dass im Innern des Körpers andere chemische Veränderungen vor sich gehen, als wir sie aussen produzieren können, dass der organische Teil der Verdauung einen anderen Chemismus hat, als, was wir aussen mit den Nahrungsmitteln vornehmen könnten. (TS 213, p. 286)

Im Geiste finden also Vorgänge statt, die nur in diesem Medium funktionieren können. Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, daß man mit den äußeren Zeichen allein nicht auskommt, wenn man deren Eigenschaften erklären will. So etwas wie intrinsische Intentionalität<sup>1</sup>, also nicht verliehene Intentionalität, ist nur im Geiste möglich, in einem anderen Medium beziehen sich Gegenstände nur dann auf andere Gegenstände, wenn der Geist dabei mithilft. Das Medium des Geistes ist insofern trüb, als man nicht alles durchschauen kann, was dort passiert. Offensichtlich ist aber das Endprodukt dieser Vorgänge: Man nimmt Zeichen auf und wandelt sie in Gedanken um, die man dann direkt verstehen kann, so wie die verschiedenen Organe der Verdauung die Nahrung in Bestandteile zerlegen, die dann ins Blut diffundieren können. Im Unterschied zu diesen Vorgängen hat man es beim Verstehen und Denken nicht mit materiellen Prozessen zu tun, denn diese sind ja, wie bereits festgestellt, nicht in der Lage, so etwas zu leisten. Der Geist ist von der Materie verschieden, weswegen ihn Wittgenstein als »ätherisch« (TS 213, p. 226) oder wie ihm obigen Zitat als »gasförmig« (TS 213, p. 286) charakterisiert.

---

<sup>1</sup>Wie aktuell dieser Gedanke ist zeigt sich an der heute unter anderem von Searle (vgl. Searle 1980) vertretenen Meinung, daß die Intentionalität des Geistes eine Hardware-Eigenschaft ist. Diese Meinung ist, so könnte man sagen, eine moderne, nämlich eine materialistische Version der Lehre von der besonderen Leistungsfähigkeit des Geistes.

Die Frage, woher man von diesen geistigen Leistungen weiß, wenn die Gedanken unerforscht sind und der Geist so trübe ist, ist leicht zu beantworten. Man erlebt die Bedeutungen, wenn man Sätze einer Sprache hört, die man versteht. Ebenso kann man auch die Fälle, in denen man etwas mit Worten meint, klar von denen unterscheiden, in den das nicht der Fall ist:

»Ich sage das nicht nur, ich meine auch etwas damit«. – Wenn man sich überlegt, was dabei in uns vorgeht, wenn wir Worte *meinen* (und nicht nur sagen), so ist es uns, als wäre dann etwas mit diesen Worten gekuppelt, während sie sonst leer liefen. – Als ob sie gleichsam in uns eingriffen. (TS 213, p. 7)

Man spürt also, wie man etwas mit den Worten meint. Es ist, als ob man den Geist direkt bei der Arbeit wahrnimmt. Es gilt nämlich: »Die Zeichen, will ich sagen, haben ihre Bedeutung ... durch etwas was sie begleitet ...«. Und das muß man genauer betrachten, um so die Frage zu beantworten: »Wie begleitet das Verstehen des Satzes das Aussprechen oder Hören des Satzes?« (TS 213, p. 147, Überschrift) Unabhängig davon, ob man im *Detail* introspektive Kenntnis davon hat, wie das Meinen und Verstehen funktioniert, merkt man, wie man etwas meint und versteht, ob man etwa eine Äußerung im Ernst oder im Spaß meint (TS 213, Einlegeblatt 1), oder kann nicht umhin zu bemerken, auf welch verschiedene Arten die Wörter der Sprache auf den wirken, der sie versteht:

Jeder, der einen Satz einer ihm geläufigen Sprache liest, nimmt die Worte der verschiedenen Wortarten in anderer Weise auf ... (TS 213, p. 41, h, v)

Auskünfte darüber, wie man einen Satz gemeint hat, kann man auch nur deswegen geben, weil man das, was man sagen wollte, bereits vorher im Geiste präsent hat. Wenn jemand einen Satz äußert wie »Ich wollte eigentlich sagen«, so gibt er eine »Beschreibung des damaligen Geisteszustandes.« (TS 213, p. 255) Denn, was er sagen wollte, »ist ... irgendwo in seinem Geist ausgedrückt gewesen.« (TS 213, p. 255) Trüb und unerforscht sind die geistigen Vorgänge trotz all dem, was man beobachten kann, weil man ihre Details nicht kennt, wie man bei einem vorüberfahrenden Zug nur Umrisse sieht, weil seine Geschwindigkeit zu hoch ist: »ja, aber es fließt alles so rasch vorüber und ich möchte es gleichsam breiter auseinander gelegt sehen.« (TS 213, p. 212)

Der bis jetzt geschilderten Sicht entsprechend haben die sprachlichen Zeichen nur einen sehr ungeordneten Status. Sie haben mit den Gedanken nicht mehr zu tun als das »kalte Bad« (TS 213, p. 222) mit dem »Schnupfen« (TS 213, p. 222), den dieses hervorruft. Nach der intentionalistischen Theorie sind Zeichen nicht einmal wie Marionetten, die ihre Bewegungen einem unsichtbaren Spieler verdanken. Gibt es bei diesen Puppen noch eine projektive Beziehung zwischen den Bewegungen, die die Hand macht, die sie hält, und denen der Puppe, sind beide also »projektiv verbunden« (TS 213, p. 147), so ist das bei der Verbindung von Zeichen und Gedanken nicht der Fall. Der Gedanke »begleitet« zwar den Satz oder geht seinem Ausdruck voran (TS 213, p. 155, a), aber zwischen beiden gibt es nur eine kausale Verbindung, die oben-

drein noch unzulänglich ist. Die Information, die draußen ankommt, ist in der Regel verrauscht. Man sieht nur »Andeutungen« (TS 213, p. 223, a) davon in der Sprache. Sie dient letztlich nur dazu, daß der Sprecher dem Hörer eine ungefähre Vorstellung davon vermitteln kann, wie ihm im Geiste zumute ist:

Uebrigens, wozu dann das Zeichen überhaupt? – Nur um sich Andern verständlich zu machen. Aber wie ist das möglich? – Hier wird das Zeichen als eine Medizin betrachtet/angesehen, die im Andern die gleichen Schmerzen (h: Zustände) hervorrufen soll, wie ich sie habe. (TS 213, p. 2)

An anderer Stelle bezeichnet Wittgenstein den Gedanken als »eine Art von Schwingung, der durch den Ausdruck wie durch eine Droge hervorgerufen wird« (TS 213, p. 221, h, v). Entscheidend ist bei dieser Charakterisierung, daß sich der Gedanke vom sprachlichen Ausdruck seinem Wesen nach unterscheidet, daß er »gänzlich von ihm verschieden« (TS 213, p. 223) ist.

### 5.1.3 Eine Skizze der intentionalistischen Theorie

Diese Bilder haben bei all ihrer Verschiedenheit bestimmte Gemeinsamkeiten: Wörter und Sätze sind nur ein prinzipiell unzulängliches Mittel der Kommunikation von Gedanken und verdanken ihre Bedeutung ausschließlich dem Geist. Diese Beobachtungen lassen sich so zu *einem* Bild davon, wie sprachliche Bedeutung zu erklären ist, verbinden: Meinen und Verstehen haben korrelative Funktion. Das Meinen bringt die Bedeutung in den Satz hinein. Das Verstehen holt sie wieder heraus. Oder etwas konkreter formuliert: Das Meinen überträgt die ursprünglich im Geiste vorhandene Bedeutung auf den Satz.<sup>2</sup> Dieser ist der Ausdruck des Gedankens. Satz und Gedanke müssen die Bedeutung gemeinsam haben. Diese ist sprachunabhängig. Beim Verstehen geht es darum, die Bedeutung des Satzes zu erfassen. Die Bedeutung ist etwas, das hinter dem Satz steht. Das Verstehen ist sprachunabhängig, weil die Bedeutung nichts Sprachliches ist.<sup>3</sup> Dem Verstehen und dem Meinen ist gemeinsam, daß sie im Geiste ablaufen. Sie sind ihrer Natur nach geistig und bedingen einander. Nur weil die Bedeutung auf der einen Seite in den Satz hineinkommt, kann man sie beim Verstehen wieder aus dem Satz herausholen. Von beiden Vorgängen hat man introspektiv Kenntnis. Man erlebt sie, spürt, wie die Zeichen wirken.

---

<sup>2</sup>Hacker spricht in diesem Zusammenhang vom »Vehikel-Modell« der Sprache (KH3, p. 331) und weist darauf hin, daß unterschiedliche Bilder die Auffassung nahelegen, verständiges Sprechen bestehe darin, Gedanken zu übersetzen bzw. zu codieren. (KH3, p. 327)

<sup>3</sup>In diesem Sinne vertreten etwa Husserl und De Saussure die Annahme verständiges Sprechen sei ein Übersetzen der Gedanken in Worte: »Soient donc deux personnes, A et B, que s'entretiennent. Le point de départ du circuit est dans le cerveau de l'une, par exemple A, où les faits de conscience, que nous appellerons concepts, se trouvent associés aux représentations des signes linguistiques ...« (de Saussure 1985, p. 17) »... redend vollziehen wir fortlaufend ein inneres, sich mit Worten verschmelzendes, sie gleichsam beseelendes Meinen. Der Erfolg dieser Beseelung ist, daß die Worte und die ganzen Reden in sich eine Meinung gleichsam *verleiblichen* und verleiblicht in sich als Sinn tragen.« (Husserl, Edmund 1929, p. 20) Vgl. auch Husserl 1980, Band 2, 1. Teil, I. §9, p. 37.

## 5.1.4 Die vier Grundgedanken des intentionalistischen Bildes

Die intentionalistische Theorie fußt also auf vier Pfeilern, die ich erst nennen und dann detaillierter beschreiben will:

- (1) Die Zeichen sind insuffizient und allein nicht ausreichend. Sie sind offensichtlich keine Bedeutungsträger in eigener Sache, sondern haben nur Bedeutung, weil sie ihnen vom Geist verliehen wird. Zum andern drücken sie die Bedeutung, die aus dem Geist stammt, nur mangelhaft aus.
- (2) Jeder ist mit Beobachtungen vertraut, die die Annahme stützen, daß Gedanken, Vorstellungen und Bilder im Geiste eine Art der Bedeutung haben, die primär gegenüber der abgeleiteten Bedeutung der äußeren Zeichen ist.
- (3) Man kann insbesondere spüren, ob und wie man einen Satz versteht. Einen Satz zu hören, den man versteht, unterscheidet sich deutlich davon, ihn nur zu hören. Man weiß, daß man ihn versteht, weil man das Verstehen erlebt.

Und so scheint folgende Erklärung naheliegend:

- (4) Der menschliche Geist ist zu Leistungen in der Lage, die rein materielle Dinge nicht erbringen können. Bloße Materie kann nicht denken, hat kein Bewußtsein, folglich keine Bedeutungserlebnisse und also keine Intentionalität. Die unter (2) und (3) aufgeführten Beobachtungen machen deutlich, daß die Quelle für Intentionalität im Geiste liegt.

Im folgenden möchte ich die Annahmen (1) bis (3) etwas näher erläutern.

Zu (1): Betrachtet man einen sprachlichen Ausdruck für sich allein, so wirkt er »unbeholfen« und »stumm« (TS 213, p. 90). Was Wittgenstein mit diesen beiden Worten ausdrückt, ist die Tatsache, daß Zeichen Eigenschaften haben, die sie offensichtlich nicht ihrer materiellen Form verdanken können. Sie wirken wie viele andere, unbelebte und unbewegte Gegenstände inert, nur auf sich selbst bezogen und inhaltsleer. Die schwarzen Striche eines Wortes haben als materielle Gegenstände keine anderen Eigenschaften als etwa die dunklen Linien, die Witterung, Wind und Wasser in eine Felswand eingegraben haben. Die Bedeutung kann offensichtlich nicht so in ihnen stecken wie die Struktur des spezifischen Kristallgitters etwa in einem Salzkristall. Bedeutung scheint keine strukturelle oder primäre Eigenschaft der Zeichen zu sein. Sie haben als Zeichen Eigenschaften, die aus ihrer physikalischen Struktur heraus unerklärlich scheinen:

(a) Sie haben sprachliche Bedeutung. Das unterscheidet sie von Tischen, Stühlen und ähnlichen Gegenständen. Wir können zwar vielleicht zunächst keine Auskunft geben, worin die Bedeutung sprachlicher Zeichen besteht, wir können allerdings im Einzelfall Gegenstände mit von solchen ohne sprachliche Bedeutung unterscheiden.

(b) Viele dieser sprachlichen Ausdrücke beziehen sich auf Gegenstände in der Welt. Sie haben, technisch gesprochen, Referenz.

(c) Mit sprachlichen Ausdrücken können wir andere Menschen zu einem bestimmten Verhalten veranlassen. So führt zum Beispiel die Äußerung der Worte »Könnten Sie mir bitte die Uhrzeit sagen« in der Regel dazu, daß der Angesprochene die ge-

wünschte Auskunft gibt. Die Tafel »Heute Ruhetag« vor einem Cafe wird Ankommende schnell zur Umkehr bewegen.

(d) Wenn wir Worte einer Sprache, die wir beherrschen, lesen oder hören, so führen diese im allgemeinen zu bestimmten Erlebnissen in uns. Das ist nicht der Fall, wenn wir die entsprechende Sprache nicht verstehen. Je nach der Bedeutung der Wörter, kann das Erlebnis anders sein. So kann eine bestimmte Landschaftsbeschreibung beim Leser eine Empfindung der Vertrautheit, Gedanken an Eichendorff und Bilder aus der Kindheit hervorrufen kann. Manche Wörter scheinen schon für sich reizvoll zu sein, andere wie etwa der Ausdruck »Formularerfassungsmaßnahmenkatalog« werden bei den meisten Lesern einen gewissen Widerwillen wecken. Bloße Strichfolgen bringen bei Menschen keine solchen Reaktionen hervor.

(e) Menschen können mit sprachlichen Zeichen ausdrücken, was sie meinen, glauben, wünschen, fürchten, hoffen etc. ... Die Sprache ist offensichtlich dafür geeignet, als Vehikel für unsere Ideen und Vorstellungen zu dienen. Sie kann ihren Inhalt wiedergeben.

Diese Eigenschaften von Zeichen wirken erstaunlich angesichts der Tatsache, daß die Zeichenformen materielle Gegenstände sind und andere Objekte dieser Art solche Eigenschaften nicht haben. Man möchte eine Erklärung dafür haben, wieso Ausdrücke einer Sprache können, was sie leisten.

Zu (2): *Eine* Erklärung ist hier schnell zur Hand. Sie baut auf der Annahme auf, daß es eigentlich nicht die Zeichen sind, auf die es ankommt. Wer auf die schwarzen Striche auf dem Papier schaut, um die oben beschriebenen Leistungen zu verstehen, der sucht an der falschen Stelle nach einer Erklärung. Wer das tut, ist in derselben mißlichen Lage wie ein Mensch, der in Unkenntnis der Funktionsweise der Puppen einem Marionettenspiel zuschaut, zu weit entfernt sitzt, um die Züge erkennen zu können, an denen sie hängen, und so Vermutungen darüber anstellt, welchen Bewegungsmechanismus die Puppen in sich hätten. Auf diese Art sucht man an der falschen Stelle nach dem Ursprung der Bewegungen der Puppen.

Mit sprachlichen Ausdrücken verhält es sich ebenso. Es ist nicht sinnvoll, die Aufmerksamkeit auf sie zu richten, um zu verstehen, wie sie ihre Leistungen zustande bringen. Man muß das hinter ihnen stehende Agens suchen und bei ihm ansetzen. Aus Sicht der intentionalistischen Theorie von Bedeutung ist das der menschliche Geist. Er verleiht sprachlichen Ausdrücken Bedeutung, und nur er ist in der Lage, sie aus Zeichen herauszulesen. Wir müssen die Worte erst in uns aufnehmen, sonst könnten sie alle die oben beschriebenen Wirkungen nicht haben. Entsprechend haben äußere Zeichen ihre Bedeutung nur in unseren Augen. Ein Zeichen ist nicht so, wie ein Stuhl ein Stuhl ist, ein Zeichen. Es hat Bedeutung nur für Wesen, die in der Lage sind, die durch das Meinen in das Zeichen gelegte Bedeutung durch das Verstehen wieder aus dem Zeichen herauszulesen. Demgegenüber ist es offensichtlich, daß Zeichen im Geiste ihre Bedeutung in sich selbst haben. In wie vielfältiger Weise Gedanken und Vorstellungen, um so es auszudrücken, leistungsfähiger als Zeichen sind, das ist eine jedem Sprecher bekannte Tatsache, die sich in folgenden Beobachtungen zeigt:

- Einen Satz kann man verstehen oder nicht. Das ist bei Gedanken anders. Wenn man einen Gedanken hat, dann versteht man ihn.
- Man kann seine eigenen Gedanken nicht mißverstehen und braucht nicht erst Zeit, bis man erfaßt hat, wovon sie handeln.
- Bei Vorstellungen weiß man immer, worauf sie sich beziehen.
- Man muß Gedanken nicht in Worte fassen oder sonst irgendwie ausdrücken. Sie haben ihren Inhalt unabhängig davon, ob man sie ausdrückt oder nicht.
- Der Ausdruck von Gedanken ist oft nur unzulänglich, weil die Sprache manchmal nicht geeignet ist, Gedanken angemessen wiederzugeben.
- Zeichen können bedeutungslos sein, Gedanken nicht.
- Den Inhalt von Gedanken kennt man, weil sie unmittelbar im Bewußtsein sind. Sie sind ebenso introspektiv durchsichtig wie Farbindrücke oder eine Melodie.

Zu (3): Jedem Sprecher einer Sprache ist der folgende Unterschied bekannt:

Einen Satz zu verstehen ist etwas anderes, als ihn lediglich zu hören. Mit einem Satz etwas zu meinen ist etwas anderes, als nur Laute auszustoßen.

Wie das folgende Beispiel zeigt, kann man Ereignisse dieser Art deutlich voneinander unterscheiden:

Ich höre als Sprecher der deutschen Sprache den Satz: »Es ist jetzt zehn Uhr«. Ein anderer, der kein Deutsch versteht, hört ebenfalls diesen Satz.

Es ist offensichtlich, daß unter der Beschreibung »Eine Person hört den Satz: ›Es ist jetzt zehn Uhr‹« beide Male das gleiche Ereignis stattgefunden hat. Nur in einem Fall versteht der Hörer den Satz, im anderen nicht. Es muß also im einen Fall etwas dazukommen, das im anderen Fall fehlt, und so stellt sich die Frage: Was muß zum bloßen Hören dazukommen, damit es zum Verstehen wird? Die Antwort muß, so scheint es, folgende Form haben: Verstehen ist Hören + f.<sup>4</sup> Fragt man sich, was F ist, so bieten sich die geistigen Begleitereignisse an, die man im Geiste beobachtet, wenn man etwas versteht. Das Verstehen eines Satzes besteht in den geistigen Ereignissen, die das Hören eines Satzes begleiten. In entsprechender Weise besteht das Meinen eines Satzes darin ihn zu äußern und dabei die richtigen geistigen Begleitereignisse zu haben.

Offensichtlich gilt also:

- (4) Der menschliche Geist ist zu Leistungen in der Lage, die rein materielle Dinge nicht erbringen können. Bloße Materie kann nicht denken, hat kein Bewußtsein, folglich keine Bedeutungserlebnisse und also keine Intentionalität.

## **5.2 Die intentionalistische Theorie – 10 Thesen**

Ehe ich Wittgensteins Argumente in eine Struktur zur Widerlegung der intentionalistischen Theorie bringe, möchte ich zehn Thesen formulieren, die die Kerngedanken zusammenfassen. Auf diese werde ich dann zum Schluß dieses Kapitels zurückkom-

---

<sup>4</sup>Ebenso weist auch Hacker darauf hin, daß Wittgenstein die naheliegende Position widerlegt, verständiges Sprechen bestehe aus Sprechen plus bestimmten Zusatzergebnissen. (KH4, p. 36)

men, wenn es darum geht zu schauen, was von den verschiedenen Bildern, die diese Konzeption stützen, bleibt:

- (1) Der menschliche Geist ist die Quelle der Bedeutung:  
Dort gibt es Ideen oder Hyper-Zeichen. Ihre Bedeutung ist nicht von etwas anderem verliehen, sondern intrinsisch. Man kann sie nicht mißverstehen, ihre Bedeutung ist transparent. Der Inhalt von Gedanken ist dem, der sie hat so deutlich präsent wie ein Farbeindruck. Man kann sie nicht haben, ohne sie zu verstehen.<sup>5</sup>
- (2) Die Verbindung zwischen einem Gedanken und dem Satz, der seinen Inhalt ausdrückt, ist kausal. Das ist eine andere Formulierung für folgende Tatsache: Wenn hinter den Worten keine Gedanken ständen, hätte die Äußerung der Worte keine Bedeutung.
- (3) Die Verbindung ist ihrem Wesen nach unzulänglich. Die Übertragung von den Gedanken in Sätze der Sprache ist kausal, aber nicht strukturerhaltend. Man drückt mit der Sprache aus, was man meint, soweit es in der Sprache möglich ist.  
Denn es gilt:
  - (4) Gedanken sind nicht sprachlich strukturiert. Für die Identität von Gedanken und dem, was man meint, ist die Sprache also nicht wesentlich.
  - (5) Gedanken sind ihrem Wesen nach Teile einer geistigen Mechanik.
  - (6) Man braucht die Sprache nur, um Gedanken anderen mitzuteilen.
  - (7) Welche Zeichen man welchen Gedanken zuordnet, ist willkürlich, es ist nur eine Frage von Gewohnheit und Konvention.
  - (8) Die Transformation der Gedanken in Sätze geschieht durch das Meinen, die in umgekehrter Richtung durch das Verstehen. Das Meinen hat als Input Ideen, also Teile des geistigen Fluidums, und als Output Sätze. Das Verstehen überträgt Sätze ins Geistige, in Ideen. Beides sind geistige Prozesse.
  - (9) Von diesen Vorgängen weiß man, weil man sie erlebt und wahrnimmt. Aus diesem Grund kann ein Sprecher berechtigt darüber Auskunft geben, was er mit einem Satz meint. Er hat eine Autorität der ersten Person. Das äußert sich auch darin, daß man im geistigen Fluidum sozusagen nachschaut, wenn man sich darüber unklar ist, wie man einen Satz gemeint hat. Die Bedeutungszuordnung muß immer bewußt vor sich gehen, weil man sonst nicht wüßte, welchen Sätzen man welche Bedeutung zuordnet.
- (10) Obwohl man diese Vorgänge erlebt, ist die eigene Kenntnis davon unzureichend. Sie zu sehen hat etwas davon, bei einer schnell ablaufenden chemischen Reak-

---

<sup>5</sup>Die große Attraktivität, die der Gedanke, es gebe im Geiste intrinsisch bedeutungsvolle Zeichen, auch heute noch besitzt, zeigt die zum großen Teil positive Resonanz, die Searle mit seiner Annahme intrinsischer Intentionalität gefunden hat (vgl. Searle 1980). Die suggestive Kraft seines Aufsatzes »Minds, Brains, and Programs« basiert zum einen auf der eingenommenen Innenperspektive, zum anderen darauf, daß der Gedanke auf den ersten Blick eine starke Plausibilität zu besitzen scheint, es müsse eine Quelle der Bedeutung geben, die intrinsische Intentionalität im Sinne der Position hat, die Wittgenstein kritisiert. Im übrigen setzt auch Fodor (vgl. Fodor 1975) voraus, daß es im Geiste Zeichen gibt, die intrinsische Bedeutung haben.

tion zugegen zu sein. Man bekommt mit, daß verschiedene Stoffe zusammengesüttet werden, beobachtet, wie sie sich zu einem neuen Stoff verbinden, kann allerdings nicht alle Details erkennen und weiß nicht, welche Prinzipien diesen Reaktionen zugrunde liegen.

## 5.3 Die Widerlegung

### 5.3.1 Vorüberlegungen

Die intentionalistische Theorie gibt also eine begriffliche und eine kausale Antwort auf die Frage nach sprachlicher Bedeutung:

- (1) Was legt die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke fest?  
Sprachliche Ausdrücke bedeuten das, was Sprecher mit ihnen meinen.
- (2) Worin besteht die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke?  
Sie ist das, was Sprecher mit ihnen meinen. Die Bedeutung eines Satzes ist der Gedanke, den ein Sprecher mit ihm ausdrückt.<sup>6</sup>
- (3) Wie kommt es zustande, daß sprachliche Zeichen Bedeutung haben?  
Sie haben Bedeutung, weil Sprecher etwas mit ihnen meinen. Zwischen der Bedeutung im Geiste und den sprachlichen Zeichen besteht eine kausale Verbindung.

Es fällt auf, daß die begriffliche Bestimmung dessen, was Bedeutung ist, und die kausale Erklärung, wie diese Bedeutung zustande kommt, vom Prinzip her identisch sind.<sup>7</sup> Daran ist per se nichts zu bemängeln. Man kann ein Auto mit der Bezeichnung »dieser Wagen der Firma VW« herausgreifen, und damit gleichzeitig eine Behauptung darüber verbinden, wo der Wagen entstanden ist.

### 5.3.2 Strategie der Widerlegung

Die beste Möglichkeit, festzustellen, ob diese Bestimmungen überzeugend sind, besteht darin zu prüfen, ob die hier postulierten Vorgänge tatsächlich zu den Ergebnissen führen, die sie hervorbringen sollen, wenn das intentionalistische Bild zutrifft. Damit ist nicht nur der kausale Strang der intentionalistischen Theorie zu widerlegen. Wenn dieser falsch ist, dann läßt sich auch die begriffliche These nicht halten:

---

<sup>6</sup>Den Unterschied zwischen (1) und (2) möchte ich an einem Beispiel erläutern. Wenn in einem Werk, das Autos herstellt, montags nur grüne Autos gebaut werden und an anderen Wochentagen ausschließlich Wagen in anderen Farben, so ist die Farbe eines Autos aus dieser Fabrik durch den Wochentag festgelegt oder bestimmt, an dem es hergestellt wurde. Sie besteht aber nicht in dem Wochentag, sondern darin, wie die Oberfläche des jeweiligen Fahrzeugs das Licht reflektiert.

<sup>7</sup>Das gilt analog für das Verstehen und Meinen. Allerdings werde ich die Argumente um den Begriff der Bedeutung gruppieren und erst dann das Meinen in den Mittelpunkt stellen, wenn es darum geht darzustellen, was wir mit Formulierungen der Art »Ich meine ...« sagen wollen.



Wenn die kausale Behauptung des intentionalistischen Bildes falsch ist, dann ist es auch die begriffliche.

Denn es gilt:

Die Bedeutung eines Satzes kann nicht das sein, was Sprecher ihm mit dem Vorgang des Meinens verleihen, wenn es gar keinen solchen Vorgang gibt.

Und entsprechend:

Die Bedeutung eines Satzes kann nicht das sein, was Sprecher mit dem Vorgang des Verstehens in Hyper-Zeichen, also selbst-verständliche Zeichen mit intrinsischer Bedeutung, übersetzen, wenn es keinen solchen Vorgang gibt.

Die abstrakte Struktur, wie Bedeutung verliehen wird, sieht folgendermaßen aus:

*B* hat *S*, weil *A* *S* hat und dieses ihm überträgt.

Wenn man das widerlegen möchte, gibt es prinzipiell vier Möglichkeiten:

- (A) Man kann die Tauglichkeit der Quelle in Frage stellen,
- (B) die Möglichkeit der Übertragbarkeit bezweifeln,
- (C) die beobachteten Evidenzen, die für diese Quelle bzw. für die vermutete Art der Übertragung sprechen, in Zweifel ziehen
- (D) und zeigen, daß die vermeintlich von einer bestimmten Quelle übertragene Eigenschaft einen anderen Ursprung hat.

Auf den konkreten Fall angewandt bedeutet dies, die Argumente folgendermaßen zuzuordnen:

- (1) Im Geiste gibt es keine selbstverständlichen Zeichen mit intrinsischer Bedeutung.
- (2) Die Übertragung funktioniert nicht.
- (3) Die Beobachtungen stützen das intentionalistische Bild nicht. Vielmehr, so kann man zeigen, wurden die Tatsachen oft schon im oben beschriebenen Sinne falsch dargestellt. Man nimmt introspektiv insbesondere keinen bestimmten Prozess des Meinens oder Verstehens wahr, der die Eigenschaften hätte, die die intentionalistische Theorie verlangt.
- (4) Die Bedeutung von Zeichen der Sprache ist durch ihre Einbettung in eine Struktur von anderen Zeichen und Handlungen bestimmt. Es ist also nicht notwendig, innere Vorgänge zu postulieren, um zu erklären, warum die Wörter und Sätze einer Sprache Bedeutung haben. Wenn man herausbekommen möchte, was ein Wort einer Sprache bedeutet, greift man dafür ebensowenig auf geistige Vorgänge zurück, die dem Sprecher introspektiv zugänglich sind.

Dieser Struktur entsprechend werde ich zunächst Wittgensteins Argumente gegen die Annahme durchgehen, es gebe im Geiste selbstverständliche Zeichen mit intrinsischer Bedeutung, und dann zeigen, daß keine Übertragung der Bedeutung vom Geist in die Sprache stattfindet. Dabei werden zum Teil bereits Beobachtungen, auf die sich die intentionalistische Theorie stützt, umgedeutet. Im Anschluß daran stelle ich dar, daß die Formulierung »Ich meinte ...« das Unterschiedlichste bedeuten kann und keines der Phänomene, auf die man sich damit bezieht, im Sinne der intentionalistischen Theorie zu verstehen ist.

### 5.3.3 Ein gewichtiger Einwand

Der erste Einwand, der gegen dieses Unternehmen zu sprechen scheint, wirkt so gravierend, daß man ihn ausräumen muß, ehe man in die Details der Argumentation geht. Es erscheint, so der erste Eindruck, geradezu widersinnig, das intentionalistische Bild abzulehnen, wenn man damit in Abrede stellen will, daß wir meistens mit Wörtern und Sätzen, die wir äußern, etwas meinen.

Wie, so kann man sich mit Recht fragen, sieht es aus, wenn man dieses Bild ablehnt, das die intentionalistische Theorie zeichnet? Was, so kann man sich im nächsten Schritt fragen, bestreitet der, der die intentionalistische Theorie für falsch hält? Möchte er, so die Vermutung, leugnen, daß Sprecher gewöhnlich mit Sätzen etwas meinen? Ist er darauf aus, die Tatsache wegzudiskutieren, daß ein Muttersprachler die meisten Sätze, die in seiner Sprache formuliert sind, versteht? Das scheint keine attraktive Strategie zu sein.

Man könnte einem solchen Unternehmen entgegenhalten, daß es bestimmte Tatsachen übersieht. Unabhängig davon, auf welche Art man sprachliche Bedeutung konzipiert, kommt man an einem Gedanken nicht vorbei: Wenn die Sprache als Mittel der Verständigung funktioniert, dann muß es unter normalen Umständen klar sein, was ein Sprecher mit einer Äußerung meint. Daß die Sprache als Mittel der Verständigung funktioniert, also der Vordersatz dieses Konditionals, ist auch offensichtlich. In der Regel gibt es keinen Grund zu der Annahme, ein Hörer, der die jeweilige Sprache versteht, wisse nicht, was jemand mit einem Satz meint. Es ist in der Realität nicht so wie in manchen absurden Theaterstücken. Es kommt nicht vor, daß Leute miteinander sprechen, aber nie wissen, was der andere mit den Worten meint, die er sagt. Wenn Menschen miteinander reden, dann hören sie nicht nur die Laute, die einer ausstößt, sie verstehen, was jemand sagt. Sie verstehen, was er meint.

Was, das ist das Problem, soll man mit diesen simplen Tatsachen tun, wenn Wittgenstein auf das Meinen und das Verstehen verzichten will? Ist die Exkommunikation des Meinens, so könnte man vermuten, dem Ausschluß bestimmter Dinge aus naturwissenschaftlichen Erklärungen vergleichbar? Wenn man sich die Geschichte dieser Wissenschaften anschaut, so kann man dieses Phänomen öfter finden. In einer bestimmten Theorie war es nötig, einen bestimmten Stoff zu postulieren. Die Theorie wird durch eine andere ersetzt, und damit, so kann man es salopp formulieren, verschwindet der Stoff, der von der Vorgängertheorie postuliert wurde. Beispielsweise glaubte man eine Zeitlang, man müsse so etwas wie ein Phlogiston annehmen, um die Vorgänge bei der Verbrennung zu erklären. Heute kann man die Verbrennung aller Arten von Gegenständen gut damit beschreiben, daß man von Molekülen und ihren Reaktionen spricht. Es ist bei solchen Beschreibungen von Energien und verschiedenen Energieniveaus die Rede, wie sich Stoffe in andere umwandeln, ob dabei Wärme entsteht oder ob es eine Explosion gibt. All diese Dinge kann man beschreiben, ohne daß man an irgendeiner Stelle in der Beschreibung oder der Erklärung etwas wie das Phlogiston bräuchte. So etwas anzunehmen ist einfach überflüssig. Es besteht kein

Bedarf dafür. Man streicht aus diesem Grund die Annahme, es gebe etwas, was durch den Ausdruck »Phlogiston« bezeichnet wird. Hat Wittgenstein, so könnte man sich fragen, mit den Begriffen des Meinens und des Verstehens dasselbe vor? Will er, was sie erklären, auf andere, bessere Weise begrifflich fassen?

Zunächst einmal könnte man einwenden, daß der Vergleich aus der Wissenschaftsgeschichte nur bedingt brauchbar ist. Der Begriff des Phlogiston ist nie ein integraler Bestandteil der Alltagssprache gewesen. Er war eine Kunstwortschöpfung, ein theoretischer Begriff. Man konnte ihn ohne größere Folgen streichen. Mit dem Meinen ist das schwieriger. Es gibt eine Menge ganz alltäglicher Situationen, zu deren Beschreibung man auf den Begriff des Meinens zurückgreift. Und man empfindet es als sicher, daß man mit ihm etwas bezeichnet, was es wirklich gibt. Entsprechend hätte man den Eindruck, es würde etwas fehlen, wenn man den Begriff des Meinens und des Verstehens einfach verschwinden ließe. Dieser Fall wäre offensichtlich anders gelagert als jener, wenn Physiker auf einen Begriff verzichten, den sie eine gewisse Zeit für brauchbar gehalten haben. Wenn es sich herausstellen sollte, daß es keine Positronen gibt, und man auf diesen Begriff zukünftig verzichten würde, so wäre diese Situation nicht mit dem Fall vergleichbar, in dem wir auf den Begriff des Meinens verzichten sollten. Was sollte man mit Sätzen wie diesen tun, wenn man diesen Begriff nicht mehr hätte:

Ich habe es ganz anders gemeint.

Man muß doch meinen, was man sagt.

Ich kann das, was ich meine, gar nicht genau in Worte fassen.

Was meinst du mit diesen Worten?

Was er meint, ist wichtiger als seine Worte. Er drückt sich oft sehr ungenau aus.

Wer auf den Begriff des Meinens verzichten will, muß darüber Auskunft geben können, wie er mit diesen Redewendungen zurechtkommen will. Dabei ist es sicherlich keine überzeugende Strategie, diese und vergleichbare Formulierungen in Zukunft nicht zu gebrauchen.<sup>8</sup> Es ist unbestreitbar, daß wir mit den aufgezählten Formulierungen nichts Sinnloses sagen. Sie scheinen auch nicht in derselben Weise wie die Redeweise vom Phlogiston von der Richtigkeit oder Falschheit einer Theorie abhängen,<sup>9</sup> die man durch eine bessere Theorie ersetzen oder auf die man verzichten kann.

---

<sup>8</sup>Eliminative Materialisten wie etwa Paul Churchland (vgl. Churchland, 1979) würden sich nicht davon beeindrucken lassen, daß solche und ähnliche Redewendungen fest in der Sprache und dem Umgang der Menschen miteinander verankert sind. Der Mangel ihres Vorschlags ist offensichtlich, daß niemand weiß, was man statt der semantischen Begriffe verwenden soll, wenn sie samt den mentalen Begriffen eliminiert werden.

<sup>9</sup>Auch vor dem Hintergrund der heute in der Philosophie des Geistes verbreiteten Erkenntnis, daß die Redeweise von intentionalen Einstellungen Teil einer einfachen, robusten Theorie, der Folk-Psychology ist, wird die eliminative Strategie nicht überzeugender. Es ist schlichtweg offensichtlich, daß die Sätze der Folk-Psychology nicht in ein naturwissenschaftliches Vokabular übersetzbar sind, ohne daß man den Grad an Allgemeinheit verliert, den ihr Gebrauch ermöglicht (vgl. dazu Fodor 1975, Dennett 1978 und 1987, für die eliminative Strategie Churchland, 1979).

Was Wittgenstein vorhat, geht auch nicht in diese Richtung. Er wendet sich gegen das Meinen und Verstehen nur in ihrer technischen Bedeutung im Sinne der intentionalistischen Theorie. Ihm geht es bei der Entwicklung seiner Gedanken gerade darum zu zeigen, daß die eben angeführten Redewendungen nicht auf dem technischen Begriff des Meinens aufbauen. Man kann deshalb, das ist Wittgensteins Ansatz, Meinen und Verstehen im Sinne der intentionalistischen Theorie aufgeben und die Begriffe anders deuten. Sein Kommentar zu den aufgelisteten Formulierungen wäre dieser:

»Ich meine doch mit diesen Worten etwas«. Gewiss: im Gegensatz zu dem Falle, wo ich nichts meine, wo ich etwa Silben ihres komischen Klangs wegen aneinanderreihe. Ich will eigentlich sagen, dass »ich meine etwas mit den Worten« nur heisst: ich unterscheide diesen Fall von dem des sinnlosen Plapperns etc.. Und das ist zugegeben. Aber es ist damit noch keine besondere Theorie des Meinens gegeben. (TS 213, p. 156)

Der wichtigste Satz dieser Textstelle ist der letzte. Selten beschreibt Wittgenstein seine Strategie im Umgang mit bestimmten Bildern und Theorien so deutlich: Es kommt ihm darauf an, die Tatsachen, auf die sich eine Theorie stützt, von dem theoretischen Beiwerk zu trennen, um so zu zeigen, daß die Theorie lediglich bestimmte Unterscheidungen, die für sich genommen harmlos sind, umdeutet und so den Eindruck erweckt, man müsse, wenn man die Theorie ablehnt, auch die Unterscheidungen zwischen bestimmten Tatsachen aufgeben. So läßt die Darstellung der intentionalistischen Theorie den Eindruck entstehen, man könne nicht zwischen dem Ausstoßen von Lauten und dem verständigen Sprechen unterscheiden, wenn man diese Theorie ablehnt. Wittgenstein zeigt, daß das falsch ist, und bietet Re-Interpretationen dessen an, was es jeweils bedeutet etwas zu meinen.<sup>10</sup> Ein Beispiel einer solchen Umdeutung kommentiert er so:

Und so geht es in allen solchen Fällen. Wenn etwa jemand sagt: »aber ich meine doch wirklich ... « Immer muss man antworten: »Gewiss« und zugeben, dass auch wir diese Unterscheidung machen müssen. (TS 213, p. 156 f., a)

Wittgenstein wird also die Begriffe »meinen« und »verstehen« so gebrauchen, daß er die Unterschiede machen kann, die wir haben wollen, sie aber anders deuten, als es das intentionalistische Bild tut. Ich werde später seine Erläuterungen dazu präsentieren, wie wir diese Begriffe im Alltag verwenden und was wir mit ihnen ausdrücken wollen. Entscheidend ist an dieser Stelle, daß die Vermutung ausgeräumt ist, das Unternehmen habe etwas Widersinniges. Es geht Wittgenstein darum, diese Begriffe anders zu interpretieren, als es die intentionalistische Theorie tut. Er kann sie deshalb widerlegen, ohne diese Begriffe aufzugeben.

---

<sup>10</sup>Ich wähle diese Ausdrucksweise, weil sich zeigen wird, daß es nicht *ein* Phänomen gibt, das wir als Meinen bezeichnen. Mit der Formulierung »Ich meinte ... « nehmen wir auf unterschiedliche Dinge Bezug.

### 5.3.4 Skizze des Gedankenganges

Um die Fülle an Textstellen zu selektieren und das Ausgewählte zu ordnen, werde ich die Argumente auf folgende Weise strukturieren: Zuerst werde ich vorführen, warum es für die intentionalistische Theorie wesentlich ist, daß die Übertragung von den Gedanken in die Sprache bewußt passiert. Wittgenstein setzt das voraus, arbeitet es allerdings nicht explizit heraus. Dann werde ich die Kandidaten für intrinsische Bedeutung im Geiste durchgehen und zeigen, daß und warum sie für die ihnen zugeordnete Rolle nicht in Frage kommen:

– Ein inneres Bild bestimmt nicht, worauf es sich bezieht. Man braucht eine Regel, die seinen Gebrauch festlegt. Zwar kann ein Bild eine Regel sehr plastisch ausdrücken und uns als Illustration der Regel so vertraut sein, daß es uns als selbstverständlicher Ausdruck der Regel erscheint, die Regel steckt allerdings nicht in ihm. Soweit ein inneres Bild wirklich als visuell aufgefaßt wird, kann es keine sprachliche Bedeutung bestimmen, und man kann ihm nicht ansehen, wofür es steht. Es als etwas mit einem bestimmten Inhalt zu beschreiben übersteigt das, was man sieht. Die überzeugendste Argumentation in diesem Zusammenhang findet man im TS 213 nicht in der Auseinandersetzung mit inneren Bildern, sondern dort, wo Wittgenstein zeigt, daß das Sehen eines äußeren Gegenstandes nicht genügt, um das Wort zu verstehen, das diesen Gegenstand bezeichnet. Ich werde diese Argumentation nachzeichnen und dann einige Textstellen präsentieren, an denen Wittgenstein zeigt, daß es von der Logik her egal ist, ob man es mit Zeichen im Geiste oder materiellen Zeichen zu tun hat.

– Ein Wort oder einen Satz zu verstehen besteht nicht darin, bestimmte Gefühle oder Erlebnisse zu haben. Diese Gefühle sind auch nicht mit der Bedeutung identisch. Gefühle sind nicht in der gleichen Weise artikuliert wie Wörter und Sätze, so daß zwischen Wörtern und Gefühlen keine projektive Beziehung bestehen kann. Damit meint Wittgenstein: Unabhängig davon, worin die Bedeutung eines Wortes genau besteht, muß es zur Bedeutung des Wortes »Sommer« gehören, daß es in bestimmten geregelten semantischen Beziehungen zu Wörtern wie »Winter«, »Jahreszeiten«, »warm«, »Sonne«, »Ferien« steht. Man versteht das Wort nur, wenn man weiß, daß es eine Jahreszeit bezeichnet etc. ... Zur Bedeutung eines Wortes gehören also solche Relationen. Demgegenüber ist ein Gefühl durch seine intrinsische Gefühlsqualität bestimmt. Es ist nicht in dem Sinne artikuliert, daß es Teil einer durch Regeln bestimmten semantischen Struktur ist. Aus diesem Grund kann das Gefühl auch nicht mit dem Verstehen von Wörtern und Sätzen identisch sein, denn dieses besteht zumindest darin, daß man das Wort entsprechend den Regeln gebrauchen kann. Wenn man diese Regeln versteht, so ist das oft von einem bestimmten Gefühl begleitet. Dieses Gefühl kann ein verlässliches Indiz dafür sein, daß man ein Wort oder einen Satz versteht. Es kann nicht damit identisch sein. Denn beide gehören zu unterschiedlichen Kategorien: Das Verstehen ist kein Zustand.

– Vorstellungen und Gedanken, die Wittgenstein als paradigmatische intentionale Zustände betrachtet, scheinen demgegenüber auf den ersten Blick für die zu erfüllende

Aufgabe geeigneter zu sein, weil ihr Inhalt zur Identität der Vorstellung bzw. des Gedankens gehört. Dieser Inhalt ist allerdings interpretativ. Den Inhalt eines Gedankens zu verstehen setzt die Kenntnis einer Sprache voraus und kann so nicht die Kenntnis der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke begründen. Jemandem einen Gedanken zuzuschreiben bedeutet nicht ihm einen bestimmten inneren Zustand zuzuschreiben, sondern ihm eine Position in einem bestimmten Kalkül, dessen Struktur durch Sprachregeln bestimmt ist, zuzuschreiben. Im ersten Schritt zeigt Wittgenstein: Wenn wir einen Satz verstehen, dann übersetzen wir ihn nicht in eine Gedankensprache. Das ist eine empirische Tatsache. Der Gedanke begleitet den Satz überhaupt nicht bewußt, wie es sein müßte, wenn die intentionalistische Theorie wahr wäre. Daß man nicht neben dem gesprochenen Satz noch den Gedanken in sich findet, liegt daran, daß der Zusammenhang zwischen dem Satz »Es regnet« und dem Gedanken, daß es regnet, kein kausaler, sondern ein logischer ist. Die Identität des Gedankens ist durch den Inhaltssatz bestimmt. Nicht umgekehrt. Man macht mit der Zuschreibung eines Gedankens keine Annahme, daß in jemandem ein bestimmter geistiger Mechanismus abläuft. Und aus diesem Grund setzt man bei der Zuschreibung von Gedanken auch keinen bestimmten Stoff voraus, in dem die Gedanken zu finden sind. Wittgensteins Argumentation muß allerdings in einigen Punkten ergänzt werden. Die Identität eines Gedankens ist zwar durch den Inhaltssatz bestimmt.<sup>11</sup> Wir können allerdings nur Gedanken einer Art, die verbalen Gedanken, durch ein stilles oder geäußertes Vorkommen eines tokens ihres Inhaltssatzes identifizieren. Ein intentionaler Zustand von der Art einer Erwartung besteht nicht darin, daß bei dem, der ihn hat, ein stilles oder geäußertes token des Satzes »Ich erwarte, daß  $p$ « auftaucht, sondern er ist eine abstrakte Rolle, die aufgrund des Inhaltssatzes » $p$ « bestimmte Erfüllungsbedingungen hat und sich in einer bestimmten Einstellung, also ebenfalls einer Rolle, gegenüber der Tatsache, daß  $p$ , äußert. Die Identität von verbal wie non-verbal konzipierbaren intentionalen Zuständen ist durch den Inhaltssatz und den Modus bestimmt, und durch diese ist die logische Rolle des intentionalen Zustandes festgelegt. Daß Gedanken nicht mißverstanden werden können, liegt daran, daß wir jemandem nur dann Gedanken zuschreiben, wenn er ihre logische Rolle kennt, also den Inhaltssatz versteht. Deshalb können wir nur einem Wesen, das eine Sprache von gleichem Komplexitätsgrad wie die deutsche beherrscht, einen Gedanken mit einem deutschen Inhaltssatz zuschreiben.

Damit ist deutlich, daß es keine bewußten Zustände im Geiste gibt, die intrinsische Bedeutung haben, und es folgen einige Argumente gegen die Annahme ein Wort oder einen Satz zu verstehen bedeute, etwas aus einer Sprache wie der deutschen in den Geist zu übertragen: Die Binsenweisheit, daß man einen Befehl nur befolgen kann,

---

<sup>11</sup> Wenn man diese Überlegung ernst nimmt und ihre Konsequenzen extrapoliert, dann hat man bereits die Grundstruktur des Arguments, mit dem Tylor Burge zeigt, daß Meinungen nicht eng individuiert werden (vgl. Burge 1979). Allerdings habe ich Zweifel daran, ob dieses Argument tatsächlich zeigt, daß man in der Kognitionswissenschaft nicht eng individuierte Meinungen einführen kann, wie es Fodor (in Fodor 1981) darstellt.

wenn man ihn verstanden hat, legt die Annahme nahe, hier werde ein kausaler Vorgang beschrieben, der der Befolgung vorausgehen müsse. Tatsächlich ist ein Verstehen kein Deuten, und zwar aus empirischen und apriorischen Gründen. Wir deuten einen Satz einer Sprache in der Regel nicht, um ihn zu verstehen, und die Annahme, man könne etwas nur verstehen, wenn man ihm eine Deutung hinzufügt, führt in Ermangelung intrinsisch bedeutungsvoller Zeichen zum Regreß. Wenn wir einen Satz verstehen, so achten wir nicht bewußt auf die Bedeutungen der Wörter und des Satzes. Weiterhin wäre es unklar, wie ein Satz in einer Sprache wie der deutschen eine feste Bedeutung haben könnte, wenn man, um ihn zu verstehen, erst eine Deutung hinzufügen müßte. Entweder bestimmt der Satz bereits, welche Deutung man hinzufügen muß. Dann enthält er sie bereits. Oder man fügt willkürlich eine Deutung hinzu, was mit dem Gedanken nicht vereinbar ist, daß der Satz bereits eine intersubjektive Bedeutung in der Sprache hat, zu der er gehört.

Im Anschluß an die Darstellung dieser Argumente werde ich kurz im Vorgriff skizzieren, worin es für Wittgenstein positiv besteht, einen Satz in der Bedeutung zu äußern und zu verstehen, die er in einer Sprache hat. Dieses deckt allerdings bei weitem nicht alle Fälle ab, in denen wir sagen: »Ich meinte . . . « Diese werde ich in einer sehr kurzen Übersicht vorstellen. Dabei wird es sich zeigen: Es gibt Fälle der Bedeutung von Meinen, in denen wir einem Sprecher ein spezielles Wissen darüber zuschreiben, was er meint. Diese betreffen allerdings nicht die Wort- und Satz-Bedeutung, sondern das höherstufige Meinen, mit dem spezifiziert ist, welche illokutionäre Rolle die Äußerung eines Satzes hat und was der Sprecher mit dem Satz sagen wollte. Allerdings sind auch diese Formen des Meinens nicht im Sinne der intentionalistischen Theorie zu deuten. Wenn man die unterschiedlichen Bedeutungen des Wortes »meinen« bzw. die verschiedenen Ebenen des Meinens im Überblick betrachtet, erkennt man: Die intentionalistische Theorie zieht einen Teil ihrer Plausibilität daraus, daß sie Eigenschaften, die jeweils unterschiedlichen Formen des Meinens zukommen, so behandelt, als seien sie alle Merkmale ein- und desselben Meinensvorgangs.

### **5.3.5 Die Widerlegung – ein erster Schritt**

Nun zur eigentlichen Widerlegung. Wie schon gesagt, werde ich die Argumente gegen den kausalen Strang vorführen. Denn wenn der kausale Teil der Behauptung falsch ist, dann ist der begriffliche Teil ebenfalls falsch. Dabei werde ich mich auf die Argumente konzentrieren, die sich mit der Quelle der Bedeutung beschäftigen. Die Gedanken, die zeigen, daß es im Geiste keine Zeichen mit den erforderlichen Eigenschaften gibt, sind dabei immer auch Argumente im Sinne von Punkt (3) des Argumentationsschemas. Es wird immer gezeigt, wie die Beobachtungen, die aus Sicht der intentionalistischen Theorie sprachlicher Bedeutung die Existenz von geistigen Zeichen mit den erforderlichen Eigenschaften anzuzeigen schienen, tatsächlich zu deuten sind.

So wie die intentionalistische Theorie funktioniert, muß es dort die besagten Ideen geben, die zwei Eigenschaften haben:

(1) Sich eines solchen Zeichen bewußt zu sein ist nicht möglich, ohne seine Bedeutung zu verstehen. Anders ausgedrückt: Wenn man ein solches Zeichen introspektiv wahrnimmt, dann versteht man seine Bedeutung unmittelbar. Seine Bedeutung ist kontrafaktisch primär. Sie kann nicht mißverstanden werden.

(2) Ein Hyper-Zeichen hat intrinsische Bedeutung. Es trägt seine Bedeutung in sich. Sie ist keine relationale Eigenschaft. Insbesondere dürfen es keine Kausalverbindungen zu etwas außerhalb des Geistes sein, die die Bedeutung auch nur mitbestimmen. Denn über die kann man sich täuschen, und der Irrtum bezüglich des Verstehens soll beim Hyper-Zeichen gerade nicht möglich sein.

Im ersten Schritt werde ich zeigen, daß beide Eigenschaften für den Akt des Meinens notwendig sind. Es würde nicht genügen, wenn es im Geiste Zeichen geben würde, die intrinsische Bedeutung haben, man sich dieser aber unter Umständen gar nicht introspektiv bewußt wäre. Solche intrinsisch bedeutungsvollen Zeichen, die sozusagen im Geiste nisten, ohne daß ihr Besitzer sich ihrer bewußt wäre, würden nicht ausreichen. Wer der intentionalistischen Theorie anhängt, ist auf die Annahme festgelegt, daß man sich der Bedeutungen der Hyperzeichen bewußt ist. Das folgt aus der intentionalistischen Theorie. Warum das so ist, will ich kurz skizzieren. Und wenn das so ist, dann folgt durch Kontraposition aus der Tatsache, daß man sich solcher selbst-verständlichen Zeichen nicht bewußt ist, die Falschheit der intentionalistischen Position.

Aus Sicht der intentionalistischen Theorie stellt sich die Angelegenheit so dar: Das Meinen ist ein Vorgang, der Wörtern und Sätzen Bedeutungen zuordnet. Diesen kann man bewußt steuern. Man kann ihn nicht etwa analog zum Anspannen eines bestimmten kleinen Muskels im Rücken auffassen. Diesen kann man als in Bewegungen ungeschulter Laie nicht gezielt anspannen, bewegt ihn aber zwangsläufig mit, wenn man eine Drehung des Rückens ausführt. Die Behauptung der intentionalistischen Theorie ist aber nicht, daß man bestimmte Meinensakte unwillkürlich und ohne sie zu bemerken mitausführt, wenn man Wörter mit einer Bedeutung äußert, sondern daß man Wörter gezielt in einer bestimmten Bedeutung meinen kann.

Davon auszugehen, daß man beim Sprechen Wörtern gezielt Bedeutungen zuordnet, ist nur sinnvoll, wenn beide Relata dieser Zuordnungsrelation dem Sprecher zugänglich sind. Bedeutungen können nicht mit den fünf Sinnen wahrgenommen werden. Also muß man sie mit dem Geist erfassen können. Ob sie außerhalb des Geistes existieren oder in ihm, ist hier nicht von Belang. Entscheidend ist, bildlich gesprochen, nur dies: Bei jedem Wort muß die entsprechende Bedeutungslampe aufleuchten. Das nützt natürlich nur dann etwas, wenn der Sprecher dies auch erfassen kann. Er muß eine kognitive Verbindung zu einer bestimmten Bedeutung herstellen und diese dann den sonst stummen Zeichen zuordnen. Diese Bedeutung muß in irgendeinem Sinne bewußt sein. Denn wie sollte ein Sprecher sonst wissen, welche Bedeutung er überhaupt auswählt und dann zuordnet?

Das Analoge gilt für das Verstehen. Es geht hier nach der intentionalistischen Theorie darum, sich die Bedeutungen zu vergegenwärtigen, die der Sprecher in eine Äu-



berung hineingelegt hat. Auch ist wieder eine Verbindung zwischen Wörtern und Bedeutungen herzustellen. Wieder ist es unerlässlich, daß man nicht nur die Wortformen sehen oder hören kann, sondern auch zur anderen Seite der Relation Zugang hat. Ein Wort in einer bestimmten Bedeutung zu verstehen, das bedeutet, sich beim Hören dieses Wortes geistig die richtige Bedeutung zu vergegenwärtigen. Nur wer in dem Sinne ein Erlebnis der Bedeutung hat, daß ihm diese bewußt ist, kann nach diesem Modell ein Wort richtig verstehen.

Um die Möglichkeit von Hyper-Zeichen auszuschließen, genügt es also nachzuweisen, daß man im Geiste kein Bewußtsein solcher Zeichen hat. Und so werde ich einfach die möglichen Kandidaten durchgehen und prüfen, ob sie die besagten Eigenschaften haben oder nicht: mentale Bilder, die klassischen Träger von Bedeutung im Geiste, Gefühle bzw. Erlebnisse, die das Verstehen von Wörtern und Sätze begleiten, und zuletzt Gedanken und Vorstellungen. Letztlich bildet die Argumentation eine Anwendung der Feststellung, daß es keine primären Zeichen im kontrafaktisch primären Sinne gibt. Hinzufügen muß man lediglich die Annahme, daß es im Geiste in logischer Hinsicht nicht anders zugeht als draußen. Den Gedanken, daß diese Zeichen bewußt sein müssen, brauche ich, um den Einwand auszuschließen, es könne im Geiste unbewußte Zeichen mit intrinsischer Bedeutung geben. Denn sonst bliebe für die intentionalistische Theorie dieses Schlupfloch. Man könnte dann zwar darauf hinweisen, daß es die ursprüngliche Behauptung war, daß wir das Meinen und Verstehen erleben. Es bliebe allerdings der Rückzugspunkt zu der Annahme, die primären Zeichen im Geiste seien nicht in der Weise bewußt, daß man sie mit Beschreibungen erfassen könnte, und im übrigen habe man von Anfang an gesagt, daß manches im Geiste so schnell geschehe, daß man es nicht genau beobachten könne. Diesen Ausweg blockiert die gerade vorgeführte Argumentation, die zeigt, daß die Erlebnisse des Meinens und Verstehens aus theoretischen Gründen bewußt sein müssen.

Generell sind die Argumente, die ich darstelle, von zweierlei Art. Einmal sind sie empirischer Natur: In ihnen wird darauf aufmerksam gemacht, daß bestimmte Tatsachen anders sind, als sie die intentionalistische Theorie sprachlicher Bedeutung darstellt. So weist Wittgenstein etwa darauf hin, daß wir die Worte der deutschen Sprache in der Regel nicht deuten, wenn wir einen Satz verstehen. Es wäre möglich, ist allerdings nicht der Fall. Zum anderen zeigt Wittgenstein, daß bestimmte Dinge so nicht sein können. Wenn es beispielsweise keine primären Zeichen im Geiste gibt, dann kann es nicht sein, daß das Verstehen jedes Zeichens ein Deuten ist. Das sind, um es in traditioneller Terminologie auszudrücken, Argumente a priori. Und diese zweigleisige Argumentation ist deswegen wichtig, weil auch die intentionalistische Theorie zweigleisig fährt.

Sie ist deswegen nicht einfach zu greifen, weil sie zwischen zwei Strategien changiert. Teilweise wirkt es, als ob die angeblich vorhandenen Entitäten erlebt sind, dann wieder, als ob sie postuliert sind. Erlebt man nicht das, was die intentionalistische Theorie angibt, so wird darauf verwiesen, das liege nur an einer defizitären Introspektion. Schließlich müsse es die von Theorie postulierten Entitäten geben, und man müs-

se aus diesem Grund nur genauer hinsehen, oder wie Wittgenstein es beschreibt: »ja, aber es fließt alles so rasch vorüber und ich möchte es gleichsam breiter auseinander gelegt sehen«. (212) Wenn hingegen der postulierte Geistesmechanismus nicht recht verständlich erscheint, so sucht man in der Annahme Zuflucht, man sei sich schließlich dieser Vorgänge bewußt. Auf diese Weise kann die intentionalistische Theorie, wenn Probleme mit der Begründung auftreten, von der theoretischen auf die Beobachtungsebene wechseln, und umgekehrt. Dem arbeitet Wittgenstein entgegen, indem er auch auf beiden Ebenen argumentiert.

## 5.3.6 Die möglichen Quellen der Bedeutung

### 5.3.6.1 Mentale Bilder

An der folgenden Textstelle präsentiert Wittgenstein die Annahme, das Verstehen bestehe darin, ein bestimmtes geistiges Bild zu haben, und skizziert zugleich in knapper Form, was an dieser Auffassung falsch ist:

Wenn Frege gegen die formale Auffassung der Arithmetik spricht, so sagt er gleichsam: diese kleinlichen Erklärungen, die Symbole betreffend, sind müßig, wenn wir diese verstehen. Und das Verstehen besteht quasi im Sehen/ist quasi das Sehen eines Bildes, aus dem dann alle Regeln folgen (wodurch sie verständlich werden). (TS 213, p. 3)

Es geht an dieser Textstelle um die Frage, ob man die Bedeutung von Zeichen der Arithmetik dadurch versteht, daß man formale Umformungsregeln, also Erklärungen kennt, oder dadurch, daß man ein geistiges Bild sieht, aus dem alle Einzelfälle, die die Erklärungen regeln, folgen. Frege, so Wittgensteins Darstellung, sah die »formale Auffassung der Arithmetik« als falsch an, weil sie unter anderem die Rolle des Verstehens, das für diesen eine Art Sehen ist, nicht berücksichtigt. Weil es sich bei den Gegenständen dieses Sehens um geistige Bilder handelt, spricht Wittgenstein davon, daß es »quasi das Sehen eines Bildes ist«. So wie er es beschreibt, kommt es beim Verstehen nicht auf das Sehen dieses Bildes an sich an, das Entscheidende ist vielmehr, daß dieses Sehen bestimmte Konsequenzen hat: Daß eine Ziffer für eine Zahl steht, das ist offensichtlich nicht allein deswegen möglich, weil die Ziffer ein schwarzer Strich auf dem Papier ist. Zahlen und eine Operation wie das Addieren haben andere Eigenschaften als Striche, und diese Striche als Zahlen bzw. als Additionszeichen zu verstehen bedeutet zu erkennen, welche Eigenschaften die Addition hat bzw. wie man Zahlen addiert. Und dabei kommt dem geistigen Bild eine wichtige Funktion zu: So wie man, wenn man auf einen Stadtplan sieht, sofort erkennt, wie man jeweils von einem Punkt der Stadt zu einem anderen kommt, ohne daß man alle Verbindungen erst einzeln im umständlicher Art mit Worten beschreiben muß, so versteht man, wie die Addition funktioniert, indem man ein geistiges Bild sieht, aus dem all die einzelnen Fälle folgen. Das Entscheidende am geistigen Bild ist also, daß aus ihm folgt, wie man in jedem Einzelfall addiert. Dem hält Wittgenstein entgegen:

Frege sieht aber nicht, dass dieses Bild nur wieder ein Zeichen ist, oder ein Kalkül, der uns den geschriebenen Kalkül erklärt. (TS 213, p. 3)

Wie später anhand der Betrachtung einer mit einigen Einschränkungen gedanklich parallelen Textstelle<sup>12</sup> deutlich werden wird, bedeutet das: Es sind nicht die sichtbaren bzw. visuellen Eigenschaften des Bildes, aus denen man ableiten kann, was ein Zeichen bedeutet. Die Textstelle, auf die ich mich beziehe, zeigt, daß das Sehen einer Pflanze allein keinen Begriff davon vermitteln kann, was eine Pflanze ist. In diesem Zusammenhang ist Wittgensteins nominalistische Strategie deutlich zu erkennen: So gibt er eine Darstellung davon, wie der Begriff der Pflanze erklärt wird, indem man eine hinweisende Erklärung des Wortes »Pflanze« gibt. Im Verlauf der Diskussion wechselt er das Beispiel und betrachtet die Frage, worin es sich unterscheidet, sechs nebeneinanderliegende Striche einmal als Zeichen für die Zahl sechs und einmal als Zeichen des Begriffs der Zahl zu sehen. In beiden Fällen geht er, ohne das genauer zu begründen, von der Frage nach dem Begriff von  $x$  zu der Frage, welche Regeln für bestimmte Zeichen gelten, über. Die Begründung für dieses Vorgehen ist allerdings leicht zu geben: Es ist eine hinreichende und notwendige Bedingung dafür, einen Begriff der Pflanze zu haben, daß man die Bedeutung des Wortes »Pflanze« oder eines gleichbedeutenden Wortes kennt. Somit zeigt diese Diskussion: Das Wort »Pflanze« zu verstehen kann nicht darin bestehen, eine Pflanze in einer bestimmten Art zu sehen. Ich habe den Gedankengang an dieser Textstelle deswegen mit Einschränkungen parallel genannt, weil es in der Diskussion dort nicht um das Sehen eines geistigen Bildes, sondern um das Sehen einer realen Pflanze geht. Man muß somit im zweiten Schritt zeigen, daß es für den Gedankengang keine Rolle spielt, ob man eine reale Pflanze als Pflanze sieht oder ein geistiges Bild einer Pflanze hat.

Zunächst einige Bemerkungen zum ersten Schritt. Wittgenstein gibt an der Textstelle, die ich im folgenden betrachten werde, der Ansicht, das Verstehen könne in einem Sehen bestehen, durch die Wahl des Beispiels eine faire Diskussionsbasis: Welches Bild man vor dem inneren Auge haben muß, um zu verstehen, was Wörter wie »Zufriedenheit«, »als« oder »Multiplikation« bedeuten, das erscheint schon an sich problematisch. Demgegenüber ist es überzeugender, daß das Verstehen eines Wortes wie »Pflanze« im Sehen eines Bildes einer Pflanze bestehen kann. Zudem nimmt Wittgenstein in dem Beispiel kein Bild einer Pflanze, sondern es werden reale Pflanzen gezeigt und zwar mehrere Exemplare, so daß es leichter ist das Typische zu erkennen, als wenn man nur einen Fall hat. Insofern reale Pflanzen und keine Bilder gebraucht werden, fällt das Problem fort, daß man ein Bild mißverstehen kann. Wittgenstein zeigt dann, daß das Verstehen eines Wortes wie »Pflanze« nicht darin bestehen kann, eine Pflanze auf eine bestimmte Weise zu sehen, wenn damit eine besondere Art gemeint ist, das, was man sieht, visuell zu gruppieren. Man muß der Pflanze vielmehr ansehen, auf welche Gegenstände das Wort »Pflanze« zutrifft. Und hierfür ist es nicht ausreichend die Pflanze lediglich visuell zu sehen. Man muß sie *als Beispiel* sehen.

---

<sup>12</sup>Vgl. TS 213, p.239 ff.

Und das ist keine besondere Art des visuellen Sehens, sondern es bedeutet zu wissen, wie man von dem Beispiel extrapoliert, also welche Regeln für das Wort gelten, dessen Bedeutung durch das Beispiel erklärt werden soll. Sonst kann man nicht wissen, wie man von dem Beispiel verallgemeinern kann.<sup>13</sup>

Nun einige Erläuterungen zum zweiten Schritt. Schließlich geht es darum zu zeigen, daß das Sehen *geistiger* Bilder kein Verstehen ist: Daß das Sehen der Pflanze allein kein Verstehen hervorbringe, so könnte man einwenden, das liege daran, daß man eine reale Pflanze gesehen habe und kein inneres Bild. Denn, so die Fortführung des Einwandes, es sei gerade die Tatsache, daß es um einen geistigen Vorgang gehe, die das Sehen eines Bildes im Geiste als Kandidaten für Verstehen geeignet mache. Man muß somit im zweiten Schritt zeigen, daß es mit Bezug auf die logische Rolle als Zeichen nicht relevant ist, ob man es mit einem realen Gegenstand, einem äußeren Bild oder mit einem inneren Bild zu tun hat, das man mit dem inneren Auge sieht. Was man sieht, kann nicht bestimmen, was ein Wort bedeutet, unabhängig davon, ob es sich um reale Gegenstände, äußere oder geistige Bilder handelt, wenn man das Sehen als ein Registrieren visueller Eigenschaften auffaßt. Versteht man unter dem Sehen eines geistigen Bildes allerdings einen Vorgang, der auf irgendeine Weise bewirkt, daß man ein Wort versteht, so muß man hierzu zweierlei bemerken: Zunächst ist nach dieser Auffassung das Sehen selbst logisch irrelevant. Das Entscheidende wäre nur, daß eine bestimmte Wirkung eintritt. Außerdem sollte man nicht von der Forderung lassen, daß die intentionalistische Theorie eine Auskunft darüber geben muß, wie es funktioniert, daß wir am geistigen Bild ablesen, was es bedeutet. Schließlich war dies gerade der Anspruch gewesen, mit dem sie angetreten war, das zu erklären. Dieser ist nicht eingelöst, und so ist deutlich: Zu verstehen, was das Wort »Pflanze« bedeutet, kann nicht im Sehen eines inneren Pflanzenbildes bestehen. Das Ergebnis kann man verallgemeinern. Wenn die Erklärung des Verstehens durch das Sehen eines Bildes nicht einmal in einem für diese Auffassung so günstigen Fall funktioniert, dann ist diese Erklärung für das Verstehen von Wörtern wie »Tüchtigkeit«, »ist« oder »und« offensichtlich auch nicht geeignet.

Wittgenstein präsentiert den eben skizzierten Gedankengang in einer für das TS 213 ungewöhnlich langen Bemerkung. Der Text ist größtenteils ohne Deutung verständlich, so daß ich ihn nur durch einige kurze Kommentare unterbrechen werde:

Denken wir uns die Erklärung des Begriffs der Pflanze. Wir zeigen jemand mehrere Gegenstände und sagen, das sind Pflanzen. Dann zeigt auch er auf einen weiteren Gegenstand und sagt »ist auch das eine Pflanze« und wir antworten »ja, das auch«, u. s. w..

---

<sup>13</sup>Die Beziehung zwischen Beispiel und allgemeinem Begriff ist ebenso wie die zwischen dem Bild einer Pflanze und der Pflanze durch Regeln bestimmt. Wenn man annimmt, daß es sich um ein realistisches Bild handelt, muß dieses zusätzlich aussehen wie eine Pflanze, also bestimmte visuelle Eigenschaften von Pflanzen ebenfalls exemplifizieren. Beide Beziehungen haben insofern einen konventionellen Aspekt, sind allerdings nicht rein konventionell. Alle diese Unterschiede und Feinheiten spielen allerdings für den Gedankengang keine Rolle. Entscheidend dafür ist lediglich, daß es in jedem Fall durch Regeln bestimmte Beziehungen sind, die nicht einfach durch bloßes Hinschauen erkannt werden können.

Ich hätte nun einmal gesagt, er habe nun in dem Gezeigten den Begriff »Pflanze« – das gewisse Gemeinsame – gesehen und er sähe /sehe die Beispiele der Erklärung anders, wenn er in ihnen eben diesen Begriff sieht als, wenn er sie etwa als Repräsentanten dieser bestimmten Form/Gestalt und Farbe allein auffasse. (So wie ich auch sagte, er sähe in der Variablen, wenn er sie als solche versteht, etwas, was er im Zeichen für den besonderen Fall nicht sieht.) (TS 213, p. 329)

Um zu verstehen, daß ein Wort für einen Gegenstand eines bestimmten Typs steht, genügt es nicht, mehrere Beispiele von Gegenständen dieses Typs zu sehen. Man muß vielmehr zusätzlich wissen, auf welche Aspekte der Gegenstände, auf die gezeigt wird, es ankommt. Dies entspricht dem Gedanken, daß die hinweisende Erklärung mehrdeutig ist. Man muß in den Beispielen das sehen, worauf es ankommt, das Gemeinsame. Es wäre also eine Abstraktion von den irrelevanten Aspekten des Einzelfalls nötig.

Aber der Gedanke des »darin Sehens« ist von dem Fall hergenommen, wo ich z. B. die Figur !!!! verschieden »phrasiert« sehe. (TS 213, p. 329)

Wittgenstein versucht jetzt die Annahme ernst zu nehmen, man könne das Sehen des Gemeinsamen dadurch erklären, daß man wirklich im visuellen Sinne etwas Unterschiedliches sieht, je nachdem, ob man die Pflanze als Beispiel für eine bestimmte Form, Farbe oder dafür, was eine Pflanze ist, sieht. Er verweist auf einen Fall, in dem es wirklich möglich ist, eine bestimmte Anordnung von Strichen unterschiedlich gruppiert zu sehen, und gesteht zu, daß man in einem solchen Fall wirklich unterschiedliche Figuren sehen kann:

Aber dann sehe ich eben in einem andern Sinn wirklich verschiedene Figuren und, was diese gemein haben, ist ausser ihrer Aehnlichkeit die Verursachung durch das gleiche physikalische Bild.

Aber diese Erklärung ist doch nicht ohne weiteres auf den Fall des Verstehens der Variablen oder der Beispiele für den Begriff »Pflanze« anzuwenden. Denn angenommen, wir hätten wirklich etwas anderes in ihnen gesehen, als in Pflanzen, die nur um ihrer selbst willen gezeigt wurden, so ist die Frage, kann denn dieses, oder irgendein anderes, Bild uns zu der Anwendung als Variablen berechtigen? Ich hätte Einem also die Pflanze zur Erklärung zeigen können und ihm dazu einen Trank gegeben, durch den es verursacht wird, dass er die Beispiele in der bestimmten Weise sieht. (Wie es möglich wäre, dass ein Alkoholisierter eine Gruppe !!!! immer als !!! ! sieht.) Und damit wäre die Erklärung des Begriffs in eindeutiger Weise gegeben und wer sie verstanden hat, hätte von den vorgezeigten Specimen und den begleitenden Gesten *dieses* Bild empfangen. (TS 213, p. 329 f.)

Damit ist es deutlich, worin es bestehen kann, eine Gruppe von 4 Strichen unterschiedlich gruppiert zu *sehen*. Wer in dieser Weise unterschiedlich *sieht*, der hat unterschiedliche visuelle Bilder. Wittgenstein schlägt dann vor, dasselbe mit Bezug auf die Pflanze zu tun. Dabei macht er nicht wirklich verständlich, worin es besteht, die Pflanze in unterschiedlicher Weise zu sehen. Aufschlußreich ist vielmehr, daß ein Zaubertrank

gebraucht wird. Er soll zweierlei leisten: Zum einen soll er dafür sorgen, daß man den Begriff versteht, indem man ein bestimmtes, nicht näher spezifiziertes Bild empfängt. Zum anderen soll das nur dadurch geschehen, daß man die Beispiele der Pflanzen auf eine bestimmte Weise sieht. Wittgenstein bricht diese Überlegung mit den Worten ab:

So ist es aber doch nicht. – (TS 213, p. 330)

Man weiß offensichtlich nicht, worin das Sehen dieses Bildes bestehen soll, bzw. was man jeweils Unterschiedliches in der Pflanze sieht, je nach dem, ob man auf die Größe, die Gestalt oder die Pflanze selbst achten soll. Später wird sich zeigen, daß der Einsatz des Zaubertranks eine Lücke im Gedankengang kaschiert. Denn es kommt letztlich nicht darauf an, daß der Zaubertrank ein bestimmtes Sehen »verursacht«, sondern daß das Sehen im visuellen Sinne auch mit Zaubertrank das Gewünschte nicht leisten kann.<sup>14</sup>

Wittgenstein läßt diese Frage zunächst einmal offen und wechselt das Beispiel, ein in seinen Darstellungen nicht ungeläufiges Phänomen. Im neuen Fall treten dieselben Probleme auf:

Es ist nämlich wohl möglich, dass der, welcher z. B. das Zeichen !!!!! als Zahlzeichen für die 6 sieht, es anders sieht (etwas anderes darin sieht) als der, welcher es nur als Zeichen für »einige« auffasst, weil er seine Aufmerksamkeit nicht auf das Gleiche richten wird; aber es kommt dann auf das System von Regeln an, die von diesem Zeichen gelten und das Verstehen wird wesentlich kein Sehen des Zeichens in gewisser Weise sein. (TS 213, p. 330)

Wieder läßt Wittgenstein offen, inwiefern wirklich *visuell* Unterschiedliches gesehen wird, wenn man dieselbe Zeichenform als Instanz eines unterschiedlichen Zeichens sieht. Offensichtlich ist allerdings, worin es besteht, daß die Zeichenform in jedem Fall eine jeweils andere Bedeutung hat. Im einen Fall ist der Satz »Hier liegen !!!!! Gegenstände« wahr, wenn dort fünfzehn Bücher liegen. Wenn die Zeichenform »!!!!!!« für die Zahl 6 steht, ist der Satz falsch. In Wittgensteins knapper Darstellung wird offensichtlich, daß eine Lücke klafft zwischen dem, was man visuell sieht, und der geregelten Anwendung des Zeichens.<sup>15</sup> Damit ist die betrachtete fortlaufende Bemerkung abgeschlossen. Wittgenstein diskutiert die geschilderten Beispiele in den folgenden Absätzen allerdings weiter. Dabei macht er der Position, die er wider-

---

<sup>14</sup>Der Gebrauch des Zaubertranks als Mittel der Darstellung des Gedankengangs ist insofern legitim, als er genau das leistet, was üblicherweise der Geist in den Erklärungen der intentionalistischen Theorie leistet. Es bleibt sich letztlich gleich, ob man der Beschreibung eines Vorgangs, der auf die beschriebene Weise aus logischen Gründen nicht funktionieren kann, den Hinweis hinzufügt, er funktioniere mit Hilfe eines Zaubertranks oder weil er im Geiste stattfinde.

<sup>15</sup>Dasselbe gilt für den Fall des Sehens der Pflanze. Wenn man eine Tanne als Beispiel für einen Baum sehen soll, dann bezieht sich die Formulierung »Gegenstände von dieser Art« auf andere Gegenstände, als wenn es bei dem Beispiel um die grüne Farbe geht. Wie ich oben festgestellt habe, ist die Beispiel-Beziehung ebenso wie die Bezeichnungs-Beziehung konventioneller Art. Allerdings gehört es zu den Regeln für Beispiele, daß diese tatsächlich zu der Art Gegenstand gehören, die sie exemplifizieren, während die Bezeichnungsbeziehung rein willkürlich ist und die Zeichenform frei gewählt werden kann.

legen will, ein scheinbares Zugeständnis, das sich bei näherem Hinsehen allerdings als Danaer-Geschenk erweist. Noch einmal weist er darauf hin, daß das Sehen eines unterschiedlichen Begriffs in ein- und demselben Gegenstand nichts mit den Möglichkeiten, visuelle Unterscheidungen zu treffen, zu tun hat:

Man könnte auch fragen: Sieht der, welcher das Zeichen »!!! ... « als Zeichen des Zahlbegriffs (im Gegensatz zu »!!!«, welches 3 bezeichnen soll) auffasst, jene erste Gruppe von Strichen anders, als die zweite? Aber auch wenn er sie anders – gleichsam, vielleicht verschwommener – sieht, *sieht* er da etwa das Wesentliche des Zahlbegriffs? Hiesse das nicht, dass er dann »!!! ... « und »!!!! ... « nicht voneinander müsste unterscheiden können? (Wenn ich ihm (nämlich) etwa den Trank eingegeben hätte, der ihn den *Begriff* sehen macht/lässt) (TS 213, p. 332)

Offensichtlich, so zeigt diese Textstelle, beruht es auf einer Suggestion, wenn man annimmt, man sehe, wieder mit Hilfe eines Zaubertranks, den Begriff der Zahl, indem in diesem Fall das visuelle Bild schwimmt. Was, so fragt Wittgenstein mit einem ironischen Unterton, soll die Tatsache, daß man etwas als Begriff einer Zahl sieht, damit zu tun haben, daß man bestimmte visuelle Unterscheidungen nicht mehr treffen kann, man keine Unterschied mehr zwischen der Gruppe mit den drei und der mit vier Ausrufezeichen sieht? Die Frage ist rhetorisch. Und dann macht Wittgenstein das Zugeständnis:

Denn wenn ich sage: Er bewirkt dadurch, dass er uns mehrere Beispiele zeigt, dass wir das Gemeinsame in ihnen sehen und von dem Uebrigen absehen, so heisst das eigentlich, dass das Uebrige in den Hintergrund tritt, also gleichsam blasser wird (und warum soll es dann nicht ganz verschwinden) und »das Gemeinsame«, etwa die Eiförmigkeit, allein im Vordergrund bleiben.

Aber so ist es nicht. Uebrigens wären dann die mehreren Beispiele nur ein technisches Hilfsmittel, und wenn ich einmal das Gewünschte gesehen hätte, so könnte ich's auch in *einem* Beispiel sehen. (wie ja auch »(Ex).fx« nur *ein* Beispiel enthält) (TS 213, p. 332)

Wenn, so das Zugeständnis, das Verstehen des Begriffs nicht im visuellen Sehen liegt, dann kann es immerhin durch das Sehen bewirkt sein. Das Sehen der Beispiele soll dazu führen, daß man in ihnen das Gemeinsame sieht, und dieses zu sehen, so der Gedankengang im Kontext, bedeutet den Begriff zu verstehen. Wieder suggeriert die Darstellungsweise, das Gemeinsame zu sehen sei eine besondere Form des visuellen Sehens, wie man an der Charakterisierung erkennen kann, das Übrige trete in den Hintergrund und werde gleichsam blasser, so daß das Gemeinsame sichtbar wird. Und hier wird es offensichtlich, daß Wittgenstein nur scheinbar ein Zugeständnis gemacht hat: Denn nach dem, was bisher vorgeführt wurde, ist dieses Gemeinsame, was Zeichen für Zahlen gemeinsam haben, nichts, das man durch ein visuelles Sehen erfassen könnte, sondern hat, so zeigt Wittgenstein im folgenden, etwas mit den Regeln des Gebrauchs zu tun. Wenn er also süffisant in Form einer rhetorischen Frage anmerkt, das Übrige könne ganz verschwinden, so ist das eine vernichtende Kritik an dem Gedanken, man könne Verstehen als ein Sehen auffassen. Wenn das Gemeinsame nicht

im Visuellen liegt und alles bis auf das Gemeinsame verschwinden kann, so bedeutet das: Das Bild ist für das Verstehen überflüssig. Vielmehr ist etwas anderes wichtig:

Es sind also die Regeln, die von dem Beispiel gelten, die es zum Beispiel machen. (TS 213, p. 332)

Es kommt also nur darauf an, daß die Striche als Zeichen für den Begriff der Zahl gedacht sind. Dafür sind ihre visuellen Eigenschaften unwichtig. Man muß in diesem Zusammenhang allerdings darauf hinweisen, daß diese Überlegung für den Fall des Sehens der Pflanze als Pflanze nur in modifizierter Form gilt: Man kann einen Gegenstand nur als Pflanze sehen oder an ihm erkennen, was allen Pflanzen gemeinsam ist, wenn man die Regeln kennt, die bestimmen, was den Gegenstand zu einem Beispiel für Pflanzen macht. Wie wir oben festgestellt haben, ist es allerdings eine Eigenart von hinweisenden Erklärungen, daß man etwa zur Erklärung des Wortes »Pflanze« auf eine wirkliche Pflanze zeigt oder auf ein Bild, das so aussieht wie eine Pflanze. Insofern ist in diesem Fall das, was man sieht, zwar nicht irrelevant, allerdings nicht hinreichend, um den Begriff zu verstehen. Man benötigt die Regeln, die angeben, wie man in der richtigen Weise von dem Beispiel verallgemeinert. Das visuelle Sehen der Beispiele ist offensichtlich nur ein Mittel, um diese Fähigkeit zu erreichen, was man sieht, als Beispiel zu sehen, von ihm also richtig zu verallgemeinern. Aus diesem Grund nahm Wittgenstein oben die Annahme zu Hilfe, ein Zaubertrank bewirke das richtige Sehen. Etwas als Zeichen oder Beispiel für etwas zu sehen ist kein rein visuelles Sehen, sondern bedeutet, bestimmte Regeln zu beherrschen:

Es wird aus dem Beispiel heraus wieder kalkuliert. (TS 213, p. 333)

Aus dem Beispiel heraus zu kalkulieren bedeutet nicht, daß man veranlaßt durch das Beispiel die richtigen Übergänge macht. Zwischen dem Beispiel und der Art, wie man von ihm aus verallgemeinert, besteht kein kausaler Zusammenhang, sondern ein logischer:

Beispiele sind ordentliche Zeichen, nicht Abfall, nicht Beeinflussung. (TS 213, p. 333)

Man muß das Beispiel als Zeichen sehen und zwar als Zeichen für die Regeln, wie man von ihm aus verallgemeinert. Das Sehen eines Bildes oder eines realen Gegenstandes ist also nicht hinreichend für Verstehen. Wie Wittgenstein im Anschluß an die gerade betrachteten Textstellen bemerkt, ist das Sehen eines Bildes für das Verstehen von Wörtern, die sichtbare Gegenstände bezeichnen, in bestimmter Weise auch nicht notwendig:

Nun genügt aber doch heute jedenfalls das bloße Begriffswort ohne eine Illustration, um sich mit mir zu verständigen . . . (und die Geschichte des Verständnisses interessiert uns ja nicht) z. B., wenn mir Einer sagt »forme ein Ei«; und ich will doch nicht sagen, dass ich etwa dabei den Begriff des Ei's vor meinem inneren Auge sehe, wenn ich diesen Befehl (und das Wort »Ei«) verstehe. (TS 213, p. 332)

Wenn wir eine Anwendung des Begriffs »Ei« oder »Pflanze« machen, so schwebt uns gewiss nicht vorerst ein allgemeines Bild vor, oder bei dem Hören des Wortes »Pflanze«



das Bild des bestimmten Gegenstandes, den ich dann als eine Pflanze bezeichne. Sondern ich mache die Anwendung sozusagen spontan. (TS 213, p. 333)

Im Umgang mit diesen Textstellen muß man allerdings vorsichtig sein. Überzeugend ist der Gedanke, daß man ein Wort, das sichtbare Gegenstände bezeichnet, verstehen kann, ohne im Geiste einen bestimmten Gegenstand dieser Art zu visualisieren. Der Gedanke eines allgemeinen Bildes ist in sich widersprüchlich. Es gilt allerdings: Wörter wie »Pflanze« versteht man nur, wenn man typische Pflanzen durch Beobachtung erkennen kann. Dies ist allerdings etwas anderes als die Annahme, man müsse zum Verstehen solcher Wörter im Geiste das Bild einer Pflanze sehen.

Wittgenstein läßt allerdings die Tatsache gelten, daß bestimmte Bilder als Notation einer Regel besonders geeignet sind. So betrachtet er den Fall eines Würfels mit unterschiedlich eingefärbten Seiten, der eine Regel dafür illustriert, wie bestimmte farbige Quadrate im Raum angeordnet werden können. Er schreibt:

Der Würfel ist dann eine Notation der Regel.

Und hätten wir eine solche Regel gefunden, so könnten wir sie wirklich nicht besser notieren, als durch die Zeichnung eines Würfels (und dass es hier eine Zeichnung tut, ist wieder ungemein wichtig/bedeutsam. (TS 213, p. 167)

Der Würfel leistet das allerdings nur, wenn man ihn als Zeichen auffaßt. Die Frage »Kann ich die Geometrie des Würfels von einem Würfel ablesen?« (TS 213, p. 167) beantwortet Wittgenstein mit dem Hinweis darauf, daß ein Bild, selbst wenn es eine Regel wunderbar plastisch illustriert, nur als Zeichen, also auf eine bestimmte Art verstanden, eine Regel ausdrückt. Das Bild allein als ausreichend anzusehen, so schreibt Wittgenstein, liegt allerdings nahe:

Das scheint besonders dort so, wo ein Zeichen die ganze Grammatik zusammenzufassen scheint, dass wir sie aus ihm ableiten könnten, und es scheint, dass sie in ihm enthalten wäre, wie eine Perlenschnure in einer Schachtel und wir sie nur herausziehen müssen. (Aber dieses Bild ist es eben, was/welches uns irreführt.) (h: Überprüfen) (TS 213, p. 168)

Ein Bild trägt seine Verwendungsmöglichkeiten nur vor dem Hintergrund eines bestimmten Verständnisses in sich, wenn es als Zeichen aufgefaßt wird:

Aber welche Rolle spielt dabei das Modell? Doch wohl die des Zeichens. Das Zeichen, das eine bestimmte Verwendungsart hat und nur durch diese bezeichnet. (TS 213, p. 169)

Das Wort »Modell« bezeichnet den eingefärbten Würfel, der als Bild für die Möglichkeiten dienen soll, die Quadrate im Raum anzuordnen. Und es sind nicht die visuellen Eigenschaften dieses Bildes, die seine Bedeutung bestimmen. Wittgenstein gibt lediglich zu, daß bestimmte Bilder für bestimmte Verwendungsarten aus praktischen Zwecken besser geeignet sind.<sup>16</sup>

---

<sup>16</sup>Natürlich muß ein Bild, wenn es einen bestimmten Sachverhalt ausdrücken soll, die, wie Wittgenstein es nennen würde, richtige »Multiplizität« haben. Das bedeutet: Im Bild müssen so viele Unterscheidungen möglich sein wie in der Regel, die es ausdrücken soll.

## Das Sehen im Geiste

Bis jetzt wurde allerdings nur gezeigt, daß das Verstehen eines Wortes wie Pflanze nicht im Sehen einer realen Pflanze oder eines Bildes einer Pflanze bestehen kann. Es muß noch ausgeführt werden, daß es nicht weiter bringt, das Sehen in den Geist zu verlegen. Man könnte sonst einwenden, die dargestellten Überlegungen würden nicht für geistige Bilder gelten. Sie zu sehen sei von grundlegend anderer Art, als reale Bilder oder Gegenstände zu sehen. Schließlich, so die Fortsetzung des Einwandes, gelte für Bilder im Geiste nicht dasselbe wie für Bilder auf Papier oder sonstigen Materialien. Wittgenstein kritisiert die dieser Sicht zugrunde liegende Motivation:

Denn immer wieder ist man in der Versuchung, einen symbolischen Vorgang durch einen besonderen psychischen Vorgang erklären zu wollen, als ob die Psyche in dieser Sache viel mehr tun könnte, als das Zeichen. (TS 213, p. 283)

Wenn man dieser Annahme nachgibt, so kann man leicht auf den Gedanken kommen, geistige Bilder könnten selbst-verständliche Bilder sein, weil man vermutet, der Geist habe »ein Wesen, in dem manches geschehen kann, das ausserhalb dieser Sphäre nicht geschehen kann. Und von dem man manches erwarten muss, das sonst nicht möglich ist.« (TS 213, p. 286) Dem hält Wittgenstein entgegen, daß es für die Leistungsfähigkeit der Zeichen, oder besser ausgedrückt, für ihre logischen Eigenschaften keine Rolle spielt, ob ein Zeichen im Geiste oder außerhalb ist:

Das Behaviouristische an meiner Auffassung/an unserer Behandlung/ besteht nur darin, dass ich/wir keinen Unterschied zwischen »ausen« und »innen« mache/machen. Weil mich die Psychologie nichts angeht. (TS 213, p. 284)

Das gilt auch für Bilder: Es ist sicherlich so, daß wir das Bild einer Pflanze oder eine reale Pflanze anders sehen als ein inneres Bild einer Pflanze. Die Sichtverhältnisse können draußen nicht optimal sein, wir können die Dinge aus verschiedenen Perspektiven sehen, in unterschiedlichen Beleuchtungen.<sup>17</sup> Aber all das spielt für die logischen Eigenschaften eines Bildes, im Fall der wirklichen Pflanze für die des Beispiels, keine Rolle. Es gilt:

Es kann nie essentiell für uns (h: unsere Betrachtung) sein, dass ein (h: symbolisierendes) Phänomen in der Seele sich abspielt und nicht auf dem Papier, für den Andern sichtbar. (TS 213, p. 284)

Man hat es hier offensichtlich nicht mit einem Behaviourismus der Art zu tun, wie ihn Pawlow oder später Skinner betrieben. Diese betrachten den Menschen als black box und lehnen es prinzipiell ab, Zustände und Vorgänge im Geiste zu Erklärungszwecken von Verhalten heranzuziehen. Demgegenüber ist Wittgenstein bereit, alles zu berücksichtigen.

---

<sup>17</sup>Die Tatsache, daß es überhaupt zweifelhaft ist, ob man das Sehen eines inneren Bildes analog zum Sehen eines äußeren Bildes auffassen kann, soll hier nicht berücksichtigt werden. Wenn man, wie Wittgenstein es später tut (vgl. *PU*, Teil 2), das Sehen eines inneren Bildes als sekundär gegenüber der Beschreibung, die man von diesem inneren Bild geben kann, ansieht, dann wird sofort deutlich, daß das innere Bild irrelevant ist.

sichtigen, was man im Geist finden kann, und es dahingehend zu prüfen, ob es für die Erklärungszwecke brauchbar ist, weist allerdings darauf hin, daß man angeben können muß, wie man von den geistigen Vorgängen die Bedeutung abliest:

Denn in ihrer [bezieht sich auf die geistigen Vorgänge] Beschreibung muss es sich zeigen, wie es möglich ist. (TS 213, p. 286)

Es ist, um das hier noch einmal in Erinnerung zu rufen, gerade die Behauptung, daß man im Geiste Zeichen mit intrinsischer, selbst-verständlicher Bedeutung vorfindet. Die intentionalistische Theorie muß also darüber Auskunft geben können, wie solche Zeichen beschaffen sind und auf welche Art sie dem Sprecher gegeben sind. Wenn man annimmt, es gäbe im Geiste so etwas wie visuelle Bilder, so ist aus der Beschreibung ihrer visuellen Eigenschaften nicht abzulesen, wofür diese Bilder stehen oder ob sie überhaupt etwas bezeichnen. Die visuellen Eigenschaften eines Bildes sind nicht hinreichend um festzulegen, was das Bild bezeichnet. Das gilt ebenso für geistige Bilder. Die Annahme, daß das bei geistigen Bildern anders sei, ist ein Verzicht auf die angekündigte Erklärung verbunden mit dem Eingeständnis, daß ein geistiges Bild kein Bild im üblichen Sinne ist. Wenn man das weiter durchdenkt, wird deutlich, daß die intentionalistische Theorie nicht erklären kann, was ein geistiges Bild ist. Der Hinweis, das geistige Bild bewirke das Verstehen, gibt dem Bild eine rein kausale Rolle, läßt die Art, wie das Verstehen bewirkt wird, im Dunkeln und erklärt nicht, was das Verstehen ist. In jedem Fall erkennt man: Geistige Bilder sind keine selbst-verständlichen Zeichen.

### 5.3.6.2 Gefühle und Erlebnisse

Sucht man Zeichen, die ihre Bedeutung intrinsisch in sich tragen und deren Bedeutung man nicht mißverstehen kann, wenn man die Zeichen vor sich hat, so scheinen Gefühle, Erlebnisse und Empfindungen geeignete Kandidaten zu sein. Was die Identität eines Gefühls ausmacht, ist eine intrinsische Eigenschaft des Gefühls. Das Wesentliche daran, einen Eindruck von etwas Blauem zu haben, besteht darin, daß die Empfindung eine bestimmte Erlebnisqualität hat. Die Identität einer Empfindung ist durch die Qualität bestimmt, also dadurch, wie sie sich anfühlt. Nach einer zumindest lange Zeit etablierten Meinung gilt:<sup>18</sup> Es ist nicht möglich, etwa eine bestimmte Farbeempfindung zu haben, ohne zu wissen, daß man sie hat. Besonders überzeugend ist diese Sicht, wenn man einen Fall wie den folgenden betrachtet: Ich kann keinen Zahn-

---

<sup>18</sup>So bezeichnet etwa Chisholm die Tatsache, daß man eine bestimmte Empfindung hat, als eine selbst-präsentierende Tatsache, weil man dann, wenn man die Empfindung hat, weiß, daß man sie hat (vgl. Chisholm 1977, p. 22 ff.). Wenn man der, wie ich meine, überzeugenderen Meinung anhängt, daß Empfindungen ebensowenig wie äußere Gegenstände sich selbst kategorisieren, dann ist der Gedanke, Empfindungen mit Bedeutungen oder mit dem Verstehen zu identifizieren, bereits von Anfang an unplausibel. Die folgende Rekonstruktion des Gedankengangs ist von der Annahme unabhängig, daß Empfindungen nicht selbst-beschreibend sind. Sellars unterscheidet demgegenüber strikt zwischen einem nicht-propositional charakterisierten Empfinden und dem Wahrnehmen, daß etwas der Fall ist.

schmerz, also einen ebenfalls durch seinen qualitativen Charakter gekennzeichneten Zustand, haben, zumindest wenn er eine gewisse Intensität hat, ohne ihn zu bemerken, und ich stelle auch nicht erst fest, daß ich irgend etwas habe, und identifiziere es im nächsten Schritt als Zahnschmerz. Ein qualitativer Zustand ist mir unmittelbar als das, was er ist, gegeben, das bedeutet, daß er mir samt dem Wissen, was er ist, bewußt ist. Auf unseren Gedankengang bezogen bedeutet das: Weil Gefühle, Empfindungen und Erlebnisse das, was ihre Identität ausmacht, intrinsisch in sich tragen und weil man sie nicht haben kann, ohne diese intrinsische Qualität zu bemerken, kann man sich nicht darüber täuschen, daß man ein bestimmtes Gefühl, eine Empfindung oder ein Erlebnis hat. Es gibt kein Dahinter, über das man sich täuschen könnte.

Wittgenstein betrachtet die Annahme, Gefühle und Erlebnisse seien als Kandidaten für selbst-verständliche Zeichen geeignet, im TS 213 in unterschiedlichen Ausprägungen, die er an verschiedenen Textstellen in den Blick nimmt. Im zweiten Abschnitt des Kapitels »Meinen und Verstehen« beschäftigt er sich mit unterschiedlichen Aspekten des Meinens und Verstehens. Dabei stellt er auch fest, daß es ohne Zweifel einen qualitativen Aspekt hat, mit einem Wort etwas zu meinen oder ein Wort zu verstehen. Seine Strategie besteht also nicht darin, diesen qualitativen Aspekt zu bestreiten. Er konstatiert vielmehr, daß es so etwas gibt wie Erlebnisse, die man hat, wenn man einen Satz versteht, und die fehlen, wenn man nur eine Folge von Lauten hört, die keinen Sinn hat oder deren Sinn man nicht versteht, stellt dabei allerdings klar:

(1) Diese Erlebnisse zu haben ist nicht das Verstehen.

In der Auseinandersetzung mit James' Theorie der Wortgefühle im zweiten Kapitel des TS 213 diskutiert Wittgenstein die Annahme, die Bedeutung eines Wortes sei identisch mit dem, was man erlebt oder fühlt, wenn man ein bestimmtes Wort hört und versteht. Er kommt zu folgendem Ergebnis:

(2) Das Erlebnis, das man hat, wenn man ein Wort versteht, ist nicht die Bedeutung dieses Wortes, wenn man annimmt, daß die Kenntnis der Bedeutung hinreichend dafür ist, das Wort richtig gebrauchen zu können.

Wenn man sieht, daß die Bedeutung eines Wortes durch Erklärungen bzw. Regeln bestimmt ist, die seinen Platz in der Sprache, also seinen Platz in einem Netz von Beziehungen zu anderen Wörtern, bestimmen, so ist deutlich: Ein Wort versteht man nur dann, wenn man es nach diesen Regeln gebrauchen kann. Diese Kompetenz kann nicht mit einem Erlebnis identisch sein. Man könnte vor diesem Hintergrund versuchen, eine neue Aufgabe für Verstehenserlebnisse zu finden, und annehmen, ein Erlebnis, das man beim Verstehen hat, enthalte in kondensierter Form das, was in den Erklärungen der Bedeutung eines Wortes, um es so zu sagen, ausgebreitet ist. Auch das lehnt Wittgenstein ab:

(3) Erlebnisse des Verstehens enthalten nicht in komprimierter Form das, was in den Erklärungen der Bedeutung eines Wortes entfaltet wird.

Die hier abgelehnte Annahme diskutiert Wittgenstein im vierten Kapitel des TS 213, das im übrigen auch die besten Argumente gegen die gerade vorgestellten Ansätze enthält. In ihrem Zentrum steht folgende Feststellung: Gerade das, was das Erleb-

nis oder Gefühl als Kandidaten für ein primäres Zeichen so geeignet erscheinen läßt, macht es letztlich für diese Rolle unbrauchbar. Nach der oben dargestellten Auffassung tragen Gefühle ihre Qualität in sich, und es ist nicht möglich, ein bestimmtes Gefühl zu haben, ohne zu wissen, daß man es hat. Dagegen gehört es zur Bedeutung eines Wortes einer Sprache, in welchen Sätzen man es nach den Regeln der Sprache gebrauchen kann. Die Bedeutung dieser Sätze ist ihrerseits wieder durch Relationen zu anderen Sätzen und Erfüllungsbedingungen bestimmt: So besteht etwa die Bedeutung eines Wortes wie »Kugel« darin, wie es qua Bedeutung mit anderen Wörtern wie »rund«, »Körper«, »rollen« vernetzt ist und auf welche Gegenstände es zutrifft. Die Bedeutung eines Zeichens ist aus diesem Grund eine relationale Eigenschaft. Zwar erfüllt ein Gefühl das Bedürfnis nach einem Zustand, der seine Identität intrinsisch in sich trägt, allerdings ist es aus genau diesem Grund nicht möglich, ein Gefühl mit der Bedeutung eines Wortes zu identifizieren. Zwei Dinge mit so unterschiedlichen Identitätsbedingungen können nicht identisch sein. Aus demselben Grund kann ein Gefühl auch nicht das Verstehen eines Zeichens sein: Ein Wort zu verstehen schließt die Kenntnis seiner Bedeutung und damit der beschriebenen Relationen ein. Diese umfaßt die Kompetenz, das Wort entsprechend gebrauchen zu können. Kompetenzen gehören zu einer anderen Kategorie als Empfindungen wie Zahnschmerzen.

Betrachten wir zunächst einige Textstellen aus dem ersten Kapitel, an denen Wittgenstein den qualitativen Aspekt des Meinens und Verstehens beschreibt:<sup>19</sup>

»Ich sage das nicht nur, ich meine auch etwas damit«. – Wenn man sich überlegt, was dabei in uns vorgeht, wenn wir Worte *meinen* (und nicht nur sagen), so ist es uns, als wäre dann etwas mit diesen Worten gekuppelt, während sie sonst leer liefen. – Als ob sie gleichsam in uns eingriffen. (TS 213, p. 7)

Dasselbe gilt, wenn wir Sätze hören, die wir verstehen:

Der Satz, wenn ich ihn verstehe, bekommt für mich Tiefe. (TS 213, p. 7)

Das könnte, wie Wittgenstein im Anschluß ausführt, zu der Annahme führen, das »Verstehen bestehe darin, dass ich eine bestimmte *Erfahrung* habe.« (TS 213, p. 7) Diese tritt in charakteristischer Weise dann auf, wenn man einen Satz hört, den man versteht:

Wenn mir jemand etwas sagt und ich verstehe es, so geschieht mir dies ebenso, wie, dass ich, was er sagt, höre.

Und hier ist das Verstehen das Phänomen, welches sich einstellt, wenn ich einen deutschen Satz höre, und welches dieses Hören vom Hören eines Satzes einer mir nicht geläufigen (h: fremden) Sprache unterscheidet. (TS 213, p. 6)

Es ist zunächst naheliegend, diese Textstelle so zu lesen, als identifiziere Wittgenstein das Verstehen mit einem bestimmten qualitativ charakterisierten Vorgang, der sich

---

<sup>19</sup>Wittgenstein stellt im zweiten Abschnitt des ersten Kapitels, wie bereits festgestellt, unter der Überschrift »Verstehen« amorph gebraucht. »Verstehen« mehrdeutig.« (TS 213, p. 5) unterschiedliche Aspekte des Verstehensbegriffs vor.

beim Hörer einstellt. Eine nähere Betrachtung des Umfeldes macht allerdings deutlich: Die Betonung der Tatsache, daß sich ein bestimmtes Phänomen einstellt, soll hervorheben, daß der Hörer nicht irgendeine *Tätigkeit* ausführt, um einen Satz einer ihm bekannten Sprache zu verstehen und daß das Verstehen üblicherweise einen qualitativen Aspekt hat. Wittgenstein kontrastiert in dem auf die betrachtete Textstelle folgenden Absatz das Verstehen eines Satzes der deutschen Sprache mit dem Entschlüsseln einer chiffrierten Nachricht, um so zu zeigen: In diesem Fall muß man tatsächlich etwas *tun*, um die chiffrierte Botschaft zu verstehen. Wittgenstein unternimmt also nichts, um etwa Zweifel daran zu wecken, daß bestimmte introspektiv zugängliche Vorgänge beim Verstehen ablaufen, daß man dabei bestimmte Empfindungen hat. Er stellt nicht das Offensichtliche in Frage: Wenn jemand Sätze seiner Muttersprache oder einer anderen Sprache, die er beherrscht, hört, so ist das für ihn selbst deutlich zu unterscheiden davon, daß er Sätze einer Sprache hört, die ihm vollkommen unbekannt ist. Dasselbe gilt für die Sätze, die jemand äußert. Sätze einer Sprache zu äußern, die man beherrscht, unterscheidet sich qualitativ davon, Lautgebilde einer Sprache zu äußern, die einem nichts sagen, oder einfach beliebige Laute auszustoßen.

An anderer Stelle, im zweiten Kapitel des TS 213 setzt sich Wittgenstein mit William James' Theorie der Wortgefühle auseinander:

Jeder, der einen Satz liest und versteht, sieht die Worte/die verschiedenen Wortarten in verschiedener Weise, obwohl sich ihr Bild und Klang der Art nach nicht unterscheidet. Wir vergessen ganz, dass »nicht« und »Tisch« und »grün« als Laute oder Schriftbilder betrachtet sich nicht wesentlich voneinander unterscheiden und sehen es nur klar in einer uns fremden Sprache. (James) (TS 213, p. 42)

An dieser Textstelle ist der Gedanke angedeutet, daß die Unterschiede in den Erlebnissen die Unterscheidungen zwischen Wörtern unterschiedlicher Art widerspiegeln. Ebenfalls in der Auseinandersetzung mit James äußert Wittgenstein an der folgenden Textstelle einen Gedanken, der noch über die bisher dargestellten Überlegungen hinausgeht. Ging es bisher nur darum, daß man Wörter, die man versteht, anders aufnimmt als solche, die man nicht versteht, und daß das Verstehen ein Erlebnis ist, das das Hören eines Satzes begleitet, so geht der Gedankengang nun einen Schritt weiter:

Was wollen wir unter »Bedeutung« eines Wortes verstehen? Ein charakteristisches Gefühl, das das Aussprechen (Hören) des Wortes begleitet? (Das und-Gefühl, wenn-Gefühl James's) Oder wollen wir das Wort »Bedeutung« ganz anders gebrauchen; z.B., sagen, zwei Worte haben die gleiche Bedeutung, wenn dieselben grammatischen Regeln von beiden gelten? Wir können es halten, wie wir wollen, müssen aber wissen, daß dies zwei gänzlich verschiedene Gebrauchsweisen (Bedeutungen) des Wortes »Bedeutung« sind. (Man kann vielleicht auch von einem spezifischen Gefühl reden welches der Schachspieler bei Zügen mit dem König empfindet.) (TS 213, p. 33, v, h)

Diese Textstelle hat zwei Gesichter. Auf der dem Leser zunächst zugewandten Seite findet man die Behauptung, die Annahme, man könne die Bedeutung eines Wortes mit einem Gefühl, das man beim Aussprechen oder Hören des Wortes hat, identifizie-

ren, sei ebenso plausibel wie die, die Bedeutung eines Wortes als durch die Regeln bestimmt anzusehen, die für dieses Wort gelten. Wittgenstein präsentiert beide Sichtweisen in die Frage gekleidet, welche der beiden Annahmen das beschreiben, was man die Bedeutung eines Wortes nennen möchte, die er damit beantwortet, man könne es halten, wie man wolle. Mit diesem Angebot, den Bedeutungsbegriff inhaltlich zu füllen, macht Wittgenstein, so scheint es, ein Zugeständnis an die intentionalistische Theorie, dem er den Kommentar hinzufügt, daß diese beiden Bedeutungen des Wortes »Bedeutung« verschieden sind, sich also nicht ergänzen, eine Feststellung, die sich bei genauerer Betrachtung des Gedankengangs als immens wichtig herausstellen wird. Der letzte Satz der Textstelle läßt allerdings den Gedankengang kippen und die andere Seite der Textstelle sichtbar werden. Die mit den Worten »Man kann vielleicht auch ...« eingeleitete und scheinbar flapsig hingeworfene Bemerkung, es könne ein spezifisches Gefühl geben, das ein Schachspieler immer dann hat, wenn er mit dem König zieht, hat es trotz ihrer Unscheinbarkeit in sich: Wenn man sie durchdenkt, entpuppt sich, was aussah wie ein Angebot, als *reductio*.

Fragen wir uns zunächst, was ein spezifisches Königs-Gefühl leisten und was es nicht leisten würde. Was der König im Schachspiel ist, ist wie die Identität der anderen Figuren im Schachspiel durch die Regeln dieses Spiels festgelegt, die insofern abstrakte Rollen beschreiben, als es auf die materielle Beschaffenheit der Figuren, die diese Rollen realisieren, nicht ankommt. Offensichtlich erfährt ein Gefühl diese Rolle nicht: Denn ein spezifisches Königs-Gefühl zu kennen ist etwas anderes als die Rolle des Königs im Schachspiel zu kennen. Man kann eine bestimmte Empfindung haben, wenn man den König bewegt, und ihn nicht den Regeln des Schachs entsprechend bewegen können, und es ist möglich, daß man die korrekten Zugmöglichkeiten dieser Schachfigur kennt, obwohl die Züge mit dieser Figur von keinen oder immer anderen Empfindungen begleitet sind. Das Analoge gilt für Wörter: Wie ich oben bei der Diskussion der Gegenstandstheorie der Bedeutung ebenfalls im Rückgriff auf die Analogie Wort-Schachfigur gezeigt habe, erschließt sich die Bedeutung von Wörtern über ihre Rolle in Sätzen und die Bedeutung dieser Sätze. So muß man, und das ist eine Minimalforderung, wissen, daß das Wort »Haus« in Sätzen wie »Das Haus hat drei Stockwerke« sinnvoll, in Sätzen wie »Haus ist meine Lieblingsfarbe« dagegen sinnlos gebraucht ist, wenn man die Bedeutung des Wortes »Haus« kennt. Zur Kenntnis der Bedeutung eines Wortes gehört also eine Kompetenz, das Wort entsprechend den Regeln der Sprache gebrauchen zu können. Wenn man ein spezifisches Gefühl bei der Äußerung des Wortes »Haus« hätte und dieses kennen würde, so wäre das etwas anderes, als die Rolle des Wortes »Haus« zu kennen. Die Kenntnis der Regeln, die die Rolle eines Wortes bestimmen, ist also, wie Wittgenstein an der gerade betrachteten Textstelle feststellt, etwas anderes als ein jeweils bestimmtes Wortgefühl. Im Lichte dessen, was durch den Vergleich von Wörtern und Sätzen mit Schachfiguren deutlich wurde, hat diese Feststellung einen hohen Stellenwert: Wir hängen an der Annahme, daß die Bedeutung eines Wortes eine Rolle ist, weil wir jemandem die Kenntnis der Bedeutung, also das Verstehen eines Wortes nur dann zuschreiben, wenn er es entspre-

chend der Rolle gebrauchen kann. Von dieser Minimalanforderung sind wir stärker überzeugt als von der Annahme, daß die Bedeutung eines Wortes ein Gefühl sei. Die Funktion der Schachanalogie war es, darauf aufmerksam zu machen, daß die beiden Bedeutungen des Wortes »Bedeutung« nicht gleichberechtigt nebeneinander stehen. Die eine Konzeption von Bedeutung verfehlt schlicht das, was wir mit dem Wort »Bedeutung« meinen. Jemand, der das Wort »Haus« nicht richtig gebrauchen kann, kennt dessen Bedeutung nicht, unabhängig davon, ob er ein bestimmtes Gefühl hat, das er mit diesem Wort verbindet.

In diesem Sinne charakterisiert Wittgenstein in dem Kapitel, in dem er die oben skizzierten drei Annahmen diskutiert, das Verstehen, also die Kenntnis der Bedeutung eines Wortes, in der Überschrift des Abschnitts, mit dem das Kapitel beginnt:

Ein Wort *verstehen*, es anwenden *können*.

Eine Sprache *verstehen*: Einen Kalkül *beherrschen*. (TS 213, p. 143, Überschrift)

Die Frage nach der Bedeutung eines Wortes verweist also auf die Anwendung dieses Wortes, und zwar, wie wir oben festgestellt haben, in Sätzen. Die Bedeutung dieser Sätze ist wiederum durch einen geregelten Gebrauch bestimmt:

Seinen Inhalt hat der Satz als Glied des Kalküls. (TS 213, p. 143)

Das Wort »Inhalt« gebraucht Wittgenstein in diesem Zusammenhang im Sinne des Wortes »Bedeutung«. Ich möchte an dieser Stelle nicht auf die Details der Kalkül-Analogie eingehen, sondern es soll genügen zu klären, was an der gerade betrachteten Textstelle gemeint ist: Der Satz hat seine Bedeutung dadurch, daß er nach bestimmten Regeln gebraucht wird. Dies möchte ich mit einem Beispiel verständlich machen: So wie die Bedeutung eines Zeichens in einem Kalkül dadurch bestimmt ist, welche Rolle es im Zusammenspiel mit den anderen Zeichen des Kalküls hat, so ist die Bedeutung eines Satzes dadurch mitbestimmt, wie er mit anderen Sätzen qua Bedeutung zusammenhängt. Man versteht den Satz »Auf dem Tisch liegt eine Glaskugel« nur, wenn man weiß, daß er so gebraucht wird, daß aus ihm folgt:<sup>20</sup>

- (1) »Auf dem Tisch liegt ein Gegenstand«, »Auf dem Tisch liegt ein runder Gegenstand«, »Auf dem Tisch liegt etwas, das ein gewisses Gewicht hat«.

Ebenso muß man wissen, daß der Satz die Wahrheit der folgenden Sätze ausschließt:

- (2) »Der Tisch ist leer«, »Auf dem Tisch liegt nur ein Würfel«, »Auf dem Tisch liegen nur Gegenstände aus Holz«.

Offensichtlich sind also Sätze qua Bedeutung durch Folgerungen mit anderen Sätzen vernetzt. Mit welchen Sätzen ein Satz auf diese Weise verbunden ist, hängt offensichtlich von der Bedeutung der Worte ab, die in ihm vorkommen. So folgen aus dem Satz »Auf dem Tisch liegt eine Holzkugel« andere Sätze als aus dem Satz »Auf dem Stuhl liegt eine Holzkugel«. Ich werde später zeigen, daß die Bedeutung von Wörtern

---

<sup>20</sup>Dieses Vorgehen ist, wie sich später zeigen wird, typisch für Wittgensteins Methode, um herauszufinden, was die Bedeutung eines Wortes oder Satzes ist: Wir schließen von dem, was wir verstehen, wenn wir ein Wort oder einen Satz verstehen, darauf zurück, was die Bedeutung ist (vgl. unten Abschnitt 7.6.5 ff.).



und Sätzen durch die Angabe solcher Regeln, grammatischer Regeln, wie sie Wittgenstein nennt, vollständig erfaßt werden kann. In diesem Zusammenhang genügt es, daß die Kenntnis solcher Regeln eine notwendige Bedingung dafür ist, die Bedeutung von Wörtern und Sätzen zu kennen. In diesem Sinne ist die Bedeutung von Wörtern und Sätzen durch Regeln festgelegt, und die Kompetenz, sie zu verstehen, umfaßt die Fähigkeit, sie nach diesen Regeln gebrauchen zu können.<sup>21</sup>

Wenn das geklärt ist, dann kann man daran gehen, andere Textstellen zu betrachten, an denen Wittgenstein auf dem gerade dargestellten Gedankengang aufbaut. An der folgenden Textstelle wird deutlich, daß Gefühle, Erlebnisse und Erfahrungen nicht strukturiert genug sind, um die Bedeutung eines Satzes auszudrücken. Zunächst stellt Wittgenstein die Frage, wann man einen Satz versteht, und geht dann zu der Feststellung über, daß das Verstehen eine bestimmte Struktur haben muß:

... ist das Verstehen ein artikulierter Vorgang, wie das Bilden des Satzes, oder ein unartikulierter? Und wenn ein artikulierter: muss er nicht projektiv mit dem anderen verbunden sein? Denn sonst wäre seine Artikulation von der ersten unabhängig. (TS 213, p. 147)

Wenn das Verstehen ein Vorgang ist, der die Zeichen des Satzes in irgendeiner Weise umwandelt, dann, so stellt Wittgenstein fest, muß es ein artikulierter Vorgang sein. Damit ist folgendes gemeint: Zur Bedeutung eines Satzes gehört, daß er mit anderen Sätzen in der beschriebenen Weise durch Folgerungen verbunden ist. Diesen Platz zu bestimmen, dazu leisten die einzelnen Wörter des Satzes einen systematischen Beitrag. Sätze haben, so Wittgensteins Gebrauch dieses Wortes, eine artikulierte Bedeutung, insofern ihre Bedeutung in systematischer Weise mit der Bedeutung anderer Sätze zusammenhängt und zwar in einer Weise, die sich auch aus den Wörtern ergibt, aus denen die Sätze aufgebaut sind. Wenn man einen Satz beim Verstehen in etwas anderes überträgt, so muß es etwas sein, das die gleiche Bedeutung hat. Und das bedeutet: Es muß eine Zeichenkette sein, die in derselben Weise eine artikulierte Bedeutung besitzt. Das ist mit der Forderung gemeint, daß das Verstehen ein artikulierter Vorgang sein müsse, dessen Ergebnis in einer projektiven Beziehung zu dem ursprünglichen Satz, der verstanden werden soll, steht. Man kann also nicht einen bedeutungsvollen Satz in eine amorphe Masse bzw. eine Wolke übertragen und annehmen, daß so die Bedeutung erhalten bleibt. Wenn etwas die Bedeutung eines Satzes der deutschen Sprache haben soll, dann muß es in derselben Weise wie dieser in Zeichenstrukturen eingebunden sein. Die Identität eines Gefühls besteht nicht darin, daß es in der beschriebenen Weise aufgrund der inneren Struktur mit anderen Gefühlen verbunden ist. Sie hängt nur davon ab, wie sie sich anfühlen. Aus diesem Grund kann ein Gefühl zu haben nicht mit dem Verstehen und das Gefühl auch nicht mit der Bedeutung eines Satzes identisch sein.<sup>22</sup>

---

<sup>21</sup>Die Sprecher einer Sprache beherrschen, wie ich später zeigen werde, die Regeln implizit.

<sup>22</sup>Dieses Argument ist auch dann gültig, wenn man annimmt, daß die Identität von Gefühlen nicht nur in ihrer intrinsischen Erlebnisqualität besteht, sondern auch in bestimmten Verhaltensdispositionen. Zum einen sind Dispositionen keine Zustände, die introspektiv erkennbar sind. Wenn man Gefühle so konzi-

Auf diesen Zusammenhang weist Wittgenstein bereits an einer Textstelle ganz zu Anfang des TS 213 hin, die in ihrem unmittelbaren Zusammenhang so kaum verständlich ist:

Man möchte davon reden, »einen Satz zu erleben«. Lässt sich dieses Erlebnis niederschreiben? (TS 213, p. 1)

Vor dieser Textstelle geht es um das Verstehen eines Satzes, und vor dem Hintergrund des bereits erarbeiteten Gedankenganges ist deutlich: Was man versteht, wenn man einen Satz versteht, das kann man insofern niederschreiben, als man den jeweiligen Platz des Satzes in der Sprache beschreiben kann. Es ist, und darauf weist Wittgenstein an der gerade betrachteten Textstelle hin, etwas anderes, als das Erlebnis zu beschreiben, das man hat, wenn man einen Satz erlebt.

Es bleibt damit noch ein Einfallstor offen für den Gedanken, Gefühle könnten für das Verstehen eines Satzes entscheidend sein: Wenn man einen Satz, den man zunächst nicht verstanden hat, plötzlich versteht, so hat man ein Gefühl des Verstehens. Man hat das Gefühl, die Bedeutung des Satzes verstanden zu haben, und das, ohne daß man sich die Regeln, die die Bedeutung des Satzes bestimmen, still aufsagt oder in anderer Weise bewußt macht. Wittgenstein spitzt diesen Gedankengang so zu:

Die grammatischen Regeln – und die Bedeutung eines Wortes. Ist die Bedeutung, wenn wir sie verstehen, »auf einmal« erfasst; und in den grammatischen Regeln gleichsam ausgebreitet? (TS 213, p. 159, Überschrift Abschnitt 39)

Wenn das so wäre, liegt die folgende Frage nahe:

Kann ich nun aber das, was die grammatischen Regeln von einem Worte sagen, auch ganz anders beschreiben, nämlich durch die Beschreibung des Vorgangs, der beim Verstehen des Wortes stattfindet? (TS 213, p. 160)

Wittgenstein weist diese Sicht zurück:

Es handelt sich beim Verstehen, (h: Meinen) nicht um einen Akt des momentanen, sozusagen nicht diskursiven, Erfassens der Grammatik. Als könnte man sie gleichsam auf einmal herunterschlucken. (TS 213, p. 157)

Wenn man etwas plötzlich versteht, das man vorher nicht verstanden hatte, dann erwirbt man die Fähigkeit, den Regeln eines bestimmten Systems zu folgen. Wittgenstein verdeutlicht das mit folgendem Beispiel:

»Jetzt sehe ich's erst, er zeigt immer auf die Leute, die dort vorübergehen«. Er hat ein System verstanden: wie Einer, dem ich die Ziffern, 1, 4, 9, 16 zeige und der sagt »ich versteh' jetzt das System, ich kann jetzt selbst weiterschreiben«. (TS 213, p. 157, a)

---

piert, dann sind sie als Kandidaten für selbst-verständliche geistige Zeichen unbrauchbar. Zudem würden die Gefühle auch in diesem Fall nicht die erforderliche abstrakte Struktur realisieren. Wie dargestellt ist die Bedeutung von Sätzen auch durch ihre Relationen zu anderen Sätzen bestimmt. Diese hätten im Fall der gerade betrachteten Konzeption von Gefühlen kein Gegenstück, weil zwischen den Gefühlen und den Dispositionen keine inferentiellen Beziehungen bestehen, sondern nur zwischen ihren Beschreibungen.

Diese Kenntnis eines Systems, Wittgenstein spricht an der nächsten Textstelle von der Kenntnis eines Kalküls, ist nicht von der Art des seelischen Vorgangs, der das Verstehen begleitet:

Und wenn ich sage »was er macht, ist der Schritt eines Kalküls«, so heisst das, dass ich diesen Kalkül schon kenne; in dem Sinne, in dem ich die deutsche Sprache kenne, oder das Einmaleins.

Welche ich ja auch nicht so in mir habe, als wäre die ganze deutsche Grammatik und die Einmaleins-Sätze zusammengeschoben auf Etwas, was man auf einmal, als Ganzes, erfassen kann ... (TS 213, p. 157)

Ein Erlebnis wäre etwas, das man auf einmal, als Ganzes erfassen kann. Dies ist nur eine andere Art zu sagen, daß die Qualität eines Erlebnisses nicht auf etwas verweist, das außerhalb des Erlebnisses liegt. Demgegenüber lehnt Wittgenstein es ab, die Kenntnis einer Sprache oder des Einmaleins als etwas anzusehen, was wir auf einmal als Ganzes erfassen können. Das bezieht sich allerdings nur darauf, daß die Regeln und ihre Kenntnis von anderer Art sind als eine bestimmte Empfindung, die man insofern als Ganzes erfassen kann, als ihre Identität durch das, was der, der sie hat, in dem Moment, in dem er sie hat, empfindet, vollständig bestimmt ist. Es ist damit nicht gemeint, daß man nicht auf einen Schlag etwas sehr Kompliziertes verstehen kann. – In Fortsetzung der gerade betrachteten Textstelle weist Wittgenstein darauf hin, daß es ohne Zweifel einen typischen Vorgang des plötzlichen Verstehens gibt:

Gewiss, der Vorgang des »jetzt versteh' ich ... !« ist ein ganz spezifischer, aber es ist eben auch ein ganz spezifischer Vorgang, ... wenn wir »weiter wissen«.

Aber dieses Weiter-Wissen ist eben auch *diskursiv* ... (TS 213, p. 157, 158, a)

Man könnte diese Textstelle so lesen, als wolle Wittgenstein lediglich auf ein spezifisches Merkmal aller Vorgänge des plötzlichen Verstehens hinweisen. Es bliebe dann allerdings unklar, was dieses spezifische Merkmal sein könnte, es sei denn, und das wäre trivial, daß es alle Fälle von plötzlichem Weiter-Wissen sind. Für überzeugender halte ich es anzunehmen, daß Wittgenstein hier die folgende Annahme diskutiert: Was die Spezifität des Vorgangs des plötzlichen Verstehens ausmacht, sind seine erlebbaren Merkmale. Diese Sicht wird durch eine parallele Textstelle gestützt, sie befindet sich zwei Seiten vor dem hier betrachteten Absatz, an der Wittgenstein von einem *Vorgang* mit erlebbaren Merkmalen spricht:

Denn die Frage ist eben, ob unter der »Bedeutung, in der man ein Wort gebraucht« ein Vorgang verstanden werden soll, den wir beim Sprechen oder Hören des Wortes erleben. (TS 213, p. 155)

In diesem Lichte wird deutlich, daß mit dem »spezifischen Vorgang« ein introspektiv zugänglicher seelischer Vorgang gemeint ist. Das Weiter-Wissen allerdings ist, wie jede Kenntnis bestimmter Regeln, deswegen das Wort »auch«, diskursiv. Die Regeln beziehen sich, das macht der Hinweis auf die »zusammengeschobene« deutsche Grammatik und das Einmaleins deutlich, auf etwas, was nur durch die Regeln ausgedrückt

werden kann, und nicht anders. In anschaulicher Weise deutlich macht dies Wittgenstein etwa bei der Diskussion der Frage, ob das Verneinen im Geiste nicht etwas anderes sein könnte als der Umgang mit dem Negationszeichen, der durch bestimmte Regeln bestimmt ist, und stellt dabei unmißverständlich klar:

Gäbe es eine explizitere Ausdrucksweise der Negation, so müsste sie sich doch in die andere abbilden lassen und könnte darum nicht von anderer Multiplizität sein. (TS 213, p. 109, a)

Die Idee der Negation ist nur in einer Zeichenerklärung verkörpert und soweit wir eine solche Idee besitzen, besitzen wir sie nur in der Form so einer Erklärung. ... Den Begriff der Negation/Verneinung besitzen wir nur in einem Symbolismus. ... Wenn der Symbolismus nicht erkennen lässt, was verneint wurde, so verneint er nicht. (TS 213, p. 110 f.)

Ein Wort kann nur in einem Symbolismus die Bedeutung des Wortes »nicht« haben. Das bedeutet: Es müssen für das Zeichen bestimmte Regeln festgelegt sein, die seinen Gebrauch im Zusammenspiel mit anderen Zeichen, also in Sätzen, bestimmen. So gilt etwa: Das Wort »nicht« verneint einen Satz und verbindet nicht zwei Sätze. So hätte es in einem Symbolismus, in dem es zwei Sätze verbinden würde oder sonst eine andere Funktion hätte, die falsche Multiplizität. Etwas ist also nur dann eine Verneinung, wenn es durch die Regeln eines Symbolismus festgelegt und erkennbar ist, daß und was verneint wird. Etwas zu verneinen ist kein geistiger Vorgang, der durch besondere introspektiv erkennbare Merkmale gekennzeichnet ist. Entsprechend gilt auch für die Diskussion der Frage, ob das Weiter-Wissen ein spezifischer seelischer Vorgang sein kann: Man weiß weiter, wenn man die Regeln erkennt. Die Kenntnis der Regeln selbst ist kein durch seine innere Qualität gekennzeichneter Vorgang, der abläuft, wenn man plötzlich etwas versteht, oder der das Verstehen eines Satzes, dessen Bedeutung man kennt, begleitet. Wittgenstein weist am Ende des Abschnitts, in dem er sich mit der Frage beschäftigt, was es bedeutet, etwas tun zu können, pointiert auf den Fehler hin, der diesen Annahmen zugrunde liegt:

Das Können und Verstehen wird von der Sprache scheinbar als Zustand dargestellt, wie der Zahnschmerz, und das ist die falsche Analogie, unter der ich laboriere. (TS 213, p. 149)

So sind, und das macht Wittgenstein im Anschluß an die betrachtete Textstelle deutlich, Empfindungen datierbar, Kompetenzen nicht.<sup>23</sup> Darüber hinaus ist eine Kompetenz durch die Beschreibung dessen, worauf sie sich bezieht, bestimmt. Ihre Identität ist dadurch und nicht durch eine Gefühlsqualität festgelegt. Wie deutlich wurde, kann das plötzliche Verstehen von bestimmten Gefühlen begleitet sein, und es ist möglich, daß es ein spezifisches Gefühl gibt, das dann und nur dann auftritt, wenn wir weiter-

---

<sup>23</sup>Wittgenstein drückt diesen Zusammenhang etwas verworren so aus: »Wann *kannst* Du Schach spielen? Immer? oder während Du es sagst (h: einen Zug machst)? aber während des ganzen Satzes? – Und wie seltsam, dass Schachspielen-Können so kurze Zeit braucht ... und eine Schachpartie so viel länger!« (TS 213, p. 149)

wissen, und das uns anzeigt, daß wir weiterwissen. Man muß allerdings festhalten: Selbst wenn es eine verlässliche Korrelation zwischen dem plötzlichen Verstehen eines Satzes und einem bestimmten Verstehens-Erlebnis gibt, so daß das Gefühl ein verlässlicher Indikator für das Verstehen ist, gilt: Das Erlebnis ist ein Indikator für das Verstehen und nicht mit diesem identisch. Gefühle und Kompetenzen sind kategoriell schlicht verschieden.

### 5.3.6.3 Vorstellungen und Gedanken

Als Anwärter par excellence für die Rolle der gesuchten Zeichen bieten sich Vorstellungen und Gedanken an. Diese haben den entscheidenden Mangel nicht, an dem Gefühle und Bilder gescheitert waren. Das Bezugsobjekt von Vorstellungen und Gedanken ist mit ihrem Inhalt gegeben, und wer einen Gedanken hat, kann dessen Inhalt nicht fehldeuten oder daran zweifeln, ob er überhaupt einen Inhalt hat. Wittgenstein drückt diesen Zusammenhang mit der folgenden rhetorischen Frage aus:

Ist die *Vorstellung* das Porträt par excellence, also grundverschieden, etwa, von einem gemalten Bild und durch ein solches oder etwas Aehnliches nicht ersetzbar? ... (TS 213, p. 217, Überschrift Abschnitt 50)

Anders als bei einem Bild muß man bei einer Vorstellung nicht erst die Frage beantworten, worauf sie sich bezieht. In einer handschriftlichen Bemerkung bestätigt Wittgenstein noch einmal, daß diese Frage tatsächlich rhetorisch gemeint ist, indem er darauf hinweist, daß die intentionalistische Theorie der Bedeutung genau so ein Über-Portrait braucht:

Denn so ein Wunderding scheint es, brauchen wir.  
Und die Vorstellung scheint es zu sein. Denn wir können uns nicht *fragen*, ob z. B. unsere Vorstellung von diesem Menschen wirklich die Vorstellung von *diesem* Menschen sei oder von einem Andern, der ihm nur ähnlich sieht. (TS 213, p. 217, h)

Entsprechend gilt:

... denn ich kann nicht zweifeln, wenn ich mir Napoleon vorstelle, ob es wirklich Napoleon ist den ich mir vorstelle oder nicht nur jemand der ihm ähnlich sieht! (TS 213, p. 217, h, a)

Auf diese Weise ist die Vorstellung wie ein Bild, das seine eigene Deutung mitbringt, »zugleich Bild und Meinung« (TS 213, p. 217), wie es Wittgenstein im zweiten Satz der Überschrift ausdrückt. Die nächste Textstelle macht deutlich, daß Wittgenstein den Begriff der Vorstellung in einem sehr weiten Sinne benutzt:

Diese Situation ist nicht denkbar: Ich habe irgend ein Vorstellungsbild vor mir und sage: »jetzt weiss ich nicht, ist das eine Erwartung oder eine Erinnerung, oder nur ein Bild ohne jede Beziehung zur Wirklichkeit«. (TS 213, p. 218)

Wittgenstein betrachtet, so zeigt diese Textstelle, das Wort »Vorstellung« als paradigmatisch für andere Wörter, die intentionale Zustände<sup>24</sup> bezeichnen. Dasselbe gilt für das Wort »Gedanke«. Darunter fällt die *Meinung*, daß *p*, ebenso wie der *Gedanke*, die *Erwartung* etc. ... Ein intentionaler Zustand hat einen Modus und einen Inhaltssatz. Über beides kann man sich, wenn man eine bestimmte Vorstellung hat, nicht täuschen, nicht darüber, ob man erwartet, erinnert oder hofft, daß *p*, und nicht darüber, welchen Inhalt die Vorstellung hat:

Wenn man den Gedanken betrachtet, so kann also von einem Verstehen keine Rede mehr sein, denn, sieht man ihn, so muss man ihn als den Gedanken dieses Inhalts erkennen, es ist nichts zu deuten. – Aber so ist es ja wirklich, wenn wir denken, da wird nicht gedeutet. (TS 213, p. 382)

Wir scheinen damit etwas gefunden zu haben, was die Eigenschaften hat, die wir suchen. Der Gedanke<sup>25</sup> ist selbst-verständlich, braucht also nicht mehr gedeutet oder verstanden zu werden, und hat seine Bedeutung in sich.

Wittgensteins Argumente gegen diese Sicht, man hätte hier geistige Zeichen vor sich, die die Rolle der gesuchten Hyperzeichen ausfüllen könnten, würden es eigentlich wünschenswert erscheinen lassen, in detail seine gesamte Sicht intentionaler Zustände zu präsentieren. Das kann ich in diesem Rahmen nicht tun. So möchte ich folgende Darstellung wählen: Zunächst werde ich das, was Wittgenstein über den Status von Gedanken sagt, etwas ausführlicher darstellen, bis deutlich wird, daß Gedanken nicht für die gesuchte Rolle in Frage kommen, weil ihr Inhalt interpretativ ist. Dann werde ich zeigen, daß man Wittgensteins Hauptargument modifizieren muß, weil er nicht sieht, daß zwar die Identität von Gedanken durch den Inhaltssatz bestimmt ist, daß aber nur Gedanken von einem Typ (ich nenne ihn verbale Gedanken) über stille oder gesprochene Äußerungen dieses Inhaltssatzes identifiziert werden können. Diese Modifikation ändert allerdings nichts Wesentliches an dem Hauptargument. Die Textstellen entnehme ich drei Kapiteln, die sich mit dem Status von Gedanken und intentionalen Zuständen im allgemeinen beschäftigen. Es sind dies die Kapitel mit den Titeln »Gedanke. Denken.« (TS 213, p. 210), »Intention und Abbildung« (TS 213, p. 271) und »Erwartung. Wunsch. etc.« (TS 213, p. 353).

Beginnen möchte ich mit der Feststellung, daß ein Sprecher der deutschen Sprache Sätze dieser Sprache üblicherweise nicht deutet. Es ist also keine Spezialität des Denkens, daß dabei nicht gedeutet wird. In dem Sinn, in dem wir Gedanken nicht mehr deuten müssen, müssen wir auch Zeichen der öffentlichen Sprache nicht deuten:

Wenn mich jemand fragt: »wieviel Uhr ist es«, so geht in mir dann keine Arbeit des Deutens vor. Sondern ich reagiere unmittelbar auf das, was ich sehe und höre. (TS 213, p. 20)

---

<sup>24</sup>Den Ausdruck »intentionaler Zustand« würde Wittgenstein ablehnen, weil er aus seiner Sicht einen falschen Eindruck vom Wesen von Vorstellungen vermittelt.

<sup>25</sup>Die Unterscheidung zwischen Vorstellungen und Gedanken wird dabei vorerst keine Rolle spielen. Zum überwiegenden Teil unterscheidet Wittgenstein nicht zwischen beiden. Einen Unterschied, den er möglicherweise terminologisch zieht, werde ich am Ende erläutern. Er spielt für den weiteren Gedankengang, der zeigen soll, daß man es hier nicht mit den gesuchten Zeichen zu tun hat, keine Rolle.

Wir sind uns, darauf weist Wittgenstein mit dieser Bemerkung hin, nicht der Tatsache bewußt sind, daß wir eine Deutung vornehmen. Und es war gerade, wie ich oben gezeigt habe, eine wesentliche Voraussetzung der intentionalistischen Theorie, daß die Übertragung in geistige Zeichen bewußt stattfindet. Die Sachlage, so zeigt die Überlegung an der nächsten Textstelle, spricht vielmehr dafür, daß man Sätze der deutschen Sprache generell nicht deutet, sondern unmittelbar versteht, wenn man sie hört:

Denken wir an eine Chiffre: Ein Satz sei uns in der Chiffre gegeben und auch der Schlüssel, dann ist uns natürlich, in gewisser Beziehung, alles zum Verständnis der Chiffre gegeben. Und doch würde ich, gefragt: »verstehst Du diesen Satz in der Chiffre«, etwa antworten: Nein, ich muss ihn erst entziffern; und erst wenn ihn z. B. ins Deutsche übertragen hätte, würde ich sagen »Jetzt verstehe ich ihn«.

Wenn man hier die Frage stellte: »In welchem Augenblick der Uebertragung (aus der Chiffre ins Deutsche) verstehe ich den Satz«, so würde man einen Einblick in das Wesen dessen erhalten, was wir »verstehen« nennen. (TS 213, p. 6)

Wir verstehen die Chiffre, und das ist der zentrale Gedanke an der hier betrachteten Textstelle, sobald wir sie ins Deutsche übertragen haben. Wir sind uns keiner weiteren Übertragung bewußt, und es ist offensichtlich auch keine nötig. Das Entsprechende gilt für das Äußern eines Satzes, wenn wir meinen, was wir sagen. Wir finden keinen Gedanken, aus dem wir übertragen, was sagen wollen. Darauf weist Wittgenstein an der folgenden Textstelle hin:

Wie sich der Gedanke zur Rede verhält, kann man am besten verstehen, wenn man bedenkt, ob etwa das »Verständnis« (der Gedanke) einer Rechnung (etwa einer Multiplikation) als gesonderter Prozess neben dem Rechnungsvorgang einherläuft. (TS 213, p. 223)

Das Beispiel des Rechnens zieht Wittgenstein häufig heran, um Aspekte dessen herauszuarbeiten, was er als für das Denken typisch ansieht (TS 213, p. 216, 230, 377).<sup>26</sup> Offensichtlich gilt: Man kann eine Rechnung im Geiste ausführen, also im Kopf rechnen, oder auf dem Papier. Dasselbe gilt auch für eine bestimmte Abfolge von Gedanken: Man kann denken, daß der Sommer des Jahres 1992 herrliches Wetter hatte und Gartenbesitzer folglich in diesem Jahr viel zu tun hatten, oder den Satz äußern, daß der Sommer des Jahres 1992 herrliches Wetter hatte ... Deutlich ist in beiden Fällen: Man wird nicht, während man den Satz äußert, noch still den Gedanken denken. In diesem Zusammenhang liegt folgender Einwand allerdings nahe: Zwar scheint es überzeugend, daß im geschilderten Fall kein Gedanke das Sprechen begleitet. Unklar ist allerdings bis jetzt, ob ein Gedanke, den man nicht sprachlich äußert, während man ihn hat, nicht von gänzlich anderer Art ist als der Satz, mit dem man den Gedanken ausdrücken könnte. Wittgenstein weist diese Sicht zurück:

Man hat nicht den Gedanken, und *daneben* die Sprache. – Es ist also nicht so, dass man für den Andern die Zeichen, für sich selbst aber einen stummen Gedanken hat.

---

<sup>26</sup>Es wird sich später zeigen, daß das Rechnen typisch für verbales Denken ist.

Gleichsam einen gasförmigen oder ätherischen Gedanken, im Gegensatz zu sichtbaren, hörbaren Symbolen. (TS 213, p. 222)

Diese Sicht plausibilisiert Wittgenstein so:

Man hat nicht den Zeichenausdruck und daneben, für sich selbst, den (gleichsam dunkeln) Gedanken. Dann wäre es doch auch zu merkwürdig, dass man den Gedanken durch die Worte sollte wiedergeben können. (TS 213, p. 222)

Zwischen den Worten, mit denen man den Inhalt eines Gedankens angibt, und dem Gedanken besteht vielmehr ein sehr enger Zusammenhang:

Der Gedanke ist wesentlich das, was durch den Satz ausgedrückt ist, wobei »ausgedrückt« nicht heisst »hervorgerufen«. Ein Schnupfen wird durch ein kaltes Bad hervorgerufen, aber nicht ausgedrückt. (TS 213, p. 222)

Mit dem Wort »ausdrücken« bezeichnet Wittgenstein also keine kausale Beziehung. Mit der Behauptung, der Gedanke sei wesentlich das durch einen Satz Ausgedrückte, meint er vielmehr: Die Identität eines Gedankens ist durch seinen Inhalt bestimmt. Der ist durch den Inhaltssatz ausgedrückt, und zwar im Sinne von festgelegt. Welchen Inhalt ein Gedanke hat, erfahren wir nicht dadurch, daß wir undeutliche geistige Zustände betrachten und uns dann fragen, welche Gedanken wir vor uns haben. Gedanken sind in dieser Hinsicht anders als Empfindungen. Eine Empfindung ist uns durch ihre Qualität gegeben. Gedanken haben nicht einen bestimmten qualitativen Gehalt, dem wir dann einen Inhalt zuordnen, sondern sie sind uns durch ihre Inhaltssätze gegeben, die wir als Sprecher der deutschen Sprache in dieser Sprache ausdrücken.<sup>27</sup> Dasselbe gilt für den Zusammenhang zwischen anderen Arten intentionaler Zustände und ihren Inhaltssätzen wie Erwartung, Meinung etc. ... Entscheidend ist: Die Worte im Inhaltssatz, daß *p*, bedeuten dasselbe, was sie bedeuten, wenn der Satz als Hauptsatz in behauptender Funktion vorkommt. Zwar hat man den Eindruck, daß es anders wäre:

Man hat das Gefühl, dass ich mich im Satz »ich erwarte, dass er kommt« der Worte »er kommt« im anderen Sinne bediene, als in der Behauptung »er kommt«. (TS 213, p. 373)

Zu dieser Meinung könnte man gelangen, weil in dem Inhaltssatz eines intentionalen Zustandes Tatsachen beschrieben sein können, die nicht bestehen.<sup>28</sup> Das hat allerdings, so erkennt Wittgenstein, nichts mit der Bedeutung des Inhaltssatzes zu tun, sondern liegt daran, daß ein Wort wie »erwarten« anders funktioniert als ein Wort wie

---

<sup>27</sup>Das trifft, so wird später deutlich werden, nur auf die intentionalen Zustände zu, die nach dem Modell des stillen Sprechens konzipiert werden können. Für die intentionalen Zustände, die so nicht konzipiert werden können, gilt: Ihre Identität ist durch den Inhaltssatz bestimmt. Sie zu haben besteht nicht darin, den Satz im Geiste zu äußern. Für Wittgensteins Argument genügt es allerdings, daß ihre Identität durch den Inhaltssatz festgelegt ist.

<sup>28</sup>Der Eindruck, die Wörter in dem einbetteten Satz hätten eine andere als ihre normale Bedeutung, entsteht durch die Besonderheiten intentionaler oder opaker Kontexte. Ich werde im folgenden nur auf wenige relevante Details solcher eingebetteten Sätze eingehen, weil es in diesem Zusammenhang nicht um spezielle Probleme opaker Kontexte geht.



etwa »zeigen«<sup>29</sup>. Entsprechend äußert sich Wittgenstein an der folgenden Textstelle anhand eines Beispiels zur Bedeutung von Worten in eingebetteten Sätzen:

Und »er« heisst dasselbe, wie in der Behauptung »er kommt« und »kommt« heisst dasselbe, wie in der Behauptung, und ihre Zusammenstellung bedeutet nichts anderes. D. h. z. B.: *eine* hinweisende Erklärung des Wortes »er« gilt für beide Sätze. (TS 213, p. 373)

Wenn man jemandem einen bestimmten intentionalen Zustand zuschreibt, etwa eine bestimmte Erwartung oder einen Wunsch, so sind die Erfüllungsbedingungen, also das, was die Person erwartet oder wünscht, durch den Inhaltssatz gegeben.<sup>30</sup> Die Bedeutung des Inhaltssatzes verbindet das erwartende Verhalten mit dem, was erwartet wird:

Nun könnte man aber fragen: Wie schaut das aus, wenn er kommt? – »Es geht die Tür auf und ein Mann tritt herein, der ...«. Wie schaut das aus, wenn ich erwarte, dass er kommt? – »Ich gehe auf und ab, sehe auf die Uhr, ...«. – Aber der eine Vorgang hat ja mit anderen nicht die geringste Aehnlichkeit! Wie kann man dann dieselben Worte zu ihrer Beschreibung gebrauchen? Aber, auf- und abgehen konnte ich ja auch, ohne zu erwarten, dass er kommen werde, auf die Uhr sehen auch, etc.; das ist also nicht das Charakteristische des Erwartens, dass er kommt. Das Charakteristische aber ist nur eben durch diese Worte gegeben. (TS 213, p. 373)

Wittgenstein stellt zunächst fest, daß das, was erwartet wird, und die Handlungen, in denen es sich äußert, daß jemand ein Ereignis erwartet, auf den ersten Blick nichts gemeinsam zu haben scheinen. Der Hinweis, das Charakteristische einer bestimmten Erwartung sei »nur eben durch diese Worte gegeben« bezieht sich auf die Worte, die den Inhalt der Erwartung ausdrücken. Sie bestimmen die Identität der Erwartung, indem sie das erwartete Ereignis beschreiben. Auf dieser und nur auf dieser Ebene der Beschreibung findet man die relevante Gemeinsamkeit zwischen den erwartenden Handlungen und dem, was erwartet wird. Was die Erwartung erfüllt, ist durch den Inhaltssatz bestimmt. Man schreibt nicht eine unbestimmte Erwartung zu und wartet dann ab, was diese Erwartung erfüllt, um so festzustellen, welchen Inhalt sie hat. Wittgenstein erläutert das mit einem Vergleich:

(Es ist aber nicht so als ob ich sagte: »ich habe Lust auf einen Apfel, was immer also diese Lust stillen wird, werde ich einen Apfel nennen«. (Also etwa auch ein Schlafmittel.)) (TS 213, p. 358)

---

<sup>29</sup>Vgl. hierfür etwa die folgende Textstellen: »Wie seltsam, ich kann ihn suchen, wenn er nicht da ist, aber ich kann nicht auf ihn zeigen wenn er nicht da ist. Das ist eigentlich das Problem des Suchens und zeigt ... den irreführenden Vergleich.« (TS 213, p. 367) »Das Problem entspricht einer Verwechslung eines Wortes oder Ausdrucks mit dem Satz, der die Existenz, das Dasein, des Gegenstands behauptet.« (TS 213, p. 368)

<sup>30</sup>Ich gebrauche hier das Wort »gegeben«, weil es, wie die folgende Textstelle zeigt, das Wort ist, das auch Wittgenstein im entsprechenden Zusammenhang verwendet. Die Formulierung, daß der Inhalt eines Gedankens durch den Inhaltssatz gegeben ist, ist in der Weise mehrdeutig, daß man mit ihr, wie es Wittgenstein tut, die Unterscheidung zwischen Identität und Identifikation von Gedanken zunächst übersehen kann. Auf diese Weise möchte ich Wittgensteins Fehler nachzeichnen.

Mit der Zuschreibung einer Erwartung oder eines Gedankens macht man keine Annahme über geistige Mechanismen, die man erst genauer untersuchen muß, um herauszufinden, *was* jemand erwartet, wünscht, denkt. Diese Sicht, darauf weist Wittgenstein in diesem Zusammenhang hin, wird durch die Sprache nahegelegt:

Man ist (d: durch die irreführende Grammatik) versucht, zu fragen: »wie denkt man den Satz p, wie erwartet man, dass das und das eintreffen wird« (wie macht man das). Und in dieser falschen Frage liegt wohl die ganze Schwierigkeit in nuce enthalten. (TS 213, p. 211)

Dabei versteht man das Denken nach einer falschen Analogie:

»Wie arbeitet der Gedanke, wie bedient er sich seines Ausdrucks?« – das ist/klingt analog der Frage: »wie arbeitet der Musterwebstuhl, wie bedient er sich der Karten?« (TS 213, p. 211)

Wichtig für diese Überlegung ist die Annahme, es müßten besondere Dinge getan werden, die nur der Geist leisten könnte. So erscheint es beispielsweise erstaunlich, wie man jemanden erwarten kann, wenn er noch nicht da ist. Wenn man nicht erkennt, daß ein Wort wie »erwarten« anders funktioniert als ein Wort wie »zeigen«, dann kommt man auf den Gedanken, man bräuchte einen besonderen Mechanismus, dessen Arbeitsweise den besonderen Vorgang des Erwartens erklären kann. Auf diese Weise kann die Ansicht entstehen, Wörter wie »erwarten«, »denken« etc. bezeichneten die Arbeitsweise eines geistigen Mechanismus:<sup>31</sup>

Es missleitet uns da die falsche Analogie mit einem Mechanismus, der mit anderen Mitteln arbeitet, und daher besondere Bewegungen ... erklären kann. Wie wenn wir sagen: diese Bewegung kann nicht durch den Eingriff von Zahnrädern allein erklärt werden. (TS 213, p. 283)

Dieser Sichtweise liegt die Annahme zugrunde, Gedanken hätten eine besondere Funktion, und diese sei konstitutiv dafür, was ein Gedanke ist:

»Was ist ein Gedanke, welcher Art muss er sein, um seine Funktion erfüllen zu können?« Hier will man sein Wesen aus seinem Zweck, seiner Funktion erklären. (TS 213, p. 215, Überschrift Abschnitt 49)

Wittgenstein führt das so aus:

Wir fragen: Was ist ein Gedanke, welcher Art muss etwas sein, um die Funktion des Gedankens verrichten zu können? Und diese Frage ist ganz analog der: Was ist, oder wie funktioniert eine Nähmaschine. »Wie macht sie das?« Aber die Antwort könnte sein: Schau den Stich an; alles, was der Nähmaschine *wesentlich* ist, ist in ihm zu sehen; alles andre kann so, oder anders sein. (TS 213, p. 215)

Beim Denken kommt es allerdings nicht auf einen Mechanismus an, sondern Wittgenstein möchte mit dem Hinweis, daß der Stich das Wesentliche an der Nähmaschine

---

<sup>31</sup> Auf die Tendenz, das Denken als das Arbeiten eines verborgenen geistigen Mechanismus verstehen zu wollen, weist Hilmy in seiner Deutung ebenfalls hin (Hilmy 1987, p. 162).

sei, darauf hinaus, daß es nicht darum geht, das Innere des Geistes zu ergründen, wenn man wissen will, was jemand denkt:

Das Denken ist nicht mit der Tätigkeit eines Mechanismus zu vergleichen, den wir von aussen sehen, in dessen Inneres wir aber erst dringen müssen. (TS 213, p. 221, a)

Diese Sicht lehnt Wittgenstein ab, und er begründet das an der folgenden Textstelle in komprimierter Form:

Das Gefühl ist, dass mit dem Satz »Ich glaube, dass p der Fall ist« der Vorgang des Glaubens nicht beschrieben sei (dass vom Webstuhl nur die Karten gegeben seien und alles übrige bloss angedeutet ist). Dass man die Beschreibung »Ich glaube p« durch die Beschreibung eines Mechanismus ersetzen könnte, worin dann p, d.h. jetzt die Wortfolge »p«, wie die Karten im Webstuhl nur als *ein* Bestandteil vorkommen würde. Aber hier ist der Irrtum: Was immer diese Beschreibung enthielte, wäre für uns wertlos, ausser eben der Satz p *mit seiner Grammatik*. Sie ist quasi der eigentliche Mechanismus, in welchem ... er eingebettet liegt. (TS 213, p. 211 f.)

Wenn wir jemandem eine bestimmte Meinung, Erwartung oder einen Wunsch zuschreiben, so machen wir damit keine Annahme darüber, daß bestimmte Vorgänge im Gehirn oder im Geiste stattfinden.<sup>32</sup> Wie bereits dargestellt wurde, erwartet jemand genau dann, daß p, wenn »p« seine Erwartung erfüllt. Das Wesentliche an der Erwartung ist also, so sagt Wittgenstein, durch die Bedeutung des Inhaltssatzes gegeben.<sup>33</sup> Mit Begriffen wie »Denken«, »Abilden«, »Rechnen« meinen wir keine geistigen Vorgänge, die Teil eines besonderen geistigen Apparats sind. Man bewegt sich, wenn man ein Wesen mit diesen Worten beschreibt, nicht auf einer Ebene, auf der man Vorgänge in einem kausalen Vokabular beschreibt, sondern bezieht sich auf Zusammenhänge, die durch die Bedeutung des Inhaltssatzes gegeben sind. So schreibt Wittgenstein:

Ist das Denken ein spezifisch organischer Vorgang? Ein spezifisch menschlich-psychischer Vorgang? Kann man ihn in diesem Falle durch einen anorganischen Vorgang ersetzen, der denselben Zweck erfüllt, also sozusagen durch eine Prothese? (TS 213, p. 219, Überschrift Abschnitt 51)

Eine Gedankenprothese ist darum nicht möglich, weil der Gedanke für uns nichts spezifisch Menschliches ist.

Wir könnten die Rechenmaschine als eine Prothese statt der 10 Finger ansehen, aber die *Rechnung* ist nichts spezifisch Menschliches und für sie gibt es keinen Ersatz, keine Prothese. (TS 213, p. 219, a)

---

<sup>32</sup>Das bedeutet nicht, daß nicht bestimmte Leistungen des Gehirns dafür empirisch notwendig sind, daß jemand Gedanken haben kann. Der Zusammenhang ist allerdings kein begrifflicher. Man kann das mit einem Beispiel verdeutlichen: Wenn man davon spricht, daß ein Stereoverstärker ein gutes Klangbild hat, so hängt das nicht begrifflich mit irgendeiner Annahme über dessen elektronisches Innenleben zusammen. Es könnte empirisch der Fall sein, daß man einen Verstärker mit bestimmten Klangcharakteristika nicht ohne eine Anzahl von n Transistoren oder Röhren bauen kann. Dennoch besteht kein begrifflicher Zusammenhang zwischen dem Klang eines Verstärkers und der Anzahl der Transistoren oder Röhren, die man braucht, um diesen Klang zu realisieren.

<sup>33</sup>Es wird sich zeigen, daß diese Ansicht insofern etwas zu kurz greift, als der Modus eines intentionalen Zustandes nicht durch den Inhaltssatz bestimmt ist.

Wenn das Denken ein besonderer Vorgang wäre, dann müßte man ihn zwar nicht, wie Wittgenstein behauptet, durch einen anderen, anorganischen Vorgang ersetzen können, man müßte allerdings angeben können, warum das nicht möglich ist. Und dieses Vorgehen ist deswegen verfehlt, weil das Denken nichts spezifisch Menschliches ist. Damit meint Wittgenstein, daß sich der Begriff des Denkens nicht auf organische Vorgänge bezieht, sondern – und, um das zu zeigen, greift Wittgenstein auf das Rechnen als Beispiel für einen intentional charakterisierten Vorgang zurück – auf inferentielle Zusammenhänge. Wir beziehen uns mit solchen Begriffen nicht auf die Funktionsweise eines Mechanismus im Geiste einer Person, sondern auf einen abstrakten, holistischen Kalkül. Bei der Charakterisierung einer Rechnung, ob sie nun im Geiste abläuft oder in einem anderen Medium, interessieren inferentielle Zusammenhänge, nicht kausale Verbindungen.<sup>34</sup> Wer weiß, daß zwei plus zwei vier ist, weiß in aller Regel auch, daß, wer zwei grüne und zwei blaue Fahrräder besitzt, insgesamt vier Fahrräder besitzt. Wir schließen das nicht, weil wir etwas über die Funktionsweise eines Mechanismus im Geiste einer Person annehmen, sondern weil wir wissen, was es *bedeutet* zu wissen, daß zwei plus zwei vier ist. Wir schreiben der Person, die dieses Wissen hat, die Beherrschung eines bestimmten Kalküls, der durch solche inferentiellen Zusammenhänge gekennzeichnet ist, zu.

So kann man zwar ein System, mit dem man rechnen kann, als Ersatz für ein anderes, mit dem man das ebenfalls tun kann, ansehen. Mit der Beschreibung, daß das System rechnet, nimmt man nicht auf einen Vorgang, der in einem bestimmten Stoff abläuft, Bezug. Aus diesem Grund sind intentionale Charakterisierungen nicht an ein bestimmtes Material gebunden, wie Wittgenstein an der ersten Textstelle deutlich macht. Weiterhin haben sie ein Merkmal, das in einem Mechanismus allein, sei er nun geistig oder materiell, nicht realisiert werden kann. Das macht Wittgenstein an einer Textstelle deutlich, in deren Kontext er die Frage behandelt, warum man keinen Mechanismus als Modell verwenden kann, wenn es darum geht darzustellen, worin es besteht, etwas »nach einer bestimmten Regel abzubilden« (TS 213, p. 274):

Wir können wohl eine Maschine zur Illustration der Koordination zweier Vorgänge, der Abbildung des einen in dem andern, verwenden, aber nur eine Maschine, *wie sie funktionieren soll*, also die Maschine in ganz bestimmter Weise als Ausdruck aufgefasst, also als Teil der Sprache. (TS 213, p. 277, a)

Wenn man etwas abbildet, so kann das entsprechend den Regeln der Abbildung korrekt oder unkorrekt sein. In einem Mechanismus ist für diese Unterscheidung kein Raum. Er funktioniert so, wie er funktioniert. Im Denken gibt es die Unterscheidung zwischen korrekt und unkorrekt bzw. zwischen richtig und falsch. Beispielsweise ist es falsch, daß die Erwartung (Erwartung *F*), daß er zu Fuß kommt, dann erfüllt wird, wenn er mit der Bahn kommt (Sachverhalt *B*). Wenn eine Erwartung ein Teil eines

---

<sup>34</sup>Wittgenstein steht mit dieser Konzeption von intentionalen Zuständen Dennett, für den diese in der gleichen Weise abstrakt sind wie Vektoren, näher als die Identitätstheorie oder der Funktionalismus. Für die Entwicklung von Dennetts Theorie intentionaler Systeme vgl. Dennett 1969, 1978 und 1987.

Mechanismus wäre und dann als erfüllt gelten würde, wenn dieser einen bestimmten Zustand erreicht, so wäre es möglich, daß er so funktionierte, daß die Erwartung  $F$  vom Sachverhalt  $B$  erfüllt würde. In einer bloß mechanischen Beschreibung ist kein Platz für die Unterscheidung zwischen korrekt und nicht korrekt. Und aus eben diesem Grund ist eine solche Ebene der Beschreibung für Denkvorgänge unzureichend.

Wenn wir jemandem einen bestimmten Gedanken oder eine Abfolge von Gedanken zuschreiben, so ist das keine Beschreibung auf einer kausalen Ebene, sondern hat bestimmte logische Implikationen. Diese sind durch die Inhaltssätze gegeben. Diesen Zusammenhang drückt Wittgenstein, vielleicht auf den ersten Blick etwas mißverständlich, so aus:

Man kann nicht fragen: Welcher Art sind die geistigen Vorgänge, dass sie wahr und falsch sein können, was die aussergeistigen nicht können. Denn, wenn es die »geistigen« können, so müssen's auch die anderen können; und umgekehrt.

Denn, können es die seelischen/geistigen Vorgänge, so muss es auch ihre Beschreibung können. Denn in ihrer Beschreibung muss es sich zeigen, wie es möglich ist. (TS 213, p. 285 f.)

Gedanken können wahr oder falsch sein, weil ihre Inhaltssätze diese Eigenschaften haben können. Insofern diese Sätze ebenfalls in der Beschreibung von Gedanken vorkommen, zeigt es sich »in ihrer Beschreibung ... , wie es möglich ist.« Dasselbe gilt analog für die inferentiellen Zusammenhänge zwischen Gedanken. Dabei möchte Wittgenstein nicht leugnen, daß es Vorgänge geben muß, die der Tatsache zugrunde liegen, daß wir denken können, weist allerdings an der folgenden Textstelle darauf hin, daß er sich mit diesen nicht beschäftigen möchte:

Wenn wir sagen, der Gedanke, die Intention sind psychische Vorgänge, so stellen wir uns darunter etwas ähnliches oder analoges vor, wie unter dem Wort chemischer Vorgang, oder physiologischer Vorgang. Und soweit das richtig ist, haben wir mit dem Gedanken und der Intention nichts zu tun. (TS 213, p. 277)

Denn es muß sicherlich eine kausale bzw. eine Instantiierungs-Erklärung dafür geben, daß Menschen in der Lage sind, Vorstellungen zu haben, und Steine nicht. Die Kenntnis, worauf sich der Gedanke bezieht, haben wir allerdings nicht, weil wir einen Mechanismus im Geiste oder Gehirn kennen. Wir bewegen uns, wenn wir Gedanken zuschreiben, auf einer logischen Ebene. Das Wichtige an einem Gedanken, das, was seine Identität bestimmt, ist sein Inhalt, und diesen erfahren wir nicht dadurch, daß wir mit dem inneren Auge eine geistige Mechanik anschauen. Gedanken haben nicht einen bestimmten qualitativen Gehalt, dem wir dann einen Inhalt zuordnen, sondern sie sind uns über ihren Inhalt gegeben.<sup>35</sup> Dieser ist in einem Satz ausgedrückt, mit

---

<sup>35</sup>Wie ich im Anschluß zeigen werde, enthält dieser Gedankengang Wittgensteins einen Fehler, der allerdings für die Wahrheit des dargestellten Argumentes nicht ins Gewicht fällt. Wittgenstein unterscheidet nicht dazwischen, worin die Identität eines Gedankens besteht, und in welcher Weise wir davon Kenntnis haben, daß jemand einen Gedanken hat. Um diese Mehrdeutigkeit wiederzugeben, spreche ich davon, daß Gedanken durch ihren Inhalt gegeben sind.

dem wir den Inhalt zuschreiben. Der Inhalt von Gedanken ist also interpretativ, und wir verstehen ihn, insofern wir die Sprache verstehen, in der er ausgedrückt ist. Die Bedeutung von Sätzen der Sprache ist also primär gegenüber dem Inhalt intentionaler Zustände. Der Geist verleiht somit nicht dem Gesagten Bedeutung.

Die allgemeine Strategie Wittgensteins, Gedanken bzw. intentionale Zustände begrifflich zu fassen, ist damit in Umrissen deutlich. Vor diesem Hintergrund geht es jetzt darum, einen Fehler zu korrigieren, der Wittgenstein in seiner Darstellung unterläuft. Man muß dafür einige Unterscheidungen treffen, die er nicht oder nicht deutlich genug macht. Es wird sich insbesondere zeigen, daß die Formulierung, der Inhalt eines intentionalen Zustandes sei durch den Inhaltssatz gegeben, in relevanter Weise mehrdeutig ist. Wenn man zwei unterschiedliche Lesarten unterscheidet, wird man, was die Argumentation gegen die intentionalistische Theorie angeht, zu demselben Ziel kommen, allerdings auf der Basis einer differenzierteren Sicht.

Wittgenstein liest die für den Gedankengang, wie er bis jetzt dargestellt wurde, entscheidende Annahme, in einer Weise, die nicht für alle Gedanken gültig ist:

Der Gedanke ist wesentlich das, was durch den Satz ausgedrückt ist. (TS 213, p. 222)

Diese Feststellung, daß die *Identität* eines Gedankens durch den Inhaltssatz gegeben ist, den wir als Sprecher der deutschen Sprache auf Deutsch ausdrücken, unterscheidet Wittgenstein offensichtlich nicht von der, daß wir einen Gedanken über seinen Ausdruck in der Sprache *identifizieren*:

Man hat nicht den Gedanken, und *daneben* die Sprache. (TS 213, p. 222)

Man hat nicht den Zeichenausdruck und daneben, für sich selbst, den (gleichsam dunklen) Gedanken. (TS 213, p. 222)

Diese Annahme, daß der Gedanke aus Zeichen besteht, läuft darauf hinaus, daß Deutsche auf Deutsch denken:

Wenn ich in der Sprache denke, so schweben mir nicht neben den sprachlichen Ausdrücken noch Bedeutungen vor, sondern die Sprache selbst ist das Vehikel der Gedanken. (TS 213, p. 382, h, v)

Man könnte diese Textstelle so lesen, als wolle Wittgenstein den Fall des Denkens in der Sprache von einem anderen unterscheiden. Diese Lesart verbietet sich allerdings, wenn man im Kontext der gerade betrachteten Textstelle Sätze wie den folgenden berücksichtigt: »*In der Sprache* wird alles ausgetragen.« (TS 213, p. 379) An einer anderen Textstelle drückt Wittgenstein ebenfalls die Meinung aus, daß Sprecher der deutschen Sprache auf Deutsch denken. So spricht er von »dem Sprechen, – in dem wir ja doch denken« (TS 213, p. 107). Vor diesem Hintergrund geht es an der betrachteten Textstelle um folgende Behauptung: Die Sprache ist das Vehikel der Gedanken, weil man in der Sprache denkt.<sup>36</sup>

---

<sup>36</sup>Man findet lediglich eine Textstelle, an der Wittgenstein zu bemerken scheint, daß man im Fall nicht-verbalen Denkens nicht in Worten der deutschen Sprache denkt. So schreibt er: »Gedankenlesen kann nur

Das ist, wie man unschwer erkennen kann, nur partiell richtig. Die Annahme, daß ein Gedanke durch seinen Ausdruck gegeben ist, trifft auf die Fälle zu, in denen wir aussprechen, was wir denken, und die, in denen das Denken ein stilles Sprechen ist. Ich möchte deshalb in diesen Fällen von verbalem Denken sprechen. Unplausibel ist die Annahme allerdings für Gedanken der folgenden Art: Weil ich dachte, daß er noch hier sei, kam ich noch einmal zurück. Plötzlich ging ich ins Bad, weil mir der Gedanke gekommen war, daß ich vergessen hatte, den Wasserhahn zuzudrehen. Ebenso unplausibel ist das für intentionale Zustände von der Art des Erwartens: Wenn jemand erwartet, daß *p*, so sagt er in der Regel nicht zu sich selbst still, daß er »*p*« erwartet. Wittgenstein scheint nicht einmal in diesem Fall zu bemerken, daß es unangemessen ist, solche intentionalen Zustände nach dem Modell des verbalen Denkens zu konzipieren. Er schreibt:

Der Ausdruck der Erwartung ist die Erwartung. (TS 213, p. 355)

Und mit dem Wort »Ausdruck« ist, wie die folgenden Formulierungen im Kontext der gerade betrachteten Textstelle zeigen, nicht das Verhalten gemeint, das die Erwartung ausdrückt:

Nehmen wir an, ich erwarte jemand: Ich sehe auf die Uhr, dann zum Fenster hinaus ...  
– Wohl aber werden auch Gedanken während dieses Wartens sich einfinden. Ich werde mir *sagen*: »vielleicht ist er zu Hause aufgehalten worden«, und drgl. mehr; vielleicht auch die artikulierte Erwartung »wenn er nur käme«.

In all jenen erwartenden Handlungen ist nichts, was uns interessiert ... (TS 213, p. 355)

Wittgenstein möchte die Ansicht zurückweisen, daß das Erwarten ein bestimmter äußerer oder innerer Vorgang sei, und kappt deswegen alle begrifflichen Verbindungen zwischen dem Erwarten und erwartendem Verhalten. Offensichtlich gebraucht er die Formulierung »Ausdruck der Erwartung« parallel zu »Ausdruck des Gedankens« und meint damit den Satz, der die Erwartung ausdrückt, nicht das erwartende Verhalten. Anders wäre es nicht verständlich, warum er erst davon spricht, daß die Erwartung mit ihrem Ausdruck identisch ist, und dann darauf hinweist, das erwartende Verhalten interessiere ihn nicht. Wie diese beiden Textstellen deutlich zeigen, konzipiert Wittgenstein intentionale Zustände von dem Typ des Erwartens nach dem Modell des verbalen Denkens, was ein verfehelter Ansatz ist. Es geht jetzt darum, diesen Fehler genauer zu betrachten und zeigen, warum er aus Wittgensteins Sicht naheliegend ist, daß nur geringfügige Änderungen an seiner Konzeption intentionaler Zustände erforderlich sind, um ihn zu korrigieren, und daß diese Änderungen keine Auswirkungen auf die Gültigkeit der Argumente Wittgensteins gegen die intentionalistische Theorie der Bedeutung haben. Beginnen möchte ich mit der genauen Darstellung des Fehlers. Betrachten wir dafür die folgenden Annahmen:

---

darin bestehen, dass wir Zeichen interpretieren, also einfach lesen (nur vielleicht *andere* Zeichen) ...« (TS 213, p. 223) In Anbetracht der Textstellen, an denen Wittgenstein nicht zwischen verbalem und nicht-verbalem Denken unterscheidet, reicht diese Äußerung nicht aus, um die Annahme zu begründen, daß Wittgenstein diese Unterscheidung wirklich trifft.

- (1) Die Erwartung, daß  $p$ , ist wie ein phänomenaler Zustand oder ein bestimmter äußerer oder innerer Vorgang.
- (2) Die Erwartung, daß  $p$ , ist eine logische Rolle. Diese wird durch den Inhaltssatz und den Modus<sup>37</sup> ausgedrückt. Der Inhaltssatz gibt an, welche Tatsache man erwartet. Der Modus des Erwartens unterscheidet die Erwartung, daß  $p$ , von dem Glauben oder der Befürchtung. Mit anderen Worten: Wenn man sagt, daß jemand etwas erwartet, so schreibt man ihm damit einen Zustand zu, dessen Identität durch die Beschreibung »Er erwartet, daß  $p$ « festgelegt ist. Durch diese ist eine logische Rolle bestimmt. Also ist die Erwartung, daß  $p$ , eine logische Rolle.
- (3) Die Erwartung ist dem, der etwas erwartet, dadurch gegeben, daß er in sich ein »stilles Äußern« des Satzes »Ich erwarte, daß  $p$ « vorfindet.

Wittgenstein meint, so legt die folgende Textstelle nahe, daß er Annahme (1) nur zurückweisen kann, wenn er (3) annimmt, statt zu sehen, daß Annahme (2) die Sachlage richtig beschreibt:

Wenn ich jemand erwarte, so denke ich nicht während dieser ganzen Zeit, dass er kommen wird, oder dergleichen. Ja selbst, wenn ich es gerade denke, so ist ja dieser Vorgang kein amorpher, wie etwa der des Schmerzes, sondern besteht nur darin, dass ich etwa jetzt gerade den Satz sage, »er wird kommen«. Man kann nicht *amorph* sehen, dass etwas der Fall ist, glauben, dass etwas der Fall ist, wünschen, befürchten, denken, etc.. (TS 213, p. 355)

Wittgenstein lehnt hier zunächst die Position ab, daß die Erwartung ein amorpher Vorgang ist, was bedeutet, ein Zustand ohne eine logische Rolle. Offensichtlich meint er, dies nur tun zu können, wenn er annimmt, die Erwartung bestehe darin, daß man einen Satz äußere. So findet man im unmittelbaren Anschluß an die gerade betrachtete Textstelle die oben bereits präsentierte Formulierung des Ansatzes, die Erwartung nach dem Modell des verbalen Denkens zu konzipieren:

Der Ausdruck der Erwartung ist die Erwartung. (TS 213, p. 355)

Wittgenstein berücksichtigt offensichtlich nicht:

Man erwartet nicht auf deutsch, sondern in keiner Sprache. Insofern man jemandem, der » $p$ « erwartet, einen Zustand mit einer bestimmten logischen Rolle zuschreibt, hat er einen Zustand, der durch einen Satz der deutschen Sprache ausgedrückt werden kann. Der Zustand selber hat Zeichencharakter, insofern er eine logische Rolle qua Erfüllungsbedingungen und Modus ausfüllt, ist allerdings kein Zeichen der deutschen Sprache. Es ist ein Unterschied, ob man in der deutschen Sprache denkt oder ob man einen intentionalen Zustand hat, der durch einen Satz der deutschen Sprache individualisiert wird.<sup>38</sup>

<sup>37</sup>Ich spreche oft nur vom Modus, wenn ich damit ein Wort meine, das den Modus ausdrückt. Das ist kürzer, und es besteht im jeweiligen Fall kein Anlaß zur Verwechslung.

<sup>38</sup>Hilmy trifft in seiner Rekonstruktion eine wichtige Unterscheidung nicht, insofern er wie an der folgenden Textstelle zwei Dinge nicht deutlich genug auseinanderhält. Daß der Inhalt von intentionalen Zuständen



Eine weitere Ungenauigkeit Wittgensteins im Umgang mit dem Ausdruck von intentionalen Zuständen besteht darin, daß er sich teilweise auf den Inhaltssatz fixiert und den Modus vernachlässigt. So schreibt er an einer oben ebenfalls bereits dargestellten Textstelle, das Entscheidende an der »Beschreibung ›Ich glaube p« sei »der Satz p mit seiner Grammatik« (TS 213, p. 211 f.). Diese Darstellung ist insofern richtig, als der Satz »p« die Erfüllungsbedingungen des Glaubens angibt. Wenn man die Betrachtung auf den Inhaltssatz beschränkt, ist es allerdings nicht möglich, den Glauben, daß p, von der Hoffnung oder der Befürchtung, daß p, zu unterscheiden. Ob jemand erwartet, hofft, glaubt oder fürchtet, daß p, das äußert sich in bestimmten für den jeweiligen Modus charakteristischem Verhalten. Wittgenstein selbst sieht dieses, wie bereits beschrieben, als irrelevant an:

In all jenen erwartenden Handlungen ist nichts, was uns interessiert ... (TS 213, p. 355)

Dabei übersieht er offensichtlich, daß er hier seiner eigenen methodologischen Vorgabe nicht entspricht. So schreibt er an einer Textstelle, an der er sich von der mechanistischen Auffassung abgrenzt:

Man kann wieder nur die Grammatik des Wortes »erwarten«/»denken« explicit machen. (TS 213, p. 226)

Was Wittgenstein an dieser Textstelle behauptet, gilt für alle Verben, die intentionale Zustände charakterisieren. Wenn man ihre Grammatik, also ihre Bedeutung explizit macht, so muß man neben der Tatsache, daß durch den eingebetteten Satz Erfüllungsbedingungen bestimmt sind, die Aspekte herausarbeiten, die die unterschiedlichen intentionalen Modi unterscheiden. So gehört es zur Bedeutung des Wortes »erwarten«, daß die Erwartung im Unterschied zur Befürchtung oder Hoffnung sich nicht qua Erwartung in ängstlichem oder freudigem Verhalten äußert. Ob jemand erwartet, fürchtet oder hofft, daß p, unterscheidet sich dadurch, daß die entsprechende Person im einen Fall dem Näherkommen von »p« indifferent gegenübersteht, in den beiden anderen Fällen mit dem Näherkommen des Ereignisses »p« üblicherweise erfreut oder ängstlich wird.<sup>39</sup> Wenn man zur Erklärung dessen, was die Erwartung, daß p, ist, die Gram-

---

durch den Inhaltssatz bestimmt ist, ist etwas anderes als die Tatsache, daß die Bedeutung von Worten wie »erwarten« durch die Regeln der Sprache festgelegt ist, was im Unterschied zur ersten Feststellung für alle Worte der Sprache gilt: »It is, then, only in relation to a system of language, a grammar, a locus of linguistic practice, that signs have ›life‹ – not by way of some sort of psychological accompaniment. The relativistic character of the claim that ›The expression of expectation is the expectation‹ seems to involve a suggestion that an *expression* of (for example) the form ›I expect ...‹ (as well as one of the form ›I order you to ...‹) is to be taken as a linguistic move or act which performs a function, does a job, has a use within the context of a system of language, and it is there that the expression is alive, it is that which decides the *meaning* of the expression.« (Hilmy 1987, p. 149 f.)

<sup>39</sup>Das ist selbstverständlich eine grob vereinfachte Sicht der Dinge. Sie baut auf der folgenden Beobachtung auf: Wenn wir wissen wollen, ob jemand fürchtet oder erhofft, daß p, so werden wir darauf achten, mit welchen Gefühlen die jeweilige Person dem Herankommen von »p« gegenübersteht. Nicht berücksichtigt ist dabei die Tatsache, daß intentionale Zustände immer zusammenspielen, so daß es gut sein kann, daß jemand zwar fürchtet, daß p, aber aus anderen Gründen keine Furcht zeigt. Den holistischen Aspekt intentionaler Zuschreibungen, der sich darin äußert, daß dabei in den *Ceteribus-paribus*-Bedingungen immer

matik des Satzes »S erwartet, daß p« explizit macht, so findet man: Die Erwartung, daß p, ist in einer relevanten Hinsicht nicht nach dem Modell des verbalen Denkens zu bestimmen. Sie besteht nicht darin, daß bei dem, der sie hat, ein stilles oder geäußertes token des Satzes »Ich erwarte, daß p« auftaucht, sondern sie ist eine abstrakte Rolle, die aufgrund des Inhaltssatzes »p« bestimmte Erfüllungsbedingungen hat, und sich in einer bestimmten Einstellung, also ebenfalls einer Rolle, gegenüber der Tatsache, daß p, äußert. Die Einstellung wird sich typischerweise in charakteristischem Verhalten ausdrücken.<sup>40</sup> Für beide Arten intentionaler Zustände, verbale wie nicht-verbale, ist Wittgensteins Annahme, daß das Denken als Ganzes ein Kalkül ist (TS 213, p. 388), zutreffend. Die Identität von verbal wie non-verbal konzipierbaren intentionalen Zuständen ist durch den Ausdruck, also den Inhaltssatz, und den Modus bestimmt, und dadurch ist die logische Rolle des intentionalen Zustandes festgelegt. Allerdings kann man nur die verbalen intentionalen Zustände anhand des Auftretens von öffentlich oder still geäußerten token des Inhaltssatzes identifizieren.<sup>41</sup>

Ein Blick auf die Grammatik der Verben, die intentionale Zustände bezeichnen, macht auch deutlich, wie der Eindruck entstehen konnte, die Vorstellung sei insofern wie ein selbst-interpretierender phänomenaler Zustand »zugleich Bild und Meinung« (TS 213, p. 217), als man nicht die Vorstellung, daß p, haben kann, ohne zu wissen, daß sie sich auf »p« bezieht. Wenn man jemandem einen verbalen oder einen nicht-verbale intentionalen Zustand zuschreibt, so impliziert das, daß er den Inhaltssatz versteht und den Modus kennt. Daß jemand seine eigenen Gedanken nicht mißverstehen kann, ist nicht schwieriger zu verstehen als die Tatsache, daß der Sieger im Rennen das Rennen nicht verlieren kann.<sup>42</sup> Das liegt nicht daran, daß der Sieger empirisch bestimmte Eigenschaften hätte, sondern weist auf einen begrifflichen Aspekt dessen hin, was es bedeutet, Sieger zu sein. Es sind zwar in Einzelfällen Ausnahmen

---

andere intentionale Zuschreibungen auftauchen, habe ich für meine Darstellung ohnehin nicht berücksichtigt. Er würde sie unnötig verkomplizieren.

<sup>40</sup>Dabei muß man beachten, daß das für einen intentionalen Zustand wie den des Erwartens typische Verhalten oft mehrdeutig ist: Ein Hin- und Herlaufen, das in einem Zusammenhang freudige Erwartung ausdrückt, kann in einem anderen etwas anderes bedeuten. So ist Wittgensteins Beobachtung, man könne »ja auch, ohne zu erwarten, daß er kommen werde, auf die Uhr sehen« (TS 213, p. 373) richtig. Sein Schluß »... das ist also nicht das Charakteristische des Erwartens« (TS 213, p. 373) ist falsch. Die Mehrdeutigkeit wird oft durch den Kontext aufgelöst. Das bedeutet allerdings nicht, daß die Rolle des Verhaltens in unregelter Weise vom Kontext abhängig bzw. mit den Umständen verbunden ist. Im übrigen wird Wittgenstein in *Brown Book* darauf aufmerksam, daß charakteristisches Verhalten zur Bedeutung intentionaler Begriffe gehört. Dabei greift er zwar implizit auf die Netzkonzeption zurück, indem er irrelevantes von relevantem Verhalten unterscheidet, macht dies allerdings nicht explizit, sondern behauptet, daß die Gesamtheit der Umstände des Gebrauchs eines Wortes wie »Erwartung« für seine Bedeutung konstitutiv ist. Das stimmt nur, wenn man es modifiziert: Welche Umstände des Gebrauchs für die Bedeutung relevant sind, ist durch die Regeln der Sprache bestimmt (vgl. *Brown Book*, p. 102 f.).

<sup>41</sup>Auch hier ist noch eine weitere Modifikation notwendig: Wenn man sich im Stillen den Satz aufsagt: »Ich hoffe, daß er kommt.«, so ist durch den Satz beides gegeben, Modus und Inhalt. In vielen Fällen verbalen Denkens ist allerdings nur der Inhaltssatz verbal gegeben.

<sup>42</sup>Das gilt allerdings nur, wenn man den sprachlichen Ausdruck »Sieger im Rennen« beschreibend, nicht wenn man ihn zur Festlegung der Referenz gebraucht.

möglich, wie etwa: Er freut sich auf ihr Kommen, gesteht es sich aber nicht ein. Daß wir diese Fälle ausdrücklich betonen, zeigt, daß sie nicht die Regel sind.<sup>43</sup>

Spannend und bis jetzt nicht beantwortet ist die Frage, wie wir es anstellen, uns selbst intentionale Zustände zuzuschreiben. Im Fall des verbalen Denkens ist das einfach: Als Sprecher der deutschen Sprache kennen wir die Bedeutung der Inhaltssätze. So ist die Selbstzuschreibung verbaler Gedanken einfach. Auf die Frage, wie wir uns selbst non-verbale Gedanken zuschreiben, hat Wittgenstein keine überzeugende Antwort. Er stellt lediglich fest: »Wenn wir denken, da wird nicht gedeutet.« (TS 213, p. 382) Er braucht allerdings auch keine Antwort auf diese Frage: Was ihn interessiert und was er benötigt, ist lediglich eine Antwort auf die Frage, worin es besteht, einen nicht-verbalen intentionalen Zustand zu haben, und die kann man, wie wir gesehen haben, mit einigen Modifikationen im Rahmen seiner Konzeption geben.<sup>44</sup> Für den im Rahmen meiner Rekonstruktion verfolgten argumentativen Zweck, also um zu klären, ob es im Geiste Zeichen mit intrinsischer Bedeutung gibt, denen die öffentliche Sprache ihre Bedeutung verdankt, ist es ebensowenig nötig, die Frage nach der Zuschreibung zu beantworten. Im Fall des stillen Sprechens ist es offensichtlich, daß ein Deutscher, wenn er in den Worten der deutschen Sprache denkt, die Worte in der Bedeutung gebraucht, die sie in dieser Sprache haben. Er verleiht ihnen in diesen Fällen keine private Bedeutung. Dies zeigt sich auch darin, daß man bei der Zuschreibung aus der Perspektive der dritten Person diese Worte<sup>45</sup> für den Inhaltssatz benutzen wird. Die Bedeutung der Gedanken ist also nicht die Quelle der Bedeutung der Sätze, sondern die Bedeutung der Sätze ist primär gegenüber der der Gedanken. Im Fall des nicht-verbalen Denkens ist kein Ablesen einer Bedeutung von geistigen Zeichen im Spiel, weil überhaupt nichts abgelesen und kein Satz geäußert wird. Wenn jemand seinen eigenen nicht-verbalen intentionalen Zustand beschreibt, so ist das auch nicht nach dem intentionalen Modell konzipierbar. Darüber hinaus kann man nur dann jemandem einen intentionalen Zustand mit einem Inhaltssatz der deutschen Sprache zuschreiben, wenn er Deutsch oder eine ähnlich komplexe Sprache spricht.<sup>46</sup> Wie be-

---

<sup>43</sup>Die Rede von unbewußten intentionalen Zuständen widerspricht dieser Feststellung nicht. Sie ist vielmehr der Versuch, bestimmte Aspekte der Rolle von intentionalen Zuständen beizubehalten und die stillschweigend vorausgesetzte Annahme zu streichen, daß Sprecher ihre eigenen intentionalen Zustände kennen und so eine neue Redeweise einzuführen.

<sup>44</sup>Wittgenstein muß darauf ebensowenig eine Antwort geben, wie jemand, der den Begriff des Erinnerns analysiert, erklären muß, wie Menschen es schaffen, sich an Dinge zu erinnern.

<sup>45</sup>Es ist allerdings immer möglich, für die Formulierung eines Gedankens eine andere Sprache zu gebrauchen, als sie der, dem man den Gedanken zuschreibt, spricht. Ebenso kann man den Inhalt des Gedankens zusammenfassen oder in etwas anderen Worten formulieren. Das ändert jedoch nichts am Fazit meines Gedankengangs.

<sup>46</sup>Aus diesem Grund ist es strenggenommen nicht korrekt, einer Katze die Meinung zuzuschreiben, daß die Maus vor ihr steht, es sei denn, man ist sich darüber im klaren, daß man mit ihr einen inhaltsärmeren intentionalen Zustand meint als den, der durch den Inhaltssatz der Meinung gegeben ist. Es gibt eine Textstelle, an der Wittgenstein sich so äußert, als ob er für solche inhaltsärmeren Meinungen den Begriff der Vorstellung gebrauchen will: »Die Sprache der Vorstellung ist in dem gleichen Sinne wie die Gebärdensprache primitiv.« (TS 213, p. 17) Dies ist allerdings die einzige Textstelle im TS 213, an der Wittgenstein das

geschrieben kennt der, der einen Gedanken hat, dessen Inhalt aus begrifflichen Gründen, und die Bedeutung eines Inhaltssatzes der deutschen Sprache kann nur jemand verstehen, der die deutsche Sprache beherrscht. Damit ist gezeigt: Die Tatsache, daß man den Inhalt von Gedanken nicht mißverstehen kann, ist logischer Natur. Es liegt nicht daran, daß Gedanken in phänomenaler Weise einen Inhalt präsentieren, sondern ist darin begründet, unter welchen Umständen wir jemandem einen Gedanken zuschreiben. Der Inhalt von Gedanken ist interpretativ, und die Kenntnis dieses Inhalts setzt die Kenntnis des Deutschen oder einer ähnlich komplexen Sprache voraus.

### 5.3.7 Zusammenfassung

Geistige Bilder, Gefühle und Erlebnisse sowie Gedanken sind also nicht als Hyperzeichen geeignet. Auch der Hinweis, es könnten Zeichen anderer Art sein, die wir überhaupt nicht kennen, bietet keinen Ausweg. Die Annahme solcher Dinge der Art »I-know-not-what« wäre keine Erklärung, wie Verstehen und Meinen funktioniert, sondern der Verzicht darauf. Man würde erklären, daß das Verstehen die Zeichen der äußeren Sprache in geistige Gegenstände, Zustände oder Vorgänge übersetze, von denen wir nichts wissen. Die Feststellung, daß man über die Arbeitsweise des Geistes nicht genug wisse, wäre das Eingeständnis, daß das intentionalistische Bild unbrauchbar ist, um zu erklären, wie Wörter ihre Bedeutung bekommen. Die geistigen Vorgänge, auf die dieses Bild Bezug nimmt, wären ihrem Wesen nach unverständlich, und sie zu postulieren verkompliziert deshalb das Problem, worin sprachliche Bedeutung besteht, statt es zu lösen oder es einer Lösung auch nur näher zu bringen.

### 5.3.8 Die Übertragung Sprache – Geist

Ging es bis jetzt um die Argumente, die die Untauglichkeit der Quelle der Bedeutung zum Inhalt hatten, so geht es jetzt um die Übertragung. Die Idee, daß eine Art Übersetzung der Zeichen in innere Zeichen stattfindet, wird durch folgende Beobachtung gestützt: Man muß einen Befehl erst verstehen, ehe man nach ihm handeln kann. Und diese Formulierung legt in suggestiver Weise die Annahme nahe, das Verstehen sei ein Vorgang, der vor dem Handeln stattfinden müsse: Die Zeichen müßten erst gedeutet werden. Das intentionalistische Bild sieht darin die Annahme bestätigt, daß man das aufgenommene Rohmaterial geistig so bearbeiten und umformen muß, bis es der Geist verstehen kann. Es wurde allerdings bereits gezeigt, daß wir in der Regel nicht

---

Wort »Vorstellung« so gebraucht. Zudem gibt es, wie ich oben gezeigt habe, große Probleme damit, in welchem Sinne die Gebärdensprache, mit der Wittgenstein die Sprache der Vorstellungen vergleicht, einfach ist. So möchte ich diesen Gedanken nur erwähnen, um zu zeigen: Es ist prinzipiell möglich, in Wittgensteins Rekonstruktion zwischen intentionalen Zuständen zu unterscheiden, bei denen man den Inhaltssatz im vollen Sinne seiner Bedeutung gebraucht, und solchen, die inhaltsärmere intentionale Zustände beschreiben. Wie neuere Diskussionen zeigen, ist das Problem, unter welchen Umständen die Zuschreibung eines Inhaltssatzes der deutschen Sprache wirklich angemessen und nicht nur eine metaphorische Redeweise ist, immer noch nicht zur Zufriedenheit aller gelöst (vgl. Searle 1980).

deuten, wenn wir einen Satz der deutschen Sprache hören. Zudem führt, wie ich darstellen werde, die Annahme, man müsse jedes Zeichen deuten, um es zu verstehen, zu einem infiniten Regreß. Darüber hinaus kann ein Satz keine intersubjektive Bedeutung haben, wenn der Hörer ihm eine eigene Deutung hinzufügen würde. Dasselbe gilt in entsprechender Weise für das Gegenstück des Verstehens, das Meinen: Wir ordnen beim Sprechen dem, was wir sagen, nicht bewußt Bedeutungen zu, vielmehr gebrauchen wir die Wörter und Sätze der deutschen Sprache in der Regel »automatisch« in der Bedeutung, die sie als sprachliche Ausdrücke dieser Sprache haben.

Wittgenstein präsentiert im vierten Abschnitt des ersten Kapitels am Beispiel des Verstehens eines Befehls die Beobachtungen, die das Verstehen als einen Übertragungsprozess erscheinen lassen. Er betrachtet die Frage, ob das Verstehen des Befehls »eine notwendige Vorbereitung des Folgens« (TS 213, p. 17) ist. Es gilt schließlich trivialerweise: Erst wenn man die Äußerung »Gib mir die Butter« versteht, weiß man, was verlangt wird:

... »Ich muss den Befehl verstehen, ehe ich nach ihm handeln kann« ... (TS 213, p. 16)

Und Wittgenstein kommentiert diese Redensart so:

Denn dieser Satz/dies zu sagen hat natürlich einen Sinn. (TS 213, p. 16)

Und das ist in gewisser Hinsicht unbestreitbar. Wenn man die zuerst zitierte Textstelle leicht umformt und als Konditional so formuliert »Wenn ich nach dem Befehl handeln kann, verstehe ich ihn« und zu diesem die Kontraposition bildet, erhält man eine Binsenwahrheit: Man kann nicht nach einem Befehl handeln, wenn man ihn nicht versteht. Dies wird in Situationen deutlich, in denen man einen Befehl nicht *sofort* versteht:

»Ich kann den Befehl nicht ausführen, weil ich nicht verstehe, was Du meinst. – Ja, jetzt verstehe ich Dich.« (TS 213, p. 18)

Typisch für ein solches Verstehen im zweiten Anlauf wäre folgende Situation: Jemand hat mir einen Befehl gegeben, mit dem ich erst einmal nichts anfangen kann. Nehmen wir etwa an, er hätte gesagt: »Bringe mir die Flasche in den Saal« und ich wüßte, daß es in seiner engen Wohnung keinen Saal gibt. Dann fällt mir wieder ein, daß er den engen Flur ironischerweise als Saal bezeichnet. Ich habe jetzt verstanden, was der Befehl bedeutet, weil ich ihn gedeutet habe. Wenn man diese Beobachtung verallgemeinert, so würde das bedeuten:

Es scheint uns, als ob, wenn wir den Befehl ... verstehen, wir etwas hinzufügen ... So dass wir dem, der sagt »aber Du verstehst ihn ja (h: also ist er ja vollständig ...)« antworten können: »Ja, aber nur, weil ich noch etwas hinzufüge: die Deutung nämlich.« (TS 213, p. 18)

Damit ist der Gedankengang, der das Verstehen im Sinne des intentionalistischen Bildes illustriert, vollständig skizziert. Wenn wir eine Äußerung verstehen, dann fügen wir ihr geistig eine Deutung hinzu, die wir dann unmittelbar verstehen:

Die Idee, die man von dem Verstehen hat, ist etwa, dass man dabei von dem Zeichen ... kommt (h: von den Worten des Befehls näher zur Ausführung), etwa durch die Vorstellung. (TS 213, p. 16 f.)

An diesem Gedanken, jedes Verstehen sei ein Deuten bzw. eine Übertragung in geistige Zeichen, sind mehrere Dinge falsch. Zum Teil sind die Argumente bereits in meiner Darstellung über die Rolle von Gedanken vorgestellt wurden, so daß ich manche Gedankengänge hier nur erwähne, statt sie darzustellen. Zunächst weist Wittgenstein darauf hin, daß man eine Deutung im allgemeinen in anderen Worten gibt. Das zeigt die Fortsetzung der gerade betrachteten Textstelle:

»Ich kann den Befehl nicht ausführen, weil ich nicht verstehe, was Du meinst. – Ja, jetzt verstehe ich Dich«.

Was ging da vor, als ich plötzlich den Andern verstand. ... es fiel mir etwa plötzlich eine Deutung ein, die mir einleuchtete. Aber war diese Deutung etwas anderes als ein Satz der Sprache? (TS 213, p. 18)

Eine Deutung ist nicht eine Übertragung von Zeichen in vollkommen anders geartete Vorgänge oder Gegenstände:

Eine »Interpretation« ist doch wohl etwas, was in Worten gegeben wird. Es ist *diese* Interpretation im Gegensatz zu einer anderen (die anders lautet). – Wenn man also sagt »jeder Satz bedarf noch einer Interpretation«, so hiesse das: kein Satz kann ohne einen Zusatz verstanden werden. (TS 213, p. 18)

Dabei ist die Interpretation oder Deutung etwas, das man dem Satz, den man verstehen will, hinzufügt: »Eine Deutung ist eine Ergänzung des gedeuteten Zeichens durch ein Zeichen.« (TS 213, p. 20) Wenn man einen Satz erst versteht, wenn man ihn deutet oder interpretiert, so führt das zu Problemen: Mit dieser Auffassung dessen, was es heißt, einen Satz zu verstehen, gerät man offensichtlich in einen Regreß, der nur dann enden könnte, wenn es selbst-verständliche Zeichen geben würde.<sup>47</sup> Denn die Annahme, daß man kein Zeichen verstehen kann, ohne ein anderes hinzuzufügen, würde auch für die Zeichen der Deutung und der Deutung der Deutung etc. gelten. Wie gezeigt, gibt es im Geiste keine selbst-verständlichen Zeichen, und so wäre der Regreß nicht anzuhalten. Dieses Problem entsteht auch, wenn man annimmt, das Deuten bestände darin, sich im Geiste die Erklärungen oder Regeln aufzusagen, die man, wie oben gezeigt wurde, kennen muß, um die Bedeutung eines Wortes zu verstehen:

- (1) Man weiß nur, was man mit einem Wort »W« meint, während man es ausspricht, wenn man die Regel *RW* in diesem Moment im Geiste formuliert, man sich also im Geiste die Anwendung dieses Wortes anschaut.
- (2) Man versteht diese Formulierung der Regel im Geiste nur, wenn man die Anwendung aller Wörter kennt, die in ihr vorkommen. Die zu kennen besteht darin, die entsprechende Regel *RRW* zu formulieren.

---

<sup>47</sup>In diesem Sinne äußern sich Baker und Hacker in ihrem Kommentar zu den *PU* (vgl. *KBH2*, p. 102, *KH4*, p. 55)

- (3) Für die Kenntnis der Wörter, die in der Formulierung von *RRW* vorkommen, gilt wiederum dasselbe.

Es ist offensichtlich, daß so ein infinites Regreß beginnt. Wittgenstein sieht das bereits im TS 213 deutlich: Es muß ohne eine Deutung durch andere Zeichen möglich sein zu wissen, in welcher Bedeutung man ein Zeichen verwendet, »wenn ich nicht ad infinitum, also *erfolglos*, weitere Zeichen zu den obigen setzen will« (TS 213, p. 280 f.).

Tatsächlich deuten wir *manche* Äußerungen:

Es gibt Fälle, in denen wir einen erhaltenen Befehl deuten und Fälle, in denen wir es nicht tun. (TS 213, p. 20)

Das ist allerdings auch oft nicht der Fall:

Wenn mich jemand fragt: »wieviel Uhr ist es«, so geht in mir dann keine Arbeit des Deutens vor. Sondern ich reagiere unmittelbar auf das, was ich sehe und höre. (TS 213, p. 20)

Daß wir einen Satz unmittelbar ohne Deutung verstehen, das ist kein Sonderfall, sondern der Normalfall. Das zeigt der Gedankengang an einer oben bereits betrachteten Textstelle. Ich möchte ihn noch einmal kurz rekapitulieren. Wenn man die Zeichen selbst-verständlich nennen will, die man nicht mehr deuten muß, um sie zu verstehen, so hat man in den Zeichen der Umgangssprache genau diese selbst-verständlichen Zeichen, die das intentionale Bild im Geiste postuliert. Das zeigt sich an der bereits oben vorgestellten Textstelle, an der Wittgenstein eine Situation schildert, in der jemand chiffrierte Zeichen dechiffriert. Wir würden in diesem Zusammenhang nicht sagen, daß wir diese Zeichen verstehen, bevor wir sie übertragen haben, auch wenn wir den Schlüssel schon in der Hand haben. Wir verstehen die Zeichen in dem Moment, in dem wir sie in die deutsche Sprache übertragen haben, und daran sieht man: Eine bewußte Übertragung der Wörter der deutschen Sprache in eine geistige Sprache findet nicht statt und ist auch nicht notwendig: In der überwiegenden Anzahl der Fälle, in denen man Sätze einer Sprache, die man beherrscht, liest oder hört, versteht man sie unmittelbar, ohne einen bewußten Vorgang des Verstehens oder der Deutung.

Wenn man einen Befehl, der aus Wörtern der deutschen Sprache besteht, erst deuten müßte, um ihn zu verstehen, würde ein weiteres Problem auftreten. Man würde ihn dann nicht in der intersubjektiven Bedeutung verstehen, die er im Deutschen hat:

Aber was veranlaßt Dich denn zu gerade *dieser* Deutung? Ist es der Befehl, dann war er ja schon eindeutig, da (d: nur) er diese Deutung befahl. Oder hast Du die Deutung willkürlich hinzugefügt – , dann hast Du ja auch den Befehl nicht *verstanden*, sondern erst das, was Du aus ihm (~~auf eigene Faust~~) gemacht hast. (TS 213, p. 18)

Entweder bestimmen die Zeichen des Befehls, was man tun soll, oder die Deutung ist willkürlich, man tut also nicht, was der Befehl verlangt, sondern was man will. Dabei nützt es auch nichts, sich daran zu orientieren, was man selbst für richtig hält. So fragt Wittgenstein an anderer Stelle, ob jemand in der Ausführung eines Befehls gerechtfertigt ist, wenn er das tut, was ihm ein Gefühl der Befriedigung verschafft,

und gibt die trockene Antwort: »Müsste man da nicht antworten: Ich habe Dir doch nicht geschafft [müßte heißen >gesagt<], mir das zu bringen, was Dir auf meine Worte hin ein solches Gefühl geben wird!« (TS 213, p. 385) Wenn man dem Befehl eine individuelle Deutung hinzufügt oder das tut, was einem das Gefühl gibt, ihn richtig zu befolgen, dann trägt das nicht der Tatsache Rechnung, daß im Befehl festgelegt ist, was als seine Befolgung zählt, und nicht erst durch ein Zutun dessen, der ihn befolgt, bestimmt wird.<sup>48</sup>

Der Tatsache, daß wir beim Verstehen in der Regel nicht deuten, entspricht die Beobachtung, daß wir nichts tun, um den Sätzen Bedeutung zu geben, wenn wir als Sprecher der deutschen Sprache Sätze dieser Sprache aussprechen. Wir sind uns in der Regel dessen nicht bewußt, einen Umdeutungsvorgang von geistigen Zeichen in Worte der äußeren Sprache auszuführen oder überhaupt etwas zu tun, womit wir den Sätzen Bedeutung geben. Es spielt auch keine Rolle, ob wir so etwas tun. Um das zu zeigen, gibt Wittgenstein folgendes Beispiel: Man gibt jemandem die Aufforderung, Zahlen zu quadrieren, indem man ihm die Zeichen »x<sup>2</sup>« und die Ziffer »5« hinschreibt. Der Angesprochene schreibt danach »5<sup>2</sup>« hin:

Wir stoßen hier immer auf die peinliche Frage, ob denn nicht das Anschreiben des »5<sup>2</sup>« (z.B.) mehr oder weniger (oder ganz) automatisch erfolgt sein könne, und fühlen, dass das der Fall sein mag und dass es uns gar nichts angeht. Dass wir hier auf ganz irrelevantem Boden sind, wo wir nicht hingehören. (TS 213, p. 281, a)

Offensichtlich spielt die Tatsache, ob der Angesprochene, während er quadrierte, an eine Regel dachte oder nicht, keine Rolle für die Beantwortung der Frage, ob er verstand, was er hinschrieb. Wir können dieses Beispiel weiterführen, indem wir annehmen, er schreibe im nächsten Schritt die Zahl »25« hin. Wieder ist es unwichtig, ob er dabei nachgedacht hat oder ob er, im Kopfrechnen geübt, einfach diese Zahl hingeschrieben hat. Diese Feststellung gilt entsprechend für das Aussprechen von anderen Wörtern:

Ist es nicht auch so beim Gebrauch des Wortes »Kugel«? Ich gebrauche das Wort instinktiv. . . . (Es kann nicht darauf ankommen, ob die Sprache instinktiv oder halbinstinktiv gebraucht wird. Wir sind hier im Sumpf der graduellen Unterschiede, nicht auf dem festen Grund der Logik.) (h: Ist es nicht das Schachspiel, wenn es automatisch gespielt wird?) (TS 213, p. 144, a)

Tatsächlich ist es so, daß wir, wenn wir sprechen, nicht in irgendeiner Weise bewußt auf die Bedeutungen der Worte achten, die wir aussprechen.

---

<sup>48</sup> Dieses Argument Wittgensteins zeigt allerdings nur, daß wir keine subjektive Deutung hinzufügen. Es wäre möglich, daß ein Befehl der Sprache die Zeichen und eine Deutungstabelle enthalten könnte. In diesem Fall wäre trotz der Deutung eine intersubjektive Bedeutung der Zeichen des Befehls gegeben. Tatsächlich tun wir das allerdings nicht bewußt, und wie ich gezeigt habe, genügt der intentionalistischen Theorie die Annahme einer unbewußten Deutung nicht.



### 5.3.9 Zusammenfassung

Es wurde deutlich, daß wir an der Quelle, also im Geiste, nicht das finden, was aus Sicht des intentionalistischen Bildes dort sein müßte. Es finden sich im Geiste keine Hyperzeichen, die man nicht mißverstehen kann. Was wir vorfinden, ist in demselben Maße deutungsfähig wie Wörter der öffentlichen Sprache, es verdankt ihr seinen Inhalt, oder es sind keine Zeichen. Das erste gilt für mentale Bilder aller Art, das zweite für Gedanken, Vorstellungen und Ähnliches. Erlebnisse, Gefühle und Erfahrungen, die man mit dem Verstehen eines Wortes verbinden kann, scheiden als Hyperzeichen von vornherein aus, weil sie überhaupt keine Zeichen sind. Zudem fehlt ihnen die komplexe, vernetzte Struktur. Meinen und Verstehen sind keine Vorgänge, die Bedeutungen via Deutung vom Geist in die Sprache und von der Sprache in den Geist übertragen. Wir finden keine solchen Prozesse vor, wenn wir darauf achten, was in uns vorgeht, wenn wir sprachliche Ausdrücke verstehen oder mit Verständnis aussprechen.<sup>49</sup> Zudem führt die Annahme, daß man alle Zeichen deuten muß, zu einem Regreß, wenn diese hintereinander geschachtelten Deutungen nicht in Hyper-Zeichen – es gibt sie wie vorgeführt nicht – enden können. Einen Satz zu verstehen kann also nicht darin bestehen, Worte der öffentlichen Sprache in Ideen zu übertragen. Mit einem Satz etwas zu meinen kann nicht bedeuten, was man meint, in irgendeiner Weise bewußt in Worte zu übertragen. Man versteht in der Regel Wörter und Sätze einer Sprache, die man beherrscht, unmittelbar. Man tut nichts dazu, um sie zu verstehen, wenn man sie hört. Ebenso wenig kann etwas zu meinen bedeuten, daß man in irgendeiner Weise bewußt darauf achtet oder daran denkt, die Zeichen in der richtigen Weise zu gebrauchen.

So bleibt die intentionalistische Theorie eine überzeugende Antwort auf die Frage schuldig, worin die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke besteht. Wenn es keine Vorgänge des Meinens gibt, kann die Bedeutung von Wörtern und Sätzen nicht das sein, was ein Sprecher in diesem Sinne damit meint. Ebenso fehlt eine Erklärung, wie unser Zugang zur Bedeutung sprachlicher Ausdrücke zu konzipieren ist, was es also bedeutet, mit der Äußerung sprachlicher Ausdrücke etwas zu meinen oder sie zu verstehen. Die begrifflichen Bestimmungen, die die intentionalistische Theorie geben wollte, bauen darauf auf, daß es geistige Vorgänge des Verstehens und Meinens gibt. Wenn es diese nicht gibt und sie auch aus prinzipiellen bzw. apriorischen Gründen nicht das leisten können, was sie im Rahmen der intentionalistische Theorie leisten müßten, dann sind auch die begrifflichen Bestimmungen nicht richtig.

---

<sup>49</sup>Diese Behauptung muß man erläutern: Für den Sprecher unterscheidet es sich deutlich, ob er einen Satz einer Sprache hört, die er beherrscht oder einen Satz einer Sprache, die er nicht beherrscht. So werden die Worte »stilles Tal« beim Leser vielleicht etwa eine Empfindung der Vertrautheit, Gedanken an Eichendorff und Bilder aus der Kindheit hervorrufen, aber dennoch sind diese Erlebnisse aus den oben dargestellten Gründen nicht die Bedeutung dieser Worte. Diese Gefühle und Erlebnisse, die das Hören und Aussprechen begleiten, sind zu unspezifisch und unstrukturiert, um die Bedeutung dieser Ausdrücke festlegen zu können, und tatsächlich ist es auch so, daß wir nicht auf sie schauen, wenn wir wissen wollen, was wir mit einem Satz gemeint haben. So ist es etwas anderes, die Frage zu beantworten, wie einem zumute war, während man einen Satz äußerte, als Antwort darauf zu geben, wie man einen Satz aufgefaßt oder gemeint hat.

## 5.4 Die Umdeutung der Beobachtungen

Es geht jetzt darum, die Beobachtungen umzudeuten, auf die sich die intentionalistische Theorie stützt, also die Frage zu beantworten, was es bedeutet, wenn man das Wort »meinen« gebraucht und dieses keinen geistigen Vorgang bezeichnet. Denn Wittgenstein hatte, wie oben erwähnt, angekündigt, die entsprechenden Unterschiede, auf die man mit den Wörtern »meinen« und »verstehen« hinweist, in seiner Terminologie zu rekonstruieren. Es ist zu klären, wie er die Begriffe reinterpretiert, wenn damit nicht die geistigen Vorgänge gemeint sind, auf die die intentionalistische Theorie diese Wörter bezieht. Und bei diesem Unternehmen der Umdeutung wird erst deutlich werden, wie verworren die Situation ist, insofern wir mit der Ausdrucksweise »Ich habe ... gemeint« nicht auf *ein* Phänomen Bezug nehmen, sondern sie in jeweils unterschiedlicher Bedeutung gebrauchen. So schreibt Wittgenstein:

Die Fälle, die man alle mit dem Ausdruck »ich meinte« zusammenfasst sind *sehr mannigfach*. (TS 213, p. 203, a)

Diese gilt es zu botanisieren. Dieses Unternehmen ist etwas anders, als die Erklärungen zu geben, die das intentionalistische Bild in Aussicht gestellt hatte, ohne sie wirklich überzeugend ausführen zu können. Denn es ist immer noch zu klären, worin die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke besteht, und was es bedeutet, mit einem Ausdruck in dem Sinne etwas zu meinen, daß man versteht, was man sagt. Ich möchte solche Fälle als »bedeutungsvolles Sprechen« oder »basales Meinen« bezeichnen, um sie von den anderen Fällen zu unterscheiden, in denen es nicht darum geht, ob ein Sprecher einen Satz in der Bedeutung geäußert hat, die er in der Sprache hat, zu der er gehört.

Meistens stellen wir die Frage »Wie meinst du das?«, weil wir mit einer bestimmten Äußerung ohne Erläuterung nichts anfangen können. Dasselbe gilt für die entsprechende Äußerung: »Ich verstehe Deine Äußerung nicht.« Im allgemeinen sagt man so etwas nicht, weil man die Bedeutung der Worte einer Äußerung nicht kennen würde oder weil man die Satzbedeutung nicht versteht, obwohl das auch vorkommen kann. In der Regel fragt man so etwas, weil man einzelne Aspekte der Äußerung nicht versteht oder nicht weiß, welche Rolle eine Äußerung in der Verständigung hat, man also nichts mit ihr anfangen kann. Das wäre etwa der Fall, wenn jemand unvermittelt während einer normalen Unterhaltung auf einen Stuhl zeigte und sagte: »Das ist ein Stuhl«. Man würde seine Äußerung verstehen, insofern sie ein Satz der deutschen Sprache ist. Nicht verstehen würde man sie, insofern man nicht wüßte, was die Äußerung für eine Rolle hat, was der Sprecher *mit* ihr sagen will. Bei der Frage, was jemand mit einer Äußerung meint oder wie er sie meint, setzt man in der Regel voraus, daß er die Worte in ihrer üblichen Bedeutung der deutschen Sprache gemäß gebraucht, und bittet um zusätzliche Informationen, die über einfache Bedeutungserklärungen hinausgehen.

Die Frage, in welcher Bedeutung ein Sprecher einen oder mehrere sprachliche Ausdrücke in einer Äußerung gemeint hat, kommt in der Verständigungspraxis zwischen den Sprechern einer Sprache nur selten vor, und außerdem würden wir in solchen

Fällen kaum zu der Formulierung greifen: »Wie meinst du das?« Eher würden wir hier die Frage stellen: »Was bedeutet dieses Wort in Deiner Äußerung?« Solche Frage stellen vor allem solche Leute, die eine Sprache noch nicht richtig beherrschen, die sie etwa als Fremdsprache lernen. Denn kompetente Sprecher der deutschen Sprache gehen, wenn sie miteinander sprechen, davon aus, daß der jeweils andere die Worte gemäß ihrer Bedeutung, die sie in der deutschen Sprache haben, gebraucht und daß sie die Bedeutung dieser Worte kennen, und sie liegen meist richtig mit dieser Annahme. Daß ein Sprecher ein Wort in einer völlig idiosynkratischen Bedeutung verwendet, etwa »Hund« statt »Katze« sagt und wir aus diesem Grund um Auskunft bitten, was es bedeutet, dieser Fall kommt kaum vor.

Die Antwort auf die Frage, was es bedeutet, einen Satz bedeutungsvoll zu äußern und ihn zu verstehen, möchte ich hier im Vorgriff auf die spätere Darstellung nur skizzieren.<sup>50</sup> Sie wird dann ausführlicher behandelt werden, wenn ich Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung im Zusammenhang schildere. Eine sehr knappe Darstellung ist dennoch hier bereits nötig, weil es sonst schwierig wäre, die Erläuterungen zu dem Problem zu verstehen, worauf Fragen der Art »Wie meinst Du das?« zielen.

Zur Bedeutung eines Satzes der deutschen Sprache gehören, das wurde in den Argumenten gegen die Identifikation von Bedeutung und Erlebnissen und gegen die Gegenstandstheorie der Bedeutung deutlich, seine systematischen Verbindungen zu anderen Sätzen der deutschen Sprache, zu denen er in Folgerungs- und Begründungsbeziehungen steht. Durch solche Satz-Satz-Beziehungen ist, wie ich später zeigen werde, zusammen mit den Relationen zu Erfüllungsbedingungen ein Platz in einem Netz festgelegt, durch den die Bedeutung eines Satzes eindeutig bestimmt ist. Die Bedeutung von Wörtern wird über ihren Beitrag zu Bedeutung von Sätzen bestimmt. Der Platz eines Wortes und der eines Satzes in der Sprache ist so durch Bedeutungserklärungen, die die Regeln ausdrücken, bestimmt. Die Erklärungen der Bedeutung in einer Sprache sind zu einem großen Teil intern vernetzt. Das bedeutet: Um die Bedeutung eines Wortes zu kennen, muß man die Bedeutung sehr vieler Wörter kennen. Bedeutung und Bedeutungskennntnis ist also eine holistische Angelegenheit. Man muß, um ein Wort zu verstehen, einen großen Teil der Regeln der Sprache kennen, zu der das Wort gehört. Ein Wort oder einen Satz bedeutungsvoll zu äußern oder ihre Bedeutung zu verstehen besteht darin, das Wort oder den Satz nach den Regeln gebrauchen zu können, die die Bedeutung des jeweiligen sprachlichen Ausdrucks festlegen. Die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist also in der Sprache intersubjektiv festgelegt, und so gibt es keine Autorität der ersten Person, wenn es darum geht, Wörter und Sätze zu verstehen oder mit ihnen im basalen Sinne etwas zu meinen. Dies drückt Wittgenstein pointiert so aus:

Wenn man aber sagt »wie soll ich wissen, was er meint, ich sehe ja nur seine Zeichen?«, – so sage ich: »wie soll *er* wissen, was er meint, er hat ja auch nur seine Zeichen«. (TS 213, p. 4)

---

<sup>50</sup>Vgl. unten Kapitel 7.

Denn es gilt:

Du meinst, was Du sagst. (TS 213, p. 4)

Dabei darf man die Fähigkeit, die Worte entsprechend ihrer Bedeutung in der Sprache zu gebrauchen, also die jeweiligen Erklärungen der Bedeutung zu kennen, nicht falsch auffassen. Sie zu kennen bedeutet nicht, daß man sie alle im Geiste formuliert, während man ein Wort versteht oder äußert. Wittgenstein drückt das zugespitzt in der folgenden Frage aus:

Wenn die Grammatik, die von den Wörtern handelt, für ihre Bedeutung wesentlich ist, muss ich die grammatischen Regeln, die von einem Wort handeln, alle im Kopf haben, wenn es für mich Bedeutung haben soll? (TS 213, p. 150)

Für einen speziellen Fall würde das bedeuten:

Und es wäre die seltsame Frage denkbar: »wie kann ich denn dann gleich wissen, was ich mit ›Kugel‹ meine, ich kann doch nicht die ganze Art der Anwendung (h: des Wortes) auf einmal im Kopfe haben?« (TS 213, p. 150 f.)

Der Gedanke, man müsse, um zu wissen, in welcher Bedeutung man ein Wort gebraucht, um also zu wissen, was man mit ihm meint, die Anwendung im Kopf haben, legt es nahe, man könne in diesem Zusammenhang das intentionalistische Bild noch einmal in abgewandelter Form ins Spiel bringen. Man könne, so würde man annehmen, nur wissen, was man mit einem Wort meint, wenn man die Anwendung im Kopf habe. Wobei das heißen soll: Man kann ein Wort nur dann bedeutungsvoll aussprechen, wenn man die Regeln seiner Anwendung, also seine Grammatik introspektiv präsent hat. Wie vorgeführt wurde, entsteht durch diese Annahme ein infiniter Regreß, und wir denken tatsächlich nicht bewußt an die Regeln von Wörtern und Sätzen, die wir verstehen. Unsere Kenntnis der Bedeutung ist primär die praktische Kompetenz, Wörter und Sätze nach den Regeln der Sprache gebrauchen zu können. Diese Fähigkeit unterscheidet denjenigen, der mit der Äußerung eines Wortes etwas meinen kann, von dem, der es bloß äußert, ohne etwas damit zu meinen.

Nach dieser kurzen Skizze dessen, worin basales Meinen besteht, möchte ich die unterschiedlichen Fälle betrachten, in denen man das Wort »meinen« gebraucht.<sup>51</sup> Dabei baue ich auf Feststellungen aus dem TS 213 auf, gehe in der Deutung allerdings oft über das hinaus, was Wittgenstein explizit sagt. Dennoch ist meine Analyse dieser Fälle nur eine Extrapolation der explizit geäußerten Gedanken Wittgensteins.

(1) Einmal sind da die Fälle, in denen man nach einer Definition fragt, die die Bedeutung eines Zeichens angibt. Wittgenstein betrachtet einen solchen Fall bezeichnenderweise anhand eines Beispiels, in dem ein Zeichen vorkommt, das nicht zur deutschen Sprache gehört. Das liegt daran, daß wir bei Worten der deutschen Sprache üblicherweise nicht mit der Frage, wie sie gemeint sind, nach ihrer Bedeutung fragen. In dem Abschnitt mit der Überschrift »Das Verstehen als Korrelat einer Erklärung«

---

<sup>51</sup>In ähnlicher Weise unterscheidet Künne verschiedene Stufen des Verstehens (vgl. Künne 1981).

(TS 213, p. 12) erläutert Wittgenstein, inwiefern Fragen danach, was man mit einem Satz meint, falsch verstanden werden können, und stellt klar, daß man in solchen Fällen tatsächlich nur Wörter durch andere Worte ersetzt, also eine Definition bestimmter Zeichen gibt:

Wenn ich (h: um den Sinn eines Pfeils zu erklären) sage: »ich meine diesen Pfeil so, dass man ihm durch eine Bewegung in der Richtung vom Schwanz zur Spitze folgt«, so gebe ich eine Definition (ich setze ein Zeichen für ein andres), während es scheint, als hätte ich sozusagen die Aussage/Angabe des Pfeils ergänzt. Ich habe den Pfeil durch ein neues Zeichen ersetzt, das wir statt des Pfeiles gebrauchen können. *Gebrauchen können*. – Während es *scheint*, als wäre der Pfeil selbst wesentlich unvollständig, ergänzungsbedürftig, und als hätte ich ihm nun die nötige Ergänzung gegeben. (TS 213, p. 13)

Man könnte also, statt den Pfeil zu gebrauchen, auch sagen, man solle sich in einer bestimmten Richtung bewegen. Was Wittgenstein an dieser Textstelle nennt, ist nicht im strengen Sinne eine explizite Definition, sondern, wie er schreibt, eine Zeichenfolge, die man statt des erklärten Zeichens gebrauchen kann. Daß eine solche Angabe möglich ist, bedeutet allerdings nicht, daß der Pfeil prinzipiell erläuterungsbedürftig ist. Das Entscheidende an diesem Gedankengang ist die Tatsache, daß man mit solchen Erklärungen nicht die Verbindung zwischen sprachlichen Zeichen und etwas im Geiste Gemeinten herstellt:

Die Schwierigkeit ist, die Grammatik des Wortes »meinen« klar zu sehen: Aber der Weg dazu ist nur der über die Antwort auf die Frage »welches ist das Kriterium dafür, dass wir etwas *so* meinen« und welcher Art ist der Ausdruck, den dieses »so« vertritt. Die Antwort auf die Frage »wie ist das gemeint« hält (h: stellt) die Verbindung zwischen zwei sprachlichen Ausdrücken/zwischen zwei Sprachen her. (TS 213, p. 12 f.)

(2) Ähnlich ist der Fall, in dem es darum geht, sich noch einmal der genauen Referenz eines Eigennamens zu versichern:

»Aber mit dem Wort ›Napoleon‹ bezeichnest Du doch, während Du es aussprichst, eben diesen Menschen«. – »Wie geht denn, Deiner Meinung nach, dieser Akt des Bezeichnens vor sich? Momentan? oder braucht er Zeit?« – »Ja aber, wenn man Dich fragt ›hast Du jetzt (eben) den Mann gemeint, der die Schlacht bei Austerlitz gewonnen hat?‹ wirst Du doch sagen ›ja‹. Also hast Du diesen Mann gemeint, *als Du den Satz, in dem sein Name vorkommt, aussprachst!*« (TS 213, p. 292)

Der von Wittgenstein hervorgehobene Teil der Textstelle macht deutlich, wie man in Kontexten dieser Art dazu kommen kann, die Grammatik des Wortes »meinen« falsch zu verstehen. Und so stellt er richtig, in welcher Art man wußte, wen man mit »Napoleon« meinte:

– Wohl, aber nur etwa in dem Sinne, in welchem ich damals auch wusste, dass  $2 + 2 = 4$  ist ... Nämlich nicht so, als ob zu dieser Zeit ein besonderer Vorgang stattgefunden hätte, den wir dieses »Meinen« nennen könnten; auch wenn vielleicht gewisse Bilder das Aussprechen begleitet haben, die für diese Meinung charakteristisch sind und bei anderer Bedeutung des Wortes »Napoleon« vielleicht andre gewesen wären. (TS 213, p. 292)

Wieder gesteht Wittgenstein zu, daß es Begleitereignisse gibt, die das Meinen begleiten, macht dann allerdings klar:

Vielmehr ist die Antwort »ja, ich habe den Sieger von Austerlitz gemeint« ein weiterer Schritt im Kalkül. Täuschend ist an ihm die vergangene Form, die eine Beschreibung dessen zu geben scheint, was »in mir« während des Aussprechens des Satzes vorgegangen war. In Wirklichkeit knüpft das Präteritum nur an den früher ausgesprochenen Satz an. (TS 213, p. 292)

Mit dem Ausdruck »ich meinte« bezieht man sich also nicht auf einen Akt des Meinens. Wenn man darüber Auskunft gibt, was man meinte, dann bewegt man sich damit in Zusammenhängen, die aufgrund sprachlicher Regeln feststehen, in Wittgensteins Worten: in einem Kalkül.

(3) In manchen Fällen zielt man mit der Frage, was man mit einem Wort gemeint hat, nicht auf Bedeutungsregeln der Sprache, sondern auf eine kontextabhängige Bestimmung des Bezugsobjektes eines Wortes:

Wenn ich ihn aber nun fragte: Wie Du das Wort ausgesprochen hast, was hast Du damit gemeint? – Wenn er mir darauf antwortet: »Ich habe das Spiel gemeint, das wir so oft gespielt haben etc. etc.«, so weiss ich, dass ihm diese Erklärung in keiner Weise beim Gebrauch des Wortes vorgeschwebt hatte, und dass seine Antwort meine Frage nicht in dem Sinn beantwortet, dass sie mir sagt, was, »in ihm vorging ...«, als er diese Worte sagte. (TS 213, p. 155)

Auch hier gilt wieder: Der Sprecher greift, um die gewünschte Information zu geben, nicht auf ein Ereignis in seinem Geist zurück, von dem er abliest, was er meinte. Wieder liegt es nahe, zu fragen, woher der Sprecher dann weiß, was er meinte, wenn es den inneren Vorgang nicht gibt und man folglich mit der Antwort auch nicht von ihm berichtet. Wieder muß man sich klarmachen, daß Wittgenstein solche Fragen nicht beantworten muß. Wer erklären will, was es bedeutet, sich in einer Stadt auszukennen, der muß auch nicht darüber Auskunft geben, wie Menschen es schaffen, sich Straßen und deren Namen einzuprägen. Es genügt für den Gedankengang, daß es nicht so funktioniert, wie es das intentionalistische Bild vorschlägt.

Für die drei betrachteten Fälle gilt also:

Man kann es auch so sagen: wenn man sich immer in einem Sprachsystem ausdrückt und also, was ein Satz meint, nur durch Sätze dieses Systems erklärt, so fällt am Schluss die Meinung ganz aus der Sprache, also aus der Betrachtung, heraus und es bleibt die Sprache das Einzige, was wir betrachten können: (TS 213, p. 2)

In den Fällen (2) und (3) ging es darum, vor dem Hintergrund einer gewissen Kenntnis der Bedeutung bestimmte Aspekte näher zu erläutern, einmal die genaue Referenz eines Wortes, wenn schon klar ist, daß es um einen Eigennamen geht, im anderen Fall durch den Hinweis auf Kontextwissen zu bestimmen, welches Spiel gemeint ist, wenn schon sicher ist, daß es um ein Spiel geht. Bei den nächsten Beispielen geht es dagegen nicht um Erläuterungen zur Wort- oder Satzbedeutung.

(4) Die Frage, wie jemand eine bestimmte Äußerung meint, richtet sich meist auf das, was ich »höherstufiges Meinen« nennen will, wobei ich mit dieser Formulierung auf folgendes hinaus will: Mit der Äußerung eines Satzes etwas zu meinen bedeutet mehr, als ihn zu äußern und seine Bedeutung zu kennen. Das Entsprechende gilt für das Verstehen der Äußerung eines Satzes. Wenn man unter normalen Umständen einen Satz äußert, so geschieht das nie »einfach so«. Man tut immer etwas, das in gewisser Hinsicht über das *bedeutungsvolle Äußern* dieses Satzes hinausgeht: Man stellt eine Behauptung auf, man stellt eine Frage, man gibt ein Versprechen, einen Befehl oder ähnliches. Kurz, der Satz hat eine bestimmte illokutionäre Rolle. So schreibt Wittgenstein:

Behauptung, Annahme, Frage. man kann auf dem Schachspiel einen Zug einer Schachpartie machen, – aber auch während eines Gesprächs über ein Schachproblem zur Illustration, oder wenn man jemand das Spiel lehrt, – etc.. Man sagt dann auch etwa: »angenommen, ich zöge so, ...«. So ein Zug hat Ähnlichkeit mit dem, was man in der Sprache »Annahme« nennt. Ich sage nun etwa »im Nebenzimmer ist ein Dieb«, – der Andre fragt mich »woher weisst Du das?« und ich antworte: »oh ich wollte nicht sagen, dass wirklich ein Dieb im Nebenzimmer ist, ich habe es nur in Erwägung gezogen«. – Möchte man da nicht fragen: *Was* hast Du erwogen? wie Du Dich benehmen würdest, wenn ein Dieb da wäre, oder, was für ein Geräusch es machen würde, oder, was er Dir wohl stehlen würde? (TS 213, p. 207, a)

Es geht Wittgenstein an der gerade betrachteten Textstelle um die schlichte Tatsache, daß man immer etwas *tut*, *indem* man einen Satz äußert. Entsprechend stellt Wittgenstein fest, daß wir »das Verschiedenste mit unseren Sätzen tun« (TS 213, p. 209, h, v). Und hiermit meint er illokutionäre Rollen in einem weiteren Sinn<sup>52</sup>, kurz alles, was man tun kann, indem man einen Satz äußert, wie etwa »eine Vermutung aussprechen ... , einen Hergang erzählen, eine Erzählung erdichten, eine Hypothese aufstellen und prüfen, eine Tabelle anlegen, ...« (TS 213, p. 208, h, v). Die Frage »Wie meinst Du das?« bezieht sich oft darauf, daß man nicht weiß, welche illokutionäre Rolle eine *Äußerung* hat, also was ein Sprecher mit dem Satz, den man bereits versteht, sagen will. Wieder gilt: Was man mit einer Äußerung meint, ist nicht durch einen geistigen Vorgang bestimmt. Wie die Beispiele, die Wittgenstein gibt, andeuten, sind illokutionäre Rollen ebenfalls durch Regeln bestimmt, so daß man im Kontext üblicherweise erkennen kann, wie eine Äußerung gemeint ist. Allerdings billigt man dem Sprecher eine gewisse Autorität der ersten Person zu, wenn es darum geht, wie eine Äußerung gemeint ist, also ob ein Satz etwa als Frage oder Behauptung intendiert ist.

(5) Wittgenstein spricht an der folgenden Textstelle eine ganze Gruppe von Fällen an, in denen man nicht sagt, was man meint:

---

<sup>52</sup>Ich spreche deswegen von illokutionären Rollen in einem weiteren Sinn, weil Wittgenstein diese feiner individuiert, als es beispielsweise Austin tut. So nennt Wittgenstein folgendes Beispiel für die Rolle einer Äußerung: Jemand notiert sich einen Satz, um zu konstatieren, wie seltsam eine Situation ist. (TS 213, p. 208) Dies ist offensichtlich eine feinere Einteilungsweise der illokutionären Rollen, als wenn man zunächst nur Beschreibungen von Befehlen unterscheidet.

Es wird sich dann in unserem Gespräch oft die Redeweise finden »Du wolltest also eigentlich sagen ...« (und diese kann wieder ganz missverstanden werden – sie ist keine Beschreibung des damaligen Geisteszustandes des Sprechenden; als ob das »was er sagen wollte« irgendwo in seinem Geist ausgedrückt gewesen wäre. ... Es scheint nämlich dann (leicht), als landeten wir am Schlusse bei etwas, was wir mit unserer gewöhnlichen Sprache gar nicht mehr ausdrücken können. Das ist aber das sicherste Zeichen (dafür), dass wir fehl gegangen sind; (TS 213, p. 255)

Im Kontext geht es eigentlich um die Frage, inwiefern es möglich ist, daß die Sprache implizite, verschwommene Regeln hat, und Wittgenstein streift die an der hier betrachteten Textstelle behandelte Frage nur am Rande. Entsprechend bietet diese Textstelle nur einige Ansatzpunkte für die Gedanken, die ich im folgenden skizzieren will: Wenn man nicht das gesagt hat, was man eigentlich sagen wollte, so muß man dabei prinzipiell unterschiedliche Fälle unterscheiden.

(a) Der erste Fall ist einfach zu handhaben. Es geht um Versprecher. So könnte jemand sagen: »Ich komme am Montag«, und sich dann korrigieren zu: »Ich meinte eigentlich Dienstag. Ich habe mich versprochen.« Auch in diesem Fall liest man die Korrektur nicht von dem Geisteszustand ab, in dem man sich zur Zeit der Äußerung befunden hat. Das ist ganz deutlich, wenn jemand ein Diktat vom Vortag korrigiert. Er weiß, was er sagen wollte, und bemerkt, wenn er sich beim Diktieren versprochen hat, ohne daß er dabei auf Erinnerungen an seine geistigen Vorgänge zur Zeit des Diktats zurückgreifen muß.

(b) Die Formulierung »Ich wollte eigentlich sagen« ist mehrdeutig. Sie deckt einmal den Fall ab, daß man sich lediglich versprochen hat und so wirklich ein Wort sagt, das man eigentlich nicht äußern wollte. Der andere Fall ist der, in dem man *mit* den Worten nicht das sagen konnte, was man mit ihnen sagen wollte. Und auf Fälle dieser zweiten Art möchte Wittgenstein an der betrachteten Textstelle hinaus, Fälle, in denen man überhaupt Schwierigkeiten hat zu sagen, was man meint, oder, anders formuliert, mit Worten das auszudrücken, was man eigentlich sagen wollte. Und dabei kann, so bemerkt Wittgenstein, leicht der Eindruck entstehen, die Sprache sei generell nicht ausreichend, um bestimmte Dinge auszudrücken.

An dieser Stelle ist es wichtig, den Schritt genauer zu betrachten, der von Äußerungen des Typs »Ich wollte eigentlich sagen ...« über die Reformulierung »Ich meinte ...« zu der Annahme führte, im Geiste sei alles bereits formuliert und man müsse es nur noch ablesen und in die öffentliche Sprache bringen. Der entscheidende Schritt besteht darin, die Worte »Ich sage, was ich meinte« so zu deuten, als wäre, was man meinte, im Geiste vorhanden oder zumindest vorhanden gewesen, und als ob es jetzt darum ginge, das Gemeinte zu beschreiben. Dann liegt die Ansicht nahe, man sei aus prinzipiellen Gründen nicht in der Lage, das Gemeinte vollständig in Sprache zu fassen, weil eine Beschreibung nie alle Aspekte der Vorstellung wiedergeben könne. Die Situation wäre damit zu vergleichen, als müsse man mit einem schlechten Fotokopierer ein Gemälde kopieren. Es würde also gelten: Was man im Geiste meint, das läßt sich nie vollkommen zur Sprache bringen.



Daß die Annahme falsch ist, man könne in solchen und ähnlichen Fällen nicht sagen, was man meint, weil man nicht in Worte fassen kann, was man im Geiste vor sich sieht, wird deutlich, wenn man einige analoge Fälle betrachtet. Wenn ein bestimmtes Photo einer Landschaft auch nach vielen Versuchen nicht so gelingt, wie man es sich vorgestellt hat, so bedeutet das nicht, daß man im Geiste ein Photo hat, mit dem man die realen Photos vergleichen kann. Dasselbe gilt für mißglückte Anläufe, ein Bild zu malen oder ein Kleid zu entwerfen, das bestimmten eigenen Vorstellungen entspricht. Zwar kann man entscheiden, ob die Realisierung der Vorstellung recht nahe kommt. Man vergleicht dabei aber nicht die Realisierung mit einem Ideal, das man im Geiste vor sich sieht.

Wenn man das verstanden hat, dann erkennt man, daß auch der Fall, in dem ein Schriftsteller es nicht zu seiner eigenen Zufriedenheit schafft, das zu Papier zu bringen, was er eigentlich sagen möchte, nach dem Modell der gerade geschilderten Beispiele konzipiert werden muß. Die Feststellung, daß er nicht ausdrücken kann, was er meint, oder daß er seine Gedanken mit der Sprache nicht ausdrücken kann, bedeutet nicht, daß die Übertragung dessen, was er im Geiste vor sich sieht, in die Sprache mißlingt. Wer nicht sagen kann, was er ausdrücken möchte, der kann entscheiden, wann er seinem Ziel näher gekommen ist und wann er es verfehlt hat. Und er bemerkt das durch Gefühle der Zufrieden- oder Unzufriedenheit.

Darüber hinaus entsteht folgendes Problem: Wer behauptet, daß ein bestimmter Ausdruck eines Gedankens unzulänglich sei, muß angeben können, in welcher Hinsicht der Ausdruck nicht genügt. Wenn ein Text im Vergleich zu einem anderen einen Gedanken besser ausdrückt, so ist das kein Zeichen dafür, daß der sprachliche Ausdruck generell mangelhaft ist. Nimmt man dagegen an, ein bestimmter Gedanke könne generell nicht in Worten ausgedrückt werden, so bekommt man Schwierigkeiten mit der Tatsache, daß Gedanken gerade über ihren sprachlich gefaßten Inhalt individuiert werden. Die Beobachtung, von der wir ausgingen, zeigt also nicht, daß man bestimmte Dinge mit der Sprache nicht ausdrücken kann.

Allerdings gibt es in solchen Fällen eine Autorität der ersten Person in bezug darauf, was sie meint. So billigt man es dem Sprecher zu, daß er bestimmen kann, welche Formulierung dem näher kommt, was er eigentlich sagen wollte, und welche nicht. Ein Sprecher darf innerhalb bestimmter Grenzen entscheiden, welche der möglichen Deutung dessen, was er gesagt hat, das trifft, was er sagen wollte. Und das, was der Sprecher in solchen Fällen meinte, das kann man so weit fassen, wie es der Begriff der plausiblen, möglichen Deutung des Gesagten zuläßt. Die Grenzen sind im Einzelfall nicht immer eindeutig zu ziehen. Man kann sich allerdings leicht verdeutlichen, daß es klare Fälle gibt, in denen die Grenze überschritten wäre: Den Versuch, eine bestimmte Theorie des Verhaltens von Autofahrern zu formulieren, kann man nicht als den mißglückten Anlauf deuten, ein Drehbuch zu einem Western zu schreiben, indem man den Hinweis gibt, man hätte die theoretische Abhandlung so *gemeint*.

Diese Liste ist sicher unvollständig. Sie soll auch nur eine gewisse Übersicht darüber vermitteln, welche unterschiedlichen Bedeutungen das Wort »meinen« haben

kann. Und wenn wir die verschiedenen Fälle betrachten, dann können wir erkennen: Es gibt Aspekte, in denen der Sprecher in besonderer Weise weiß, was er gemeint hat. Nur haben diese Bedeutungen von »meinen« nichts mit dem einfachen bedeutungsvollen Sprechen zu tun, und der Grund, warum manchmal nur der Sprecher selbst weiß, was er mit einer Äußerung gemeint hat, kann nicht im Sinne des intentionalistischen Bildes erläutert werden. Wenn ein Sprecher in besonderer Weise weiß, was er gemeint hat, so liegt das nicht daran, daß nur er das Gemeinte geistig erfassen kann und es anderen nur unzulänglich beschreiben kann. Es hat eher damit zu tun, daß ich selbst weiß, was ich tun will, bevor ich es getan habe, allerdings ohne das von einem geistigen Bild abzulesen.

Als Resümee der gerade angestellten Überlegungen kann man festhalten: Das intentionalistische Bild arbeitet mit einer Überblendung von verschiedenen Bedeutungen des Wortes »meinen«, die man noch mit etwas anreichert, das wie eine Erklärung bestimmter unverstandener Phänomene aussieht:

- (A) In einem bestimmten Sinne (5 (b)) kann man oft nicht genau sagen, was man meint. Es handelt sich dabei um höherstufiges Meinen.
- (B) Im Sinne von (4) und (5) gibt es eine bestimmte Autorität der ersten Person zu bestimmen, wie sie etwas meint. Sie kann innerhalb gewisser Grenzen festlegen, welche illokutionäre Rolle eine Äußerung hat und was sie damit sagen will oder eigentlich sagen wollte.
- (C) Einen Satz mit Bedeutung zu äußern, mit ihm etwas zu meinen, unterscheidet sich dadurch vom bloßen Ausstoßen von Lauten, daß man im einen Fall im Geiste etwas meint, während man den Satz äußert.

Wenn man annimmt, daß in (A), (B) und (C) von demselben Vorgang die Rede ist, dann kann man zusammenfassend zu der Auffassung kommen:

Was ein Sprecher mit einem Satz meint, das weiß er in besonderer Weise, weil er mit dem Satz das im Geiste Gemeinte beschreibt. Das ist introspektiv zugänglich. Die Beschreibung ist allerdings prinzipiell unzulänglich, so daß der Satz nur unzureichend ausdrücken kann, was man meint.

Wenn man das als überzeugende Erklärung ansieht, so deswegen, weil man übersieht, daß dabei zwei Wissenslücken kurzgeschlossen werden: Man hat keine gute Antwort auf die Frage, was es bedeutet, mit einem Wort oder Satz etwas zu meinen, und ebensowenig auf die Frage, warum man oft nicht sagen kann, was man meint. Die Auskunft, beide Phänomene seien geistig, erklärt nichts, sondern verbindet zwei Erklärungsdefizite. Der Hinweis auf geistige Leistungen ist keine Erklärung, wie es die intentionalistische Theorie darstellen möchte, sondern der Verzicht darauf. Das fällt deswegen nicht auf, weil die intentionalistische Theorie, wie ich bereits erwähnt habe, immer eine doppelte Strategie hat: Ist die Erklärung nicht stimmig, verweist man auf die Beobachtungen. Sind die Beobachtungen nicht so, wie sie sein sollten, betont man die Erklärungskraft der Theorie und die Tatsache, daß die Dinge im Geiste oft unserer Beobachtung entgehen, weil wir nicht genau auf sie achten oder sie sehr schnell geschehen.

## 5.5 Was von der intentionalistischen Theorie bleibt

Es gibt im Geiste Erlebnisse mit intrinsischer Qualität, man kann vor dem geistigen Auge visuelle Bilder sehen, und man hat Gedanken, die intrinsisch Bedeutung haben. Alle sind aus den beschriebenen Gründen als Hyperzeichen nicht geeignet (zu 1).<sup>53</sup> Die Verbindung zwischen einem Gedanken und dem Satz, der ihn ausdrückt, ist nicht kausal, sondern logisch (zu 2). Aus diesem Grund ist sie nicht unzulänglich (zu 3). Gedanken sind allerdings nicht alle verbal, obwohl sie alle eine logische Rolle haben, die durch ihren Inhaltssatz und den Modus bestimmt ist (zu 4). Sie sind also nicht Teil einer geistigen Mechanik (zu 5). Die Sprache ist also für die Identität von Gedanken wesentlich und dient nicht nur dazu, Gedanken zu kommunizieren (zu 6). Welchen Gedanken man welchen Zeichen zuordnet, ist insofern willkürlich, als man denselben Gedanken in unterschiedlichen Sprachen ausdrücken kann, und es weiterhin innerhalb einer Sprache zwar nicht üblich, aber prinzipiell möglich ist, einer Wortbedeutung eine andere Wortform zuzuordnen (zu 7). Eine Übertragung der Worte in den Geist und umgekehrt findet nicht statt, man hat allerdings meist geistige Begleitereignisse, wenn man etwas versteht (zu 8 und 9). Beim höherstufigen Meinen gibt es innerhalb bestimmter Grenzen eine Autorität der ersten Person. Diese erstreckt sich bei Sprechern einer öffentlichen Sprache üblicherweise nicht darauf, die Worte nach anderen Regeln zu gebrauchen, sondern auf durch diese Regeln bestimmte Freiräume. Die Sprecher gebrauchen die Wörter im allgemeinen in der Bedeutung, die sie in der öffentlichen Sprache haben, zu der sie gehören (zu 9). Unzulänglich ist nicht unsere Kenntnis davon, was Gedanken sind, sondern wie sie realisiert sind. Was das Verstehen von Sätzen angeht, so wissen wir nicht, wie es funktioniert und woran es liegt, daß wir eine derart komplexe Kompetenz zum Gebrauch von Wörtern und Sätzen haben (zu 10). Was die angebliche Insuffizienz sprachlicher Ausdrücke angeht, so entsteht dieser Eindruck dadurch, daß man nicht zwischen Wort und Wortform unterscheidet und man dem Wort seinen Gebrauch nicht ansieht (zu A).<sup>54</sup> Die Quelle für die Bedeutung ist in dem Sinne im Geiste, als man die Kompetenz, Wörter und Sätze nach den Regeln einer Sprache zu gebrauchen, als eine geistige Leistung bezeichnen kann. Dies ist allerdings eine ganz andere Deutung der Rolle des Geistes für das Verstehen und Meinen, als sie die intentionalistische Theorie geben will (zu B).

---

<sup>53</sup>Die Ziffern in Klammer beziehen sich auf die entsprechend nummerierten Annahmen in Abschnitt 5.2.

<sup>54</sup>Die großen Buchstaben in Klammern beziehen sich auf die so bezeichneten Annahmen in Abschnitt 5.6.



# Kapitel 6

## Die instrumentalistische Theorie

Auch für Wittgensteins Auseinandersetzung mit dem Instrumentalismus gilt, was für seinen Umgang mit den beiden bereits dargestellten Konzeptionen sprachlicher Bedeutung charakteristisch ist: Er präsentiert das, was er diskutiert, nicht als eine einheitliche Konzeption, sondern er beschäftigt sich mit den unterschiedlichen Spielarten eines Bildes. Im Zentrum steht die Annahme, daß sprachliche Bedeutung, um es so zu formulieren, in ihrem Wesen etwas mit Wirkungen zu tun hat. Ich drücke das absichtlich so ungenau aus, um damit all die unterschiedlichen Bilder abzudecken, die Wittgenstein als Modifikationen des instrumentalistischen Grundthemas präsentiert.

### 6.1 Die Bilder

#### 6.1.1 Übersicht

Wieder möchte ich zuerst die unterschiedlichen Beobachtungen vorstellen, die die Sichtweise naheliegend erscheinen lassen, daß man sprachliche Bedeutung als einen besonderen Fall der Redeweise von Ursache und Wirkungen konzipieren kann. So wird es um die folgenden Aspekte gehen, die die instrumentalistische Sicht stützen:

- Die Sprache erfüllt in der Gesellschaft bestimmte Funktionen. Um diese erfüllen zu können, muß sie bestimmten funktionalen Erfordernissen genügen.
- Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ist durch ihre Wirkung bestimmt. So erzeugt ein sprachlicher Ausdruck beim Hörer bestimmte Vorstellungen im Geiste, und die Äußerung eines Satzes, etwa die eines Befehls, bewirkt bei dem, der ihn ausführen soll, bestimmte Handlungen.
- Die grammatischen Regeln sind die Regeln,

- die man einhalten muß, damit man das sagen kann, was man sagen, will;
  - die erfüllt sein müssen, damit die Sprache ihren Zweck erfüllen kann;
  - an die sich alle halten müssen, damit der Sprachgebrauch einheitlich ist.
- Sprache ist nur möglich, insofern beim Menschen bestimmte kognitive und feinmotorische Bedingungen erfüllt sind. Diese funktionalen Voraussetzungen sind relevant für die Bedeutung der Worte und Sätze, die Menschen verstehen können.

All die aufgeführten Aspekte sind, wie man leicht erkennen kann, Spielarten eines Gedankens, der auf den ersten Blick viel für sich zu haben scheint. Während die Frage, was sprachliche Bedeutung ist, sperrig daherkommt und man nicht weiß, welche Antwort man darauf geben soll, begibt man sich mit der Rede von Ursachen und Wirkungen in einen soliden Bereich. Man weiß, was es damit auf sich hat, und der Vorschlag, sprachliche Bedeutung so zu erklären, wirkt aus diesem Grund attraktiv. Der Mensch, das ist bekannt, hat in seiner Geschichte ständig neue Werkzeuge ersonnen. Vom Rad bis zum Computer gibt es eine Fülle von Erfindungen, die eines gemeinsam haben: Sie sind in der einen oder anderen Weise Werkzeuge. Ebenso wie sie dient auch die Sprache einem bestimmten Zweck, der ihre Eigenarten erklärt. Sie ist ein Mittel, mit dem Menschen sich gegenseitig beeinflussen und das sie gebrauchen können, um damit die Welt zu beschreiben. Ebensowenig wie man angemessen erklären kann, was ein Auto ist, ohne die Rolle der Mobilität und des Transports in der menschlichen Gesellschaft und die physikalischen Grundlagen der Bewegung zu berücksichtigen, kann man das Wesen der Sprache erklären, ohne von der Rolle der Sprache als eines sehr komplizierten Werkzeuges zu sprechen, das eine Vielzahl gesellschaftlicher Funktionen erfüllt und das einer Menge von Randbedingungen gerecht werden muß. Wenn man, so der Grundgedanke des Instrumentalismus, diese Funktionen und Bedingungen nur detailliert genug beschreibt, dann wird sich in ihrem Zusammenspiel ein Rahmen ergeben, in dem man begrifflich angemessen fassen kann, was sprachliche Bedeutung ist.

## 6.1.2 Die Bilder im einzelnen

Im folgenden möchte ich die Textstellen vorführen, an denen Wittgenstein die unterschiedlichen Bilder präsentiert. Wieder trennt er nicht so deutlich, wie es wünschenswert wäre, zwischen der Darstellung der angegriffenen Positionen und seinen Argumenten. Aus diesem Grund habe ich die Textstellen so gekürzt, daß darin die Bilder deutlich werden und die Kritik zunächst nicht erwähnt wird.<sup>1</sup> Betrachten wir nun die Bilder im einzelnen:

(1) Die Sprache ist eine soziale Einrichtung, die wie andere Institutionen in der Gesellschaft bestimmte Funktionen erfüllt. Die so beschriebene Funktionalität hat zwei

---

<sup>1</sup>Um dies tun zu können, ist es teilweise nötig, Negationen aus dem laufenden Text herauszunehmen. Das verfälscht zwar den manifesten Sinn auf der Satzebene. Dies ist aber zulässig, weil in meiner Darstellung explizit gesagt wird, daß dies Positionen sind, die Wittgenstein ablehnt, und weil die Negation in meiner Rahmendarstellung auftaucht.

Aspekte, einen äußeren und einen inneren: Wenn ein System eine bestimmte Funktion hat, dann muß es bestimmte funktionale Erfordernisse erfüllen.<sup>2</sup> Damit meine ich: Wenn etwas von seiner Funktion her ein Radioempfänger ist, so muß es beispielsweise funktionale Einheiten haben, die Radiowellen empfangen können, die das Tonsignal demodulieren und es entsprechend verstärken. Entsprechend gilt: Die Struktur der Sprache erklärt sich aufgrund der Funktionen, die diese in der Gesellschaft hat. Man muß also im ersten Schritt feststellen, welche Funktionen das sind. Dann muß man bestimmen, welche funktionalen Erfordernisse erfüllt sein müssen, damit die Sprache die im ersten Schritt bestimmten Funktionen übernehmen kann. So kann man herausbekommen, wie Sprache gebaut sein muß, damit sie die auf diese Art bestimmten funktionalen Bedingungen erfüllen kann.

Den gerade skizzierten Gedankengang beginnt Wittgenstein an der folgenden Textstelle mit der Frage:

Könnte ich nicht die Sprache als soziale Einrichtung betrachten, die gewissen Regeln unterliegt, weil sie sonst nicht wirksam wäre/wirken würde. (TS 213, p. 191, a)

So gibt es eine Menge Handlungen in einer Gesellschaft, die ohne Sprache nicht möglich wären:

Wir können aber sagen: Ohne Sprache könnten wir die Menschen nicht beeinflussen. Oder, nicht trösten. Oder: nicht ohne eine Sprache Häuser und Maschinen bauen. (TS 213, p. 194)

Die ersten drei Punkte dieser Aufzählung sind auf den ersten Blick nicht überzeugend. Es ist beispielsweise nicht einzusehen, warum es nicht möglich sein soll, Menschen ohne Sprache zu beeinflussen oder zu trösten. Ebenso wenig ist es einleuchtend, warum man ohne Sprache nicht Häuser bauen könnte. Worauf es Wittgenstein mit diesen Details ankommt, wird erst deutlich, wenn der Gedanke verstanden ist, der dahinter steht: Bestimmte komplexe Leistungen wie etwa die, eine Maschine zu bauen, sind ohne Sprache nicht möglich. Ab welchem Grad an Komplexität Sprache erforderlich ist, das ist demgegenüber eine Detailfrage von untergeordneter Bedeutung. So ist es etwa nicht möglich, Häuser zu bauen, deren Konstruktion und Erstellung ein koordiniertes und variables Handeln mehrerer Personen erfordern, wenn es keine Verständigung gibt. Man denke in diesem Zusammenhang an den Turmbau zu Babel. Was das Trösten anderer Menschen angeht, so kommt ein anderer Aspekt hinzu. Man muß sich vor Augen führen, daß es zwar möglich ist, non-verbal zu trösten, daß eine Hand auf der Schulter aber auch nur tröstlich ist, wenn sie eine bestimmte Bedeutung hat, also als Geste und damit als Teil einer Sprache betrachtet wird.<sup>3</sup> Unabhängig davon,

---

<sup>2</sup>Dieselbe Unterscheidung trifft Meggle bei seiner Diskussion der Frage, ob Wittgenstein eine instrumentalistische Theorie sprachlicher Bedeutung hat (vgl. Meggle 1985, p. 78–81).

<sup>3</sup>In diesem Sinne ist auch die folgende Textstelle zu lesen: »Ohne Sprache könnten wir die Menschen nicht bewegen unseren Willen zu tun.« (TS 213, p. 194, h) Allerdings tritt hier das Problem auf, daß die Behauptung entweder trivialerweise wahr oder offensichtlich falsch ist. Im Sinne einer rein kausalen Beeinflussung können wir Menschen ohne Sprache zu einer bestimmten Handlung veranlassen. Wenn dagegen

ob man die einzelnen Punkte im Detail überzeugend findet, ist deutlich: Wenn man die Sprache unter einem funktionalen Aspekt betrachtet, dann kann man bestimmte Funktionen angeben, die die Sprache erfüllt. Dabei ist es nicht nötig, wie Wittgenstein zu behaupten, daß diese Funktionen nur durch die Sprache erfüllt werden können, obwohl diese Behauptung, was sehr komplexe Funktionen angeht, überzeugend ist. Es genügt festzustellen, daß die Sprache *tatsächlich* bestimmte Funktionen hat. Es gilt dann:

Die Sprache ist Teil eines Mechanismus (oder zu mindest kann man sie so auffassen). Mir ihrer Hilfe beeinflussen wir die Handlungen anderer Menschen und werden wir beeinflusst. (TS 213, p. 192, h, v, a)

Bei einer Betrachtung aus dieser Perspektive versucht man dann herauszufinden, *auf welche* Weise man die Handlungen von Menschen durch Sprache koordinieren kann. Nach dieser Sicht fungieren sprachliche Äußerungen als eine Art soziale Neurotransmitter. Sie vermitteln Reaktionen zwischen einzelnen Menschen. Wenn das so wäre, könnte es sich herausstellen, daß bestimmte Zeichen hierfür besser geeignet sind als andere. Ebenso wie man etwa ein Gebäude aus Gründen der Baustatik nur aus bestimmten geeigneten Materialien bauen kann, würde sich die Bedeutung von Zeichen über ihre kausale Rolle verstehen lassen:

So könnte es sein daß ein Mensch das Zeigen einer Richtung (etwa der, in welcher er gehen soll) nur verstünde, wenn es mit der Hand oder einem Pfeil in der gewöhnlichen Weise geschähe, aber nicht wenn man mit dem Fuß in dieser Richtung wiese. Und verstehen heißt hier auf das Zeichen reagieren wie ein Verstehender/auf das Zeichen in bestimmter Weise reagieren. (TS 213, p. 193, h, v, a)

Auf diese Art könnte die ganze Sprache erklärt werden:

Es wäre ja auch möglich, daß man fände, daß nur die deutsche Sprache dazu geeignet wäre von Menschen verstanden zu werden. Und wenn es sich um Menschen handelt, die nur Deutsch gelernt haben, so ist das ja wirklich so. Man würde dann sagen: nur mit *diesem* Zeichensystem kann man Menschen beeinflussen. (TS 213, p. 192, v, h)

Welche Zeichen welche Wirkungen haben, das wäre eine empirische Frage, und die Bedeutungen von Zeichen zu erklären hieße zu beschreiben, wie welche Zeichen die gewünschten Wirkungen hervorbringen.

(2) Die kleinsten sprachlichen Einheiten, denen man bestimmte Wirkungen zuschreiben kann, sind Wörter und Sätze. Ihre Bedeutung bestimmt man, indem man schaut, welche Wirkungen sie jeweils haben. So schreibt Wittgenstein in der Überschrift des Abschnitts 10:

»Die Bedeutung eines Zeichens ist durch seine Wirkung (die Assoziationen, die es auslöst, etc.) gegeben« (TS 213, p. 38, Überschrift)

---

mit der Formulierung »bewegen unseren Willen zu tun« eine Art der Beeinflussung gemeint ist, die eine Verständigung voraussetzt, dann ist die Behauptung trivialerweise wahr.



Es gilt:

... das Symbol ist das, was diesen Effekt hervorruft ... (TS 213, p. 38)

Bei dieser Auffassung, daß die Bedeutung eines Zeichens in seiner Wirkung liegt, muß man zwei unterschiedliche Aspekte unterscheiden. Da ist einmal die Tatsache, die an der gerade betrachteten Textstelle angesprochen wird: Die Bedeutung eines Zeichens liegt darin, daß es bestimmte Vorstellungen im Geiste verursacht. Entsprechend ist nach dieser Sicht die Bedeutung nicht durch die Erklärung der Bedeutung bestimmt, sondern »durch sie ... bewirkt ...« (TS 213, p. 33, v, h). An anderer Stelle äußert Wittgenstein die Auffassung, »das Verständnis« sei durch die Erklärung »äusserlich bewirkt, wie die Krankheit durch die Speise« (TS 213, p. 34).

Der andere Aspekt besteht darin, daß die Vorstellungen, die bestimmte Äußerungen beim Hörer hervorrufen, diesen zu bestimmten Handlungen veranlassen:

Die Idee, die man von dem Verstehen hat, ist etwa, dass man dabei von dem Zeichen näher an die verifizierende Tatsache kommt/(h: von den Worten des Befehls näher zur Ausführung), etwa durch die Vorstellung ... (TS 213, p. 16 f.)

An dieser Stelle haben die instrumentalistische und die intentionalistische Theorie einen Berührungspunkt. Es ist der Gedanke, daß die Worte eines Befehls eine bestimmte Vorstellung oder Idee im Geiste hervorrufen, die dann ihrerseits zu bestimmten äußeren Handlungen führt:

Offensichtlich machen erst beide Gedanken zusammen den Instrumentalismus plausibel:

– Dadurch, daß ein Befehl bestimmte Ideen im Geiste hervorruft, versteht man ihn. So ist es eine schlichte Tatsache, daß ein Befehl, den jemand befolgt, bei diesem nicht unwillkürlich eine bestimmte Handlung hervorruft, sondern daß er sie dadurch bewirkt, daß die Person ihn versteht. Es ist dabei offensichtlich, daß »das Verstehen eine notwendige Vorbereitung des Befolgens« (TS 213, p. 17) ist. Diese Annahme erklärt auch, warum ein Hörer nicht erst schauen muß, welche Handlung er als Reaktion auf einen Befehl ausführt, um herauszubekommen, was der Befehl bedeutet. Wenn er ihn versteht, dann weiß er das vorher, insofern er durch Introspektion erkennt, welche Idee der Befehl im Geiste hervorruft.

– Andere Menschen können nicht beobachten, welche Ideen ein Befehl im Geiste einer Person hervorruft. Aus diesem Grund ist es wichtig, daß ein Befehl eine beobachtbare Wirkung hat. Er löst bei dem, der ihn versteht, eine Handlung aus, und auf diese Weise kann man feststellen, ob die betreffende Person die Bedeutung richtig verstanden hat. So wird jemand auf den Befehl hin »Bringen Sie mir eine Tasse Tee!« etwas anderes tun als auf die Worte »Bringen Sie mir ein Glas Saft!«, wenn er die Äußerungen versteht. Wie eng dieser Zusammenhang zwischen der Bedeutung eines Satzes und seiner Wirkung ist, zeigt die folgende Überlegung: Angenommen, man möchte Sätze einer fremden Sprache übersetzen, die man nicht versteht und für die kein Wörterbuch existiert, dann kann man die Bedeutung von Äußerungen dadurch

herausbekommen, daß man schaut, welche Wirkungen die Äußerung eines Satzes hat oder durch welche Sachlage die Äußerung eines Satzes bewirkt wird.

(3) Wie bereits festgestellt wurde, hat die Sprache bestimmte Regeln, die die Bedeutung von Wörtern und Sätzen festlegen. Wenn man die Sprache aus einer funktionalen Perspektive betrachtet, dann gibt man auf die folgende Frage eine positive Antwort:

Sind die grammatischen Regeln so durch ihren Zweck gerechtfertigt wie die Regeln über den Bau einer Dampfmaschine durch die beabsichtigte Wirkungsweise der Dampfmaschine? (TS 213, p. 190, h, v, a)

Denn es gilt:

Die Grammatischen Regeln sind ... diejenigen (natürlich erfahrungsmäßigen) Regeln nach denen die Sprache gebaut sein muß um ihren Zweck zu erfüllen. (TS 213, p. 191, v, h)

Mit einem Vergleich beschreibt Wittgenstein das so:

Ist alles, was ich sagen darf/kann, damit gesagt: Man kann ... von den grammatischen Regeln sagen, sie seien eine Einrichtung dazu, dass die Sprache ihren Zweck erfüllen könne. Wie man etwa sagt: wenn die Dampfmaschine keine Steuerung hätte, so könnte der Kolben nicht hin und her gehen, wie er soll ... (TS 213, p. 193, a)

Diese Regeln sind durch die Wirkungen, die man mit der Sprache erzielen will, festgelegt. Die Beschreibung der Regeln, die man befolgen muß, um die jeweils unterschiedlichen Wirkungen zu erzielen, »wäre dann die einzig richtige Grammatik« (TS 213, p. 192, v, h). So ist es eine Funktion der Sprache, daß man mit ihr die Wirklichkeit beschreiben kann. Damit das möglich ist, muß die Sprache so gebaut sein, daß man mit ihr die Tatsachen erfassen kann. So kann man etwa sagen:

... die Grammatik müsse von vier primären Farben reden, weil es vier primäre Farben gäbe. (TS 213, p. 193, v, h)

Ebenso wie man mit den Regeln der Sprache die Tatsachen beschreiben können soll, muß es möglich sein, mit der Sprache generell das zu sagen, was man ausdrücken möchte. Wenn man danach fragt, warum man Sätze, die man äußert, so und nicht anders bildet, könnte man sagen:

Die Rechtfertigung würde etwa lauten: wenn ich *das* sagen will, *muß* ich solche/diese Regeln geben/muß ich nach *solchen* Regeln vorgehen/ ... (TS 213, p. 191, v, h)

Zudem ist es offensichtlich, daß man sich mit der Sprache nicht verständigen könnte, wenn es keine Koordination des Gebrauchs von Worten gäbe. Wenn jeder die Worte in einer idiosynkratischen Weise gebrauchen würde, dann könnte es keine intersubjektiven Bedeutungen geben. Wenn man die Sache so sieht, dann hätten Regeln für den Gebrauch der Worte die Funktion, die Bedeutungen der Zeichen so zu vereinheitlichen, daß alle Sprecher sie in jeweils derselben Bedeutung gebrauchen. Wittgenstein drückt das so aus:

Die grammatischen Regeln sind, wie sie nun einmal da sind, Regeln des Gebrauchs der Wörter. Uebertreten wir sie, so können wir deswegen die Wörter dennoch mit Sinn gebrauchen. Wozu wären dann die grammatischen Regeln da? Um den Gebrauch der Sprache im Ganzen gleichförmig zu machen? (etwa aus ästhetischen Gründen?) Um den Gebrauch der Sprache als gesellschaftliche Einrichtung zu ermöglichen? also wie eine Verkehrsordnung, damit keine Kollision geschieht/entsteht? (TS 213, p. 193 f., a)

Jeder Verkehrsteilnehmer könnte sich auf der Straße prinzipiell bewegen, wie er will, wenn er allein wäre. Nur aus dem Grund, weil es viele Verkehrsteilnehmer gibt, muß man deren Verhalten durch Regeln koordinieren, um Unfälle und Streitigkeiten zu verhindern. Dasselbe gilt analog für die Sprache. Menschen können sich nur dann mit einer Sprache untereinander verständigen, wenn es Regeln gibt, die für alle Sprecher verbindlich gelten und so sicherstellen, daß alle den Wörtern dieselbe Bedeutung zurechnen.

(4) In einer anderen Facette der funktionalen Betrachtungsweise geht es um die Frage, welche speziellen Funktionen beim Menschen erfüllt sein müssen, damit Menschen eine Sprache gebrauchen können. Diese Frage zu stellen ist ähnlich, wie sich im Fall eines Computer-Programms zu fragen, wie ein Rechner gebaut sein muß, welche Ressourcen und Architektur er braucht, damit ein bestimmtes Programm auf ihm laufen kann. Beim Menschen bedeutet es, bestimmte Fertigkeiten zu bestimmen, ohne die Menschen keine Sprache gebrauchen könnten. So stellt Wittgenstein fest:

Es ist auch richtig/sinnvoll zu sagen, ohne den Gebrauch des Mundes oder der Hände können sich Menschen nicht verständigen. (TS 213, p. 195)

## 6.2 Die zentralen Annahmen der Theorie

Im folgenden verdichte ich die genannten Bilder zu Thesen:

- (1) Man kann die Sprache unter dem Gesichtspunkt der Wirksamkeit untersuchen.
- (2) Die Sprache erfüllt unterschiedliche soziale Funktionen.
- (3) Nur durch die Sprache ist es möglich, bestimmte komplexe gesellschaftliche Handlungen zu koordinieren.
- (4) Weil die Sprache bestimmte Funktionen erfüllt, muß sie bestimmten Randbedingungen genügen.
- (5) Es gibt bestimmte funktionale Voraussetzungen für Sprache.
- (6) Die Sprache ist ein Instrument.
- (7) Die Bedeutung eines Wortes oder Satzes ist seine Wirkung.
- (8) Die Bedeutung einer Äußerung ist ihre Wirkung.
- (9) Von sprachlicher Bedeutung zu sprechen ist eine Art, von spezifischen Ursache-Wirkungs-Relationen zu sprechen.

Und dies läuft, anders formuliert, darauf hinaus:

- (10) Das Bedeutungsideom ist ein spezifisches kausales Idiom.

Oder noch etwas anders ausgedrückt:

- (11) Das Wesen sprachlicher Bedeutung läßt sich dadurch beschreiben, daß man bestimmte kausale Beziehungen beschreibt.
- (12) Eine sprachliche Äußerung wie einen Befehl zu verstehen bedeutet, entsprechend zu handeln.

Aus Wittgensteins Argumentation wird, mit einiger Rekonstruktion, deutlich, daß diese Annahmen keine Gesamtsicht bilden, die man als Ganzes für wahr halten oder ablehnen müßte. Man kann die Annahmen (1) bis (5) bejahen, ohne daß man damit gezwungen ist, die Annahmen (7) bis (12) zu unterschreiben. So weist Wittgenstein diese Annahmen zurück *und* gesteht zu, daß die Annahmen (1) bis (5) richtig sind. Wie man sich Annahmen (6) gegenüber verhält, das hängt davon ab, ob man sie als Zusammenfassung der Annahmen (1) bis (5) liest oder im Sinne von Annahme (11). So würde Wittgenstein ihr im ersten Sinne zustimmen, allerdings darauf hinweisen, daß damit noch nichts über das Wesen der Sprache gesagt ist. Was sprachliche Bedeutung ist, läßt sich nicht dadurch ausdrücken, daß man nur von Ursachen und Wirkungen spricht.

Wenn ich gerade davon gesprochen habe, daß dies aus Wittgensteins Darstellung deutlich wird, so meine ich damit folgendes: Er schreibt nicht explizit, daß der gerade dargestellte Zusammenhang zwischen den Annahmen besteht, er benennt nicht einmal die einzelnen Annahmen explizit. Er weist vielmehr Ansätze zurück, die darauf hinauslaufen, die Sprache unter den in den Annahmen (1) bis (5) genannten Aspekten zu untersuchen, und zwar mit dem Hinweis, dies interessiere ihn nicht. Diese Begründung darf nicht so verstanden werden, als sei diese Ablehnung Ausdruck seines idiosynkratischen Interesses. Sie ist anders gemeint. Wie ich oben im zweiten Kapitel skizziert habe, bildet die Frage nach dem Wesen sprachlicher Bedeutung eine zentrale Frage des TS 213. Diese zu beantworten heißt für Wittgenstein, eine Antwort auf die Frage zu geben, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist und was es bedeutet, sprachliche Äußerungen zu verstehen. Sein Desinteresse an Fragen, die sich entsprechend den Annahmen (1) bis (5) auf spezifische kausale Aspekte richten, ist darin begründet, daß Antworten auf diese Fragen nichts zur Lösung des Problems beitragen, worin die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke besteht.

## 6.3 Die Argumente

### 6.3.1 Übersicht

Wittgenstein geht von der Feststellung aus, daß man intuitiv nicht geneigt ist, die Wirkung einer Äußerung mit der Bedeutung zu identifizieren: Man nennt, wie er bemerkt, die Wirkung eines Stoßes nicht dessen Bedeutung. Und das zeigt, daß man nur dann auf den Gedanken kommt, die Bedeutung einer Äußerung mit der Wirkung zu identifizieren, wenn man bereits weiß, daß man es mit sprachlichen Ausdrücken zu tun hat. Dies ist für Wittgenstein allerdings weniger ein Argument, sondern vielmehr ein

Indiz dafür, daß die Redeweise von sprachlicher Bedeutung sowie die von Ursachen und Wirkungen nicht in so einfacher Weise ineinander überführbar sind, wie es die instrumentalistische Position annimmt, wenn man die Annahmen (7) bis (12) zugrunde legt. Und deshalb nimmt er das Idiom, in dem man von Ursachen und Wirkungen spricht, und die Redeweise von sprachlicher Bedeutung genauer in den Blick, um so ihre Unterschiedlichkeit zu zeigen. Er bekommt dadurch Argumente, um sich gegen den folgenden Einwand verteidigen zu können: Man *nennt* die Wirkung einer Äußerung nicht die Bedeutung. Ebenso wenig nennt man allerdings auch die mittlere Molekülbewegung einer Flüssigkeit Temperatur. Kein physikalischer Laie meint, wenn er von der Temperatur eines Körpers spricht, in dem Sinne die mittlere Molekülbewegung, daß er bei Nachfrage sagen könnte, daß beide miteinander identisch sind. In diesem Fall gilt offensichtlich: Die Temperatur wird mit der mittleren Molekülbewegung identifiziert, weil es gute wissenschaftliche Argumente dafür gibt. Der Einwand, diese Identifikation sei gegen den Sprachgebrauch und deshalb unzulässig, wäre in diesem Fall offensichtlich verfehlt. Könnte man, so der Analogieschluß, nicht in ähnlicher Weise die Bedeutung und die Wirkung miteinander identifizieren, obwohl man die Bedeutung nicht die Wirkung nennen würde? Wittgenstein kann diese Frage gelassen und überzeugend verneinen, weil sich seine Ablehnung des Instrumentalismus nicht auf diese Beobachtung über unseren Sprachgebrauch stützt. Er nimmt dieses Indiz nur zum Anlaß, um nach Gründen gegen die Identifikation von Bedeutungs- und Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen zu suchen. Das bringt ihn zu unterschiedlichen Argumenten, die zeigen, inwiefern das kausale Idiom und die Redeweise von sprachlicher Bedeutung sich so voneinander unterscheiden, daß sich nach dem Leibnizschen Kriterium eine Identifikation von selbst verbietet:

(1) Die Wirkung der Äußerung eines Satzes, wie sie von den Sprachregeln bestimmt ist, tritt nicht immer ein. Dennoch hat der Satz seine Bedeutung auch in den Fällen, in denen seine Äußerung zu keiner oder anderen Wirkungen führt.

(2) Um zu wissen, welche Aspekte der Wirkung der Äußerung eines Satzes zur Bedeutung des Satzes zählen, muß man die Bedeutung des jeweiligen Satzes bereits kennen.

(3) Welche Wirkung ein Ereignis hat, muß im einzelnen Fall erst ermittelt werden, die Bedeutung eines Wortes oder Satzes in einer Sprache ist durch die Regeln der Sprache vor einer einzelnen Äußerung festgelegt.

(4) Daß ein Satz eine bestimmte Bedeutung hat, hat einen normativen Aspekt. So besteht seine Bedeutung darin, wie man ihn sprachlich korrekt gebrauchen *soll*. Wenn nur von Ursache und Wirkung die Rede ist, also in der Erklärung eines Mechanismus, um Wittgensteins Worte zu gebrauchen, ist für Normatives kein Platz.

(5) Entsprechend ist das Ausführen eines Befehls nicht das Verstehen. Einen Befehl zu verstehen bedeutet zu wissen, was als Befolgung zählt, und zu wissen, daß der, dem der Befehl gegeben wird, das tun soll, was der Befehl verlangt. Es ist möglich, daß jemand einen Befehl versteht, ohne ihn zu befolgen.

(6) Sprachliche Regeln sind keine instrumentellen Regeln, die einen Zweck-Mittel-

Zusammenhang beschreiben, wie etwa Regeln, die angeben, wie man Nudeln kochen muß, so daß sie nicht zusammenkleben. Hier kann man das Ziel unabhängig von den Regeln angeben. Sprachliche Regeln bestimmen keine Bedeutung, die es ohne diese Regeln bereits gibt, sondern sie konstituieren erst eine bestimmte Bedeutung. Man kann deshalb diese Bedeutung nicht beschreiben, ohne diese Regeln zu gebrauchen. Außerdem sind Zweck-Mittel-Regeln durch ihre Wirksamkeit gerechtfertigt. Sprachliche Regeln sind willkürliche Konventionen und in diesem Sinne autonom.

Später in den Manuskripten aus dem betrachteten Zeitraum präsentiert Wittgenstein noch zwei weitere Argumente:

(7) Die Bedeutung eines Satzes ist nicht aus den Wirkungen der Äußerungen der Worte, die ihn bilden, zusammzusetzen. Es ist nicht bestimmt, wie man solche Wirkungen summieren kann.

(8) Wenn die Bedeutung eines Satzes darin besteht, daß seine Äußerung beim Hörer bestimmte Ideen hervorruft, so ist der Inhalt dieser Ideen nur bestimmbar, wenn die Bedeutung des Satzes bereits bekannt ist.

Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke läßt sich, so zeigen diese Argumente, nicht in der Weise auf Wirkungszusammenhänge reduzieren, wie es die instrumentalistische Theorie angibt. Man erfaßt auf diese Weise nicht das, was für die Bedeutung von Wörtern und Sätzen wesentlich ist. Wittgenstein schießt allerdings in seiner Trennung von kausalem und Bedeutungsidium etwas über das Ziel hinaus. Während seine Argumente zeigen, daß die beiden nicht in der einfachen Weise verbunden werden können, wie es die instrumentalistische Theorie vorschlägt, folgt aus ihnen nicht, daß Wörter und Sätze, wenn man sie gebraucht, keine ihren Bedeutungen entsprechenden spezifischen Wirkungen haben. Im Gegenteil: So wie Wittgenstein die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke über ihren Gebrauch bestimmt, muß er davon ausgehen, daß es etwas ändert, ob man ein Wort statt eines anderen, einen Satz statt eines anderen gebraucht. Denn sonst gäbe es keinen Grund, warum man einen Satz statt eines anderen gebrauchen sollte. Und das Wort »ändern« macht deutlich, daß es um Kausalzusammenhänge geht. Diese sind allerdings anders, als es die intentionalistische Theorie darstellt.

Ohne es zu bemerken, geht Wittgenstein im TS 213 einen ersten Schritt in die Richtung, eine Verbindung zwischen kausalem und Bedeutungsidium herzustellen. So spricht er davon, daß etwas zu einer Negation wird, »nur durch die Art wie es ›wirkt‹« (TS 213, p. 167), und spezifiziert an dieser Textstelle, daß das Wort »Wirkung« nicht kausal gemeint ist<sup>4</sup>. Dies erscheint nicht nur widersprüchlich, es ist paradox. Eine nicht-kausale Wirkung wäre ein begriffliches Unding. In die mißliche Lage, auf so etwas zurückzugreifen, gerät Wittgenstein dadurch, daß er sich, wie ich meine, fälschlicherweise gezwungen sieht, Bedeutung und Wirkung strikt zu trennen. Wenn man versucht, die paradoxe Formulierung aufzulösen, indem man eine Antwort darauf gibt,

---

<sup>4</sup>Die paradoxe Erläuterung ist handschriftlich durchgestrichen. Der Fehler, den Wittgenstein mit dieser Formulierung macht, ist allerdings, wie ich zeigen werde, sehr instruktiv. Aus diesem Grund stelle ich einige Überlegungen dazu an.

was Wittgenstein damit sagen will, erkennt man: Der Gedanke, daß die Bedeutung eines Zeichens seine Wirkung in einem kausalen Sinne ist, ist mit der Ansicht vereinbar, daß die Bedeutung nicht in der Weise auf die Wirkung reduzierbar ist, wie es die dargestellten Formen des Instrumentalismus tun möchten. Wittgenstein übersieht das. Und in diesem Sinn, der im folgenden erklärt werden soll, hat die Bedeutung eines Zeichens etwas mit seiner Wirkung zu tun. Diese Wirkung ist allerdings nur auf einer Ebene beschreibbar, auf der bereits von Bedeutung die Rede ist. Deshalb kann man die Redeweise von sprachlicher Bedeutung nicht auf die von Ursachen und Wirkungen reduzieren. So gilt etwa für die Negation: Eine Negation vor eine Satzvariable zu schreiben hat die Wirkung, daß die neue Formel den entgegengesetzten Wahrheitswert erhält wie die vorherige. Auch hier geht es um eine Wirkung, die das Hinschreiben des Zeichens aufgrund seiner symbolischen Eigenschaften oder seiner Bedeutung hat, nicht allein aufgrund seiner materiellen Eigenschaften. Diese Wirkung in Begriffen des Spieles oder der Bedeutung ist essentiell für die Bedeutung. Sie ist spielintern und durch die Regeln der Sprache bestimmt. Wenn jemand beim Lesen des Wortes »und« Freunde empfindet, so gehört das nicht zur Bedeutung dieses Wortes. Die sprachinterne Wirkung einer Äußerung ist allerdings essentiell für deren Bedeutung. So spielt es eine Rolle für die Feststellung des Wahrheitswertes, ob zwischen zwei Sätzen das Wort »und« oder »oder« steht. Diese Wirkung des Wortes »und« ist spielintern. Wenn Wittgenstein die Bedeutung sprachlicher Zeichen als ihren Gebrauch nach den Regeln der Sprache bestimmt, dann muß dies auf die gerade skizzierte Art mit der Redeweise von Ursache und Wirkung verbunden werden: Ob man ein Wort einem Satz hinzufügt oder nicht, das muß eine unterschiedliche Wirkung auf die Bedeutung des Satzes haben. Sonst wäre das Wort irrelevant, es hätte keine Bedeutung. So ist es nicht dasselbe, ob man das Wort »grüner« in den Satz »Auf dem Tisch steht ein Teller« vor dem Wort »Teller« einfügt oder nicht. Diese Wirkung ist allerdings nur auf einer Beschreibungsebene zu erfassen, auf der es um Bedeutungen geht. Die in diesem Zusammenhang relevante Wirkung besteht nicht darin, daß mehr schwarze Striche in dem Satz stehen als vorher, sondern darin, daß es nicht mehr um einen Teller beliebiger Farbe geht. So wie es eine bestimmte Wirkung auf die Bedeutung eines Satzes hat, ob man ein bestimmtes Wort hinzufügt oder ein anderes, so hat es eine bestimmte Wirkung auf die Situation, ob man einen Befehl äußert. Wenn man jemandem befiehlt, etwas zu tun, so ist dieser dazu verpflichtet. Diese Verpflichtung tritt unabhängig davon ein, ob jemand im einzelnen Fall tut, was ihm befohlen wurde, oder nicht. Und wieder gilt: Der Inhalt der Verpflichtung ist nur dann zu erfassen, wenn man eine Beschreibungsebene wählt, auf der es bereits um sprachliche Bedeutung geht und nicht nur um Striche unterschiedlicher Form und Anordnung. Die Zeichen »Bringen Sie mir bitte einen Kaffee« sind nur deswegen üblicherweise in der beschriebenen Weise wirksam, weil sie Teil eines abstrakten Kalküls sind, in dem sie eine Bedeutung haben. Als schwarze Striche ohne die Bedeutungsregeln betrachtet bewirken sie keine Verpflichtung, Kaffee zu bringen.

Diese Wirkung ist, wie bereits festgestellt, nur in den Begriffen einer bereits konzipierten Bedeutung beschreibbar. Und es handelt sich, wenn man sprachlich genau

sein will, eher um den Zweck eines Zeichens als um seine Wirkung: Ein einzelner kann einen negierten Satz so behandeln wie den nicht negierten. Es ist dennoch der Zweck der Negation, den Wahrheitswert umzukehren. Ebenso kann jemand im Einzelfall die Verpflichtung, die durch einen Befehl entsteht, ignorieren. Auf die Tatsache, daß der Kandidat für sprachliche Bedeutung der Zweck und nicht die Wirkung einer Äußerung ist, wird Wittgenstein in den Manuskripten aus dem betrachteten Zeitraum aufmerksam. Er hatte sie im TS 213 an einer Stelle zwar bemerkt, den Gedanken allerdings nicht weiterverfolgt, weil er der Meinung war, der Begriff des Zweckes sei nur im Rückgriff auf den der sprachlichen Bedeutung zu erklären. An einigen Textstellen in den Manuskripten beginnt Wittgenstein zwischen Wirkung und Zweck einer sprachlichen Äußerung systematisch zu unterscheiden. Dabei geht er an einer Stelle so weit, den durch eine Regel bestimmten Zweck einer Äußerung zu deren Bedeutung zu zählen. Allerdings bleibt diese Behauptung singulär, und bereits im unmittelbaren Anschluß an sie unterscheidet Wittgenstein wieder zwischen der Bedeutungserklärung im Sinne eines Kalküls und der Erklärung eines psychophysischen Mechanismus. Es ist nicht auszuschließen, daß er das als Kritik an der zuvor getroffenen Feststellung meint. Jedenfalls verfolgt Wittgenstein im betrachteten Zeitraum den Gedanken einer Identifikation von Bedeutung mit durch die Regeln der Sprache bestimmten Zwecken nicht weiter.

### 6.3.2 Die Interpretation im Detail

Auf den ersten Blick scheint Wittgenstein die Betrachtungsweise aus der funktionalistischen Perspektive ohne gute Gründe zurückzuweisen.

»Könnte ich nicht die Sprache als soziale Einrichtung betrachten, die gewissen Regeln unterliegt, weil sie sonst nicht wirksam wäre?« (TS 213, p. 191) Mit dieser Frage beginnt Wittgenstein eines der beiden Kapitel im TS 213, die sich mit dem Thema »Instrumentalismus« beschäftigen. Prima facie ist es schwer auszumachen, welchen Sinn es haben könnte, diese Frage so zu stellen. Wer möchte bestreiten, daß es möglich ist, die Sprachregeln unter dem Aspekt der Wirksamkeit zu betrachten? Welchen Grund sollte es geben, eine solche Untersuchung nicht anzustellen? Ohne auf empirische Untersuchungen zu rekurrieren, könnte man sich verschiedene Gedankenexperimente überlegen, die vorführen, inwiefern die Regeln einer Sprache ihre Wirksamkeit beeinträchtigen.

Beispielsweise wäre es möglich, daß Gesellschaften, deren Sprachen über ein bestimmtes Höflichkeits-Vokabular verfügen, besser zurechtkommen als solche, denen es fehlt. Betrachten wir ein paar der Redewendungen, die man als höfliche Formulierungen bezeichnen kann: »Es tut mir leid«, »Entschuldigung«, »Entschuldigen Sie bitte!«, »Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ...«, »Würden Sie mir gestatten, daß ...«, »Hätten Sie etwas dagegen, wenn ...«, »Verzeihen Sie, aber ich bin mir nicht sicher, ob ...« etc. Was diese und ähnliche Redewendungen (H-Formulierungen) angeht, so kann man sich jetzt fragen, welchen Beitrag sie zum reibungslosen Ablauf in-



terpersoneller Aktionen leisten. Ein Schritt, das zu tun, bestände etwa darin zu schauen, in welchen Situationen H-Formulierungen verwendet werden, welche Funktion sie haben sollen, ob sie diese Funktion erfüllen und wie diese Funktion insgesamt zu bewerten ist. Am Ende würde man vielleicht feststellen, daß das H-Vokabular, sicherlich ein zu erwartendes und keineswegs neues Ergebnis, als Schmiermittel für gesellschaftliche Transaktionen wirkt. Dann würde eine Gesellschaft, die das H-Vokabular verwendet, häufiger Konflikte vermeiden.

Es ist offensichtlich, daß man solche Überlegungen auch in Hinsicht auf andere Vokabularien mit Gewinn anstellen kann, wie etwa für das Vokabular der Baustatik, das der Fahrzeugtechnik und das der Folk-Psychology. Sie alle machen in bestimmten Bereichen Handlungen erst möglich. So könnte man etwa ohne den Wortschatz der Baustatik einen großen Teil der Bauten, die man heute errichtet, nicht bauen. Das Entsprechende gilt für das Vokabular der Fahrzeugtechnik. Was das Vokabular angeht, mit dem wir über Mentales sprechen, so wäre es wesentlich schwieriger, das Zusammenleben der Menschen zu koordinieren, wenn sie sich nicht darüber austauschen könnten, was sie meinen und wie sie jeweils gestimmt sind. Es scheint erst einmal wenig dagegen und vieles dafür zu sprechen, daß es fruchtbar ist, die Sprache als soziale Einrichtung zu betrachten und dann zu untersuchen, inwiefern bestimmte Funktionen die Sprachregeln bestimmen.

Wittgenstein hat allerdings mit seiner Sprachuntersuchung anderes im Sinn. Seine Antwort auf die Frage, ob er nicht »die Sprache als soziale Einrichtung betrachten« könnte, »die gewissen Regeln unterliegt, weil sie sonst nicht wirksam wäre« (TS 213, p. 191, Überschrift Abschnitt 44), ist eindeutig. Er sieht »die Sprache in unserem Sinne nicht als Einrichtung definiert, die einen bestimmten Zweck erfüllt« (TS 213, p. 191, Überschrift Abschnitt 44). Für ihn ist »die Grammatik kein Mechanismus, der durch seinen Zweck gerechtfertigt ist« (TS 213, p. 191). Beide Zitate bilden zusammen die Überschrift des Abschnitts, aus dem die gerade betrachteten Zitate stammen. Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, aus welchem Grund Wittgenstein die scheinbar so triviale Frage stellt, warum man die Regeln der Sprache nicht durch ihre soziale Funktion erklären soll. Er lehnt das prima facie so einleuchtende Vorgehen ab, sich einer angemessenen Konzeption der Bedeutung von Wörtern und Sätzen dadurch zu nähern, daß er die gerade skizzierte instrumentalistische Strategie wählt, und so ist die diesbezügliche Frage rhetorisch gemeint. Das soll nicht heißen, daß Wittgenstein die Sprache nicht als soziale Einrichtung ansieht, sondern es geht ihm mit der Abgrenzung von der instrumentalistischen Strategie um etwas anderes. Er sieht die Sprachregeln nicht als funktional bestimmt an, wie er handschriftlich über der Überschrift eingefügt hat:

Kann man sagen: »Die Grammatik ist die richtige, die die gewünschte Wirkung hat.«?  
Wir würden/möchten dann sagen: die Wirkung interessiert uns nicht ... (TS 213, p. 191, h, a)

Diese Textstelle darf man nicht so lesen, als ob Wittgensteins Desinteresse an den Wirkungen sprachlicher Äußerungen idiosynkratisch motiviert wäre. Natürlich, so diese

Deutung, kann man eine Menge Kommentare und Erklärungen zur Sprache abgeben. Man kann sie aus evolutionärer, biologischer, neurophysiologischer, psychologischer, sozialer oder informationstheoretischer Perspektive darstellen. Vermutlich wird jede dieser Sichtweisen interessante Tatsachen über die Sprache ans Licht bringen. Was man jeweils zum Gegenstand der Untersuchung macht, das hängt ebenso wie die gewählte Perspektive einer Untersuchung vom Interesse ab. Und so ist es Wittgenstein selbstverständlich freigestellt, die instrumentalistische Perspektive abzulehnen. Wer die hier betrachtete Textstelle so liest, der mißversteht allerdings, was Wittgenstein meint. Es geht nicht darum, daß er es aus idiosynkratisch motiviertem Desinteresse ablehnt, empirische Tatsachen über die Sprache herauszuarbeiten, sondern darum, daß man auf diese Art das Entscheidende nicht zu fassen bekommt. Wenn man so vorgeht, dann läßt man etwas aus, das solchen Untersuchungen vorausgehen muß. Ich möchte das an einem Beispiel verdeutlichen. Um festzustellen, unter welchen Bedingungen in einer Firma eine effektive Arbeitsmoral herrscht, muß man erst einmal wissen, was unter einer effektiven Arbeitsmoral zu verstehen ist. Dasselbe, und das ist der springende Punkt, gilt für die gerade erwähnten unterschiedlichen Forschungsansätze zum Thema der Sprache. Wenn man wissen will, welche Umstände in der Evolution so etwas wie sprachliche Bedeutung entstehen lassen, ist es wichtig, zunächst zu bestimmen, was sprachliche Bedeutung ist. Und zur Beantwortung dieser Frage, der Frage nach dem Wesen sprachlicher Bedeutung, trägt der instrumentalistische Ansatz nichts bei. Der Gesamtaufbau des TS 213 und auch die bereits vorgeführten Argumente Wittgensteins gegen andere Positionen sprachlicher Bedeutung lassen deutlich werden, daß es ihm in diesem Text darum geht, die Fragen zu beantworten, was sprachliche Bedeutung ist und was es bedeutet, ein Wort oder einen Satz zu verstehen und mit ihrer Äußerung etwas zu meinen. Zur Antwort auf diese Fragen tragen, und das ist der Grund für Wittgensteins Desinteresse, die Untersuchungen der äußeren Funktion der Sprache nichts bei, ebensowenig der Ansatz, die Sprachregeln als instrumentelle Regeln aufzufassen.

Für die Sprache wesentlich ist die Bedeutung von Wörtern, Sätzen und Äußerungen, und die ist, darauf zielen Wittgensteins Argumente ab, etwas anderes als eine spezifische Wirkung. So gibt er auf die Frage, ob die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks seine Wirkung ist, lakonisch eine abschlägige Antwort:

Ich glaube, auf die kausale Theorie der Bedeutung kann man einfach antworten, dass wir, wenn Einer einen Stoss erhält und umfällt, das Umfallen nicht die Bedeutung des Stosses *nennen*. (TS 213, p. 40 f.)

Diese Textstelle enthält, anders, als man vielleicht vermuten könnte, noch kein wichtiges Argument gegen die instrumentalistische Theorie. Die Beobachtung des sprachlichen Datums, daß man nicht auf den Gedanken kommt, von der Bedeutung eines Stoßes zu sprechen, ist für Wittgenstein ein Indiz dafür anzunehmen, daß sprachliche Bedeutung keine spezielle Art einer Wirkung ist. Die Textstelle macht darauf aufmerksam: Ausgesprochen naheliegend ist der Gedanke, Wirkung und Bedeutung mit-

einander zu identifizieren, nicht. Davon ausgehend arbeitet Wittgenstein unterschiedliche Eigenschaften sprachlicher Bedeutung heraus, die zeigen, daß die Redeweise von sprachlicher Bedeutung nicht auf eine Redeweise von Ursachen und Wirkungen reduzierbar ist. Auf diese Weise ist er nicht dem Einwand ausgesetzt, man nenne zwar die Wirkung eines Stoßes nicht die Bedeutung, es zeige sich allerdings bei näherem Hinsehen, daß man beides miteinander identifizieren könne. Wittgenstein macht vielmehr deutlich, daß die Sätze »A hat eine bestimmte Wirkung« und »A hat eine bestimmte Bedeutung« so unterschiedlich funktionieren, daß sich jede Identifikation von der Art, wie man die Wärme einer Flüssigkeit mit der mittleren Molekülbewegung identifizieren kann, von selbst verbietet. Was so unterschiedlich ist wie Bedeutung und Wirkung, das kann auch nicht Gegenstand einer *theoretischen* Identifikation sein.

(1) Das erste Argument baut auf der Beobachtung auf, daß ein geäußertes Satz auch dann seine Bedeutung hat, wenn seine Äußerung im Einzelfall keine Wirkung hervorruft:

Aber wie ist es: Ich gehe diesen Weg, um dorthin zu kommen; ich drehe den Hahn auf, um Wasser zu erhalten, ich winke, damit jemand zu mir kommt und endlich teile ich ihm meinen Wunsch mit, damit er ihn erfüllt! (D. h.: War also die Mitteilung meines Wunsches nicht nur das Ziehen eines Hebels und der Sinn meiner Mitteilung ihr Zweck?) (TS 213, p. 191, a)

Wittgenstein betrachtet an dieser Textstelle unterschiedliche Handlungen, deren Ausführung man mit Hilfe ihres Zwecks erklären kann: zunächst zwei, die deutlich keine Verständigungshandlungen sind, eine, die eine sprachliche Äußerung ist, und eine, das Winken, die vom Status her in der Mitte anzusiedeln ist. Die letzte Handlung, die Wittgenstein vor der Klammer beschreibt, macht dann deutlich, warum er diese Beispiele nennt. Sie sollen die Sichtweise des Instrumentalismus plausibilisieren. So wie das Gehen des Weges ein Mittel ist, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, ist die Mitteilung eines Wunsches nur ein Mittel, um jemanden zu einer bestimmten Handlung zu veranlassen. Sie ist dem Ziehen eines Hebels insofern vergleichbar, als sie die Wirkung hat, daß der Angesprochene tut, was der Sprecher will. Wittgenstein betrachtet dann einen Fall einer durch ihren Zweck bestimmten Handlung näher und zeigt, daß sprachliche Äußerungen und durch ihren Zweck bestimmte Handlungen in entscheidender Hinsicht nicht vergleichbar sind:

Aber was geht vor sich, wenn ich den Hahn aufdrehe, *damit* Wasser herausfließt? Was geschieht, ist, dass ich den Hahn aufdrehe, und dass dann Wasser herauskommt, oder nicht. Was geschieht, ist also, dass ich den Hahn aufdrehe. (TS 213, p. 191, a)

Mit dem Hinweis am Ende dieser Textstelle, daß man zunächst nur den Hahn aufdreht, macht Wittgenstein deutlich, daß auf einer Beschreibungsebene, auf der nur von Ursache und Wirkung die Rede ist, das Drehen des Hahnes nicht über sich hinausweist: Es ist nur dann ein Herauslassen von Wasser, wenn tatsächlich Wasser herauskommt. Wenn das nicht der Fall ist, kann man das Drehen des Hahnes ohne Bezug auf die damit verbundene Absicht auch nicht als den Versuch beschreiben, Wasser herauszu-

lassen. Das unterscheidet die Art, wie das Drehen des Hahnes mit dem Herauslassen des Wassers zusammenhängt, von der Verbindung zwischen einer sprachlichen Äußerung und ihrer Bedeutung. Ursache und Wirkung hängen nur empirisch zusammen, sind also logisch unabhängig, während eine Äußerung und ihre Bedeutung durch die Sprachregeln, also logisch, zusammenhängen. So kann man versuchen, mit einer Äußerung eine bestimmte Wirkung zu erzielen, es kann allerdings mißglücken. Das bedeutet aber nicht, daß es mißlungen ist, der Äußerung die entsprechende Bedeutung zu geben. Wenn man aber dadurch, daß man den Hahn aufdreht, versucht, Wasser fließen zu lassen, so ist die Handlung, ohne Beachtung der Absicht, kein Herauslassen von Wasser, wenn nicht tatsächlich Wasser aus dem Hahn kommt. Ein logischer Zusammenhang, der die benötigte Verbindung herstellen würde, besteht für Wittgenstein im dargestellten Fall nur zwischen der Absicht und dem, was beabsichtigt ist. Und diese Absicht, so fährt er an der betrachteten Textstelle fort, liegt nicht im bloßen Drehen des Wasserhahnes:

Was auf das Wort »damit« folgt, die Absicht, ist darin nicht enthalten. Ist sie vorhanden, so muss sie ausgedrückt sein und sie kann nur dann bereits durch das Aufdrehen des Hahnes ausgedrückt sein, wenn das Teil einer Sprache ist. (TS 213, p. 192, a)

Eine logische Verbindung, wie man sie benötigt, um den Zusammenhang zwischen einem Wunsch und seiner Erfüllung zu erklären, besteht, so Wittgensteins Argument, zwischen dem Drehen des Hahnes und dem Herauslassen des Wassers nur, wenn die Verbindung durch eine Absicht hergestellt wird. Wenn das Aufdrehen des Hahns die Absicht ausdrücken soll, dann muß es Teil einer Sprache sein. Und das ist nichts anderes als die Behauptung: Auf einer nicht-sprachlichen Ebene der Beschreibung besteht nicht der benötigte logische Zusammenhang. Die gerade betrachtete Textstelle enthält damit zwei Argumente: Die Bedeutung einer sprachlichen Äußerung ist nicht als eine Wirkung zu beschreiben, weil eine Äußerung ihre Bedeutung auch dann hat, wenn die Wirkung nicht eintritt. Wenn man die Bedeutung als den Zweck der Äußerung eines sprachlichen Ausdrucks auffaßt und dieser sich in der Ursache zeigen soll, so muß die Ursache bereits als Teil einer Sprache aufgefaßt werden.<sup>5</sup> Und das zeigt, daß der Ansatz, sprachliche Bedeutung so zu erklären, zirkulär ist. Man möchte die Bedeutung eines sprachlichen Ausdruck als den Zweck seiner Äußerung bestimmen. Bei dem Versuch zu erklären, was ein Zweck ist, kommt man darauf, daß der Zweck einer Handlung nur dann in ihr liegt, wenn man annimmt, daß sie eine bestimmte Bedeutung hat. Und damit stellt sich wieder die Frage danach, was sprachliche Bedeutung

---

<sup>5</sup>Darauf wollen Baker und Hacker hinaus, wenn sie schreiben: »A causal account of meaning cannot do justice to the internal relation between the meaning of an utterance and the state of affairs that makes it true or fulfils it.« (Baker und Hacker 1986, p. 325)

Schwierig ist ihre Deutung, insofern der Begriff der internen Relation problematisch ist. Im Zusammenhang ihrer Diskussion der Kriterien für Verstehen wird deutlich, daß sie davon ausgehen, daß eine interne Relation keine logisch-begriffliche, aber dennoch mehr als eine bloße empirische Beziehung ist (vgl. *KBH1*, p. 81–85). Ich halte die Annahme einer solchen Beziehung für nicht überzeugend.

ist.<sup>6</sup> Die Annahme, man könne den Zweck über eine geistige Intention erklären, wurde bereits in der Diskussion der intentionalistischen Theorie widerlegt.<sup>7</sup> Den Gedanken, ob der Begriff des Zwecks dennoch bedingt brauchbar wäre, um den Begriff der Bedeutung in den Griff zu bekommen, verfolgt Wittgenstein hier nicht weiter. Überhaupt unternimmt er nichts, um im TS 213 systematisch zwischen dem Zweck und der Wirkung einer sprachlichen Äußerung zu unterscheiden.

(2) Die Bedeutung eines Satzes und die Wirkung seiner Äußerung unterscheiden sich allerdings nicht nur darin, daß der Satz eine bestimmte Bedeutung auch dann hat, wenn seine Äußerung nicht die intendierte Wirkung hat. Dieses Argument greift Wittgenstein im ersten Teil der folgenden Textstelle noch einmal auf, um dann im zweiten Teil auf einen anderen Aspekt der Unterschiedlichkeit von Bedeutungen und Wirkungen hinzuweisen:

Wenn ich sage, das Symbol ist das, was diesen Effekt hervorruft, so fragt es sich eben, wie ich von diesem Effekt reden kann, wenn er gar nicht da ist. Und wie ich weiss, dass es *der ist, den ich gemeint habe*, wenn er eintritt. (TS 213, p. 38)

Wenn man davon sprechen kann, daß als Reaktion auf das Symbol eine andere als die beabsichtigte Wirkung eintreten kann, so muß es eine Möglichkeit geben zu entscheiden, ob die intendierte Wirkung eingetreten ist oder etwas anderes. Solange man die Bedeutung als die Wirkung bestimmt, die eintritt, kann man das nicht tun. Darüber hinaus wird an dieser Textstelle noch ein weiteres Problem deutlich, dem man gegenübersteht, wenn man die Bedeutung sprachlicher Zeichen mit der Wirkung ihrer Äußerung identifizieren will. Die Äußerung eines Satzes kann im Einzelfall die verschiedensten Wirkungen haben:

So kann jemand als Reaktion auf den Befehl »Holen Sie bitte Milch« eine Menge von Handlungen ausführen, etwa den Anrufbeantworter anstellen, bevor er das Haus verläßt, zur Straßenbahn rennen, den Fahrplan lesen etc. All diese Details sind letztlich irrelevante Folgen der Äußerung des Satzes »Bringen Sie mir bitte Milch«. Derjenige, der den Befehl ausführen will, hätte, um das zu erreichen, auch andere Dinge tun können: Er hätte mit dem Fahrrad zum benachbarten Bauern fahren, in der Mikrowelle tiefgekühlte Milch auftauen, den Pizza-Service anrufen und um die Lieferung von Milch bitten, einen Mitbewohner in die Stadt schicken oder sonst etwas anderes tun können, wenn nur die Milch gebracht wird. All diese unterschiedlichen Hand-

---

<sup>6</sup>Im übrigen stützt sich Wittgenstein an der hier betrachteten Textstelle auf eine sachlich nicht überzeugende Annahme, die er für das Argument allerdings nicht braucht. Man muß hier nicht voraussetzen, daß jemand nur dann eine Absicht haben kann, wenn er sie sprachlich ausdrücken kann (mit dem Wort »ausdrücken« ist im TS 213 nicht Ausdrucksverhalten gemeint). Es genügt für den Gedankengang, daß gilt: Wenn das Aufdrehen des Hahns die Absicht ausdrücken soll, dann muß es Teil einer Sprache sein. Und das ist nichts anderes als die Behauptung: Auf einer nicht-sprachlichen Ebene der Beschreibung besteht nicht der benötigte logische Zusammenhang. Dieser Fehler entsteht dadurch, daß Wittgenstein, wie oben dargestellt, nicht-verbale intentionale Zustände parallel zu verbalen intentionalen Zuständen konzipiert.

<sup>7</sup>Eine so spezifische Absicht, wie sie durch den Satz »Ich drehe den Hahn auf, um Wasser fließen zu lassen« ausgedrückt wird, kann man nur haben, wenn man bereits eine Sprache wie die deutsche spricht. Der Inhalt einer Absicht ist interpretativ, und damit ist die Sprache primär.

lungen mit ihren Details sind nur wichtig, insofern sie zu einer Handlungskette gehören, deren Ergebnis die Erfüllung des Befehls sein soll, und alle einzelnen Details können verändert werden, wenn zum Schluß dasselbe Ergebnis herauskommt. Wenn man den Befehl nicht versteht und nur schaut, was nach seiner Äußerung passiert, ist man nicht in der Lage zu entscheiden, welche Details irrelevant sind, und könnte so etwa vermuten, es sei Inhalt des Befehls gewesen, den Anrufbeantworter anzuschalten. Zusammenfassend kann man festhalten: Man kann nur wissen, welche der vielen Wirkungen der Äußerung eines Satzes im Hinblick auf dessen Bedeutung relevant ist, wenn dessen Bedeutung bereits bekannt ist. Und das ist wiederum nur möglich, wenn man die für die Bedeutung eines Satzes wesentlichen Wirkungen begrifflich von anderen Wirkungen unterscheiden kann. Für diesen Zweck ist es ebenfalls unzureichend, die Bedeutung eines Satzes als die Menge der Wirkungen zu bestimmen, die in der Regel auf seine Äußerung folgen.

(3) Das nächste Argument beleuchtet, strenggenommen, lediglich einen etwas anderen Aspekt der schon erwähnten Tatsache, daß die Bedeutung eines Satzes nicht mit der Wirkung seiner Äußerung identisch ist, und zwar einen Aspekt, der bisher noch nicht explizit erwähnt wurde. Welche Wirkungen ein bestimmtes Ereignis hat, ist im Einzelfall immer eine empirische Frage, deren Antwort davon abhängt, was auf das fragliche Ereignis folgt. Was dagegen etwa der Satz der deutschen Sprache »Bringen Sie mir die Butter« bedeutet, das hängt nicht davon ab, welche Wirkungen dieser Satz in einem einzelnen Fall hat. So schreibt Wittgenstein:

Die Bedeutung ist eine Festsetzung, nicht Erfahrung. Und damit nicht Kausalität. (TS 213, p. 40, a)

Entscheidend ist an dieser Textstelle die Gegenüberstellung von Festsetzung und Erfahrung. Mit dem Hinweis, daß die Bedeutung festgesetzt ist, betont Wittgenstein eine Tatsache, die bereits häufiger thematisiert wurde. Die Bedeutung eines Wortes oder Satzes in einer Sprache ist durch Regeln bestimmt. Diese stehen in einer Sprache fest und hängen nicht vom Ergebnis einer einzelnen sprachlichen Äußerung ab.<sup>8</sup> Wittgenstein drückt diesen Gedankengang an der folgenden Textstelle in geraffter Form so aus:

Das Wort »Satz« und das Wort »Erfahrung« haben schon eine bestimmte Grammatik. (TS 213, p. 62, a)

Das heisst, ihre Grammatik muss im Vorhinein bestimmt sein und hängt nicht von irgend einem künftigen Ereignis ab. (TS 213, p. 62, a)

Wenn die Bedeutung eines Satzes in dieser Weise von der Wirkung seiner Äußerung abhinge, dann müßte ein Sprecher den Satz äußern, warten, was passiert, und könnte dann erst seine Bedeutung mit Sicherheit angeben, wenn er gesehen hat, zu welcher Wirkung die Äußerung des Satzes führte. Wittgenstein sieht, daß diese Art, die Be-

---

<sup>8</sup>Allerdings gilt, wie festgestellt, daß die Bedeutung der Worte und Sätze einer Sprache von der Gesamtheit des Verhaltens der Sprecher dieser Sprache abhängt.

deutung zu bestimmen, ein grober Fehler wäre. So kommentiert er im Anschluß an die gerade betrachteten Textstellen:

Hier ist auch der Unsinn der »experimentellen Theorie der Bedeutung« ausgesprochen. Denn die Bedeutung ist in der Grammatik festgelegt. (TS 213, p. 62 f.)

Ein Sprecher legt die Regeln nicht willkürlich fest, während er spricht, und so muß man nicht erst Hypothesen darüber aufstellen, was die Bedeutung eines bestimmten Wortes ist. So schreibt Wittgenstein:

Man kann nun sagen: die Grammatik bestimmt die Bedeutung der Wörter und bestimmt ihnen damit den Platz den sie beim Portraitieren eines Sachverhaltes einnehmen dürfen. Denn wonach richte ich mich, wenn ich hier »rot« und nicht »gelb« verwende, hier »aber« und nicht »oder«? Doch wohl nach der Bedeutung der Wörter, nach dem, was in Übereinkommen über sie in der Grammatik festgehalten ist, denn warum sollte ich das eine Wort dem andern vorziehen. (TS 213, p. 197 f., v, h, a)

Darauf, daß die Regeln der Bedeutung eines Wortes feststehen, weist Wittgenstein im TS 213 an einer Fülle von Stellen hin (vgl. TS 213, p. 64–67, 240 f.).<sup>9</sup> Dabei geht es ihm nicht darum zu behaupten, daß tatsächlich einmal Menschen eine Regel festgesetzt hätten, sondern daß sie sich so verhalten, als ob sie eine Regel festgesetzt hätten. Regeln können gelten, *als ob* sie jemand explizit festgesetzt hätte, ohne daß es tatsächlich eine solche explizite Einigung gab. Die Sprecher können sie implizit kennen.<sup>10</sup> Wenn die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke durch solche impliziten Regeln festgelegt ist, muß der, der einen Befehl befolgen soll, nicht erst darauf warten, welche Handlung er als die Befolgung empfindet. Was als Ausführung eines Befehls gilt, ist durch die Bedeutung des Befehls bestimmt, und nicht dadurch, was der, der den Befehl ausführt im einzelnen Fall als richtig empfindet. So kann man als Antwort auf die Frage, warum man eine bestimmte Handlung als Befolgen eines Befehls ausgeführt hat, nicht anführen, daß man eine bestimmte Empfindung hatte. Diesen Gedanken spielt Wittgenstein an der folgenden Textstelle durch:

Könnte denn die Rechtfertigung lauten: »Du hast gesagt ›bring' etwas Rotes« und dieses hat mir daraufhin ein Gefühl der Befriedigung erzeugt ... , darum habe ich es gebracht?« (TS 213, p. 385)

Mit der Frage nach der Rechtfertigung betont Wittgenstein, daß der Angesprochene, wenn man ihm den oben genannten Befehl gibt, das tun soll, was als *korrekt* gilt. Ein Gefühl der Befriedigung kann nicht als die geeignete Rechtfertigung dienen. So

---

<sup>9</sup>Es wurde bereits oben deutlich, daß sprachliche Bedeutung etwas mit Regeln zu tun hat.

<sup>10</sup>Es ist in diesem Zusammenhang wichtig, die Perspektiven auseinanderzuhalten. Wenn man eine Sprache aus der Sicht eines radikalen Übersetzers, also von außen betrachtet, dann stellt man Hypothesen über die Bedeutung von Worten auf, die man durch Induktion bestätigt. Das ist allerdings nicht die Art, in der die Sprecher einer Sprache die Bedeutung der Worte und Sätze dieser Sprache kennen. Das muß man auch aus der Außenperspektive berücksichtigen: Das, was man herausfinden möchte, sind Regeln, deren Inhalt den Sprechern einer Sprache bereits bekannt ist. Wie bereits bei der Darstellung von Wittgensteins Metaphilosophie deutlich wurde, betrachtet er die Sprache aus der Innenperspektive.

kommentiert Wittgenstein den gerade betrachteten Vorschlag lapidar mit dem ebenso schlichten wie überzeugenden Hinweis:

Müsste man da nicht antworten: Ich habe Dir doch nicht geschafft [müßte heißen »gesagt«], mir das zu bringen, was Dir auf meine Worte hin ein solches Gefühl geben wird! (TS 213, p. 385)

Wieder ist der Unterschied zwischen Festgesetztem und Erfahrung wichtig: Was als roter Gegenstand gilt, steht fest. Unter der Annahme, daß es ein spezifisches Gefühl gäbe, das sich einstellt, wenn man tut, was ein Befehl verlangt, wäre es dagegen immer eine Art Trial-and-Error-Methode, wenn man versuchen würde, einen Befehl zu befolgen. Wenn man herausfinden will, was ein Befehl bedeutet, so geht man dabei nicht so vor, wie wenn man versucht festzustellen, welches Bild für einen bestimmten Platz über dem Schreibtisch am ansprechendsten ist. In diesem Fall könnten unterschiedliche Sprecher die Bedeutung eines Satzes jeweils anders verstehen, und das widerspricht der Annahme, daß der Satz eine etablierte Bedeutung in der Sprache hat.

(4) Wenn man danach fragt, was als *korrektes* Befolgen eines Befehls zählt, dann hat das eine normative Komponente, und diese ist in einer instrumentalistischen Theorie, die die Bedeutung als eine spezifische Art der Wirkung auffasst, nicht vorgesehen. Eine instrumentalistische Erklärung der Bedeutung läßt keinen Raum für die Unterscheidung zwischen Korrektem und Unkorrektem. Wittgenstein spricht in diesem Zusammenhang davon, daß eine Bedeutungserklärung keine »Erklärung eines Mechanismus« (TS 213, p. 37, v, h) sein kann. Auch der naheliegende Gedanke, man könne die Bedeutung eines Wortes als die Idee bestimmen, die es hervorruft, bringt die Probleme der mechanischen Erklärung mit sich:

Man möchte mit dem Gedächtnis und der Assoziation den *Mechanismus des Bedeutens* erklären. (TS 213, p. 37, v, h)

Und das funktioniert folgendermaßen: Wer ein Wort versteht, der hat gelernt, wenn er das Wort hört, mit ihm eine bestimmte Idee zu assoziieren. Die Bedeutung des Wortes ist dann die Idee, die es hervorruft. Wittgenstein kommentiert diesen Vorschlag folgendermaßen:

(Die psychologischen – trivialen – Erörterungen über Erwartung, Assoziation, etc. lassen immer das eigentlich Merkwürdige aus und man merkt ihnen an, dass sie herumreden, ohne den springenden Punkt zu berühren.) (TS 213, p. 38)

Denn, und das stellt Wittgenstein in der folgenden handschriftlichen Bemerkung fest, der Ansatz, die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks mit Hilfe der Idee zu bestimmen, die seine Äußerung evoziert, ist, obwohl sie sich auf geistige Geschehnisse bezieht, eine mechanistische Erklärung und mit deren Mängeln behaftet:

Aber wir fühlen, daß es uns nicht auf die Erklärung eines Mechanismus ankommen kann. ... Sie sagt, etwa: Wenn das Wort »rot« gehört wird, springt die Vorstellung rot hervor. (Eine Tafel durch den Druck eines Knopfes) Nur, wenn das eintritt, was weiter? Wir wollen die Erklärung eines Kalküls hören. (TS 213, p. 37, v, h)



Mit der Formulierung »Erklärung eines Kalküls« möchte Wittgenstein auf den normativen Aspekt hinweisen.<sup>11</sup> Was in einem Kalkül als korrekt gilt, das kann man nicht beschreiben, wenn man nur davon spricht, was tatsächlich in den Ableitungen eines Kalküls geschieht. Denn es kann immer Menschen geben, die falsch ableiten, und um das überhaupt feststellen zu können, darf man nicht nur auf die Ebene mechanischen Funktionierens Bezug nehmen. Die Unterscheidung zwischen korrekten und unkorrekten Zügen ist nur vor dem Hintergrund von Regeln, die bestimmen, was als zulässiger Zug gilt und was nicht, begrifflich möglich. Solche Regeln können nicht durch einen Mechanismus gegeben sein:

Wenn ich einen Apparat machte, der nach Noten spielen könnte, der also auf das Notenbild in der Weise reagierte, dass er die entsprechenden Tasten einer Klaviatur drückte, und wenn dieser Apparat bis jetzt immer klaglos funktioniert hätte, so wäre doch weder er, noch sein Funktionieren der Ausdruck einer allgemeinen Regel. Ferner, dieses Funktionieren ist, wie immer er funktioniert, an sich weder richtig noch falsch; d.h. weder der Notenvorlage entsprechend, noch ihr nicht entsprechend. (TS 213, p. 276, a)

Die Behauptung, der Apparat funktioniere »weder richtig noch falsch« bedeutet, daß im bloßen Funktionieren kein Raum für diese Unterscheidung bleibt, und so fährt Wittgenstein im Anschluß an die gerade betrachtete Textstelle fort:

Wir können wohl eine Maschine zur Illustration der Koordination zweier Vorgänge, der Abbildung des einen in dem andern, verwenden, aber nur eine Maschine, *wie sie funktionieren soll*, also die Maschine in ganz bestimmter Weise als Ausdruck aufgefasst, also als Teil der Sprache. (TS 213, p. 277, a)

Damit schließt sich der vitiöse Kreis: Ging es ursprünglich darum, das Wesen sprachlicher Bedeutung durch den Verweis auf bestimmte Mechanismen zu erklären, so wird nach der dargestellten Überlegung deutlich, daß in einem Mechanismus nur dann Platz für die Möglichkeit der Unterscheidung zwischen Korrektem und Unkorrektem ist, wenn man ihn als Teil einer Sprache auffaßt. Und damit meint Wittgenstein: Man muß den Mechanismus als Ausdruck für eine bestimmte Regel auffassen. Der Rückgriff auf einen Mechanismus, der bestimmte Assoziationen bzw. Ideen hervorruft, kann also nicht erklären, was sprachliche Bedeutung ist, sondern verweist zurück auf den Begriff der Regel.

(5) Ebenso wenig wie die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks die Wirkung seiner Äußerung ist, besteht das Verstehen einer sprachlichen Äußerung darin, daß beim Hörer eine bestimmte Wirkung eintritt. Das zeigt die folgende Überlegung: Es gibt bestimmte Befehle, denen nur sehr selten Folge geleistet wird, obwohl man davon ausgehen kann, daß ihre Bedeutung von den Hörern verstanden wird. Ein Beispiel hierfür wäre etwa die Aufforderung eines Lehrers, die Klasse solle sich ruhig verhalten.

---

<sup>11</sup>Verfehlt ist der Hinweis von Baker und Hacker, der irreführende Vergleich zwischen Sprache und Mechanismus hinge mit der Sicht der Sprache als Kalkül zusammen (*KBHI*, p. 76). Vielmehr belegt die gerade betrachtete Textstelle, daß Wittgenstein das Kalkülbild als Alternative zur mechanistischen Sicht vorstellt.

ten, wenn er für 15 Minuten den Raum verlassen müsse. Eine typische siebte oder achte Klasse wird dieser Aufforderung kaum Folge leisten. Unter normalen Bedingungen spricht wenig dafür, daß die Schüler die Äußerung nicht richtig verstanden haben, weil sie den Befehl nicht befolgen. Vielmehr zeigt dieses Beispiel, daß es nach dem üblichen Begriff von Verstehen, etwas anderes ist, einen Befehl zu verstehen, als zu tun, was verlangt wird. Wer im Rahmen einer instrumentalistischen Theorie das Verstehen eines Befehls mit der Ausführung identifiziert, kann diese Unterscheidung nicht treffen:

Die kausale Erklärung des Bedeutens und Verstehens lautet im Wesentlichen so: einen Befehl verstehen heißt, man würde ihn ausführen, wenn ein gewisser Riegel zurückgezogen würde. – Es würde jemandem befohlen, einen Arm zu heben, und man sagt: den Befehl verstehen heißt, den Arm zu heben. Das ist klar, wenn auch gegen unseren Sprachgebrauch. (wir nennen das »den Befehl befolgen«). (TS 213, p. 382 f., a)

In dem Bild, das Wittgenstein an der gerade betrachteten Textstelle beschreibt, entspricht das Verstehen des Befehls dem Zurückziehen eines Riegels, das dann die entsprechende Handlung veranlaßt. Er weist zurecht darauf hin, daß es gegen den Sprachgebrauch ist, das Befolgen eines Befehls mit dem Verstehen gleichzusetzen. Dabei ist seine Kritik an der hier betrachteten Textstelle trocken, aber vernichtend. Der instrumentalistischen Position zugestehen, was sie sage, sei klar, allerdings gegen den üblichen Sprachgebrauch, bedeutet: Sie erklärt nicht das, was man meint, wenn man sagt, daß jemand einen Befehl versteht. Denn es ist immer möglich, daß ein Befehl nicht befolgt wird, obwohl er verstanden wird. Letztlich, so zeigt Wittgenstein, hat die instrumentalistische Position das Explanandum gewechselt. Einer Erklärung dessen, worin das Verstehen eines Befehls besteht, kommt man so nicht näher.

(6) Sprachliche Regeln sind von grundlegend anderer Art als instrumentelle Regeln, die auf Annahmen über Kausalrelationen aufbauen und diese berücksichtigen müssen. Sprachliche Regeln müssen keine vorgegebenen Bedeutungen erfassen, sie legen vielmehr erst fest, was die Bedeutung eines Wortes oder Satzes ist:

Die Grammatik ist keiner Wirklichkeit Rechenschaft schuldig. Die grammatischen Regeln bestimmen erst die Bedeutung (konstituieren sie) und sind darum keiner Bedeutung verantwortlich und insofern willkürlich. (TS 213, p. 233, Überschrift)

Wittgenstein erläutert das an einem speziellen Fall:

Es kann keine Diskussion darüber geben, ob diese Regeln oder andere die richtigen für das Wort »nicht« sind. Denn das Wort hat ohne diese/die Regeln noch keine Bedeutung, und wenn wir die Regeln ändern, so hat es nun eine andere Bedeutung (oder keine) und wir können dann ebensogut auch das Wort ändern. Daher sind die Regeln willkürlich, weil die Regeln erst (h: dem) Zeichen (h: die Bedeutung geben.) (TS 213, p. 234)

So ist es etwa, wie Wittgenstein vorführt (TS 213, p. 161 ff.), keine Eigenschaft des Negierens, daß zwei Verneinungen sich aufheben, die dann mit den Regeln für das Negationszeichen erfaßt oder verfehlt werden könnte. Sonst könnte leicht der Ein-

druck entstehen, als beschreibe die Regel, wie man das Negationszeichen benutzen müsse, um die Negation zu erhalten, »während die Regel die Verneinung nicht näher beschreibt, sondern konstituiert« (TS 213, p. 161), wie Wittgenstein es ausdrückt. Und so gilt:

Eine Sprache erfinden, heisst nicht auf Grund von Naturgesetzen (oder im Einklang mit ihnen/in Übereinstimmung mit ihnen) eine Vorrichtung zu einem bestimmten Zweck erfinden. Wie es etwa die Erfindung des Benzinmotors oder der Nähmaschine ist. Auch die Erfindung eines Spiels ist nicht in *diesem* Sinne eine Erfindung, aber vergleichbar der Erfindung einer Sprache. (TS 213, p. 193)

Ich brauche nicht zu sagen, dass ich nur die *Grammatik* des Wortes »Sprache« weiter beschreibe, indem ich sie mit der Grammatik des Wortes »Erfindung« in Verbindung bringe. (TS 213, p. 193)

Entsprechend haben sprachliche Regeln keine empirische Notwendigkeit:

Das einzige Korrelat in der Sprache zu einer Naturnotwendigkeit ist eine willkürliche Regel. Sie ist das einzige, was man von dieser Notwendigkeit in Sätze/einen Satz abziehen kann. (TS 213, p. 235)

Sprachliche Regeln sind insofern willkürlich, als sie die Bedeutungen erst festlegen und nicht bereits vorhandene Bedeutungen oder Inhalte erfassen. Sie bestimmen erst, wovon in den Sätzen der Sprache die Rede ist. Daher kann man diese Regeln, anders als instrumentelle Regeln, nicht begründen. Wittgenstein arbeitet diesen Unterschied heraus, indem er die Regeln des Kochens mit denen des Schachspiels vergleicht. Wenn man solche instrumentellen Regeln begründen will, zeigt man, daß sie zweckmäßig sind:

Wenn man fragt »warum gibst Du Eier in diesen Teig«, so ist die Antwort etwa »weil der Kuchen dann besser schmeckt«. Also, man hört/erfährt eine Wirkung und sie wird als Grund gegeben.

Wenn ich dem Holzblock eine bestimmte Form geben will, so ist der Hieb der richtige, der diese Form erzeugt. (TS 213, p. 235)

Aus diesem Grund können instrumentelle Regeln falsch sein, wenn sie nicht zu dem gewünschten Resultat führen, Sprachregeln nicht. Sie sind, wie Wittgenstein es nennt, Regeln eines Spiels. Was das bedeutet, beschreibt er so:

Ich glaube, der Grund, warum man das Kochen kein Spiel zu nennen versucht ist, ist der: es gibt natürlich auch für das Kochen Regeln, aber »Kochen« bezeichnet nicht wesentlich eine Tätigkeit nach diesen Regeln, sondern eine Tätigkeit, die ein bestimmtes Resultat hat. Es ist etwa eine Regel, dass man Eier 3 Minuten lang kocht, um weiche Eier zu erhalten; wird aber durch irgend welche Umstände das gleiche Ergebnis durch 5 Minuten langes Kochen erreicht, so sagt man nun nicht »das heisst dann nicht »weiche Eier kochen«. Dagegen heisst »Schachspielen« nicht die Tätigkeit, die ein bestimmtes Ergebnis hat, sondern dieses Wort bedeutet die Tätigkeit, die nach gewissen Regeln ausgeführt wird. Die Regeln der Kochkunst hängen mit der Grammatik des Wortes »ko-

chen« anders zusammen als die Regeln des Multiplizierens mit der Grammatik des Wortes »multiplizieren«. (TS 213, p. 236, a)

Die Regeln eines Spiels bzw. konstitutive Regeln unterscheiden sich also in folgender Weise von instrumentellen Regeln:

- Instrumentelle Regeln kann man begründen, indem man auf bestimmte Annahmen über Kausalzusammenhänge zurückgreift. Dieser empirischen Notwendigkeit steht im anderen Fall die Tatsache gegenüber, daß die Regeln des Schachspiels oder die der Negation willkürlich sind. Man kann sie aus diesem Grund nicht begründen.
- Instrumentelle Regeln können wahr oder falsch sein. Konstitutive Regeln können gelten oder nicht gelten.
- Eine instrumentelle Regel beschreibt einen Zweck-Mittel-Zusammenhang. Konstitutive Regeln legen fest, unter welchen Umständen etwas unter einen bestimmten Begriff fällt, beispielsweise nach welchen Regeln sich Menschen verhalten müssen, um Schach zu spielen.

Die Formulierung dieses Aspektes macht deutlich, warum es überhaupt eine lohnenswerte Aufgabe ist, die Unterschied zwischen beiden Regeln herauszuarbeiten, obwohl sich beide doch so offenkundig und in leicht erkennbarer Weise unterscheiden. Von der Oberflächenstruktur her kann man beide Arten von Regeln parallel formulieren:

- (1) Wenn man Schach spielen will, muß man bestimmte Figuren auf eine bestimmte Art und Weise bewegen.

Oder:

- Wenn man einen Satz verneinen will, muß man seinen Wahrheitswert umkehren.
- (2) Wenn man ein weiches Ei erhalten will, muß man es mindestens drei Minuten kochen.

Die abstrakte Struktur ist in beiden Fällen:

- (K) Wenn man p-en will, muß man q-en.

Weshalb beide Arten von Regeln einerseits in gleicher Weise formulierbar und dennoch in der dargestellten Weise unterschiedlich sein können, wird deutlich, wenn man das Augenmerk auf einen Unterschied zwischen den beiden richtet, der bisher noch nicht präzise herausgearbeitet wurde. Ich meine den Zusammenhang zwischen »p« und »q« im Konditional (K). Er ist, je nach dem, mit welcher Art Regel man es zu tun hat, verschieden, was Wittgenstein an der folgenden Textstelle etwas ungeschickt ausdrückt:

Wie unterscheiden sich die Sprachregeln von denen des Anstandes?

Wenn man kein Ziel angeben kann, das nicht erreicht würde, wenn diese Regeln anders wären. (TS 213, p. 194, a)

Wittgenstein möchte an dieser Textstelle auf folgende Unterscheidung hinaus: Das Ziel der Regeln des Anstandes läßt sich formulieren, ohne dabei auf diese Regeln Bezug zu nehmen. Man könnte etwa annehmen, sie dienen dazu, den Kontakt von Menschen so zu gestalten, daß die Verletzung der Gefühle anderer Menschen vermieden

wird. Das ist bei konstitutiven Regeln nur scheinbar ähnlich. Zwar kann man sagen, die Verneinung eines Satzes habe die Funktion, den Wahrheitswert zu vertauschen. Es gilt allerdings: Das Verneinen eines Satzes kann man nicht nur auf keinem anderen Weg erreichen, sondern es *besteht* darin, daß man den Wahrheitswert umkehrt. Auf einer formalen Ebene besteht zwischen den Worten »verneinen« und »den Wahrheitswert umkehren« ein semantischer Zusammenhang. Das Antezedens kann nicht unabhängig, sondern nur im Rückgriff auf die Regeln bestimmt werden, die im Konsequenz des Konditionals formuliert sind. Bezogen auf das Konditional (K) bedeutet das: Was »p-en« bedeutet, kann man im Falle konstitutiver Regeln nicht anders erläutern, als »q-en« oder gleichbedeutende Formulierungen zu gebrauchen. Demgegenüber macht es gerade die Brauchbarkeit instrumenteller Regeln aus, daß zwischen »p« und »q« ein empirischer Gesetzes- und kein semantischer Zusammenhang besteht. Wittgensteins Beispiel ist allerdings insofern ungeschickt gewählt, als die Regeln des Anstandes ebenfalls konstitutive Regeln sind. Auch unter der Annahme, daß die gerade genannte Zielbestimmung der Regeln des Anstandes gilt, besteht zwischen beiden zum Teil ein semantischer Zusammenhang. Es ist nicht möglich, vollständig zu bestimmen, was die Gefühle eines Menschen verletzt, ohne Annahmen darüber zu machen, welche Anstandsregeln er hat. Dieser kleine Fehlgriff Wittgensteins ist allerdings unwichtig, weil deutlich wird, welche Unterscheidung er an der gerade betrachteten Textstelle treffen möchte.

In Anbetracht dieser Ausführungen könnten Bedenken auftreten, ob die Regeln der Negation tatsächlich typisch für alle Regeln der Sprache sind. Man könnte schließlich zugeben, daß man die Regeln für logische Funktionen nicht vorfindet, und, wie es Wittgenstein im *TLP* getan hat, der Meinung anhängen, man müsse die Regeln der Sprache der Wirklichkeit so anpassen, daß man diese mit Sätzen wiedergeben könne. Um einen Sachverhalt, daß *p*, mit dem Satz »*p*« angemessen erfassen zu können, müßten für die Bedeutung dieses Satzes bestimmte Regeln gelten, die von dem Sachverhalt abhängen. Um zu zeigen, daß diese Überlegung falsch ist, führt Wittgenstein die Annahme ad absurdum, beschreibende Sätze bezögen sich einfach qua willkürlicher Zuordnung zwischen dem jeweiligen Satz und einer Tatsache auf die Welt:

Es ist auch (h: unrichtig) zu sagen, die Uebereinstimmung (und Nichtübereinstimmung) zwischen Satz und Welt/Realität sei willkürlich durch eine Zuordnung geschaffen. Denn, wie ist die Zuordnung auszudrücken? Sie besteht darin, dass der Satz »*p*« sagt, es sei *gerade das* der Fall. Aber wie ist dieses »gerade das« ausgedrückt/gegeben? Wenn durch einen andern Satz, so gewinnen wir nichts dabei; wenn aber durch die Realität, dann muss diese schon in bestimmter Weise – artikuliert – aufgefasst sein. Dass heisst: man kann nicht auf einen Satz und auf eine Realität deuten und sagen: »*das* entspricht *dem*«. Sondern, dem Satz entspricht nur wieder das schon Artikulierte. (TS 213, p. 189, a)

Welchen Teil der Realität man mit einem Satz herausgreifen will, auch was überhaupt als Realität gilt, das kann man wieder nur durch einen anderen Satz spezifizieren oder dadurch, daß man die Realität auf eine durch sprachliche Regeln bestimmte Weise,

also artikuliert, sieht. Und dieses Sehen ist etwas anderes, als lediglich mit offenen Augen in die Welt zu schauen. Es besteht darin zu sehen, daß etwas der Fall ist. So ist es durch sprachliche Regeln bestimmt, in welchen Situationen man mit der Äußerung des Satzes »Hier steht ein Baum« etwas Wahres sagt. Welcher Sachverhalt durch diesen Satz bestimmt wird, erkennt nur der, der die entsprechenden sprachlichen Regeln kennt. Das bedeutet nicht, daß man ohne Beherrschung sprachlicher Regeln keinen Baum sehen kann. Es bedeutet, um dasselbe in einem anderen Vokabular auszudrücken, daß man ohne sprachliche Regeln nicht in der Lage ist, Begriffe auf das, was man sieht, anzuwenden. Denn es gilt: Die Identität von Gegenständen, Eigenschaften und Sachverhalten ist durch die entsprechenden Begriffe bestimmt, die durch die Worte ausgedrückt werden. Man kann deshalb den Weltbezug der Sprache nicht durch eine Relation zwischen Sätzen der Sprache und Tatsachen erklären, weil es nicht möglich ist, ohne die Regeln der Sprache zu spezifizieren, was als Tatsache gilt. So unterliegt es den Sprachregeln, welche Tatsachen wir mit Sätzen herausgreifen, und nicht umgekehrt. Es gibt keine vorsprachlich strukturierten Tatsachen, derer man nur mit bestimmten Sätzen habhaft werden kann, so daß die Regeln der Bedeutung dieser Sätze durch die Tatsachen bestimmt wären.

Das Wissen, was das Spezifische an sprachlichen Regeln ist, sollte einem Mißverständnis vorbeugen, das bei der Lektüre einer oben bereits gedeuteten Textstelle naheliegt. Sie lautet:

Die Bedeutung ist eine Festsetzung, nicht Erfahrung. Und damit nicht Kausalität. (TS 213, p. 40, a)

Man könnte das so lesen, als sei es keine empirische Frage, was sprachliche Ausdrücke bedeuten, und so zu der Annahme gelangen, die Bedeutung von Wörtern und Sätzen sei kein Gegenstand möglicher Erfahrung, weil begrifflich gefaßte Erfahrung erst durch Sprache möglich sei,<sup>12</sup> weswegen die Sprache in diesem Sinne vor aller Er-

---

<sup>12</sup>Wenn man die triviale Feststellung, daß man nur mit Sprache etwas sagen kann, mit der Annahme verbindet, daß diese sich in Sprachspielen konstituiert, folgt daraus, daß Sprachspiele in gewisser Weise fundamental sind. Apel bezeichnet sie deshalb als transzendental bzw. als »Horizont aller Sinn- und Geltungskriterien« (Apel 1973, Bd. 2, p. 163). Thiele weist das mit dem Hinweis auf die vorrangig heuristische Funktion der Sprachspiele zurück (Thiele 1983, p. 307). Nicht widerlegt ist damit allerdings die Annahme, daß die Sprache insofern transzendental ist, als wir die Welt nicht ohne den Rückgriff auf sprachliche Kategorien beschreiben können. Diese pompös klingende Behauptung läuft allerdings auf nicht mehr hinaus, als daß wir ohne Sprache nichts beschreiben können. Daraus folgt nicht, daß wir nicht jede einzelne Sprache von außen empirisch beschreiben können. Insofern wir eine Sprache gebrauchen, hat sie für uns allerdings einen Status der Nicht-Hintergebarkeit, als es, wie Davidson schreibt, »schwierig wird, die Tatsache, die einen Sachverhalt verifiziert, anders zu beschreiben, als indem man den Satz selbst verwendet.« (Davidson 1990, p. 85). Die Behauptung, die Sprache sei transzendental, hat so eine gewisse Berechtigung. Ihre Bedeutung bleibt allerdings hinter der großen Geste des Wortes »transzendental« zurück.

Im Umfeld dieses kantianischen Gedankens, daß wir nicht eine reine Wirklichkeit mit der Realität, wie wir sie mit der Sprache beschreiben, vergleichen können, liegt ein verfehelter sprachlicher Idealismus nahe. So schwankt etwa Schneider in seiner Darstellung zwischen der Annahme, daß es »nicht eine in sich schon strukturierte und nun sprachlich zu artikulierende Wirklichkeit gibt« (Schneider 1992, p. 332) und einer Redeweise von unterschiedlichen Anwendungskontexten, die genau das voraussetzt: »Nicht eine auf

fahrung gegeben sei. Diese Deutung mag in mancherlei Hinsicht attraktiv erscheinen, sie ist allerdings nicht mit Wittgensteins Gedanken vereinbar. Vielmehr sollte man die betrachtete Textstelle vor dem Hintergrund der Feststellung lesen, daß sprachliche Bedeutung durch Regeln konstituiert wird. Eine solche Regel bzw. die Formulierung einer Regel, Wittgenstein ist, was diese Unterscheidung angeht, terminologisch ungenau, ist kein Erfahrungssatz, wie er an der folgenden Textstelle schreibt:

Regel und Erfahrungssatz. Ist eine Regel ein Erfahrungssatz – etwa über den Gebrauch der Sprache? Ist eine Regel des Schachspiels ein Satz darüber, wie die Menschen seit dem Ereignis der Erfindung des Schachspiels es gespielt haben; d. h. etwa mit so geformten Figuren gezogen haben? Denn, wenn davon die Rede ist, dass die Menschen das Schachspiel so gespielt haben, so muss das Schachspiel so definiert sein, dass es Sinn hat, davon auszusagen, es sei anders gespielt worden. Sonst nämlich gehören die Regeln zur Definition des Schachspiels. Dass jemand der Regel ... gemäss spielt, das ist eine Erfahrungstatsache; oder »A spielt der Regel ... gemäss«, »niemand spielt der Regel ... gemäss« sind Erfahrungssätze. Die Regel selbst ist kein Erfahrungssatz, sondern nur der Teil eines solchen Satzes. (TS 213, p. 240)

Wenn man nicht weiß, daß Wittgenstein meist zwischen Regel und Regelformulierung terminologisch nicht unterscheidet, könnte man die entscheidende Aussage an dieser Textstelle so lesen, daß sie trivialerweise wahr ist. Daß eine Regel kein Erfahrungssatz ist, das ist insofern wahr, als eine Regel überhaupt kein Satz ist. Richtig und nicht-trivial ist allerdings folgende Feststellung: Die Formulierung einer Schachregel etwa von der Art »Der Bauer zieht in einer bestimmten Weise« schreibt nicht, wie ein empirischer Satz, dem Bauern eine bestimmte Eigenschaft zu. Was ein Bauer ist, wird durch diese Regel konstituiert. Sie selbst kann gelten oder nicht gelten, allerdings nicht wahr oder falsch sein. In dieser Hinsicht ist die Regel keine Sache der Erfahrung. Anders als Sätze über Kausalzusammenhänge können und brauchen Regeln nicht begründet zu werden. Aussagen der Art, daß bestimmte Regeln gelten, können allerdings in Zweifel gezogen und begründet werden. Sie sind empirische Sätze. Diese Feststellung gilt allerdings vor dem Hintergrund von Wittgensteins Überlegungen zu sprachlicher Bedeutung nur in modifizierter Form: Wenn Sprecher einer Sprache Zweifel an der Geltung einer bestimmten Regel dieser Sprache haben, so erfahren sie nicht, welche Regel gilt, indem sie andere Sprecher beobachten und dann durch Induktion eine allgemeine Regel ableiten, sondern indem sie in der oben dargestellten Weise ihre implizite Kenntnis explizit machen.<sup>13</sup> Diese Unterscheidung zwischen

---

vielfältige Weise und von uns unabhängige bereits geformte Wirklichkeit wird unter Verlust bestehender Unterschiede so auf die Ebene der Sprache projiziert, daß dort stets dieselben wenigen Sprachformen erscheinen, sondern eine bestehende Ausdrucksform (z. B. die Wortart der zunächst vielleicht nur für Personen gebrauchten Namen) wird in einen neuen Anwendungskontext, z. B. beim Kartographieren von Flüssen auf neue Gegenstände »projiziert.« (Schneider 1992, p. 332)

<sup>13</sup>Wenn Fodor und Katz sich vehement gegen die Annahme wenden, wir könnten ohne empirische Studien feststellen, welche Regeln in einer Sprache, die wir verstehen, gelten, dann haben sie insofern recht, als es eine empirische Frage ist, welche Regeln in einer Sprache gelten. Allerdings unterlassen sie es, deutlich darauf hinzuweisen, daß wir als Sprecher diese Regeln nicht durch Induktion herausbekommen (vgl. Fodor,

Aussagen über sprachliche Regeln und empirischen Feststellungen wie etwa Kausal-  
aussagen gilt allerdings nur, wenn man die Sprache aus der Perspektive ihrer Sprecher  
betrachtet.<sup>14</sup> Ein Übersetzer wird Annahmen über Bedeutungen induktiv begründen.  
Das ändert allerdings nichts an der grundlegenden Tatsache, daß die Regeln, die er für  
die Wörter und Sätze einer fremden Sprache formuliert, Bedeutungen nicht beschrei-  
ben, sondern konstituieren. Es gilt allerdings: Es muß in einer anderen Sprache nicht  
dieselben Bedeutungen geben wie in der deutschen. Die Bedeutung der Worte wird  
durch die Regeln festgesetzt. Es gibt keine unabhängig davon existierenden Bedeu-  
tungen, die man mit den Regeln der Sprache richtig oder falsch erfassen könnte.

## 6.4 Zweck und Wirkung

### 6.4.1 Ein Blick in die Manuskripte

Wittgenstein führt die dargestellte Diskussion der instrumentalistischen Position im  
TS 213, ohne systematisch zwischen dem Begriff der Wirkung und des Zwecks zu  
unterscheiden. Mit einer Ausnahme, die bereits vorgestellt wurde, diskutiert er die  
Annahme, ob man die Bedeutung eines Wortes oder Satzes mit der *Wirkung* der Äu-  
ßerung identifizieren kann. Die Frage, ob der Begriff des Zwecks geeigneter ist, um zu  
bestimmen, was sprachliche Bedeutung ist, beschäftigt Wittgenstein nicht, weil er der  
Auffassung ist, Zwecke könne es nur innerhalb einer Sprache geben. Über diese Fest-  
stellung hinaus widmet er der Unterscheidung zwischen Zweck und Wirkung keine  
große Aufmerksamkeit. Das ändert sich in den Manuskripten. Ich werde zeigen, wie  
er zwei Anläufe nimmt, die Bedeutung mit dem Zweck zu identifizieren, und jedes-  
mal dabei bleibt, das als verfehlt zu bezeichnen. Im dritten Anlauf entschließt er sich  
dann, den Zweck einer Äußerung insoweit zur Bedeutung zu rechnen, als er durch die  
Regeln der Sprache festgelegt ist. Im unmittelbaren Anschluß an die Textstelle beharrt  
er dann wieder auf der Unterscheidung zwischen einer Erklärung der Bedeutung und  
einer psychologischen Erklärung, wobei es nicht auszuschließen, allerdings auch nicht  
plausibel ist, daß er das als Kritik an der zuvor getroffenen Feststellung meint. Unab-  
hängig davon kann man feststellen: Wittgenstein betont vor allem, daß die Redeweise  
von sprachlicher Bedeutung ein logisches Idiom mit Geltung qua Festsetzung ist, und  
berücksichtigt bis hin zu den *PU* die Tatsache nicht in angemessener Weise, daß es

---

Katz 1963). Tatsächlich ist die Art, in der Wittgenstein die Regeln der Sprache explizit macht, insofern  
eine empirische Methode, als die Sprecher der Sprache ihre eigene Sprachkompetenz zum Gegenstand der  
Betrachtung machen. Es ist eine empirische Annahme, daß eine bestimmte Person diese Kompetenz besitzt.  
Allerdings gilt das nicht für die Sprechergemeinschaft. Sie kennt notwendigerweise die Regeln der Spra-  
che. Daß ein einzelner Sprecher sich als vollkommen kompetent betrachtet, ist allerdings eine Idealisierung,  
insofern jeder Sprecher vereinzelte Kompetenzmängel hat. Deshalb kann man die Frage nur differenziert  
beantworten, ob Wittgensteins Vorgehen, die Regeln der Sprache explizit zu machen, empirisch ist.

<sup>14</sup>Ich werde später ausführen, inwiefern das im TS 213 Wittgensteins bevorzugte Perspektive ist.



auf der logischen Beschreibungsebene ebenfalls spezifische kausale Zusammenhänge gibt, die man nur auf dieser Ebene erfassen kann.

Die folgende Textstelle folgt einem Argument, das zeigt, warum man Bedeutung und Wirkung von sprachlichen Ausdrücken nicht miteinander identifizieren kann:

Nicht der Wirkung entspricht der Sinn, sondern dem Zweck (der Zweck wird festgesetzt, die Wirkung ist Sache der Erfahrung). Soll ich sagen, der Zweck eines Wortes ist seine Bedeutung? Was ist nun der Zweck des Wortes »Gras«? (sage nicht, es sei einfach der, im Hörenden eine Vorstellung von Gras hervorzurufen.) . . . Man könnte sagen, es sei die Funktion des Schachspiels uns Vergnügen zu machen; aber kann man die Funktion des Rössels damit beschreiben, daß man den Teil des ganzen Vergnügens zeigt, der auf das Rössel entfällt . . . ? (MS 114, 2, p. 47 f., a)

Das Hauptargument hat folgende Struktur: Zuerst stellt Wittgenstein fest, daß der Begriff des Zwecks eher geeignet ist als der der Wirkung, um mit ihm Sinn oder Bedeutung zu bestimmen. Wenn man schon Bedeutungen mit einem kausalen Idiom bestimmen will, dann nicht mit dem Begriff der Wirkung, sondern mit dem des Zwecks, aber auch dieser erweist sich bei näherer Betrachtung als ungeeignet. So lehnt Wittgenstein die Identifikation der Bedeutung eines Wortes mit dem Zweck seiner Äußerung ab, weil er es als unmöglich ansieht, die Bedeutungen einzelner Wörter über ihren Äußerungszweck zu identifizieren. Denn der Ansatz, das mit Hilfe der Vorstellung zu tun, die die Äußerung des Wortes hervorruft, ist aus Wittgensteins Sicht in zweierlei Weise verfehlt: Einmal kann man die Vorstellung von etwas durch eine Menge unterschiedlicher Mittel hervorrufen, und zum anderen ist der Inhalt einer Vorstellung für Wittgenstein durch ihren Inhaltssatz bestimmt, die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke mithin primär gegenüber der intentionaler Zustände. Man käme also vom Begriff des Zwecks über den der Vorstellung wieder auf den der Bedeutung zurück. Das andere Argument an der Textstelle ist etwas undeutlich. Ich sehe folgende Rekonstruktion als plausibel an: Einmal kann eine Äußerung beabsichtigte Wirkungen, also Funktionen haben, die mit ihrer Bedeutung nichts zu tun haben. In eben dieser Weise kann das Schachspiel für Menschen einen bestimmten Zweck erfüllen. So ist es vielleicht eine Funktion des Schachspiels, den Menschen Freude zu machen, aber sie trägt nichts zur Bestimmung der Rolle bzw. der Bedeutung der Schachfiguren bei. Zudem ist es unklar, wie man die Rolle einzelner Figuren als Teil eines Ganzen bestimmen sollte, das diese Funktion hat.

Beim ersten der beiden Teile des Argumentes zeigt sich ein Problem, das entsteht, wenn man die Schachanalogie falsch deutet.<sup>15</sup> Das liegt aus folgendem Grund nahe: Während beim Schach von vornherein bestimmt ist, was als Stellung im Spiel gilt und was zusätzliche bzw. externe Ereignisse sind, die vom Spiel oder einzelnen Zügen nur verursacht sind, ist diese Unterscheidung bei der Sprache nicht einfach zu ziehen. Während Wittgenstein sich teilweise so ausdrückt, als ob Sätze qua Bedeutungsregeln

---

<sup>15</sup>Wie ich am Ende dieses Abschnitts zeigen werde, ist im Schachspiel durchaus begrifflicher Raum dafür, von durch die Regeln bestimmten Zwecken von Zügen zu sprechen.

lediglich mit anderen Sätzen verbunden wären und seinen Begriff der Erklärung der Bedeutung teilweise darauf verengt, daß man die erklärenden Worte statt des erklärten Wortes gebrauchen kann (Substitutionserklärung), sieht er an anderen Stellen deutlich, daß die sprachlichen Regeln auch Übergänge von sprachlichen zu nicht-sprachlichen Handlungen und von durch sprachliche Regeln aufgefaßter Wirklichkeit zu sprachlichen Äußerungen bestimmen müssen, damit man es wirklich mit einer Sprache zu tun hat. Wenn das so ist, dann könnte es beispielsweise ein Wort geben, das die sprachlich geregelte Funktion hätte, beim Hörer Freude zu erzeugen. Ein falscher Gebrauch der Schachanalogie hindert Wittgenstein daran, das an der gerade betrachteten Textstelle zu erkennen.

Ebenso lehnt Wittgenstein an der folgenden Textstelle die Identifikation von Zweck und Bedeutung ab:

Wir sagten: Wir verstünden mit dem Gebrauch noch nicht den *Zweck* des Wortes »vielleicht«. Mit *Zweck* aber meinten wir hier die Rolle, die es im menschlichen Leben spielt. (Und diese Rolle könnte man die »Bedeutung« des Wortes nennen, in dem Sinn, in welchem man von der »Bedeutung« eines Ereignisses für unser Leben spricht.)

Wir sagten aber: Unter »Bedeutung« verstünden wir das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt. Und die Erklärung der Bedeutung ist kein Erfahrungssatz und keine Kausalerklärung, sondern eine Regel, ein Übereinkommen. (MS 140, p. 24)

Wieder sieht sich Wittgenstein vor einer Alternative, die in dieser Form nicht besteht. So spielt er den Versuch durch, die Bedeutung eines Wortes als die Rolle im menschlichen Leben zu konzipieren. Diese parallelisiert er fälschlicherweise mit der Rolle eines Ereignisses im Leben und weist aus diesem Grund die Identifikation der Bedeutung eines Wortes mit der Rolle im Leben zurück. Motiviert ist dies wieder durch die Beobachtung, daß Sprachregeln aufgrund von Übereinkommen gelten, Bedeutungserklärungen keine empirischen Sätze, sondern Festsetzungen sind. Wittgenstein ist, das wurde bereits oben deutlich, manchmal etwas unpräzise, wenn es um die Trennung von logischen und Kausalzusammenhängen geht. So bemerkt er an dieser Textstelle nicht, daß Zwecke ebenfalls festgesetzt sind, und fällt so in der begrifflichen Differenzierung hinter den Stand der gerade betrachteten Textstelle aus dem MS 140 zurück (dieses ist mit hoher Wahrscheinlichkeit eher entstanden). Entsprechend, so schließt Wittgenstein, gehört der Zweck des Wortes »vielleicht« nicht zu seiner sprachlichen Bedeutung. Ein weiterer Fehler Wittgensteins, den ich später ausführlicher darstellen werde, sollte in diesem Zusammenhang erwähnt werden: Wenn er die Formulierung »Erklärung der Bedeutung« gebraucht, spricht er meist von dem sehr speziellen Fall der Erklärung der Bedeutung von Wörtern, in dem man die Erklärung an die Stelle des erklärten Wortes setzen kann. Bei seiner Vorliebe für solche paradigmatischen Fälle der Erklärung der Bedeutung scheint er in manchen Zusammenhängen zu übersehen, daß man zu kurz greift, wenn man sich auf diese Art von Erklärung beschränkt. Sobald man weiter ausholt und über die systematischen Verbindungen von Sätzen untereinander und ihre Rolle in Äußerungen spricht, wäre es möglich zu erkennen, daß die

Bedeutung in der Rolle im Leben einer Sprechergemeinschaft *fundiert* ist und durch spezifische Erklärungen der Bedeutung *spezifiziert* wird.<sup>16</sup>

Ablehnend gegenüber der instrumentalistischen Theorie äußert Wittgenstein sich auch im Anschluß an die gerade betrachtete Textstelle:

Man könnte erklären: Das Wort »ha!« in unserer Sprache hat den Zweck, im Angesprochenen Schrecken zu erregen. Worin liegt es, daß es diesen Zweck hat? Was ist das Kriterium dafür? . . . Man mag nun sagen, daß der Zweck, die Wirkung des Wortes »ha!« das Wichtige an diesem Wort ist; aber die Erklärung des Zwecks oder der Wirkung ist nicht, was wir die Erklärung der Bedeutung nennen. (MS 140, p. 25)

Das Argument basiert wieder auf der bereits dargestellten Vorliebe für einen bestimmten Typ von Erklärung der Bedeutung, dessen Stellenwert Wittgenstein falsch einschätzt. Außerdem unterscheidet er abermals nicht zwischen dem Begriff der Wirkung und dem des Zwecks. Daß er sich dadurch in eine ungünstige Lage manövriert, erkennt man daran, daß er zwischen dem Wichtigen an einem Wort und seiner Bedeutung unterscheiden muß. So wie Wittgenstein sie einführt, ist das keine gelungene Unterscheidung. Der Leser möchte einwenden: So wie es zur Bedeutung der Worte »nicht wahr« gehört, daß sie, im Anschluß an einen Satz geäußert, beim Hörer die Bereitschaft zur Zustimmung steigern sollen, so gehört die an der hier betrachteten Textstelle genannte Funktion zur Bedeutung des Wortes »ha!«. Es folgt *die* Textstelle, an der Wittgenstein erkennt, daß die strikte Trennung zwischen Zwecken und Bedeutungen übertrieben ist:

Man wird also sagen: Der Sinn jener Zeichen ist nicht ihre Wirkung, aber ihr Zweck. Aber bedenken wir noch dieses: man ist versucht zu glauben, dieser Zweck sei nun ein Teil des ganzen Zwecks, den die Spielmaschine zu erfüllen hat. Dieser Zweck ist etwa, den Leuten ein Vergnügen zu machen. Aber es ist klar, daß kein Teil *dieses* Zwecks mit dem »Sinn der Zeichen« gemeint war. Vielmehr dachten wir hier nur an den Zweck dieses Zeichens *innerhalb* des Mechanismus der Spielmaschine. – Und so kann man sagen: Der Zweck eines Befehls ist sein Sinn, soweit der Zweck durch eine Sprachregel ausgesagt wird. »Ich sage »Geh!«, weil ich will, daß Du mich allein läßt«, »Ich sage »vielleicht«, weil ich nicht ganz sicher bin«. (MS 140, p. 26 f.)

Wittgenstein ist in diesem Gedankengang sehr nahe daran zu bemerken, daß ihn die Schachmetapher in einer Hinsicht in eine falsche Richtung lenkt: Beim Schachspiel kann man klar zwischen spielinternen und spielexternen Zwecken unterscheiden. So handelt sich im Fall der folgenden Beschreibung um einen spielinternen Zweck: »Man macht einen Zug, um die Position am Damenflügel zu stärken.« Der Satz beschreibt eine angestrebte Positionsveränderung, die der Zweck des Zugs ist und die man nur innerhalb der Regeln des Schachspiels, also auf einer bestimmten Beschreibungsebe-

---

<sup>16</sup>Später im *Brown Book* wird Wittgenstein die Bedeutung eines Wortes genau als das bestimmen, was er hier ablehnt, als die Rolle im Leben einer Gesellschaft. Dabei schüttet er allerdings das Kind mit dem Bade aus, weil er nicht darauf hinweist, daß die Aspekte der Rolle, auf die es dabei ankommt, über die Rolle des Wortes in Sätzen und Äußerungen vermittelt sind (vgl. *Brown Book*, p. 102 f.).

ne, die durch diese Regeln bestimmt ist, begrifflich fassen kann. Die Freude, die eine Schachpartie bei Spielern hervorruft, ist dagegen ein externer Zweck, der ohne Hinweis auf das Schachspiel bestimmt werden kann<sup>17</sup>. Wenn Wittgenstein vom »Zweck dieses Zeichens innerhalb des Mechanismus der Spielmaschine« spricht, so erkennt er, daß bei der Sprache die Grenze zwischen spielinternen und -externen Wirkungen nicht so einfach gezogen werden kann wie beim Schachspiel. Bei diesem zählen nur die Positionen auf dem Schachbrett zum Spiel. Bei der Sprache dagegen zählen, wie ich später zeigen werde, eine Fülle von nicht-verbalen Positionen zum Spiel. Auf den gerade betrachteten Fall angewandt bedeutet das: Ebenso wie man im Schach die Dame in eine bestimmte Position bewegen kann, um zu einer überlegenen Stellung im Zentrum zu kommen, und das dann ein spielinterner Zweck ist, muß man es als einen sprachinternen Zweck des Wortes »vielleicht« ansehen, Unsicherheit in bezug auf eine bestimmte Tatsache auszudrücken, die in dem Satz beschrieben wird, in dem das Wort vorkommt. Wesentlich ist dabei die Einschränkung, die Wittgenstein angibt: Es geht nur um *den* Zweck, soweit er durch sprachliche Regeln bestimmt wird. So folgt aus der Bedeutung des Wortes »gehen«, daß der, der geht, sich bewegt. Deswegen gilt: Wenn man sagt »geh!«, damit der Angesprochene sich bewegt, so gehört dieser Zweck zur Bedeutung. Dagegen würde der Zweck der Äußerung nicht zur Bedeutung gehören, wenn jemand eine andere Person aufforderte zu gehen, um diese zu ärgern, etwa weil er wüßte, daß die betreffende Person sich ungern bewegt. Wittgenstein könnte so idiosynkratische Zwecke einer Äußerung von denen abgrenzen, die durch die Regeln der Sprache bestimmt sind, müßte in diesem Zusammenhang allerdings darauf hinweisen, daß die nicht-regelbestimmten Zwecke einer Äußerung in der Regel auf ihrer sprachlichen Bedeutung aufbauen.

Allerdings scheint Wittgenstein nicht wirklich zu realisieren, wie diese Bedeutungsregeln mit *den* Bedeutungserklärungen, auf die er sich sonst konzentriert, zusammenhängen. Die Formulierung »Man kann das Wort ›Haus‹ gebrauchen, um damit bestimmte Gebäude zu bezeichnen«, ist einfach eine andere Art dasselbe auszudrücken wie mit einer Bedeutungserklärung im Sinne einer Definition wie »Ein Haus ist ein Gebäude«. Statt den Gedanken weiter auszuarbeiten, daß es auf einer Beschreibungsebene, die nur durch sprachliche Regeln erfaßt werden kann, spezifische Kausalzusammenhänge gibt, geht Wittgenstein direkt im Anschluß an die hier betrachtete Textstelle wieder dazu über, Bedeutungserklärungen von psychologischen Erklärungen zu unterscheiden:

Uns interessiert eine Erklärung der Wirkungsweise der Sprache als psychophysischer Mechanismus nicht. Diese Erklärung ist selber eine Beschreibung von Phänomenen (der Assoziation, des Gedächtnisses, etc.) in der Sprache und stellt sich außerhalb des Kalküls; während wir eine Erklärung brauchen, die ein *Teil des Kalküls* ist. (MS 140, p. 27)

---

<sup>17</sup>Man könnte allerdings in diesem Zusammenhang Zweifel anmelden und darauf hinweisen, daß es besser ist, die spezifische Freude an einem Schachspiel nach dem Modell ästhetischer Empfindungen zu konzipieren, deren Identität Wittgenstein als begrifflich mit dem spezifischen Objekt verbunden ansieht, das sie hervorruft.

Es ist nicht eindeutig zu erkennen, ob Wittgenstein auf diese Weise Erklärungen der Bedeutung, die auf sprachinterne Zwecke Bezug nehmen, von psychologischen Erklärungen unterscheiden will oder ob er mit der gerade betrachteten Äußerung die zuvor getroffene Feststellung kritisieren will, in der er von Zwecken spricht, die durch sprachliche Regeln bestimmt sind. Die zweite Lesart scheint nicht naheliegend, allerdings nicht ganz auszuschließen. Tatsache ist jedenfalls, daß er den folgenden Gedanken nicht deutlich genug herausarbeitet: Eine Erklärung eines Kalküls kann zweierlei sein: Sie kann einmal Zeichen nennen, die man anstelle des Zeichens setzen kann, dessen Bedeutung erklärt werden soll. In diesem Fall ist die Erklärung Teil des Kalküls. Die Erklärung des gesamten Kalküls ist etwas anderes: Sie zu geben bestände darin, alle Rollen und ihr Zusammenspiel zu beschreiben. Und in einer solchen Erklärung ist ohne Probleme Raum für Zwecke. So kann man etwa einen bestimmten Schritt in einer Rechnung machen, um damit dem Ergebnis näher zu kommen. Und dieser Zweck ist nur innerhalb des Kalküls zu bestimmen.

#### 6.4.2 Zeichen, Kausalität und Zwecke – eine systematische Überlegung

Wittgenstein ist an den gerade betrachteten Textstellen in den Manuskripten nahe daran zu erkennen, wie er den Gedanken, daß Bedeutung durch festgesetzte Regeln bestimmt ist, damit verbinden könnte, daß die Äußerung eines Wortes oder Satzes einen bestimmten Zweck hat, allerdings einen Zweck, der erst auf einer Ebene sichtbar wird, auf der von Bedeutungen die Rede ist. Letztlich behält allerdings bei ihm die Neigung die Oberhand, Bedeutungs- und kausales Idiom zu trennen. Eine detaillierte Ausarbeitung dessen, wie diese Trennung überwunden werden kann, wäre deswegen in den Manuskripten aus dem Zeitraum zwischen TS 213 und dem *Brown Book* wünschenswert gewesen, weil sie ein Problem darstellt, das bereits im TS 213 virulent ist, ohne daß Wittgenstein es bemerkt. Er konzipiert dort, wie es bereits angeklungen ist und ich später detaillierter ausführen werde, die Bedeutung eines Wortes als seinen Gebrauch im Satz und die Bedeutung eines Satzes als dessen Gebrauch in der Sprache. Er hat also eine Gebrauchskonzeption sprachlicher Bedeutung. Die Unterschiedlichkeit im Gebrauch einzelner Wörter erläutert Wittgenstein dadurch, daß er von unterschiedlichen Funktionen im Satz spricht. Er vergleicht in diesem Zusammenhang Wörter mit unterschiedlichen Hebeln:

Wie in einem Stellwerk mit Handgriffen die verschiedensten Dinge ausgeführt werden, so mit den Wörtern der Sprache, die Handgriffen entsprechen. (TS 213, p. 28)

Worte haben, so sagt Wittgenstein in demselben Abschnitt »verschiedene Funktionen im Satz«, an anderer Stelle spricht er vom Werkzeugkasten der Sprache, »aus dem wir wissen, das Werkzeug jederzeit hervorziehen/herausnehmen zu können, wenn wir es brauchen.« (TS 213, p. 22) Ausdrücke wie »Gebrauch«, »Funktion«, »Werkzeug« oder »ausführen« sind kaum zu verstehen, wenn man nicht voraussetzt, daß es in ir-

gendeiner Weise um Wirkungen geht. Wittgenstein scheint das nicht zu bemerken und grenzt sich so, wie gezeigt wurde, deutlich von jedem Ansatz ab, Bedeutung und Wirkung miteinander in eine direkte Verbindung zu bringen. Offensichtlich entgeht ihm die Spannung zwischen der Gebrauchskonzeption und dem strikten Ausschluß des Begriffs der Wirkung aus seinen Überlegungen. Im Gegenteil: Statt den Widerspruch aufzulösen, treibt er ihn in einer Formulierung auf die Spitze, in der das Problem unübersehbar zutage tritt:

Jedes Zeichen der Negation ist gleichwertig jedem andern, denn »

P!

W! F

F! W

« ist ebenso ein Komplex von Strichen, wie das Wort »nicht«, und zur Negation wird es nur durch die Art wie es »wirkt«. (h: d. h. wie es im Spiel gebraucht wird.) Hier aber ist nicht die Wirkung im Sinne der Psychologie (das Wort »Wirkung« also nicht kausal) gemeint, sondern die Form seiner Wirkung. (TS 213, p. 167)

Es geht im Kontext dieser Textstelle darum, daß die Bedeutung eines Wortes nicht in seiner materiellen Form, sondern in seinem Gebrauch besteht. Die Art, wie ein Zeichen gebraucht wird, ist offensichtlich keine strukturelle Eigenschaft, die in einem materiellen oder geistigen Gegenstand liegen kann, sondern ist durch Regeln festgelegt. Wittgenstein führt das am Beispiel der Negation vor. Was eine Negation ist, ist durch die Wahrheitstafel bestimmt, und so ist die Wirkung des Zeichens, von der hier die Rede ist, die Veränderung des Wahrheitswertes eines Satzes in der durch die Wahrheitstafel festgelegten Weise. Wittgenstein betont, daß es nicht um eine Wirkung im Sinne der Psychologie geht, erläutert das dann allerdings falsch. Gemeint ist, daß die Verneinung kein besonderer psychischer Vorgang ist, sondern durch ihre Rolle in einem Symbolismus bestimmt ist. Das hat Wittgenstein im TS 213 vor der hier betrachteten Textstelle bereits in einem Abschnitt deutlich gemacht, in dem er sich mit der Frage beschäftigt, ob es eine spezifisch geistige Tätigkeit des Verneinens gibt. Er verwirft dort diese Sicht mit einem überzeugenderen Argument als an der gerade betrachteten Textstelle:

Die Idee der Negation ist nur in einer Zeichenerklärung verkörpert und soweit wir eine solche Idee besitzen, besitzen wir sie nur in der Form so einer Erklärung. ... Den Begriff der Negation/Verneinung besitzen wir nur in einem Symbolismus. ... Wenn der Symbolismus nicht erkennen lässt, was verneint wurde, so verneint er nicht. (TS 213, p. 110 f.)

Die Negation hat also in dem Sinne nichts Psychologisches, als sie ein Zeichen mit bestimmten Regeln ist. Falsch ist allerdings Wittgensteins Übergang von der Feststellung, daß keine Wirkung *im Sinne der Psychologie* gemeint ist, zu der Formulierung, es sei keine *kausale* Wirkung gemeint. Diese Behauptung ist paradox und macht das Dilemma deutlich, in das Wittgenstein sich gebracht hat. Vielleicht zielt er mit der ungeschickt gewählten Formulierung »Form der Wirkung« (er gebraucht sie auch an

anderer Stelle in derselben Bedeutung (TS 213, p. 191, h)) auf etwas ab, womit er diesen Widerspruch aufzulösen hofft. Das ist allerdings nur möglich, wenn er zugeht, daß die Form der Wirkung eine Wirkung ist, und das Wort »Wirkung« an der oben betrachteten Textstelle, wie auch sonst, kausal gemeint ist. Es geht also darum zu zeigen, wie man die Tatsache, daß Bedeutungsregeln festgesetzt sind, damit vereinbaren kann, daß der Gebrauch von Worten bestimmte durch die Regeln festgelegte Wirkungen hat. Auch das kann man gut mit Hilfe der von Wittgenstein häufig gebrauchten Schach-Analogie zeigen. Was Schachfiguren sind, ist durch die Regeln bestimmt, nach denen sie gebraucht werden, und ist keine Wirkung der strukturellen Eigenschaften der Holzfiguren, die Schachfiguren verkörpern. Von einer Schachfigur spricht man in einem Idiom, das durch die Regeln dieses Spiels bestimmt und von der jeweils konkreten materiellen Realisierung unabhängig ist.

Wenn man auf dieser Beschreibungsebene, und nur auf dieser ist es möglich, von Schachfiguren spricht, so kann man ohne Probleme von bestimmten Wirkungen innerhalb des Schachspiels sprechen: Eine Dame hat an einer bestimmten Stelle auf dem Spielfeld andere *Wirkungsmöglichkeiten* als ein Bauer. Sie kann etwa mehrere Figuren gleichzeitig bedrohen. Die konkreten Wirkungsmöglichkeiten einer Dame in einer Spielsituation hängen ebenfalls davon ab, wie sie aufgrund der Schachregeln ziehen darf, nicht von ihrer materiellen Beschaffenheit. Ebenso hat jeder Zug im Schachspiel bestimmte Wirkungen: Ein Zug mit der Dame kann etwa zu einer Schwächung der gegnerischen Position im Zentrum führen. Diese Wirkung hat er allerdings nur auf einer Beschreibungsebene, auf der es um Schachfiguren, also abstrakte Rollen, geht. Solange man nur Holzfiguren unterschiedlicher Formen beschreibt, die nach den Gesetzen der Physik bewegt werden und qua materieller Körper bestimmte Wirkungen auf andere Körper haben, bedeutet die Ausdrucksweise »Schwächung des Dameflügels« nichts. Erst wenn man von Schachfiguren, also ihren Zugmöglichkeiten und dem Ziel, den Gegner matt zu setzen, spricht, ist diese Beschreibung sinnvoll. Daß es diese Beschreibungsebene gibt und man nicht nur von Holzfiguren mit physikalischen Eigenschaften sprechen kann, liegt daran, daß diese Holzfiguren Schachfiguren sind, also abstrakte Rollen realisieren. Die konkreten körperlichen Formen sind insofern unwichtig, als man die abstrakte Struktur auch anders realisieren könnte, wenn die jeweilige Realisierung die notwendige Komplexität aufweist. So könnte man etwa Schach spielen, indem man nur Züge in der Standardnotation hinschreibt (etwa a2–a4, T h1–h5, S b1–c3). Insofern man sich auf eine Realisierung geeinigt hat, in der man mit Figuren auf einem Brett mit 8 mal 8 Feldern spielt, gilt allerdings: Es ist wesentlich, welchen physikalischen Zug man ausführt, weil dieser nach Festsetzung einen Zug im Kalkül realisiert. Es ist allerdings auch auf dieser Ebene, der des Kalküls, sinnvoll, von Wirkungen zu sprechen. Die Wirkung eines Schachzugs qua Schachzug hängt ausschließlich von den Regeln des Schachspiels ab und kann nur auf dieser Beschreibungsebene erfaßt werden. Der Zug hat zwar eine physikalische Realisierung. Die für das Schachspiel relevante Kausalbeziehung besteht allerdings auf der abstrakten Ebene.

Wenn man zugibt, daß es Wirkungen nicht nur auf einer rein physikalischen Beschreibungsebene gibt, hat ein Wort wie »nicht« die Wirkung, einen Satz zu verneinen. Diese Wirkung hat es nicht aufgrund seiner physikalischen Eigenschaften, sondern weil es eine bestimmte abstrakte Rolle in einem Kalkül hat, die allerdings in einer bestimmten Weise realisiert ist. Diese Wirkung ist nur in den Begriffen dieses Kalküls beschreibbar. Nichtsdestoweniger ist es eine Wirkung, die ein Zeichen aufgrund bestimmter Festsetzungen, die den Kalkül bestimmen, hat. Um diese doppelte Rolle einer Wirkung, die auf Festsetzungen beruht, zu betonen, sollte man von dem *Zweck* des Zeichens sprechen. Dies trägt auch der Tatsache Rechnung, daß jemand im Einzelfall eine Negation ignorieren und einen negierten Satz wie einen Satz ohne Negation behandeln kann. Es ist damit deutlich: Der Gebrauch eines Wortes in der Sprache hat einen kausalen Aspekt. Ein Wort hat eine bestimmte Wirkung in der Sprache allerdings nur aufgrund bestimmter Festsetzungen, nicht allein aufgrund der physikalischen Eigenschaften der Wortform. Das Wort »Achtung« setzt Menschen deswegen in Bewegung, weil es eine bestimmte Bedeutung hat, nicht allein wegen seines Klanges. Der Gebrauch eines Satzes hat auf diese Weise ebenfalls eine Wirkung, die durch seine Bedeutung bestimmt ist. So ist es möglich zuzugeben, daß die Redeweise vom Gebrauch in einer Sprache einen kausalen Aspekt hat, der allerdings nur aufgrund von Festsetzungen funktioniert. Beide Aspekte zusammen finden sich in der Bestimmung, daß die Bedeutung eines Wortes oder Satzes der geregelte Gebrauch ist. Es ist für die Bedeutung eines Satzes nicht dasselbe, ob man in ihm ein Wort oder ein anderes gebraucht. Welche Wirkung das für die Bedeutung des Satzes hat, ist nur auf einer Ebene beschreibbar, auf der bereits von Bedeutung die Rede ist, und hängt von den Regeln der Sprache ab. Wittgenstein selbst, das wurde deutlich, gelingt es bis zu den betrachteten Manuskripten nicht, in eindeutiger Weise explizit zu machen, in welcher Weise man die Bestimmung der Bedeutung eines Wortes als seinen Gebrauch mit der Annahme in Einklang bringen kann, daß es bei der Gebrauchskonzeption um kausale Wirkungen und nicht um etwas geht, das man nur in paradoxe Formulierungen kleiden kann.<sup>18</sup>

---

<sup>18</sup>In der Literatur findet man zu der Frage, welche Rolle Zwecke für die Konzeption sprachlicher Bedeutung bei Wittgenstein spielen, unterschiedliche Auffassungen. Kemmerling ist der Meinung, daß es Wittgenstein nicht gelingt, sprachinterne von sprachexternen Zwecken zu unterscheiden (vgl. Kemmerling 1992, p. 108–110). Meggle spricht von Regelzwecken, was im großen und ganzen dem entspricht, was ich spielinterne Zwecke nenne (Meggle 1985, p. 84). V. Savigny ist generell der Meinung, daß es keine sprachinternen Zwecke gibt (v. Savigny 1996, p. 43), und ist weiterhin überzeugt, daß sie sich bei Wittgenstein nicht finden (v. Savigny 1996, p. 45). Bei genauerer Betrachtung zeigt sich allerdings, daß seine Sicht meiner Auffassung in gewisser Weise ähnlich ist. Zunächst zu den Unterschieden: V. Savigny bestreitet, daß es der Zweck der Aufforderung, der Gast solle sich Wein nachgießen, ist, daß sich dieser Wein nachgießt. Vielmehr müsse der Auffordernde lediglich für die Befolgung die Verantwortung übernehmen (v. Savigny 1996, p. 44). In ähnlicher Weise bestimmt v. Savigny die konventionale Folge einer Bitte durch die Angabe, der Gebetene gerate unter Erwartungsdruck, der Bitte nachzukommen. Im weiteren Gedankengang gesteht er zu, man könne »die Bereitschaft das bedeutungsrelevante konventionale Ergebnis ... in Kauf zu nehmen, als Absicht« (v. Savigny 1996, p. 44) sehen. Tatsächlich ist diese Bestimmung dessen, was es bedeutet, jemanden zu bitten, zu schwach. Weiterhin ist v. Savigny zuzustimmen, daß es keine spezifischen Zwecke



## 6.5 Was von der instrumentalistischen Theorie bleibt

Wenn wir im Rückblick Wittgensteins Auseinandersetzung mit der instrumentalistischen Theorie betrachten, so wird wieder deutlich: Er läßt ihr die entscheidenden Beobachtungen und zeigt, daß aus ihnen nicht folgt, daß das Wesen sprachlicher Bedeutung eine bestimmte Art der Wirkung ist. Allerdings muß man diese Annahme etwas modifizieren. Wittgenstein bemerkt das am Rande, arbeitet diesen Gedanken allerdings nicht wirklich aus. Es gilt nur: Die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks ist nicht bestimmt durch die Wirkungen, die aufgrund der strukturellen Eigenschaften der Zeichenformen eintreten. Allerdings ist es möglich, den Zweck der Äußerung eines Wortes oder Satzes, insofern er durch die Regeln der Sprache bestimmt ist, zur Bedeutung des Wortes oder Satzes zu zählen. Dies bedeutet allerdings nicht, daß die Redeweise von sprachlicher Bedeutung eine besondere Art ist, von Ursachen und Wirkungen zu sprechen, sondern daß es innerhalb der Redeweise von Bedeutungen möglich ist, von Wirkungen und Zwecken zu sprechen, die nur auf dieser Beschreibungsebene vorhanden sind. So kann man sagen, daß es der Zweck der Negation ist, einen Satz zu verneinen. Das Verneinen ist allerdings nur innerhalb einer Sprache möglich. Aus diesem Grund kann man das Wesen der Negation nicht auf eine sprachexterne Wirkung zurückführen, und deswegen kann sprachliche Bedeutung nicht auf Wirkungen oder Zwecke reduziert werden. Sicherlich gilt: Man kann die Sprache unter dem Gesichtspunkt der Wirksamkeit untersuchen und dabei die unterschiedlichen Wirkungen spezifischer Wortgruppen betonen (zu 1)<sup>19</sup>. Die Sprache erfüllt unterschiedliche soziale Funktionen (zu 2), und viele gesellschaftliche Aktivitäten können nur mit Hil-

---

bestimmter illokutionärer Akte gibt, wenn man darunter sprachexterne Zwecke versteht. Es ist allerdings möglich, die spezifischen Rollen von Äußerungen auszudrücken, indem man von sprachinternen Zwecken spricht. So können Vorschläge dadurch von Empfehlungen unterschieden werden, daß jeweils verschiedene Folgen durch die Regeln der Sprache festgelegt sind. Das, was v. Savigny das konventionale Ergebnis nennt, kann man, so meine ich nur erläutern, indem man seinerseits auf den Zweck der Äußerung verweist. So ist es zwar richtig, daß man mit einer Bitte im speziellen Fall nicht beabsichtigen muß, jemanden zu der darin angegebenen Handlung zu veranlassen, sondern daß es möglich ist, daß man ihn vielleicht nur in Verlegenheit bringen will. Das kann jedoch nicht verallgemeinert werden, und zudem baut auch die Rolle der Bitte im speziellen Fall darauf auf, daß es üblicherweise der Zweck einer Bitte ist, daß der Angesprochene etwas tun soll. Letztlich übersieht v. Savigny, wenn er davon spricht, es ginge Wittgenstein mit Zwecken nicht um »aufschlußreiche« Erläuterungen (v. Savigny 1996, p. 46), daß die Formulierung sprachlicher Regeln in diesem Idiom nicht mehr oder weniger aufschlußreich ist, als wenn man sie auf andere Art formuliert. Ob man sagt, daß das Wort »Haus« Gebäude bezeichnet, oder daß man das Wort »Haus« gebrauchen kann, um damit Gebäude zu bezeichnen, ist beliebig. V. Savignys Hinweis auf die oben betrachtete Textstelle, an der Wittgenstein das Beispiel gibt, man sage »vielleicht«, weil man sich nicht ganz sicher sei, den er mit der Bemerkung verbindet »Daß ich nicht ganz sicher bin, ist überhaupt kein Zweck in irgendeinem Sinne« (v. Savigny 1996, p. 46), ist falsch. Es ist in diesem Fall problemlos möglich, die Formulierung zu wählen: Ich sage »vielleicht«, um damit auszudrücken, daß ich nicht ganz sicher bin. Alles in allem scheint mir v. Savignys Kritik lediglich darauf hinauszulaufen, daß man sprachinterne Zwecke nur auf einer Beschreibungsebene ausdrücken kann, auf der es bereits um Zwecke geht, die durch sprachliche Regeln bestimmt sind. Und das ist eine schlichte Reformulierung der Tatsache, daß logische Erklärungen sprachlicher Bedeutung nicht reduktiv sind.

<sup>19</sup>Die Ziffern in Klammern beziehen sich auf die entsprechend nummerierten Annahmen in Abschnitt 6.2.

fe der Sprache koordiniert werden (zu 3). Damit Menschen die Zeichen handhaben können, müssen sie eine bestimmte kognitive Ausstattung mitbringen (zu 5), und die Realisierungen der Zeichen müssen bestimmte Anforderungen erfüllen (zu 4). Wenn man mit der Feststellung, daß die Sprache ein Instrument ist, nicht mehr sagen will als das, dann ist diese Behauptung wahr (zu 6). Wenn man damit zum Ausdruck bringen will, daß die Bedeutung eines Wortes, eines Satzes oder einer Äußerung ihre Wirkung ist (zu 7 und 8) und sich also die Redeweise von sprachlicher Bedeutung auf die von Kausalbeziehungen reduzieren läßt (zu 10), so ist das falsch. Die Bedeutung von Wörtern und Sätzen besteht in ihrem geregelten Gebrauch in der Sprache. Diese Trennung des Bedeutungsideoms von einem kausalen Idiom darf allerdings nicht so verstanden werden, als sei die Frage nach sprachlichen Regeln keine empirische Frage. Es gilt allerdings: Die Sprecher einer Sprache bekommen die Bedeutung der Wörter und Sätze nicht durch Induktion heraus, sondern indem sie ihre implizite Kenntnis explizit machen. Sprachliche Regeln basieren auf dem Verhalten einer Sprechergemeinschaft, lassen sich allerdings nicht in einer Beschreibung ausdrücken, die keinen Raum für den normativen Aspekt dieser Regeln hat.

## Kapitel 7

# Die Gebrauchstheorie der Bedeutung – Rekonstruktion aus dem TS 213

Wie wir in den Kapiteln 4–6 gerade gesehen haben, gibt Wittgenstein der Diskussion anderer Konzeptionen sprachlicher Bedeutung viel Raum in seinen Überlegungen. Dies liegt daran, daß er seine eigene Konzeption davon, worin die Bedeutung von Wörtern und Sätzen besteht, in der Auseinandersetzung mit diesen Positionen entwickelt.<sup>1</sup> Entsprechend wurden bei der Präsentation seiner Argumente schon die Umriss seiner eigenen Auffassung dessen sichtbar, was sprachliche Bedeutung ist. Im folgenden stelle ich anhand von Textstellen aus dem gesamten TS 213 dar, wie Wittgenstein die Bedeutung von Wörtern und Sätzen beschreibt, was seine wichtigen Begriffe und Analogien sind, auf welche Probleme man stößt und wie man sie lösen kann. Zu Beginn möchte ich noch einmal die wesentlichen Ergebnisse der vorherigen Diskussion zusammenfassen und kurz skizzieren, welche Ansätze zur Erklärung der Bedeutung von Wörtern und Sätzen falsch sind. Wittgenstein unterscheidet in seiner positiven Darstellung zwischen der Bedeutung von Wörtern und Sätzen, und so möchte ich mich dem in meiner Darstellung anschließen, obwohl diese Trennung, wie wir gesehen haben, für die abgrenzenden Argumente kaum eine Rolle spielt.

---

<sup>1</sup>Zu stark auf die abgrenzenden Aspekte von Wittgensteins Überlegungen konzentrieren sich Hervey und Kemmerling. Während Kemmerling betont, Wittgensteins Untersuchungen zum Begriff der Bedeutung seien »insbesondere destruktiv« (Kemmerling 1992, p. 50), äußert Hervey die Auffassung, das Hauptziel von Wittgensteins Sprachspielen sei negativ. Er wolle so die Ansicht widerlegen, Worte ständen für Ideen oder Gegenstände (Hervey 1961, p. 345).

# 7.1 Was sprachliche Bedeutung nicht ist

## Bedeutung von Wörtern

- (1) Die Bedeutung eines Wortes wie »Tisch« ist nicht der Gegenstand, auf den das Wort sich bezieht und auf den man zeigt, wenn man das Wort hinweisend erklärt (vgl. TS 213, p. 24–33).
- (2) Was ein singulärer Term bedeutet, kann nicht informativ durch den Hinweis erläutert werden, daß er einen Gegenstand vertritt. Die Behauptung, daß ein Wort einen Gegenstand vertritt, kann dabei auf zwei unterschiedliche Weisen verstanden werden. In einem Sinne ist es nur eine Reformulierung der Behauptung, daß sich Wörter auf Gegenstände beziehen, und als solche uninformativ. In einem anderen Sinne vertritt ein Wort im Satz eine Geste, die, wenn sie in einer bestimmten Weise gemeint ist, auf einen Gegenstand hinweist. Ein Zeichen vertritt so ein anderes Zeichen in der Sprache in einem Sinn, der nur im Rückgriff auf den Begriff sprachlicher Bedeutung erklärt werden kann (vgl. TS 213, p. 43 f.).
- (3) Die Bedeutung von Wörtern ist durch hinweisende Erklärungen allein immer unterbestimmt. Man versteht solche Erklärungen nur, wenn der Platz des erklärten Wortes im System schon klar ist (vgl. TS 213, p. 31, v, h, a, 32).
- (4) Ein großer Teil der Wörter bezeichnet ohnehin keine Gegenstände. Ihre Bedeutung kann nicht nach dem Modell der Bedeutung eines Wortes wie »Tisch« verstanden werden. Das wird bereits dadurch deutlich, daß man zur Erklärung vieler Wörter nicht auf Gegenstände zeigen kann (vgl. TS 213, p. 27 ff.).
- (5) Wenn ein Wort in dem Sinne ein Name ist, daß man seine Bedeutung hinweisend erklären kann, bestimmt das seine Funktion im Satz nicht, oder anders ausgedrückt: Die Menge der Namen bildet keine semantisch-funktionale Kategorie im Sinne von Wittgensteins Begriff der Grammatik (vgl. TS 213, p. 24–33).
- (6) Die Bedeutung eines Wortes ist kein Erlebnis, das hinter dem Wort steht, kein Gefühl, das seine Äußerung begleitet oder das das Hören dieses Wortes hervorruft, und sie ist auch nicht durch solche Erlebnisse oder Gefühle bestimmt (vgl. TS 213, p. 42, 143–169).
- (7) Die Bedeutung eines Wortes ist nicht das, was mit diesem Wort gemeint ist, wenn man das Meinen im Sinne einer intentionalistischen Theorie von Bedeutung auffaßt (vgl. TS 213, p. 1–4).
- (8) Die Bedeutung eines Wortes ist generell nicht identisch mit der Wirkung, die man mit seiner Äußerung erzielt, und auch nicht durch diese Wirkung bestimmt. Die Redeweise von Wirkungen ist grundverschieden von der Art, in der man von sprachlicher Bedeutung spricht (vgl. TS 213, p. 38–41, 191–195).
- (9) Die Bedeutung von Wörtern baut nicht auf der Bedeutung von Gesten auf: Die meisten Sätze der Sprache lassen sich nicht durch Gesten ausdrücken, und diese bringen keine primäre naturwüchsige Bedeutung mit in die Sprache (vgl. TS 213, p. 46–57).

- (10) Die Bedeutung von Wörtern ist nicht durch Muster, die eine primäre Bedeutung haben, bestimmt. Vielmehr gilt für den Gebrauch von Mustern, was für hinweisende Definitionen generell gilt (vgl. TS 213, p. 46–57).

### **Bedeutung von Sätzen**

- (11) Was ein Satz bedeutet, kann nicht durch den Gedanken erklärt werden, der hinter dem Satz steht, weil die Identität dieses Gedankens durch seinen Inhalt bestimmt ist, der seinerseits durch den Inhaltssatz festgelegt ist. Der Inhalt von Gedanken wird also mit Hilfe des Inhalts von Sätzen erklärt und nicht umgekehrt (vgl. TS 213, p. 222–226, 283–287, 353–390).
- (12) Die Bedeutung eines Satzes ist nicht die Wirkung, die man mit seiner Äußerung hervorruft, und auch nicht durch sie bestimmt (vgl. TS 213, p. 191–195).
- (13) Die Bedeutung eines Satzes ist auch nicht das, was man mit seiner Äußerung zu bewirken *beabsichtigt*, und auch nicht dadurch bestimmt. Allerdings ist zu beachten, daß Wittgenstein später in einem Manuskript zugesteht, daß der Zweck einer Äußerung zur Bedeutung eines Satzes gehört, sofern dieser durch sprachliche Regeln bestimmt ist (vgl. TS 213, p. 191–195).
- (14) Die Bedeutung eines Satzes durch die Tatsache zu erklären, die der Satz beschreibt, ist nicht informativ, weil diese Tatsache erst durch den Satz spezifiziert werden kann (vgl. TS 213, p. 189 f.).
- (15) Die Bedeutung eines Behauptungssatzes kann nicht informativ dadurch charakterisiert werden, daß er mit der Wirklichkeit übereinstimmen muß, weil es nicht möglich ist, das, worin diese Übereinstimmung im jeweiligen Fall besteht, unabhängig davon zu bestimmen, was der Satz bedeutet. Darüber hinaus kann man nicht unabhängig von den Regeln einer Sprache angeben, worin ein Satz und die Wirklichkeit überhaupt übereinstimmen können (vgl. TS 213, p. 205, 87–90).
- (16) Die Bedeutung eines Satzes ist nicht durch die Bilder bestimmt, die er bei jemandem hervorruft. Die Bedeutung und das Verstehen von Sätzen kann generell nicht nach dem Modell der Bedeutung und dem Verstehen von Bildern erklärt werden. Ein Bild hat vielmehr insofern eine Bedeutung, als diese analog zur abstrakten Funktion von Sätzen in der Sprache verstanden werden kann (vgl. TS 213, p. 83–86, 188, h, v).
- (17) Die Bedeutung eines Satzes ist nicht identisch mit dem Erlebnis, das das Hören des Satzes begleitet, und sie ist auch nicht durch dieses Erlebnis bestimmt (vgl. TS 213, p. 143–169).
- (18) Ein Satz hat nicht deswegen Bedeutung, weil man ihn in Elementarsätze analysieren kann. Wenn man als Elementarsatz einen logisch einfachen Satz verstehen will, dann hat dieser keinen direkteren Bezug zur Wirklichkeit als die übrigen Sätze der Sprache. Er hat seine Bedeutung nicht dadurch, daß er eine einfache Tatsache abbildet, auf die er sich durch Vermittlung eines Gedankens bezieht (vgl. TS 213, p. 100 f.).

## 7.2 Wittgensteins Erklärungsstrategie – der Primat der Satzbedeutung gegenüber dem Verstehen

Auf der ersten Seite des TS 213 skizziert Wittgenstein einen wesentlichen Grundgedanken seiner Konzeption sprachlicher Bedeutung:

Kann man denn etwas Anderes als einen Satz verstehen? (TS 213, p. 1)

Das Verstehen fängt aber erst mit dem Satz an, und darum aber interessiert es uns nicht. (TS 213, p. 1)

Was soll mich das Verstehen bekümmern, wir müssen ja den Satz verstehen ... (TS 213, p. 1, h)

All diese Textstellen, die, für sich allein genommen, etwas schwierig zu verstehen sind, weisen auf folgende Erklärungsstrategie Wittgensteins hin: Man soll das Verstehen nicht als ein geistiges Phänomen betrachten, das in irgendeiner Weise Bedeutung stiftet, sondern sich mit der Bedeutung von Sätzen beschäftigen. Das Entsprechende gilt dafür, was es bedeutet, mit einem Satz etwas zu meinen. Wittgenstein behandelt, wie bereits deutlich wurde, beides durchgängig parallel. Die Satzbedeutung ist gegenüber dem Meinen und Verstehen primär:

Wenn man einen Satz braucht, so muss er schon irgendwie *funktionieren*. Das heisst, man gebraucht ihn nicht, um einer Tatsache einen Lärm beizuordnen. (TS 213, p. 199, a)

Wie die Formulierung, daß ein Satz schon irgendwie funktionieren muß, zu lesen ist, das macht die folgende Textstelle gut deutlich:

»Ich verstehe diese Worte« (die ich etwa zu mir selbst sage), »ich meine etwas damit«, »sie haben einen Sinn« muss immer dasselbe heissen wie: »sie sind nicht ad hoc erfundene Laute, sondern Zeichen aus einem (h: vorbereiteten) System« (h: Zeichen, über die eine Konvention besteht). Ich spiele ein Spiel mit ihnen. (h: d. h. ein schon bestehendes Spiel.) (TS 213, p. 198, a)

Wieder findet man zu Anfang des Zitats *die* für Wittgensteins Konzeption entscheidende Gleichsetzung. Daß er die drei Sätze:

- (1) »Ich verstehe diese Worte.«
- (2) »Ich meine etwas damit.«
- (3) »Sie haben einen Sinn.«

als gleichbedeutend mit dem Satz:

- (4) »>sie sind nicht ad hoc erfundene Laute, sondern Zeichen aus einem (h: vorbereiteten) System« (h: Zeichen, über die eine Konvention besteht). Ich spiele ein Spiel mit ihnen. (h: d. h. ein schon bestehendes Spiel.)«

bezeichnet, ist eine etwas ungenaue Ausdrucksweise. Gemeint ist folgendes: Wenn man einen Satz versteht oder mit einem Satz etwas meint, dann greift man nicht nach Belieben auf Laute zurück, sondern verwendet Zeichen aus einem System, dessen Regeln, so deute ich den handschriftlichen Eintrag an der hier betrachteten Textstelle,

konventionell bestimmt sind. Der Hinweis darauf, daß man mit den Zeichen ein schon bestehendes Spiel spielt, macht deutlich, daß die Zeichen eine bereits bestimmte Bedeutung haben und daß dadurch festgelegt ist, wie man sie gebraucht.<sup>2</sup> So sind also nur Satz (3) und Satz (4) gleichbedeutend, wobei Satz (4) eine Erläuterung von Satz (3) ist, während man für die Wahrheit von Satz (1) oder Satz (2) die Wahrheit von (4) voraussetzen muß.<sup>3</sup> Man kann Worte nur verstehen und mit ihnen etwas meinen, wenn sie einen Sinn haben, wenn sie bereits funktionieren. Und sie zu verstehen bedeutet, diesen Sinn zu verstehen. Mit ihnen etwas zu meinen bedeutet, sie in *dem* Sinne zu gebrauchen, den sie haben, mit ihnen also ein konventionell geregeltes Spiel zu spielen. Die entscheidende Beobachtung Wittgensteins ist, daß die Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken nur mit Bezug auf ein System oder Spiel feststeht. Dieses System ist die Sprache. So schreibt Wittgenstein:

Etwas ist ein Satz nur in einer Sprache. (TS 213, p. 63)

Man darf, wie sich später noch deutlicher zeigen wird, nicht, wie es vielleicht nahe liegt, annehmen, daß Wittgenstein mit den Wörtern »System« und »Spiel« neue, noch zu bestimmende Bezugssysteme für Wörter und Sätze benennen will. Vielmehr möchte er mit dem Hinweis, daß Wörter und Sätze einen Platz in einem Spiel oder System haben, den Blick auf etwas lenken, das für jeden Sprecher einer Sprache selbstverständlich ist: Ein Satz wie »Dort steht ein Auto« hat eine Bedeutung als Teil der deutschen Sprache. Die hat er, unabhängig davon, was ein Sprecher im Einzelfall damit meint. Daß dies ein sinnvoller Ansatz ist, die Bedeutung eines Satzes zu konzipieren, zeigt folgende Überlegung: Wenn wir die Frage stellen »Was bedeutet der Satz ›Dort steht ein Auto‹?«, so kann man auf diese Frage eine Antwort geben, auch wenn man nicht weiß, wer diesen Satz unter welchen Umständen geäußert hat. Nehmen wir an, der Satz findet sich in einem längeren Text, so müssen wir nicht den Verfasser des Textes ausfindig machen und dann die Frage klären, wie er diesen Satz gemeint hat. Das liegt daran, daß die Frage, was ein Satz bedeutet, primär diesen Satz betrifft und nicht das, was ein bestimmter Sprecher zu einer besonderen Gelegenheit mit diesem Satz meint.<sup>4</sup> Das primäre Bezugssystem für die Bedeutung eines Satzes ist die Sprache, zu der er gehört. So ist die Bedeutung des hier betrachteten Satzes »Dort steht ein Auto« durch die Regeln der deutschen Sprache bestimmt. Diese Voraussetzung kann leicht vergessen werden, weil die Wortformen der deutschen Sprache üblicherweise nur nach den Regeln dieser Sprache und nicht anders gebraucht werden. Man geht so, wenn man einen Satz wie »Dort steht ein Auto« liest, in der Regel mit Recht davon

---

<sup>2</sup>Daß das System Regeln hat, geht daraus hervor, daß Wittgenstein in der handschriftlichen Bemerkung von einem Spiel spricht. Ein Spiel ist für Wittgenstein stets eine durch Regeln bestimmte Aktivität.

<sup>3</sup>In diesem Zusammenhang wird deutlich, daß kein Unterschied dazwischen besteht, ob Wittgenstein die Wörter »System« oder »Spiel« gebraucht.

<sup>4</sup>Das gilt nur dafür, welche Bedeutung ein Satz in der Äußerung eines Sprechers hat. Was ein Sprecher damit im Sinne des höherstufigen Meinens meint (s. oben Abschnitt 5.4 Punkt (4)), das hängt tatsächlich von ihm ab, soweit er sich innerhalb eines durch die Regeln für illokutionäre Rollen bestimmten Rahmens bewegt.

aus, daß er ein Satz der deutschen Sprache ist, und setzt so stillschweigend voraus, daß man nach seiner Bedeutung als Satz dieser Sprache fragt, wenn man seine Bedeutung wissen will. So ist es elliptisch zu sagen:

»Dort steht ein Haus« bedeutet, daß dort ein Haus steht.

Es müßte ausführlich lauten:

»Dort steht ein Haus« bedeutet in der deutschen Sprache, daß dort ein Haus steht. Ein einzelner Sprecher gebraucht einen Satz wie diesen, wenn er ihn äußert, normalerweise nicht willkürlich, um damit zu sagen, was er meint. So wird er üblicherweise nicht den Satz »Dort steht ein Auto« verwenden, um damit »Ich esse gern Eiscreme« zu meinen, sondern Sprecher der deutschen Sprache gebrauchen den Satz »Dort steht ein Auto« üblicherweise, um damit zu sagen, daß in ihrer Nähe ein Auto steht. Weil Sprecher der deutschen Sprache die Worte dieser Sprache üblicherweise nicht in einer besonderen Bedeutung gebrauchen, entsteht kein Problem, wie man herausfinden kann, was sie mit der Äußerung von Worten dieser Sprache meinen:

Wenn man aber sagt »wie soll ich wissen, was er meint, ich sehe ja nur seine Zeichen«, so sage ich: »wie soll *er* wissen, was er meint, er hat ja auch nur seine Zeichen«. (TS 213, p. 4)

Wittgenstein weist mit diesen beiden Fragen, anders als man die Textstelle vielleicht lesen könnte, nicht darauf hin, daß es aus der Sprecher- und der Hörerperspektive gleichermaßen unsicher ist, was jemand mit bestimmten Zeichen meint. Zwar sitzen Sprecher und Hörer, was die Kenntnis der Bedeutung der geäußerten sprachlichen Ausdrücke angeht, im selben Boot. In diesem können sie sich allerdings sicher fühlen. Wenn ein Sprecher der deutschen Sprache einen Satz dieser Sprache äußert und von einem Hörer, der diese Sprache ebenfalls beherrscht, verstanden werden will, dann ist er ebenso wie der Hörer bei seinem Verstehen an die Regeln der deutschen Sprache gebunden. Denn für die Sprecher einer Sprache wie der deutschen gilt üblicherweise:

Du meinst, was Du sagst. (TS 213, p. 4)

Ein Sprecher meint mit den Worten üblicherweise das, was er sagt. Die Bedeutung eines Satzes, den er äußert, ist durch die Regeln der Sprache festgelegt, zu der der geäußerte Satz gehört. Man kann also die Äußerungen von Sprechern der deutschen Sprache einfach deuten, indem man sie disquotiert. So stellt Wittgenstein fest:

Auf die Frage »was meinst du« muss zur Antwort kommen: *p*; und nicht »Ich meine das, was ich mit *p* meine«. (TS 213, p. 2)

Man könnte an dieser Stelle des Gedankengangs einwenden, es sei unzulässig vorauszusetzen, daß Sprecher der deutschen Sprache Sätze dieser Sprache in der Bedeutung gebrauchen, die sie in dieser Sprache haben. Wenn man diesen Einwand ausräumen will, muß man unterschiedliche Aspekte berücksichtigen:

(1) Zunächst ist Wittgensteins Frage nicht die, was es bedeutet, mit einem beliebigen Zeichen etwas zu meinen, sondern was es bedeutet, mit einem Satz einer öffentlichen Sprache wie der deutschen etwas zu meinen bzw. ihn zu verstehen. Und



das bedeutet, ihn in der Bedeutung zu meinen, die er in der Sprache hat, zu der er gehört. Diese Zielsetzung erkennt man daran, daß Wittgenstein, wie festgestellt, seine Erklärung der Bedeutung von der Bedeutung des Satzes her aufbaut, und sein Vorgehen im TS 213 läßt keinen Zweifel daran, daß die Sätze, um deren Verstehen es ihm geht, Sätze einer Sprache wie der deutschen sind, nicht Sätze einer idiosynkratischen Sprache.

(2) Die Wörter einer Sprache haben nur deswegen eine geregelte Bedeutung, weil die Sprecher sie nach intersubjektiven Regeln gebrauchen. Wenn Sprecher das nicht tun würden, hätte man es nicht mit den Wörtern einer öffentlichen Sprache zu tun. Wittgenstein geht auf das, was ich in meiner Einleitung als die doppelte Rolle des Gebrauchs abgehandelt habe, nicht direkt ein. Man kann seine Konzeption allerdings nur dann überzeugend rekonstruieren, wenn man die doppelte Funktion des Gebrauchs berücksichtigt. (Vgl. oben Abschnitt 2.2.1)

(3) Inwiefern Wittgenstein im TS 213 auf die Frage, ob man mit einem beliebigen Zeichen abseits einer Sprache etwas meinen kann, eine Antwort geben möchte, darüber bin ich mir nicht sicher. Sicher bin ich mir allerdings, daß er die Möglichkeiten eines idiosynkratischen Meinens, im Gegensatz zum Einklinken in ein etabliertes sprachliches System, erst im Rahmen der Diskussion um die Möglichkeit einer privaten Sprache in den *PU* wirklich ausschließt.<sup>5</sup>

Wittgenstein geht also vom Primat der Satzbedeutung gegenüber dem Meinen und Verstehen aus: Das Verstehen von Sätzen einer Sprache ist die Kompetenz, die Sätze entsprechend ihrer Bedeutung zu gebrauchen. Für das Meinen gilt das Entsprechende. Damit grenzt sich Wittgenstein von der intentionalistischen Theorie sprachlicher Bedeutung ab.

### 7.3 Eine erste Skizze

Im Kern von Wittgensteins Vorgehen steht folgende Gleichsetzung:

(A) Man versteht einen Satz oder ein Wort genau dann, wenn man ihre Bedeutung in der Sprache kennt, zu der sie gehören. Das Entsprechende gilt für das Meinen.

Diese Annahme, die ich später detaillierter am Text begründen werde, als es bis jetzt geschehen ist, hat deswegen zentrale Bedeutung, weil sie es Wittgenstein ermöglicht, die Wort- und Satzbedeutung als logisch primär anzunehmen. Und das gilt, obwohl unser Wissen, was wir mit einem Satz meinen, heuristisch primär ist. Mit ihrer Hilfe kann Wittgenstein von dem, was wir mit einem Satz meinen bzw. was wir verstehen, wenn wir ihn verstehen, auf die Bedeutung des Satzes rückrechnen. Ich habe sie an dieser Stelle bereits formuliert, weil ihre Kenntnis das Verständnis der folgenden Skizze erleichtert:

---

<sup>5</sup>Während Wittgenstein dort zu dem Ergebnis kommt, daß eine solche Sprache nicht möglich ist, weil man nicht allein einer Regel folgen kommt, geht Davidson (Davidson 1986), davon aus, daß Idiolekte in einem starken Sinne möglich sind.

(1) Die Bedeutung von Wörtern ist durch ihren Gebrauch bestimmt.  
So schreibt Wittgenstein:<sup>6</sup>

Die Bedeutung eines Worts verstehen, heisst, seinen Gebrauch kennen, verstehen. (TS 213, p. 143)

Bedeutungsvoll gebraucht wird ein Wort im allgemeinen im Satz.<sup>7</sup> Es gilt das Kontextprinzip.<sup>8</sup>

Das heisst, vom halben Satz gilt, was vom Wort gilt, dass (d: es) (h: er) nur im Zusammenhang des Satzes Sinn/Bedeutung hat. (TS 213, p. 1)

Die Bedeutung von Wörtern ist der durch die Regeln der Sprache bestimmte Gebrauch *in Sätzen*:

Die Wörter haben offenbar ganz verschiedene Funktionen im Satz und diese Funktionen erscheinen uns ausgedrückt in den Regeln, die von den Wörtern gelten. (TS 213, p. 28, a)

Durch diese Regeln ist für ein Wort ein Ort in der Sprache bestimmt:

Der Ort eines Wortes in der Sprache/Grammatik ist seine Bedeutung. (h: Die Bedeutung könnte ich den Ort eines Wortes in der Grammatik nennen.) (TS 213, p. 31)

Die Grammatik ist, wie oben bereits festgestellt wurde, die Gesamtheit der für die Bedeutung relevanten Regeln: Die Bedeutung eines Wortes ist also sein durch die Grammatik geregelter Gebrauch im Satz. So führt die Frage nach der Bedeutung von Wörtern zu der nach der Bedeutung von Sätzen.

(2) Für Sätze gilt ebenfalls:

Die Bedeutung von Sätzen ist der geregelte Gebrauch in der Sprache:

Der Gebrauch des Satzes, das ist sein Sinn. (TS 213, p. 98)

Dabei handelt es sich nicht um einen beliebigen Gebrauch. Es geht, wie oben bereits erwähnt, um den Gebrauch in der Sprache:

Etwas ist ein Satz nur in einer Sprache. (TS 213, p. 63)

Und zwar ist es wie bei den Wörtern wiederum *geregelt*, was ein Satz bedeutet:

Die grammatischen Regeln bestimmen den Sinn des Satzes; und ob eine Wortzusammenstellung Sinn hat oder nicht. (TS 213, p. 79, Überschrift Abschnitt 19)

Ein wichtiger Aspekt des Sinns von Sätzen besteht darin, daß sie ihren Sinn im Kontrast zu dem Sinn anderer Sätze haben:

---

<sup>6</sup>Man braucht Annahme A, um von der Kenntnis der Bedeutung auf die Bedeutung rückzuschließen.

<sup>7</sup>Ich schränke das deswegen ein, weil es möglich ist, ein Wort elliptisch anstelle eines Satzes zu gebrauchen. Für Wörter wie »hurra«, »ole« etc. ist Wittgensteins Konzeption ohne Modifikationen nicht zu gebrauchen. Ich möchte hier solche Ausnahmen nicht behandeln, weil es aufwendig genug ist, die *zentralen* Überlegungen von Wittgensteins Konzeption darzustellen. Sie ist für alle die Fälle geeignet, in denen Sätze, die aus einzelnen Wörtern bestehen, Erfüllungsbedingungen haben.

<sup>8</sup>Was darunter genau zu verstehen ist, wird später erläutert.

Ein *Satz* ist ein Zeichen in einem System von Zeichen. Er ist eine Zeichenverbindung von mehreren möglichen und im Gegensatz zu andern möglichen – Gleichsam eine Zeigerstellung im Gegensatz zu andern möglichen. (TS 213, p. 93, Überschrift Abschnitt 25)

Es gilt also:

- (3) Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke, seien es Wörter oder Sätze, ist eine relationale Eigenschaft.

Wenn man die Annahme wörtlich nimmt, daß ein Satz nur ein Satz in einer Sprache ist, dann gilt:

- (4) Die Bedeutung eines Satzes muß holistisch konzipiert werden.

Und weil ein Wort nur als Teil von Sätzen Bedeutung hat, gilt:

- (5) Die Bedeutung eines Wortes muß ebenfalls holistisch konzipiert werden.

Wenn man wieder mittels Annahme (A) von der Bedeutung auf die Kenntnis der Bedeutung schließt, kann man zusammenfassend sagen:

- (6) Die Bedeutung eines Wortes kennt man, wenn man die Sprache beherrscht, zu der das Wort gehört. Denn es gilt: Man muß ein Wort in Sätzen gebrauchen können. Deren Bedeutung verweist auf die anderer Sätze, deren Bedeutung auf die wieder anderer Sätze, und damit letztlich auf die ganze Sprache, so daß Wittgenstein sagen kann:

Das Verständnis der Sprache – quasi des Spiels – scheint wie ein Hintergrund, auf dem der einzelne Satz erst Bedeutung gewinnt. (TS 213, p. 151)

Dabei gilt im Sinne der holistischen Konzeption: Ein Spiel wie das Schachspiel »ist ... durch die Gesamtheit der Schachregeln konstituiert« (TS 213, p. 256).<sup>9</sup> Weiterhin ist wichtig festzuhalten: Die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist nicht nur durch den geregelten Gebrauch in der Sprache *bestimmt*. Wittgenstein *identifiziert* aufgrund von Annahme (A) die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke, seien es Sätze oder Wörter, mit ihrem Gebrauch, oder um eine andere Formulierung zu wählen, mit ihrem Platz bzw. ihrer Rolle in der Sprache, die Fähigkeit, mit Wörtern und Sätzen etwas zu meinen und sie zu verstehen, mit der Fähigkeit, Wörter und Sätze entsprechend ihrer Rolle gebrauchen zu können.

## 7.4 Die Bedeutung von Wörtern

Damit möchte ich nun etwas detaillierter betrachten, was die Bedeutung eines Wortes ist. Wie festgestellt vertritt Wittgenstein das Kontextprinzip. Das darf natürlich nicht so verstanden werden, als ob die Einträge in einem Wörterbuch keine Bedeutung hätten. Gemeint ist, daß nicht das Baukastenprinzip gilt: Die Bedeutung eines Wortes ist nur im Hinblick auf seine Rolle in Sätzen konzipierbar. Die Bedeutung von Sätzen

---

<sup>9</sup>Inwiefern Wittgenstein die Sprache und das Schachspiel als vergleichbar ansieht, erläutere ich in Abschnitt 7.5.2. Die Disanalogien zwischen beiden stelle ich in Abschnitt 7.6.1 vor.

ist aus diesem Grund logisch primär gegenüber der von Worten. Ein Wort zu verstehen bedeutet, die Rollen zu kennen, die es in Sätzen einnehmen kann, und zu wissen, was diese Sätze bedeuten. Oder etwas unkomplizierter ausgedrückt: Ein Wort versteht man, wenn man mit ihm sinnvolle Sätze bilden kann und diese versteht. Das kann man, wenn man die Regeln kennt, die die Bedeutung eines Wortes bestimmen:

Die grammatischen Regeln sind, wie sie nun einmal da sind, Regeln des Gebrauchs der Wörter ... (TS 213, p. 193, a)

Wenn man das vor dem Hintergrund der Bestimmung liest, daß ein Wort nur im Satz Bedeutung hat, so müssen die grammatischen Regeln für ein Wort angeben, welche Rolle es im Satz hat. Die Bedeutung eines Wortes zu kennen bedeutet dann, den durch die Regeln der Grammatik bestimmten Gebrauch eines Wortes in Sätzen zu kennen. So überführt Wittgenstein die Frage nach der Bedeutung eines Wortes in die Frage, welche Rolle es nach den grammatischen Regeln in Sätzen spielen kann. Er weist zunächst darauf hin, daß die Wörter im Satz völlig unterschiedliche Funktionen haben:

Die Wörter haben offenbar ganz verschiedene Funktionen im Satz und diese Funktionen erscheinen uns ausgedrückt in den Regeln, die von den Wörtern gelten. (TS 213, p. 28, a)

Etwas bildhafter ist folgende Textstelle:

Wie in einem Stellwerk mit Handgriffen die verschiedensten Dinge ausgeführt werden, so mit den Wörtern der Sprache, die Handgriffen entsprechen. Ein Handgriff ist der einer Kurbel und diese kann kontinuierlich verstellt werden; einer gehört zu einem Schalter und kann nur entweder umgelegt oder aufgestellt werden; ein dritter gehört zu einem Schalter, der drei oder mehr Stellungen zulässt; ein vierter ist der Handgriff einer Pumpe und wirkt nur, wenn/solange er auf- und abbewegt wird; etc.: aber alle sind Handgriffe, werden mit der Hand angefasst. (TS 213, p. 28)

Wittgenstein spricht im Umfeld dieser Textstelle von »unterschiedlichen Wortarten« (TS 213, p. 29).<sup>10</sup> Ein Beispiel dafür gibt er erst einige Seiten später:

Der Name, den ich einem Körper gebe, einer Fläche, einem Ort, einer Farbe hat jedes Maß (h: in jedem dieser Fälle eine) andere Grammatik ... (TS 213, p. 33)

Er führt das handschriftlich folgendermaßen aus:

Man kann sagen: »dieser Körper ist durch und durch gelb«, aber nicht »seine Oberfläche ist durch und durch gelb«. (TS 213, p. 33, h)

Daß man das zweite nicht sagen kann, bedeutet: Der zweite Satz hat keinen Sinn. Mir geht es hier nicht um die Details, warum das im Beispielfall so ist, sondern nur um den Ertrag dieses Beispiels für die Antwort auf die Frage, wann Wörter unterschiedliche Funktionen in Sätzen haben. Es gilt offensichtlich:

Zwei Wörter »A« und »B« haben also dann eine unterschiedliche Funktion oder Grammatik, wenn ein Satz, in dem man das Wort »A« bedeutungsvoll gebrau-

---

<sup>10</sup>Die Textstelle steht im Kontext der bereits vorgestellten Auseinandersetzung mit der Konzeption des Augustinus.

chen kann, seinen Sinn verliert, wenn man an Stelle des Wortes »A« das Wort »B« gebraucht.

Das ist sicherlich noch keine Bestimmung von zufriedenstellender Klarheit. Aber wir können festhalten, daß Wittgenstein eine gewisse Vorstellung davon besitzt, wann zwei Wörter unterschiedliche Funktionen haben. Entsprechend gilt natürlich, daß sie dieselbe Funktion haben, wenn man sie in Sätzen wechselseitig durcheinander ersetzen kann, ohne daß die Sätze dadurch sinnlos werden.

Ebenso gibt Wittgenstein eine Auskunft auf die Frage, wann zwei Wörter dieselbe Bedeutung haben:

Wir sagen: das Wesentliche am Wort ist seine Bedeutung: wir können das Wort durch ein anderes ersetzen, das die gleiche Bedeutung hat. Damit ist gleichsam ein Platz für das Wort fixiert und man kann ein Wort für das andere setzen, wenn man es an den gleichen Platz setzt. (TS 213, p. 30)

Wittgenstein erläutert das mit einem Beispiel:

Man könnte z.B. ausmachen, im Deutschen statt »nicht« immer »not« zu setzen und dafür statt »rot« »nicht«. So dass das Wort »nicht« in der Sprache bliebe und doch könnte man nun sagen, dass »not« *so* gebraucht wird, wie früher »nicht«, und dass jetzt »nicht« *anders* gebraucht wird als früher. (TS 213, p. 30 f.)

Wenn man das vor dem Hintergrund der unmittelbar darauffolgenden Textstelle liest, die den »Ort eines Wortes in der Grammatik«<sup>11</sup> mit der Bedeutung identifiziert, dann wird deutlich, daß Wittgenstein das Beispiel, in dem es darum geht, eine bestimmte Wortform in der Sprache durch eine andere zu ersetzen, folgendermaßen versteht: Das Wort »not« hat nach dem Austausch die Bedeutung, die das Wort »nicht« vor dem Austausch hatte. Nach dem Kontextprinzip kann es nur um den Austausch in Sätzen gehen. Da Wittgenstein davon spricht, daß nur die Wörter »nicht« und »rot« durch andere Wörter ersetzt werden und sich sonst nichts in der Sprache verändert, bleibt der Gebrauch der entsprechenden Sätze nach dem Austausch also gleich, die Sätze behalten also ihren Sinn. So hat das Wort »not« nach dem Austausch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes »nicht«, während dieses nach dem Austausch in der Bedeutung des Wortes »rot« gebraucht wird. Man kann aus der Untersuchung dieses Falls ein Kriterium dafür gewinnen, wann zwei Wörter die gleiche Bedeutung haben:

Zwei Wörter haben dieselbe Bedeutung, wenn man sie in allen Sätzen durch einander austauschen kann, ohne daß sich der Sinn ändert.<sup>12</sup>

Damit sind die wichtigsten Ausführungen skizziert, die Wittgenstein im TS 213 zur Bedeutung von Wörtern macht. Man kann festhalten:

---

<sup>11</sup>In diesem Zusammenhang möchte ich noch einmal darauf hinweisen, daß Wittgenstein das Wort »Grammatik« mehrdeutig gebraucht. Allerdings entsteht dadurch nie ein Problem. Einmal bezeichnet er mit der Formulierung »Grammatik eines Wortes« dessen Funktion im Satz (Bedeutung 1), dann die Gesamtheit der Regeln, die seine Bedeutung (Bedeutung 2) festlegen. Offensichtlich ist die Menge der Regeln, die Bedeutung 1 bestimmen, eine Teilmenge der Regeln, die Bedeutung 2 bestimmen.

<sup>12</sup>Den Grad an Verfeinerung, systematisch zwischen extensionalen und intensionalen Kontexten zu unterscheiden, findet man im TS 213 nicht.

- (1) Die Bedeutung eines Wortes ist durch seine möglichen Funktionen in Sätzen bestimmt.
- (2) Wörter haben dieselbe Funktionsart in Sätzen, wenn man sie in Sätzen durch einander ersetzen kann, ohne daß diese Sätze dadurch sinnlos werden.
- (3) Entsprechend gilt: Wörter haben dann unterschiedliche Funktionsarten in Sätzen, wenn man sie in Sätzen nicht durch einander ersetzen kann, ohne daß diese Sätze dadurch sinnlos werden.
- (4) Wörter haben dieselbe Bedeutung, wenn man sie in allen Sätzen durch einander ersetzen kann, ohne daß diese Sätze dadurch ihren Sinn ändern.
- (5) Wörter haben unterschiedliche Bedeutung, wenn man sie nicht in allen Sätzen durch einander ersetzen kann, ohne daß ihr Sinn sich ändert.

Es ist damit zwar bekannt, wann Wörter dieselbe Funktion und wann sie eine andere im Satz haben, wann sie dieselbe Bedeutung haben und wann nicht, aber worin diese Funktion eines Wortes nun besteht, diese Frage kann auf der Ebene der Betrachtung von Wörtern nicht ausreichend beantwortet werden. Man versteht mit dieser Bedeutungserklärung zwar, wann zwei bestimmte Wörter dieselbe Bedeutung haben, aber wie die Rolle im Satz aussieht, die sie beide ausfüllen, das erfährt man nicht. Von größerer Wichtigkeit ist damit die Frage, wodurch die Bedeutung von Sätzen bestimmt ist.

## 7.5 Die Bedeutung von Sätzen

### 7.5.1 Die Rolle im Kalkül

Im folgenden möchte ich die oben gemachte Feststellung präzisieren, daß die Bedeutung eines Satzes sein Gebrauch in der Sprache ist. Der vielleicht naheliegende Weg zur Bestimmung des Sinns<sup>13</sup> von Sätzen ist dadurch verstellt, daß es Wittgenstein ablehnt, die Bedeutung von Wörtern als primäre Bedeutungseinheit zu verstehen. Denn dann könnte man sagen, der Satz habe Bedeutung, insofern er aus Wörtern aufgebaut ist, die ihre Bedeutung als Wörter der deutschen Sprache haben. Man müßte dann die Bedeutungen der Wörter angeben und Regeln bestimmen, wie sich aus ihnen der Sinn des Satzes zusammensetzen läßt. Wittgenstein lehnt allerdings, wie festgestellt, diese Erklärungsstrategie ab und bestimmt die Bedeutung eines Satzes anders. Einen guten Einstieg, um sein Herangehen an die Satzbedeutung zu verstehen, bietet die folgende Textstelle:

Seinen Inhalt hat der Satz als Glied des Kalküls. (TS 213, p. 143)

Wie diese Behauptung zu verstehen ist, daß der Satz seinen Inhalt, und damit ist seine Bedeutung gemeint, als Glied des Kalküls hat, wird an einer parallelen Stelle besser verständlich:

---

<sup>13</sup>Wittgenstein unterscheidet teilweise terminologisch zwischen dem *Sinn* von Sätzen und der *Bedeutung* von Wörtern, hält diese Unterscheidung allerdings nicht strikt durch, und es folgt auch nichts Wichtiges aus ihr, so daß ich meist den Terminus »Bedeutung« für Wörter und Sätze verwenden werde.

Welche Rolle der Satz im Kalkül spielt, das ist sein Sinn. (TS 213, p. 81)

Entsprechend besteht dann die Kenntnis der Bedeutung eines Satzes darin, ihn so gebrauchen zu können, wie man mit den Zeichen in einem Kalkül umgeht:

Ist also »einen Satz verstehen« von der gleichen Art, wie »einen Kalkül beherrschen«? Also wie multiplizieren können? Das glaube ich. (TS 213, p. 143)

Ehe wir uns anschauen, was es bedeuten kann, einen Satz in dieser Weise zu verstehen, wie man multiplizieren kann, ist es wichtig, ein Mißverständnis auszuschließen: Wittgenstein möchte mit dem Vergleich Sprache–Kalkül nicht darauf hinaus, daß die Sprache ein uninterpretierter formaler Kalkül ist, der durch Interpretation Bedeutung bekommt.<sup>14</sup> Ihm sind andere Eigenschaften der Multiplikation wichtig, weswegen er sie, wie das Rechnen überhaupt, häufiger als Analogie dafür heranzieht, in welcher Weise man Sätze in der Sprache geregelt gebraucht.<sup>15</sup> Im ersten Schritt möchte ich verdeutlichen, was es heißt, daß die Multiplikation wie ein Kalkül geregelt ist, und dann im zweiten Schritt zeigen, worin die Analogie besteht, also inwiefern die Sprache als ein in bestimmter Hinsicht abgewandelter Kalkül betrachtet werden kann.<sup>16</sup>

Beginnen wir mit erst einmal mit einer sehr abstrakten und allgemeinen Bestimmung: Einen Kalkül wie den der schriftlichen Multiplikation zu beherrschen besteht darin, bestimmte Zeichen in einer bestimmten Reihenfolge hinschreiben zu können, wobei nur bestimmte Zeichenfolgen als korrekt gelten. Welche das sind, das ist durch die Regeln des Kalküls bestimmt. Wittgenstein spricht in diesem Zusammenhang auch von dem »Ableiten einer Handlung« (TS 213, p. 280, v, h) nach bestimmten Regeln. Man leitet in einem Kalkül bestimmte Zeichen aus anderen Zeichen ab, und solche Ableitungen in einem Kalkül können richtig oder falsch sein. Ob eine Ableitung richtig ist, hängt von den jeweiligen Regeln des Kalküls ab. Was in einem bestimmten Kalkül als Handlung im Kalkül, also als Hinschreiben von Zeichen, und was als irrelevantes Beiwerk gilt, ist ebenfalls durch Regeln bestimmt.<sup>17</sup> Welche Handlungen beim Lösen einer schriftlichen Multiplikationsaufgabe als richtig gelten, ist also durch

---

<sup>14</sup>Vgl. hierfür etwa MS 114, 2, p. 60: »Über diesen Unterschied besteht ein Irrtum: die Sprache ist nicht etwas, dem eine Struktur gegeben und das dann der Wirklichkeit angepaßt wird.«

Vor diesem Hintergrund erweist sich Bogens Annahme als falsch, Wittgenstein habe sich im Rahmen seiner Kalkülkonzeption mit dem Problem beschäftigt, wie die grammatischen Regeln eine Ansammlung von Zeichen mit der Welt verbinden können (vgl. Bogen, p. 180 ff.).

<sup>15</sup>Vgl. TS 213, p. 216, 223, 376 f.

<sup>16</sup>Falsch ist der Hinweis von Baker und Hacker, die Betrachtung der Funktionsweise von Kalkülen habe keine positive heuristische Rolle, sondern lege vielmehr Mißverständnisse nahe, insofern man so die soziale Dimension des Regelfolgens ausblende (*KBH2*, p. 158). Tatsächlich weist Wittgenstein darauf hin, daß jede Analogie nur begrenzt gilt und man sorgfältig prüfen muß, wie weit sie trägt, weswegen jede heuristisch brauchbare Analogie mißverstanden werden kann. Richtig ist allerdings, daß die bei dem Begriff des Kalküls naheliegenden Assoziationen ein Grund dafür gewesen sein dürften, daß Wittgenstein den Gebrauch dieses Wortes eingeschränkt hat.

<sup>17</sup>Das entspricht der Tatsache, auf die ich oben hingewiesen habe, daß es im Schachspiel Regeln gibt, die die abstrakten Rollen beschreiben, und Regel, die festlegen, was als Realisierung welcher Rolle zählt.

die Regeln der Arithmetik zusammen mit bestimmten Notationsbestimmungen festgelegt.<sup>18</sup>

## 7.5.2 Die Schachanalogie

Ein bevorzugtes Beispiel für eine Regelung im Sinne eines Kalküls, der wir bereits häufiger begegnet sind, ist bei Wittgenstein das Schachspiel<sup>19</sup>:

Das Schachspiel ist gewiss durch seine Regeln (sein Regelverzeichnis) charakterisiert. (TS 213, p. 153, a)

Diese Regeln legen abstrakte Rollen und ihre Realisierung fest: Auf einem Brett mit acht mal acht Feldern, wobei je ein schwarzes neben einem weißen liegt, stehen Figuren, die je nach Art in bestimmter Weise ziehen und schlagen dürfen, in einer festgelegten Ausgangsstellung. Jeder Spieler darf abwechselnd ziehen. Gewonnen hat, wer den Gegner mattsetzt, d. h. dessen König so angreift, das der Angriff nicht abgewendet werden kann. In seinen Überlegungen bezieht sich Wittgenstein vor allem darauf, daß durch die Schachregeln festgelegt ist, wie die Figuren ziehen. Dadurch ist eine Rolle für die Figuren bestimmt, die unabhängig davon ist, welche materiellen Eigenschaften sie haben. So können sie aus den unterschiedlichsten Materialien bestehen und beliebige Formen haben, obwohl allerdings innerhalb eines Satzes von Schachfiguren festgelegt sein muß, welche Form der jeweiligen abstrakten Rolle entspricht.<sup>20</sup> Eine Schachfigur ist daher mehr als ein materieller Gegenstand, insofern sie eine abstrakte Rolle hat, und das, obwohl sie nicht für einen Gegenstand steht. Diese Tatsache ermöglicht es Wittgenstein, eine Unterscheidung Freges zu unterlaufen, die er in einem Gespräch mit Waismann (1. Januar 1931) so beschreibt:

Für Frege besteht die Alternative: ein Zeichen hat entweder eine Bedeutung, d.h., es vertritt einen Gegenstand – das logische Zeichen den logischen Gegenstand, das arithmetische Zeichen den arithmetischen Gegenstand – oder es ist nur die mit Tinte auf das Papier gemalte Figur. (WWK, p. 150)

---

<sup>18</sup>Es gibt offensichtlich wie beim Schachspiel neben den Regeln, die bestimmen, wie man multipliziert, auch Regeln, die bestimmen, was als Realisierung einer Rechnung gilt. So ist es für den Kalkül der Multiplikation, wie er normalerweise realisiert ist, wenn man rechnet, irrelevant, ob jemand während des Hinschreibens der Zeichen bestimmte Bewegungen mit den Armen ausführt, es sei denn diese verändern das Schriftbild der Zeichen zu stark. In einen Kalkül, dessen Zeichen bestimmte Armbewegungen wären, wäre es natürlich nicht gleichgültig, wie man den Arm bewegt, wenn es um die Frage geht, ob eine Rechnung richtig ist.

<sup>19</sup>Wenn man die Tatsache nicht berücksichtigt, daß man das Schachspiel zu zweit mit dem Ziel, matt zu setzen, spielt, dann könnte man das Schachspiel als einen Kalkül bezeichnen. Wittgenstein ist hier terminologisch präziser und faßt das Schachspiel und ähnliches unter den Begriff »Spiel«. Der Begriff des Spiels hat gegenüber dem des Kalküls eine deutlich soziale Komponente. Beide Begriffe gebraucht Wittgenstein, um die Tatsache herauszuarbeiten, daß die Sprache geregelt ist und diese Regeln die Bedeutung erst konstituieren. Die Unterschiede zwischen beiden spielen deswegen für meine Darstellung keine Rolle.

<sup>20</sup>Im folgenden werde ich diese Einschränkung nicht mehr ausdrücklich erwähnen, weil sie nur eine Randbedingung für die materielle Realisierung der abstrakten Rolle angibt.



Schachfiguren haben keine Referenz, und dennoch sind sie nicht nur Holzfiguren mit bestimmten physikalischen Eigenschaften. Sie sind Träger einer Rolle in dem System von Regeln, die das Schachspiel bestimmen. Über diese Regeln hinaus spielen ihre materiellen Eigenschaften keine Rolle. Und darin liegen die Gemeinsamkeiten zwischen dem Schachspiel und einem Kalkül: Es ist durch Regeln festgelegt, wie man von einer Formel bzw. einer Stellung zur nächsten übergehen kann, und die Zeichen im Kalkül/Schachfiguren haben eine Rolle, die ausschließlich durch die Regeln bestimmt ist und sich nicht aus ihrer materiellen Beschaffenheit erschließen läßt. Man kann also etwas als eine kleine Holzfigur sehen, ohne zu wissen, daß es sich um eine Schachfigur handelt. Entsprechend gibt es beim Schachspielen ein Verstehen von Zügen, das sich davon unterscheidet, nur zu sehen, wie jemand eine Schachfigur zieht. Wittgenstein vergleicht das mit dem Verstehen eines Satzes einer Sprache:

Ist das Verstehen eines Satzes dem Verstehen eines Schachzuges (h: als Schachzuges), als solchen, nicht analog? Wer das Schachspiel gar nicht kennt und sieht jemand einen Zug machen, der wird ihn nicht verstehen, d. h. nicht als Zug eines Spieles verstehen. Und es ist etwas anderes, dem Spiel mit Verständnis zu folgen, als es bloss zu sehen. (TS 213, p. 148, a)

Wer einen Schachzug versteht oder einen Schachzug ausführt, unterscheidet sich von dem, der nur Holzklötze sieht und verschiebt. Der erste kennt die Regeln des Schachs:

Und wir sagen, dass Einer, der eine Partie Schach spielt und jetzt einen Zug macht, etwas anderes tut, als der, der nicht Schach spielen kann (d. h. das Spiel nicht kennt) und nun eine Figur in die Hand nimmt und sie zufällig der Regel gemäss bewegt. (TS 213, p. 153, a)

Wittgensteins erläutert den Unterschied an der hier betrachteten Textstelle so:

... »dass er Schach spielen kann, (wirklich Schach spielt, ...) besteht darin, dass er die Regeln kennt« ... (TS 213, p. 153, a)

Die Formulierung steht in Anführungszeichen, weil es Wittgenstein im Kontext darum geht zu klären, worin das Können bzw. die Regelkenntnis besteht. Diese Frage beschäftigt mich in diesem Zusammenhang nicht. Ich werde das später behandeln, wenn es um den Unterschied zwischen explizitem und implizitem Regelfolgen geht. In jedem Fall ist deutlich: Schachspielen und folglich Schachzüge verstehen kann nur, wer die Schachfiguren entsprechend den Regeln dieses Spiels bewegen kann. Und diese Kompetenz unterscheidet eine Person, die einen Schachzug versteht, von einer anderen, die nur das Bewegen von Holzfiguren sieht.

Bei der Übertragung der Analogie ist es wichtig, einen Fehler zu vermeiden, nämlich sie überzustrapazieren. Wenn Wittgenstein an einer Stelle das Verstehen eines Satzes mit dem eines Schachzuges vergleicht, an anderer Stelle die Fähigkeit, mit einem Bauern richtig zu ziehen, mit der, ein Wort richtig anzuwenden, in Analogie setzt, so darf man nicht fragen, ob das Wort oder der Satz einer Schachfigur entspricht. (TS 213, p. 71) Zwar bilden unterschiedliche Schachfiguren, so wie sich Worte zu einem Satz verbinden lassen, zusammen eine bestimmte Spielstellung, aber Wittgenstein macht

von dieser Gemeinsamkeit keinen Gebrauch, und das auch mit guten Gründen: Sätze haben, anders als Spielstellungen, ihrerseits einen bestimmten Gebrauch. Wichtig an der Schachanalogie ist für Wittgenstein, daß Sätze und Wörter den Schachfiguren in einer Hinsicht analog sind:

D.h. die Sprache funktioniert als Sprache nur durch die Regeln, nach denen wir uns in ihrem Gebrauch richten. (Wie das Spiel nur durch Regeln als Spiel funktioniert.) (TS 213, p. 197 f.)

Wittgenstein sieht die Sprache und das Schachspiel beide als ausschließlich durch die Regeln bestimmt an, die in ihnen gelten:<sup>21</sup> So wie die Schachregeln festlegen, auf welche Weise ein Bauer ziehen und schlagen darf, gibt es auch Sprachregeln, die die Bedeutung von Wörtern und Sätzen bestimmen:

Die grammatischen Regeln bestimmen den Sinn des Satzes; und ob eine Wortzusammenstellung Sinn hat oder nicht. (TS 213, p. 79, Überschrift, Abschnitt 19)

Die Wörter haben offenbar ganz verschiedene Funktionen im Satz und diese Funktionen erscheinen uns ausgedrückt in den Regeln, die von den Wörtern gelten. (TS 213, p. 28, a)

Die Bedeutung von Wörtern und Sätzen besteht also in ihrer durch Regeln bestimmten Rolle in der Sprache. Zwischen den Regeln des Schachs und denen der Sprache gibt es eine weitere wichtige Gemeinsamkeit: Schachregeln sind in dem Sinne definierende Regeln, daß erst sie bestimmen, was das Schachspiel überhaupt ist. So ist es verfehlt zu fragen, was der Bauer abseits der Schachregeln ist oder ob die Schachregeln auch richtig bestimmen, was ein Bauer ist. Diese Fragen erübrigen sich, wenn man verstanden hat, was definierende Regeln sind. Dasselbe gilt, wie oben bereits deutlich wurde, auch für die Regeln der Sprache:

Warum nenne ich die Regeln des Kochens nicht willkürlich; und warum bin ich versucht, die Regeln der Grammatik willkürlich zu nennen? Weil das Kochen durch seinen Zweck definiert ist, dagegen der Gebrauch der Sprache nicht. . . . Denn, wer sich beim Kochen nach andern als den richtigen Regeln richtet, kocht schlecht; aber wer sich nach andern Regeln als denen des Schachs richtet, spielt *ein anderes Spiel*; und wer sich nach andern grammatischen Regeln richtet, als den und den, spricht darum nichts Falsches, sondern von etwas Anderem. (TS 213, p. 237)

Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ist ausschließlich durch die Regeln der Sprache festgelegt.<sup>22</sup> Diese müssen nicht vorsprachlich bestimmte Bedeutungen erfassen:

---

<sup>21</sup>Das ist gemeint, wenn Wittgenstein oft davon spricht, man könne die Sprache mit einem Gewinn an Erkenntnis als Spiel betrachten. Vgl. hierfür etwa: »Aber niemand wird leugnen, dass das Studium des Wesens der Spielregeln für das Studium der grammatischen Regeln nützlich sein muss, da *irgend* eine Ähnlichkeit zweifellos besteht. Es ist überhaupt besser, ohne ein gefasstes Urteil oder Vorurteil über die Analogie zwischen Grammatik und Spiel, und nur getrieben von dem sicheren Instinkt, dass hier eine Verwandtschaft vorliegt, die Spielregeln zu betrachten.« (TS 213, p. 238)

<sup>22</sup>Harris mißverstehet, was es bedeutet, daß die Regeln der Sprache autonom sind. Er weist darauf hin, daß in dem Spiel »Zusammen ein Haus bauen« die Rolle der Worte durch die externe Realität bestimmt und

Die Grammatik ist keiner Wirklichkeit Rechenschaft schuldig. Die grammatischen Regeln bestimmen erst die Bedeutung (konstituieren sie) und sind . . . insofern willkürlich. (TS 213, p. 233, Abschnitt 56, Überschrift)

Und so gilt:

Darum ist der Gebrauch der Sprache in einem gewissen Sinne autonom, in dem das Kochen und Waschen es nicht ist. (TS 213, p. 237)

Wir können damit den Ertrag der Schachspiel-Analogie zusammenfassen:

- (S) Die Bedeutung von Wörtern und Sätzen einer Sprache ist in derselben Weise durch Regeln bestimmt wie die Rolle der Schachfiguren durch die Regeln des Schachspiels. Diese Regeln sind insofern autonom, als erst sie definieren, was ein Bauer im Schachspiel ist, bzw. was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist. Die Bedeutung von Wörtern und Sätzen zu kennen heißt, die Regeln zu kennen, durch die diese Bedeutung bestimmt ist.

Offensichtlich ist Annahme (S) etwas, dessen Wahrheit erst gezeigt werden muß. Zwar besitzt die Schachanalogie eine starke Suggestionskraft, und es wurde oben im Text bereits an mehreren Stellen deutlich, daß es Regeln gibt, die die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke bestimmen. Wenn, was noch nicht gezeigt ist, die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ausschließlich durch solche Regeln bestimmt ist, dann besteht die Fähigkeit, sie zu verstehen, darin, sie nach diesen Regeln zu gebrauchen. So wird es im folgenden darum gehen zu zeigen, daß man sprachliche Bedeutung über den Begriff der abstrakten Rolle konzipieren kann. Dazu muß man, um in Wittgensteins Terminologie zu sprechen, die Frage beantworten: Nach welchen Regeln rechnen wir mit Wörtern und Sätzen, und inwiefern ist durch diese Regeln die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke festgelegt?

### 7.5.3 Die Übertragung der Schachanalogie

Wittgenstein gibt im TS 213 zwei Operationen an, die so auf Sätze anwendbar sind wie das Rechnen auf Zahlen:

Aus Sätzen kann man ableiten, was aus ihnen folgt, und man kann aus ihnen umgekehrt die Sätze kalkulieren, aus denen sie folgen. Dasselbe gilt analog für Begründungszusammenhänge.

Dadurch, daß aus einem Satz »*p*« unterschiedliche Sätze qua Bedeutung folgen und »*p*« aus unterschiedlichen Sätzen folgt, hat »*p*« einen Platz in einem Netz von Folgerungen. Diesen Platz identifiziert Wittgenstein mit dem Sinn eines Satzes:

---

so nicht autonom ist: »Its minimal vocabulary only ›works‹ because it answers very exactly to an external reality . . . « (Harris 1988, p. 80 f.) Die Redeweise von der Autonomie der Grammatik besagt nicht, daß Worte wie »Platte« keiner nicht-sprachlichen Realität entsprechen, sondern nur, daß die Worte und Sätze der Sprache ihre Bedeutung autonomen Regeln, die sich im Handeln der Sprecher konstituieren, verdanken, und nicht einem vorsprachlich konzipierten Zugriff auf unabhängig von sprachlichen Regeln individuierte Gegenstände und Tatsachen.

Welche Sätze aus ihm folgen und aus welchen Sätzen er folgt, das macht seinen Sinn aus. Daher auch die Frage nach seiner Verifikation eine Frage nach seinem Sinn ist. (TS 213, p. 266, a) (T1)

Die Frage »Wie kann man das wissen« fragt (in einer Bedeutung) nach einem logischen Zusammenhang, wenn sie nach einer logischen Möglichkeit fragt. (TS 213, p. 264, h, v)

Noch deutlicher formuliert es Wittgenstein in den Vorlesungen des Jahres 1932/1933:

Manche behaupten, daß die Frage »Wie kann man so etwas wissen?« keine Rolle spielt im Hinblick auf die Frage nach der Bedeutung. Doch in einer Antwort auf die Frage nach der Bedeutung wird die Bedeutung angegeben, indem man die Beziehung des betreffenden Satzes zu anderen Sätzen klarmacht, d. h. indem man zeigt, woraus er folgt und was aus ihm folgt. Eine solche Antwort gibt an, welche Grammatik dieser Satz hat. (*Vorlesungen*, p. 169)

Den zweiten Satz des gerade betrachteten Zitats aus dem TS 213 kann man leicht mißverstehen. Wittgenstein drückt nicht die Meinung aus, daß nur Sätze, die verifiziert werden könnten, sinnvoll sind. Sätze, die nicht verifiziert werden können, haben einen *anderen* Sinn als solche, die man verifizieren kann. Das zeigen Textstellen im Kontext. So gehört es, wie Wittgenstein schreibt, gerade zum Sinn eines All-Satzes, daß er nie endgültig verifiziert werden kann, wenn man über unendliche Mengen spricht.<sup>23</sup> Sein Sinn ist dann auf andere Art bestimmt, unter anderem eben dadurch, daß man ihn nicht endgültig verifizieren kann und daß man aus ihm, wenn der Skopus des Wortes »alle« sich auf unendlich viele Individuen erstreckt, unendlich viele Sätze folgern kann. Wie der Sinn eines Satzes mit den Begründungen zusammenhängt, die man für ihn geben kann, das zeigt die folgende Textstelle:

Aber die Antwort auf die Frage »wie kann man diesen Satz wissen?« ist nicht eine psychologische, sondern sagt, aus welchem andern Satz er folgt; gehört also zur Grammatik des ersteren. Und die Gründe, die möglich sind den Satz anzunehmen sind nicht persönliche Angelegenheiten, sondern Teile des Kalküls, zu dem der Satz gehört. ... Die Gründe für die Annahme eines Satzes sind nicht zu verwechseln mit den Ursachen der Annahme. Jene gehören zum Kalkül des Satzes. (T2)

Die Ursachen warum wir einen Satz glauben, wären bei der/für die Frage, was es denn ist, was wir glauben, allerdings irrelevant, aber nicht so die Gründe, die ja mit dem Satz grammatisch verwandt sind und uns sagen, wer er ist. (TS 213, p. 267)

Für unsere Zwecke wichtig ist die Formulierung, daß die Gründe, einen Satz zu glauben, darüber Auskunft geben, »wer er ist«. Das bedeutet: Sie bestimmen die Identität und damit den Sinn eines Satzes. Ehe wir prüfen, wie überzeugend das als Rekonstruktion des Bedeutungsbegriffs ist, möchte ich einige Worte dazu sagen, daß und wie Wittgenstein Begründungs- und Folgerungszusammenhänge unterscheidet. Er tut dies in Abschnitt 84 des TS 213:

---

<sup>23</sup>So gilt für negierte Existenzsätze: Sie haben Bedeutung, obwohl man sie nie verifizieren kann und es nicht möglich ist, mit ihnen »irgendwie in die Unendlichkeit zu reichen.« (TS 213, p. 269) Dieses Verständnis entspricht der Deutung von Terricabras. (Terricabras 1978, p. 616)

Denn, wohlgemerkt: Gründe sind hier nicht Sätze, aus denen das Geglaubte *folgt*. (TS 213, p. 397)

Ein Beispiel im Kontext macht deutlich, was Wittgenstein mit »Gründen« meint:

Wer sagt, er ist durch Angaben über Vergangenes nicht davon zu überzeugen, dass in Zukunft etwas geschehen wird, der muss etwas anderes mit dem Wort »überzeugen« meinen, als wir es tun. – Man könnte ihn fragen: »... Was für Angaben nennst Du Gründe um/dafür, das zu glauben?« (TS 213, p. 397)

Bekanntermaßen folgt aus Sätzen über die Vergangenheit nie im logischen Sinne etwas über den Verlauf der Zukunft. Man hat aber, so Wittgensteins Verwendung dieses Begriffs, Gründe, von der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen. Das bedeutet, man ist *berechtigt*, von der Annahme, daß bestimmte Sätze wahr sind, zu der Annahme der Wahrheit bestimmter anderer Sätze überzugehen. Es ist also möglich, daß der Grund zu glauben, daß *p*, vorliegt, »*p*« aber dennoch falsch ist. Im Unterschied dazu ist der Begriff der Folgerung im Sinne der logischen Folgerung bzw. der Folgerung qua Bedeutung zu lesen. Solche Folgerungszusammenhänge sind in den grammatischen Regeln der Sprache festgelegt. Denn in ihnen ist alles bestimmt, »alle Bedingungen des Sinnes«. (TS 213, p. 43)

Ich möchte hier nicht in die Details dessen gehen, was Wittgenstein mit dem Wort »Grund« meint. Letztlich hat der Begriff bei ihm eine erkenntnistheoretische Motivation, und es dürfte daran liegen, daß in späteren Schriften nach dem TS 213 der Begriff des Symptoms, den Wittgenstein als Gegenstück zu dem des Kriteriums verwendet, in seiner Konzeption sprachlicher Bedeutung zunehmend die Rolle einnimmt, die er an den gerade betrachteten Textstellen dem Begriff des Grundes zuweist. Beide Begriffe führt Wittgenstein im TS 213 mit einer handschriftlichen Bemerkung folgendermaßen ein:

Wie weiß man, wenn es regnet: Wir sehen etwa den Regen. Die Bedeutung des Wortes »Regen« wurde uns durch solche/diese Erfahrungen erklärt: »Was ist Regen« und »Wie sieht Regen aus?« sind logisch verwandte Fragen. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß ein plötzliches Fallen des Barometers eintritt, wenn es regnet. Dann kann ich nun aus dem Fallen des Barometers entnehmen, daß es regnet. Ich nenne es ein Symptom dafür, daß es regnet. Ob ein Phänomen ein Symptom des Regens ist, lehrt die Erfahrung, was als ein Kriterium dafür gilt, daß es regnet, ist Sache der Abmachung (Definition). (TS 213, p. 264, h, v)

Man könnte ein Problem darin sehen, daß Symptome empirische Beziehungen und Gründe konventioneller Natur zu sein scheinen. Die Trennlinie zwischen beiden Begriffen ist allerdings nicht so einfach zu ziehen. Der Gebrauch von Symptomen, etwa vom Geräusch des Plätschens auf dem Dach auf Regen zu schließen, hat insofern ein konventionelles Moment, als die für die Bedeutung eines Wortes relevanten Symptome keine beliebigen Korrelationen sind, sondern solche, die ein kompetenter Sprecher kennen muß, und ihr Vorliegen *berechtigt* den Sprecher, unter bestimmten Bedingungen zur Behauptung eines Satzes überzugehen. Demgegenüber basieren Begründungs-

zusammenhänge oft auf empirischen Korrelationen, sind durch diese allerdings nicht in einem strengen Sinne zu rechtfertigen, wie Wittgensteins Hinweis darauf deutlich macht, daß wir uns in einem pragmatischen Sinne berechtigt sehen, von der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen, obwohl dieser Schluß logisch nicht gültig ist. Man kann so in Begründungszusammenhängen idealisierte empirische Verbindungen sehen. Aus diesen Gründen halte ich es für gerechtfertigt, die Details der Terminologie Wittgensteins für meine Zwecke etwas zu vereinfachen und Symptome samt Begründungen in eine Kategorie zu packen. Wichtig ist mir in diesem Zusammenhang allein die Tatsache, daß Wittgenstein mit dem Begriff des Grundes und des Symptoms eine Verbindung zwischen Sätzen im Auge hat, die schwächer ist als die der Folgerung bzw. die, die durch Kriterien gegeben ist,<sup>24</sup> obwohl es, wie ich skizziert habe, im

---

<sup>24</sup>Im übrigen ist es auch möglich, den Begriff des Kriteriums intensional zu deuten. Ich spiele diese Möglichkeit nicht durch, weil es mir nicht um solche sicherlich interessanten Details geht, sondern um grundlegende Strukturen und Probleme von Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung. Für zwingend halte ich allerdings gerade in Anbetracht der Rolle, die notwendige und hinreichende Bedingungen in Wittgensteins eigenen Argumentationen spielen, einen nicht auf einzelne Fälle relativierten Begriff des Kriteriums. Ich habe oben (Kapitel 1) darauf hingewiesen, daß Wittgenstein in *PU*, 164 den Eindruck erweckt, als wolle er den Begriff des Kriteriums auf Kontexte relativieren. Dies ist insbesondere vor dem Hintergrund verfehlt, daß er dasselbe nicht für grammatische Sätze behauptet.

Wie zu allen zentralen Begriffen Wittgensteins, so gibt es auch zu dem des Kriteriums eine Fülle an Literatur. Eine gute Übersicht gibt der Artikel »Criterion« von Kenny (Kenny 1967). Der Leser erkennt dort gut die Diskrepanz zwischen der Annahme, daß der Begriff eine logisch notwendige Beziehung zwischen Sätzen bzw. zwischen den Tatsachen, die die Sätze beschreiben, bestimmt, und der unbestreitbaren Beobachtung, daß Wittgenstein selbst den Begriff des Kriteriums teilweise in einem weicheren, weniger strengen Sinne verwendet. Mit Bezug auf Wittgensteins Gebrauch dieses Begriffs in den *Blue and Brown Books* konzipiert Albritton die kriterielle Beziehung im Sinne notwendiger und hinreichender Bedingungen für »p« als etwas, worin es besteht, daß »p« auf einen Sachverhalt zutrifft (vgl. Albritton 1959). Malcolm identifiziert teilweise die kriterielle Beziehung mit der notwendiger Evidenz (Malcolm 1959, p. 24, 60), bestreitet allerdings an anderer Stelle (Malcolm 1963, p. 113), daß die kriterielle Beziehung im Sinne der Implikation verstanden werden kann. Der Grund für diese Reserviertheit ist derselbe, aus dem Kenny Albrittons Konzeption kritisiert: »For it follows from his definition that there can only be a single criterion for a given state of affairs.« (Kenny 1967, p. 258) Deshalb drückt sich Garver zurückhaltender aus, insofern er die kriterielle Beziehung als unpräzise (Garver 1994, p. 189) und von Hintergrundbedingungen abhängig (Garver 1994, p. 190) beschreibt. Verfehlt ist allerdings seine Kritik an Malcolm und Albritton, in der er bemängelt, daß Evidenz, im Sinne notwendiger und hinreichender Bedingungen verstanden, nicht durch Konventionen festgelegt werden könne, sondern durch die Wissenschaften entdeckt werde (Garver 1994, p. 195).

Betrachtet man die grobe Struktur von Kennys Artikel, so wird die Spannung zwischen der in den *PU* von Wittgenstein teilweise explizit vertretenen Auffassung, daß es unter verschiedenen Umständen verschiedene Kriterien für die Wahrheit eines Satzes gibt (vgl. etwa *PU*, 164), die von den jeweiligen Umständen abhängen, so daß man diese nicht allgemein angeben oder aufzählen kann, und der ebenfalls dort zu findenden Behauptung, daß Kriterien per definitionem bzw. Festsetzung (vgl. *PU*, 322 und 354) also mit Notwendigkeit gelten, deutlich. Während die erste Sicht die kriterielle Beziehung eher weich erscheinen läßt, insofern sich in ihr die Fragmentierung der Bedeutung ausdrückt, ist die zweite im Sinne einer logischen Beziehung zu verstehen, was sinnlos wäre, wenn deren Geltung in nicht allgemein bestimmbarer Weise vom Kontext abhänge. Kenny löst dieses Problem, indem er darauf hinweist, es könne für einen Sachverhalt mehrere Kriterien geben, (Kenny 1967, p. 259), unterläßt es allerdings zu bemerken, daß ihre Disjunktion endlich sein muß und daß dann die Relativierung auf die Umstände der Äußerung der abstrakten Bestimmung der Kriterien nachgeordnet ist. Er verkennt weiterhin, daß dieser Gedanke auch seine Kritik an Albritton gegen-

Detail Unterschiede zwischen beiden Begriffen gibt. Um die Grundlinien der Bedeutungskonzeption darzustellen, kann man diese vernachlässigen und festhalten:<sup>25</sup>

Die Bedeutung eines Satzes »p« ist sein Platz in einem Netz von Folgerungs- und Begründungszusammenhängen.

Im folgenden möchte ich anhand eines Beispiels einige Überlegungen dazu anstellen, wie plausibel es ist anzunehmen, daß dies eine überzeugende Bestimmung der Bedeutung eines Satzes ist, daß man also das meint, wenn man von der Bedeutung eines Satzes spricht:

Betrachten wir den Satz »Auf dem Tisch liegt eine Glaskugel«. In den Folgerungszusammenhang dieses Satzes gehören Sätze wie, »Auf dem Tisch liegt ein Gegenstand.«, »Auf dem Tisch liegt ein runder Gegenstand.«, »Auf dem Tisch liegt etwas, das ein gewisses Gewicht hat.«. Ihn begründen Sätze wie die fol-

---

standlos macht. Ebenso wenig erklärt er, wie diese harte Bestimmung der kriteriellen Beziehung damit zu vereinbaren ist, daß Wittgenstein auch Fälle beschreibt, in denen Kriterien keine schlüssige Evidenz bieten (vgl. Kenny 1967, p. 259 und *PU*, 56). Allerdings ist dieses Lavieren nicht Kenny zuzuschreiben, sondern ein unvermeidbares Problem, das entsteht, wenn man Wittgenstein darin folgt, die Bedeutung in undurchsichtiger Weise auf die Umstände der Äußerung zu relativieren. Ebenso bestreitet Schulte zwar zu Recht die Existenz einer speziellen kriteriellen Beziehung, schränkt dann allerdings ein, diese bestimme »nicht (in allen) Fällen hinreichende und notwendige Bedingungen« (Schulte 1989, p. 178), womit er sich ebenfalls das Problem, mit dem es Kenny zu tun hat, einhandelt. Betrachtet man diese Diskussion als Ganzes, so scheinen mir zwei Dinge wesentlich zu sein: Wittgensteins Gebrauch des Kriterienbegriffs ist, nicht nur in den *PU*, mehrdeutig und von seinem Hang zur Fragmentierung der Bedeutung beeinflusst. Wenn man Wittgensteins Gedanken einer disjunktiven und verschwommenen, allerdings artikulierten Regelung der Bedeutung ernst nimmt (In diesem Sinne betont Hark, daß es für Wittgenstein Kriterien der Regelanwendung gibt (Hark 1990, p. 38)), dann ist das nur mit einem Begriff im Sinne hinreichender und notwendiger Bedingungen, die allerdings endlich disjunktiv und verschwommen sein können, zu leisten. Ein Nebenschauplatz ist die Diskussion der Frage, ob Ausdrucksäuerungen Kriterien haben oder nicht. Garver (Garver 1994, p. 177) und Canfield (Canfield 1981, p. 130) bestreiten das, während Hacker der Meinung ist »an avowal is a criterion of its own truth« (Hacker 1972, p. 258).

<sup>25</sup>Wie ich oben mehrfach dargestellt habe, ist diese Darstellung insofern rekonstruktiv, als ich den Begriff der Folgerung und der Begründung in den Mittelpunkt stelle und den Begriff des Kriterium mit Hilfe des Begriffs der Folgerung erkläre. Inwiefern diese Annahme in einem Widerspruch zur Fragmentierung der Bedeutung steht, habe ich systematisch im Abschnitt 2.5.13 ausgeführt. In den Abschnitten 7.6.5 ff. werde ich anhand des Textes zeigen, daß Wittgenstein die Tatsache, daß die Regeln der Sprache verschwommen und implizit sind, im TS 213 teilweise mit der Annahme verbindet, daß die Bedeutung auf einzelne Fälle fragmentiert ist. Während die Strategie, die Bedeutung durch die Auflistung von Fällen zu erklären, im TS 213 noch keine wesentliche Rolle spielt, so daß ich davon sprechen möchte, daß die Fragmentierung der Bedeutung dort angelegt und angedeutet ist, ist das in den Vorlesungen des Jahres 1934 und im *Brown Book* anders. Ich zeige im Abschnitt 8.2.8 anhand von Wittgensteins Untersuchung davon, was es bedeutet zu lesen und etwas tun zu können, wie er im *Brown Book* die Bedeutung auf Fälle fragmentiert und relativiert, weil er, wie ich oben (Abschnitt 1.5) gezeigt habe, verschiedene Dinge miteinander verwechselt. Aufgrund dieser Verwechslung ist Wittgenstein wohl auch mit dem abstrakten Folgerungsbegriff unzufrieden, so daß er (T1) in der Überarbeitung streicht und in (T2) den Satz, der ihn enthält, unterschlängelt, was ein Zeichen dafür ist, daß er die Formulierung nicht für gelungen hält. Wie ich im Abschnitt 7.8.3 darstellen werde, hält Wittgenstein in den Manuskripten aus dem betrachteten Zeitraum an dem Gedanken fest, daß die Bedeutung eines Satzes oder Wortes der Platz im Netz ist, versucht allerdings diesen Gedanken anders, vor allem in einer Weise, die weniger abstrakt ist, mit Inhalt zu füllen. All das beruht auf den erwähnten verschiedenen Fehlern und Verwechslungen.

genden: »Ein Beobachter hat gerade hingefaßt und die Kugel noch gespürt. Und seitdem hat sie keiner weggenommen.« oder »Ein Beobachter sieht eine Kugel auf dem Tisch.«.

Wenn man all die Sätze, aus denen ein Satz »*p*« folgt, und die, aus denen er folgt, detailliert angibt, und dasselbe für den Begründungszusammenhang macht,<sup>26</sup> dann dürfte damit die Identität des Satzes »*p*« ausreichend bestimmt sein. Wenn man dieses Netz nur engmaschig genug faßt, so ist auf diese Art genau eine Rolle bestimmt und zwar die Rolle, die üblicherweise von dem Satz der deutschen Sprache »Auf dem Tisch liegt eine Glaskugel« ausgefüllt wird.<sup>27</sup> Diesen Satz zu verstehen bedeutet, die entsprechenden Übergänge, die man von und zu diesem Satz qua Bedeutung machen kann, also seinen Platz im Netz zu kennen. Dasselbe gilt analog für die Bedeutung von Wörtern: Wenn man weiß, daß aus »*x* ist ein *P*« folgende Sätze folgen: »*x* ist rund.«, »*x* ist ein dreidimensionaler Körper.«, »Wenn *x* auf einer schiefen Ebene liegt oder wenn man es anstößt, dann rollt es weg.«, »*x* ist ein geometrischer Gegenstand.« etc., dann muß »*x*« die Bedeutung des Wortes »Kugel« haben. Bei der Definition handelt es sich um eine spezifische Folgerungsbeziehung: Man gibt in diesem Fall eine andere Wortfolge an, die man in allen Sätzen anstelle des definierten Wortes setzen kann. Das läßt sich, wie man leicht erkennt, auf der Ebene wechselseitiger Folgerungsbeziehungen zwischen Sätzen erläutern. Grammatische Sätze nennt Wittgenstein Sätze, die für die Bedeutung eines Wortes konstitutiv sind, wie etwa: »Ein Tisch ist ein materieller Gegenstand.« Einen Satz wie diesen kann man in der folgenden Weise als eine generalisierte Folgerungsbeziehung verstehen: Aus dem Satz »*x* ist ein Tisch« folgt für beliebige *x* der Satz »*x* ist ein materieller Gegenstand«. Die Tatsache, daß Folgerungs-

---

<sup>26</sup>Wenn ich im folgenden Beispiele für die Bedeutung bestimmter einzelner Wörter betrachte, werde ich mich meist auf die Betrachtung von Kriterien im Sinne von notwendigen oder hinreichenden Bedingungen beschränken, weil die Betrachtung von Symptomen oder Begründungszusammenhängen die Sache noch einmal verkomplizieren und kaum etwas zur Darstellung oder Lösung des Problems beitragen würde, das für Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung grundlegend ist. Ich meine die Spannung zwischen der Annahme, daß die Kenntnis der Bedeutung von Wörtern und Sätzen auf Einzelfälle relativiert ist, und der Annahme, daß sie artikuliert geregelt ist. Dabei ist es wichtig zu berücksichtigen, daß Wittgenstein selbst in seinen Argumenten oft hinreichende und notwendige Bedingungen gebraucht. So ist etwa der für Wittgensteins Konzeption zentrale Zusammenhang zwischen dem Verstehen eines Wortes oder Satzes und ihrer Bedeutung nicht auf Kontexte relativiert. Dasselbe gilt für seine Behauptung, es sei eine Sprache denkbar, die nur aus Fragen und den Antworten Ja und Nein besteht, mit der er der Position entgegengetreten möchte, die Behauptung dessen, was der Fall ist, sei die primäre Funktion der Sprache. Wenn man dieser Überlegung nicht die allgemeine Bestimmung zugrunde legt, daß Sprache geregelte Verständigung ist, dann ist die Annahme, man würde eine so eingeschränkte Form der Verständigung »Sprache« nennen, eine *petitio* (vgl. unten Abschnitt 8.2.2.2).

<sup>27</sup>Der Begründungszusammenhang zwischen Sätzen ist offensichtlich loser als der der Folgerung: Wenn jemand behauptet »Auf dem Tisch liegt eine Kugel« und zugleich den Satz verneint »Auf dem Tisch liegt ein runder Gegenstand«, so kann dieser nicht die Worte in ihrer übliche Bedeutung benutzen. Wenn dagegen jemand »*p*« negiert, obwohl er einen Satz bejaht, der »*p*« begründet, so ist es möglich, daß besondere Umstände vorliegen, in denen der üblichen Begründungszusammenhang nicht gilt, er die Worte aber in ihrer üblichen Bedeutung gebraucht. Deswegen spricht Wittgenstein davon, daß die Gründe »mit dem Satz grammatisch verwandt sind« (TS 213, p. 267).



und Begründungsbeziehungen für die Bestimmung der Bedeutung eine so zentrale Rolle spielen, ist eine Erklärung dafür, warum die Satzbedeutung primär gegenüber der von Wörtern ist: Die Operationen des Folgerns und Begründens sind nur auf Sätze anwendbar, und so kann man die Bedeutung eines Wortes nur bestimmen, indem man den entsprechenden Platz im Netz für Sätze bestimmt, in denen dieses Wort vorkommt, und dann den Unterschied zu Sätzen deutlich macht, in denen statt dieses einen ein anderes Wort steht, so daß der Beitrag dieses Wortes zu den Erfüllungsbedingungen erkennbar wird. Begründungs- oder Symptom-Zusammenhänge sind vor allem dann wichtig, wenn es nicht möglich ist festzustellen, ob ein Kriterium erfüllt ist. So können wir etwa zur Begründung der Feststellung, daß *S* p-en kann, in vielen Fällen nicht in nahe mögliche Welten schauen und greifen deshalb auf Symptome zurück.

Wenn man davon ausgeht, daß die grammatischen Regeln nur Folgerungsbeziehungen zwischen Sätzen beschreiben, dann muß ein Einwand ausgeräumt werden: Wie kann eine Zeichenkette eine Bedeutung im vollen Sinne des Wortes haben, wenn sie nur zu immer anderen Zeichenketten in Relationen steht? Denn durch eine Anhäufung von Syntax kann keine Semantik entstehen. Zeigt diese Tatsache nicht, daß die Schachanalogie nur bedingt dafür geeignet ist, um die Bedeutung von Wörtern und Sätzen zu konzipieren? Schachfiguren haben in einem bestimmten Sinne keine Bedeutung: Sie beziehen sich auf nichts, während sich etwa ein Wort wie »Tisch« auf Tische bezieht und Sätze Erfüllungsbedingungen haben.

Wittgenstein berücksichtigt diese Tatsache, indem er einen abgewandelten Kalkülbegriff gebraucht: Die Zeichen bleiben durch ihre Rolle im Kalkül bzw. der Ableitung bestimmt, so daß der Kern der Analogie gültig bleibt, der Kalkülbegriff wird so modifiziert, daß die gerade festgestellte Disanalogie verschwindet. Zunächst einmal stellt er klar: So, wie er den Begriff auffaßt, sind die in einem Kalkül zulässigen Übergänge nicht auf solche von einer Zeichenkette zu einer anderen beschränkt. Wittgenstein zeigt vielmehr, daß etwa der Zusammenhang zwischen der Erwartung bzw. dem Satz, der die Erwartung ausdrückt, und dem Erwarteten sowie der zwischen dem Befehl und der Handlung, die als Befolgung zählt, dem Zusammenhang zwischen unterschiedlichen Schritten einer Rechnung analog ist:

Wie kann man die Handlung von dem Befehl »hole eine gelbe Blume« ableiten? – Wie kann man das Zeichen »5« aus dem Zeichen »2 + 3« ableiten? (TS 213, p. 376)

Die *Ausführung* des Befehls leiten wir von diesem erst ab, wenn wir ihn ausführen. (TS 213, p. 376)

Von der Erwartung zur Erfüllung ist ein Schritt einer Rechnung. Ja, die Rechnung

25 x 25

50

125

steht zu ihrem Resultat 625 genau im Verhältnis der Erwartung zur Erfüllung. (TS 213, p. 376)

Wittgenstein behält also vom formalen Kalkül den Gedanken bei, daß bestimmte Übergänge in einer Ableitung oder Rechnung zulässig sind und andere nicht, und sprengt den Rahmen eines formalen Kalküls insofern, als Positionen im Kalkül nicht länger nur Zeichen zählen, sondern auch nicht-verbale Positionen. Die Beziehung, in der die Erwartung zum Erwarteten und der Befehl zur Ausführung stehen, nenne ich Erfüllung, das, was einen Satz erfüllt, Erfüllungsbedingungen. Darunter fallen auch die Tatsachen, die Beschreibungen wahr machen.<sup>28</sup> Offensichtlich sind in dieser Weise Übergänge von nicht-verbalen (n-v) zu verbalen (v) Positionen<sup>29</sup> und umgekehrt bestimmt. Einen Befehl zu befolgen ist ein Übergang in der einen Richtung, etwas, was man sieht, zu beschreiben, einer in der anderen.

Die Sprache ist also einem so modifizierten Kalkül analog: Sie ist ein normatives System, in dem es geregelt ist, von welchen n-v-Positionen man zu welchen v-Positionen, von welchen v-Positionen zu n-v-Positionen und von welchen v-Positionen man zu anderen v-Positionen übergehen kann. Indem Wittgenstein auch n-v-Positionen zum Kalkül zählt, ist ein Problem gelöst, das, solange man sich ausschließlich auf die Schachanalogie fixierte, keine Lösung hatte. Man konnte mit Blick darauf zu Recht einwenden, Schachzüge und das Äußern von Sätzen seien insofern nicht analog, als man mit Sätzen auf die Welt Bezug nehme oder in sie eingreife, während Schach in sich geschlossen sei, insofern man immer nur Schachfiguren bewege und diese durch die Schachregeln nicht mit Gegenständen außerhalb des Schachbretts in Verbindung stehen. Das ist bei der Sprache anders. Es ist durch die sprachlichen Regeln bestimmt, welche Übergänge von sprachlichen Äußerungen zu Tatsachen und umgekehrt berechtigt sind.<sup>30</sup> So schreibt Wittgenstein:

In der Grammatik wird auch die Anwendung der Sprache beschrieben; das, was man den Zusammenhang zwischen Sprache und Wirklichkeit nennen möchte. (TS 213, p. 441)

Auch die Art, wie sich Pronomen auf die Welt beziehen, liegt nicht in besonderer Weise in diesen Wörtern oder im Kontext des Gebrauchs, sondern ist durch grammatische Regeln bestimmt:

---

<sup>28</sup>Hier nicht thematisiert ist das Problem, daß die Handlung »eine gelbe Blume bringen« als Schritt in einem Kalkül nicht exakt definiert ist, weil das Wort »Blume« in der deutschen Sprache keine scharfen Grenzen hat. Wie ich später zeigen werde, wenn ich einige Probleme des Regelbegriffs betrachte, ist es nur entscheidend, daß ein Wort eine geregelte Anwendung hat, nicht daß die Regeln alle Fälle eindeutig regeln.

<sup>29</sup>Wittgenstein spricht in diesem Zusammenhang davon, daß man einen Beobachtungssatz dann anwenden kann, wenn man die Realität schon in bestimmter Weise, Wittgenstein nennt es »artikuliert«, auffaßt (TS 213, p. 189). So ist etwa folgender Übergang durch die Regeln der Sprache legitimiert: Wenn man einem deutlich als Haus erkennbaren Gegenstand gegenübersteht, ist der Übergang zur Äußerung des Satzes »Da ist ein Haus« zulässig. Ich habe die Textstelle, an der Wittgenstein diesen Gedanken äußert, oben bereits vorgestellt (vgl. Abschnitt 4.5.2 und 6.3.2).

<sup>30</sup>Ebenso ist die Verbindung von Wörtern zu Gegenständen qua hinweisender Definition auch durch grammatische Regeln festgelegt: »... >diese Farbe nenne ich/heisst doch >rot« <... ist ... ein Satz der Grammatik. Er rechtfertigt eine Anwendung des Worts.« (TS 213, p. 199) Und aus diesem Grund gehört auch die Fähigkeit, eine Kugel unter normalen Bedingungen als solche zu erkennen, zu dem, was man wissen muß, um die Bedeutung des Wortes »Kugel« zu kennen.

»Jetzt«, »früher«, »hier«, »dort«, »ich«, »Du«, »dieses«, sind solche Wörter zur Anknüpfung an die Wirklichkeit.

»Aber die Wirklichkeit, die solcherart zum Symbol gehört, fällt unter die Herrschaft der Grammatik«. (TS 213, p. 525)

Durch die grammatischen Regeln sind nicht nur die Verbindungen eines Satzes zu anderen Sätzen festgelegt, sondern ebenso die zu Erfüllungsbedingungen. Entsprechend verstehen wir einen Satz dann, wenn wir seinen Platz in einem Netz von Sätzen und deren Erfüllungsbedingungen kennen. Wenn man sich fragt, warum wir bei einem Satz der deutschen Sprache die Angabe seiner Verbindung zu anderen Sätzen bereits allein als ausreichend informativ ansehen, wenn wir dessen Bedeutung erfahren wollen, so hat das den folgenden Grund: Uns als Sprechern der deutschen Sprache genügen Ausführungen, die auf die Angabe der Verbindung von Sätzen zur Wirklichkeit verzichten, weil wir bei allen Sätzen, die wir verstehen, diese Verbindung mitdenken, sie also stillschweigend disquotieren und so eine Beschreibung ihrer Erfüllungsbedingungen kennen, die wir verstehen.

Wittgenstein gibt mit dieser Netz-Konzeption nicht nur eine prima facie plausible Antwort auf die Frage, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist. Anhand der dargestellten Überlegungen dazu, wie wir mit Zeichen kalkulieren, wird die Rolle des Gebrauchs für die Realisierung des Netzes deutlich: Sätze haben eine bestimmte Bedeutung aufgrund ihres Platzes im Netz. Sie bekommen diesen Platz dadurch, daß die Sprecher tatsächlich auf eine Art mit ihnen kalkulieren, die den Regeln oder Erklärungen entspricht, die diesen Platz beschreiben.

## 7.6 Die Probleme

### 7.6.1 Einführende Überlegungen und Übersicht

Wir haben damit eine Bestimmung davon, worin die Bedeutung von Wörtern und Sätzen besteht. Es erscheint auf den ersten Blick überzeugend, daß die Bedeutung eines Wortes oder Satzes durch den Platz im Netz bestimmt ist. Wittgensteins Ansatz, die Bedeutung von Wörtern analog zu der Rolle von Schachfiguren in diesem Spiel oder von Zeichen in einem Kalkül aufzufassen, ist attraktiv, weil er eine Erklärung dafür bietet, daß die Zeichenform letztlich sekundär und die Bedeutung eines Wortes nicht in derselben Weise sichtbar ist wie das Wort.<sup>31</sup> Man kann also zugeben, daß die Bedeutung keine strukturelle Eigenschaft eines Wortes qua materieller Gegenstand ist, ohne daraus die Konsequenz ziehen zu müssen, daß die Bedeutung etwas Geistiges ist. Die Bedeutung eines Wortes ist eine abstrakte Rolle, die darin besteht, wie es in der Sprache gebraucht wird. Ebenso wird verständlich, warum die Gegenstände eine

---

<sup>31</sup>Wie ich oben gezeigt habe, ist dies eine der Tatsachen, aus denen Vertreter der intentionalistischen Position ableiten wollen, daß die Bedeutung von Worten und Sätzen etwas Geistiges ist (vgl. Abschnitt 5.1.4).

wichtige Funktion haben und sie dennoch nicht in der Weise ein Fundament bilden, wie es die Gegenstandstheorie darstellt: Wenn der Satz »Auf der Straße steht ein Auto« durch den Sachverhalt, daß auf der Straße ein Auto steht, erfüllt wird, so spielt das Referenzobjekt des Wortes »Auto« dafür eine wichtige Rolle. Wenn auf der Straße kein Auto, sondern ein anderer Gegenstand stehen würde, dann wäre der Satz falsch. Diese Rolle ist allerdings nicht als eine isolierte Beziehung zwischen dem Wort »Auto« und dem Auto zu verstehen, sondern ist nur vor dem Hintergrund eines inferentiellen Netzes zu konzipieren. Dasselbe gilt für die Wirkung der Äußerung von Sätzen: Insofern durch die Regeln der Sprache bestimmt ist, welche Handlung einen Befehl erfüllt, ist es der Zweck des Befehls, daß das geschieht.

Wenn man die Netzkonzeption, soweit sie bis jetzt entwickelt ist, etwas genauer durchdenkt, stößt man auf einige gewichtige Schwierigkeiten, die im Kern auf einem Problem beruhen: Die Analogie zwischen Sprache und Schachspiel verliert viel von ihrer Plausibilität, wenn man den Blick darauf richtet, daß die Rolle von sprachlichen Ausdrücken und die von Schachfiguren in vielfältiger und für Wittgensteins Zwecke relevanter Weise nicht miteinander vergleichbar ist. Die Disanalogien, auf die man dann stößt, scheinen so schwerwiegend zu sein, daß sie das in Frage stellen, was den Vergleich zwischen Sprache und Schachspiel so überzeugend erscheinen ließ.<sup>32</sup> Ich meine den Gedanken, daß die Sprache in der Weise geregelt ist wie das Schachspiel oder ein Kalkül. Die Regeln des Schachs regeln alle Fälle eindeutig. Sie sind explizit formuliert, und wer Schach spielt, kennt die Formulierungen dieser Regeln, kann sie bei Bedarf nachschlagen oder hat sie sogar im Kopf, während er eine Figur zieht. Ganz anders ist es mit den Regeln der Sprache:

(A) Während wir sprechen, denken wir nicht an die Erklärungen, die den Platz eines Wortes oder Satzes im Netz wiedergeben.

(B) Wir haben auch bei Nachfrage und nach einigem Nachdenken Schwierigkeiten, die Regeln für einen Satz oder ein Wort anzugeben. Ein nicht linguistisch oder sprachphilosophisch vorgebildeter Sprecher kennt die Rolle der Worte in einer Sprache, die er spricht, nicht in der Weise explizit, wie er die Regeln des Schachs bei Nachfragen nennen kann. Wittgenstein äußert sich allerdings selbst oft so, und das gibt diesem Problem einen hohen Stellenwert, als sei er der Meinung, ein Sprecher verstehe ein Wort oder einen Satz nur, insofern er deren Bedeutung erklären kann.

(C) Die Regeln der Bedeutung, die für einen Satz gelten, bestimmen dessen Rolle nicht annähernd so gut wie die Schachregeln die Rolle einer Schachfigur. So ist in vielen Fällen nicht bestimmt, ob ein Satz qua Bedeutung aus einem anderen folgt. Beispielsweise folgt in manchen Fällen aus dem Satz »P ist eine Pflanze« der Satz »P hat Blätter«, in anderen, etwa bei Nadelbäumen, nicht. In anderen Fällen ist es nicht deut-

---

<sup>32</sup>Baker und Hacker ziehen daraus fälschlicherweise den Schluß, das Schachspiel funktioniere grundlegend anders als die Sprache (*KBH1*, p. 91). Sie übersehen so gerade die Pointe von Wittgensteins Konzeption. Wittgenstein übernimmt vom Schach den Gedanken, daß Worte und Sätze abstrakte Rollen sind, und zeigt, daß dieser erhalten bleiben kann, obwohl die Regeln der Sprache implizit und verschwommen sind und es anders als im Schach Übergänge von verbalen zu nicht-verbalen Positionen und umgekehrt gibt.

lich, ob auf bestimmte Gegenstände der Satz »Das ist eine Pflanze« zutrifft. Von den meisten Wörtern kennen wir keine Definitionen, die das Gegenstück zu den exakten Sprachregeln bilden könnten. Diese fehlende Präzision findet sich in den Bedeutungen der Sätze wieder, in denen die Wörter vorkommen. Kurz, es stellt sich die Frage, ob es unter solchen Umständen berechtigt ist, davon zu sprechen, daß die Sprache geregelt ist, bzw. in welcher Weise sie geregelt ist.

(D) Die Erklärungen der Bedeutung, die wir sofort angeben können, sind trivial, und unsere Sprachkompetenz kann nicht darin bestehen, sie zu kennen. So wissen wir, daß sich das Wort »Tisch« auf Tische bezieht oder daß wir mit der Äußerung »Das ist grün« etwas Wahres sagen, wenn wir etwas Grünes sehen. Allerdings hilft uns die Kenntnis von Regelformulierungen nicht weiter, wenn es darum geht, wie wir etwa erkennen, ob etwas grün ist.

All diese Tatsachen sprechen dafür, den folgenden Gedanken ernst zu nehmen:

(E) Die Identifikation der Bedeutung eines Satzes oder Wortes mit einem Platz in einem Netz von Folgerungen ist unintuitiv. Wir würden eher dazu neigen, die Auskunft zu geben, daß wir nicht wissen, welche Art von Ding Bedeutungen sind, oder vielleicht sagen, daß Bedeutungen abstrakte, geistige Entitäten sind. Die Frage, ob die Netzkonzeption wahr ist, sollte in Anbetracht dieser Probleme noch einmal überdacht werden.

Die Lösung des Problems (A) ist einfach und wurde bereits vorgeführt. Wittgenstein sieht, das wurde bei der Diskussion der intentionalistischen Theorie deutlich, daß Sprecher »automatisch« oder »instinktiv« sprechen. Sie gebrauchen, während sie mit einem Wort oder Satz etwas meinen oder es verstehen, keine Formulierungen der Sprachregeln. Mit dieser Feststellung ist allerdings noch keine Entscheidung in der Frage getroffen, ob Sprecher die Regeln angeben können, wenn sie danach gefragt werden. Wittgenstein gibt, so scheint es auf den ersten Blick, einander widersprechende Antworten auf die Frage, ob die Sprecher die Regeln der Sprache explizit kennen. Es finden sich für beide Sichtweisen Textstellen, die sie überzeugend zu stützen scheinen. Es läßt sich allerdings zeigen, daß der Widerspruch nur scheinbar besteht. Die Annahme, Sprecher hätten die Erklärung der Bedeutung in einer Art geistiger Liste parat, auf die sie, wenn sie es wollen, im Gedächtnis ebenso zugreifen könnten wie auf ihre Telefonnummer und die ihrer Freunde, widerspricht der Beschreibung, die Wittgenstein von seiner Methode gibt, und seinem tatsächlichen Vorgehen, wenn er die Bedeutung einzelner Wörter untersucht. Ich werde deshalb den Widerspruch nicht direkt angehen, sondern zunächst einige für meine Frage wichtige Stellen aus Wittgensteins Metaphilosophie vorführen und dann zeigen, wie er im Einzelfall die Bedeutung von Wörtern untersucht. Für ihn sind philosophische Probleme darauf zurückzuführen, daß wir die Grammatik, also die Bedeutung bestimmter Wörter, mißverstehen. Aufgabe des Philosophen, der sein Handwerk versteht, ist es, die Bedeutung dieser Wörter festzustellen, indem er die Regeln, die ihre Bedeutung festlegen, darstellt, und so zu zeigen, daß ein philosophisches Problem verschwindet, sobald man erkennt, wie ein Wort tatsächlich funktioniert, und aufhört, es in einer verfehlten Weise, die seiner

wirklichen Funktionsweise widerspricht, zu gebrauchen. Diese Methode wäre verfehlt und überflüssig, wenn ein Sprecher einfach bei Nachfrage die Erklärung der Bedeutung angeben könnte. Wittgensteins tatsächliches Vorgehen bei der Betrachtung der Bedeutung von Wörtern wird in einem Abschnitt besonders deutlich, in dem er die Frage diskutiert, ob Wörter strikte Erklärungen im Sinne einer Definition haben müssen. Die Deutung dieses Abschnitts ist in mehrfacher Hinsicht ertragreich. Wittgenstein zeigt dort:

- (1) Die Regeln sind implizit, und wir explizieren sie anhand der Betrachtung von Einzelfällen.
- (2) Die Regeln sind verschwommen und lassen viele Fälle unregelt. Das beeinträchtigt die Tatsache, daß die Sprache geregelt ist, allerdings in keiner Weise. Sprachliche Regeln sind autonom und müssen nicht in bestimmter Weise einheitlich und exakt sein.

Eher angedeutet als herausgearbeitet ist der folgende Gedanke:

- (3) Es gibt ein basales Know-how, das sich nicht auf eine Kenntnis von Regeln reduzieren läßt. Es besteht darin, beobachtbare, einfache raum-zeitliche Gegenstände und Eigenschaften<sup>33</sup> durch Hinschauen zu erkennen und Wörter in dieser Weise auf den Einzelfall praktisch anwenden zu können.

Diese überzeugenden Gedanken verbindet Wittgenstein in seiner Darstellung mit einer Annahme, die im TS 213 angedeutet und angelegt ist und die er in der Zeit nach dem TS 213 zunehmend in den Vordergrund seiner Ausführungen stellt:

- (4) Unsere Kenntnis der Bedeutung von Wörtern bezieht sich nur auf unterschiedliche Fälle des Gebrauchs.<sup>34</sup> Die Bedeutung ist also auf solche Fälle fragmentiert. Später in den Vorlesungen wird Wittgenstein die Behauptung aufstellen, daß die Bedeutung auf unendlich viele Fälle fragmentiert ist.

Wittgensteins Ausführungen im TS 213 lassen mit Bezug auf Annahme 4 unterschiedliche Schlüsse zu. Sicher ist, daß er nicht deutlich zwischen ihr und den Annahmen 1 bis 3 unterscheidet. Man findet einige Belegstellen für Annahme 4, an denen Wittgenstein den Eindruck erweckt, als ob man sie brauche, damit die Annahmen 1 und 2 wahr sein können. Die Rolle, die die dort anzutreffenden Gedanken für Wittgensteins Ausführungen im TS 213 spielen, lassen sich am besten in der Formulierung ausdrücken, daß die Fragmentierung der Bedeutung im TS 213 angelegt und angedeutet ist. Wirklich entwickelt ist sie in den Vorlesungen des Jahres 1934 und in den *Blue and Brown Books*. Tatsächlich ist diese Annahme mit dem Gedanken, die Bedeutung von Wörtern und Sätzen sei in der dargestellten Weise geregelt, nicht vereinbar und

---

<sup>33</sup>Die einfachen Gegenstände, von denen in diesem Zusammenhang die Rede ist, sind Tische, Häuser, Autos, Berge. Es sind insbesondere nicht die einfachen Gegenstände des *TLP* gemeint. Die Eigenschaften sind die, die Sprecher einer Sprache üblicherweise wahrnehmen und beschreiben können. Wenn ich oft davon spreche, sie durch Hinschauen zu erkennen, so meine ich damit ebenso die anderen Sinnesmodalitäten.

<sup>34</sup>Es wäre möglich, einen Teil der im folgenden verwendeten Textstellen so zu deuten, daß Wittgenstein nur auf die Unterscheidung zwischen verschwommener und exakter Regelung hinweisen möchte. Ich ziehe es vor, eine Deutung zu geben, die zeigt, wie naheliegend der Schritt von der Erklärung der Bedeutung anhand von Einzelfällen zu der Annahme, daß sie auf Einzelfälle fragmentiert ist, ist.

deshalb falsch. Allerdings können die Annahmen 1–3 wahr sein, obwohl Annahme 4 falsch ist. Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ist also implizit, unexakt und uneinheitlich geregelt. Die Sprachkompetenz umfaßt ein basales Know-how, beobachtbare Gegenstände und Eigenschaften durch Beobachtung zu identifizieren. Wir können unsere implizite Kenntnis anhand von Einzelfällen explizit machen, und indem wir von den Bedingungen der Zuschreibung des Verständnisses eines Wortes auf die Bedeutung dieses Wortes schließen. Beide Methoden sind in Wittgensteins Ausführungen zu finden, ohne daß er sie im konkreten Fall explizit thematisiert. Die Annahme, daß wir die Bedeutung eines Wortes »W« genau dann kennen, wenn wir es verstehen, erlaubt es, in allgemeiner Weise von den Bedingungen, unter denen wir jemandem das Verständnis eines Wortes zuschreiben oder nicht zuschreiben, auf die Bedeutung des Wortes »W« zu schließen. Wer nicht weiß, daß das Wort »Haus« und das Wort »Lokomotive« unterschiedliche Dinge bezeichnen, der versteht zumindest die Bedeutung eines der beiden Wörter nicht. Entsprechend gilt: Wenn jemand nicht weiß, daß das Wort »Haus« materielle Gegenstände bezeichnet, dann weiß er nicht, was das Wort »Haus« bedeutet. Es folgt: Wenn wir das Wort »Haus« verstehen, wissen wir qua Verständnis, daß es um einen materiellen Gegenstand geht. Also gehört es zur Bedeutung des Wortes »Haus«, daß es materielle Gegenstände bezeichnet. In dieser Weise den Inhalt der Frage »Was versteht ein Sprecher, wenn er einen Satz versteht« mit dem der Frage »Was ist die Erklärung der Bedeutung eines Satzes« zu identifizieren, ist der Weg, um in nicht-zirkulärer Weise zu bestimmen, was mit dem Begriff einer logischen oder einer Bedeutungserklärung im Unterschied zu reduktiven, mechanistischen oder didaktischen Erklärungen gemeint ist. Die Bedeutung eines Wortes oder Satzes ist durch *die* Erklärungen bestimmt, deren Kenntnis man von jemandem erwartet, der die Bedeutung des jeweiligen Wortes oder Satzes kennt. Auch diese Überlegung macht wieder deutlich, daß die Kenntnis sprachlicher Bedeutung auf einem basalen Know-how aufbaut. Wir erwarten von jemandem, der die Bedeutung von Wörtern wie »Auto«, »Baum« oder »Wiese« kennt, daß er sie durch Hinweis erklären kann. Dies ist die andere Seite der Forderung, daß ein kompetenter Sprecher, der die Bedeutung dieser Wörter kennt, die entsprechenden Gegenstände durch Beobachtung erkennen muß. Die Tatsache, daß die Sprachkompetenz die Fähigkeit voraussetzt, einzelne deutlich als solche erkennbare Häuser unter das Wort »Haus« zu subsumieren und das potentiell unendlich oft tun zu können, ist etwas anderes als die Annahme, die Bedeutung von Wörtern sei ein Wissen von unendlich vielen unterschiedlichen Fällen.

Wenn die Kenntnis der Bedeutung, wie es Wittgenstein im TS 213 andeutet und später zunehmend betont, ein reines Wissen von Einzelfällen wäre, so könnten wir nie notwendige Bedingungen für den Gebrauch eines Wortes erhalten, weil wir nie alle einzelnen Fälle übersehen können. Das wäre einmal systematisch nicht überzeugend, und zum anderen setzt Wittgenstein in seinem Vorgehen selbst voraus, daß es nicht auf Kontexte relativierte Kriterien für Wörter gibt. So relativiert er die Feststellungen, daß ein Können kein Zustand, daß Sprachregeln konstitutiv sind und daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen kein Gefühl ist, *nicht* auf Einzelfälle. Der Gedanke, daß ein

Wort einen Platz in der Sprache hat, ist mit dem Gedanken eines reinen Einzelfallwissens ebenso unvereinbar wie die Annahme grammatischer Sätze, die notwendige und/oder hinreichende Bedingungen für den Gebrauch eines Wortes angeben. Tatsächlich gilt: Wir machen unsere implizite Kenntnis der Regeln anhand von Einzelfällen explizit, die Regeln sind nicht auf Einzelfälle relativiert. Man sagt mit ihnen etwas über *alle* einzelnen Fälle des Gebrauchs eines Wortes aus. Wenn man verstanden hat, daß ein Sprecher die Bedeutung von Wörtern und Sätzen in der dargestellten Weise explizit machen kann, löst sich der Widerspruch zwischen den Textstellen, die für eine implizite, und denen, die für eine explizite Kenntnis der Regeln zu sprechen schienen, auf. Implizite und explizite Kenntnis der Regeln fallen *prinzipiell* zusammen. Sprecher kennen die Erklärungen, insofern sie ihr implizites Wissen explizit machen können, sie können auf diese Weise die Bedeutung prinzipiell vollständig erklären. Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke besteht darin, wie sie die Sprecher gebrauchen. Eine Unterscheidung, die die Sprecher nicht treffen, ist für die Bedeutung eines Wortes oder Satzes irrelevant. Die beschriebene Methode, die Bedeutung explizit zu machen, ist allerdings kein Algorithmus, der effektive Entscheidbarkeit garantiert, sondern ein heuristisches Mittel, dessen Gebrauch einigen Einfallsreichtum erfordert. Der Eindruck, die Erklärungen der Bedeutung, die man auf diese Weise erhält, ließen etwas aus, ist falsch. Die Tatsache, daß das Verständnis der Erklärungen der Wörter einer Sprache die Kenntnis dieser Sprache bereits voraussetzt – die Annahme einer anderen Sprache, die man als Metasprache für die Erklärungen verwendet, würde das Problem nur verschieben – zeigt zwar, daß das Unternehmen der Erklärung der Bedeutung als ganzes zirkulär ist. Das ist allerdings kein Fehler, sondern es ist nicht anders möglich. Diese Erkenntnis verweist von neuem darauf, daß die Sprachkompetenz nicht nur in der Kenntnis verbaler Erklärungen der Bedeutung bestehen kann. Sie baut vielmehr auf einem basalen Know-how auf, Wörter wie »Haus«, »Auto« oder »grün« als Beobachtungsbegriffe gebrauchen zu können.<sup>35</sup>

## 7.6.2 Begleiten die Regeln verständiges Sprechen?

Wie oben bereits gezeigt wurde, folgen wir den Regeln einer Sprache automatisch, wenn wir sprechen. Ich möchte den entsprechenden Gedankengang samt den wichtigen Textstellen in diesem Zusammenhang noch einmal kurz darstellen. Wieder stützt sich Wittgenstein auf die Analogie zwischen Sprache und Schachspiel. Er charakterisiert den Unterschied zwischen jemandem, der, wenn er eine Schachfigur bewegt, wirklich Schach spielt, und jemandem, der lediglich die Figur bewegt, so:

Andererseits ist es klar, dass der Unterschied nicht darin besteht, dass der Erste in irgend einer Form die Regeln des Schachspieles vor sich hersagt oder überdenkt. – Wenn ich

---

<sup>35</sup>Allerdings baut auch das Verständnis verbaler Erklärungen auf einem vorsprachlichen Können auf. Wer die entsprechenden Wortformen, die den Plätze eines Wortes im Netz angeben, nicht durch Hinschauen oder Hören erkennen kann, der kann den Platz eines Wortes im Netz nicht kennen.



nun sage: »dass er Schach spielen kann, (wirklich Schach spielt, ...) besteht darin, dass er die Regeln kennt«, ist diese Kenntnis der Regeln in jedem Zuge in irgendeiner Form enthalten?

Was heisst das: »er tut etwas anderes«? Hierin liegt schon die Verwendung eines falschen (h: irreführenden) Bildes ... (TS 213, p. 153, a)

Das Bild, auf das Wittgenstein hinweist, ist die naheliegende Vorstellung, das bloße Bewegen einer Schachfigur unterscheide sich vom Ausführen eines Schachzugs ebenso wie bedeutungsvolles Sprechen vom bloßen Ausstoßen von Lauten durch begleitende geistige Ereignisse. Wie oben ausführlich dargestellt wurde, ist diese Annahme falsch:

Ist es nicht auch so beim Gebrauch des Wortes »Kugel«? Ich gebrauche das Wort instinktiv. Aufgefordert aber, Rechenschaft darüber zu geben, ob ich es verstehe, rufe ich mir, gleichsam zur Probe, gewisse Vorstellungen hervor.

(Es kann nicht darauf ankommen, ob die Sprache instinktiv oder halbinstinktiv gebraucht wird. Wir sind hier im Sumpf der graduellen Unterschiede, nicht auf dem festen Boden der Logik.) (h: Ist es nicht das Schachspiel, wenn es automatisch gespielt wird?) (TS 213, p. 144, a)

Die handschriftliche Anmerkung macht deutlich, worum es geht: Für das kompetente Ziehen der Schachfiguren ebenso wie für den richtigen Gebrauch des Wortes »Kugel« ist es nicht erforderlich, daß man sich die Regeln, die für die Schachfigur bzw. für das Wort gelten, dabei bewußt im Geiste vorführt, und die Sprecher tun es auch nicht, wenn sie sprechen. Sie gebrauchen die Worte »instinktiv« und »automatisch«. <sup>36</sup> Damit bezeichnet Wittgenstein in diesem Zusammenhang und an anderen Textstellen die Tatsache, daß es für die Ausübung einer Kompetenz, deren Inhalt regelgeleitetes Handeln ist, keine Rolle spielt, ob man die Regeln beim Handeln memoriert. So schreibt er in einem Kontext, in dem es um Rechnen, also eine regelbestimmte Aktivität, geht:

Wir stossen hier immer auf die peinliche Frage, ob denn nicht das Anschreiben des »5<sup>2</sup>« (z.B.) mehr oder weniger (oder ganz) automatisch erfolgt sein könne, und fühlen, dass das der Fall sein mag und dass es uns gar nichts angeht ... (TS 213, p. 281, a)

Es wäre auch nicht möglich, verständiges Sprechen nach dem Modell expliziten Regelfolgens zu erklären:

Wenn die Grammatik, die von den Wörtern handelt, für ihre Bedeutung wesentlich ist, muss ich die grammatischen Regeln, die von einem Wort handeln, alle im Kopf haben, wenn es für mich etwas bedeuten soll? ... Also: Das Wort »Kugel« wirkt nur in der Art seiner Anwendung. Und es wäre die seltsame Frage denkbar: »wie kann ich denn dann gleich wissen, was ich mit ›Kugel‹ meine, ich kann doch nicht die ganze Art der Anwendung (h: des Wortes) auf einmal im Kopfe haben?« (TS 213, p. 150 f.)

---

<sup>36</sup>Auf die Bemerkung, daß ein Sprecher die Regeln bei Nachfrage angeben kann, möchte ich in diesem Zusammenhang nicht eingehen. Die Frage, ob ein Sprecher ein Wort nur dann versteht, wenn er die Regeln angeben kann, wird später behandelt.

Einmal wäre es empirisch nicht möglich, während man spricht, die »ganze Art der Anwendung« eines Wortes im Kopf zu haben, weil ein Sprecher nicht mit der üblichen Geschwindigkeit sprechen könnte, wenn er sich dabei die für ein Wort relevanten Regeln im Geiste aufsagen würde. Die Formulierung »ich kann doch nicht die . . . « weist allerdings auch auf den oben dargestellten Regelregreß hin, aufgrund dessen es logisch unmöglich ist, daß das Verstehen eines Wortes in einem geistigen Vergegenwärtigen der entsprechenden Regelformulierungen besteht. Wenn wir die Bedeutung eines Zeichens nur verstehen könnten, wenn wir uns die Regelformulierung dieses Zeichens im Geiste aufsagten, dann müßten wir auch die Regelformulierung für die Zeichen der Regelformulierung erster Stufe präsent haben, damit wir diese verstehen etc. . . . Es muß also möglich sein, Zeichen zu verstehen, ohne diese durch andere Zeichen zu deuten, »wenn ich nicht ad infinitum, also erfolglos, weitere Zeichen zu den obigen setzen will.« (TS 213, p. 280 f.)

Tatsächlich können wir Zeichen geregelt gebrauchen, ohne Formulierungen der Regeln während des Gebrauchs im Geiste präsent haben. Es ist eine schlichte Tatsache, daß wir ohne das begleitende Bewußtsein der entsprechenden Regeln sprechen und dennoch wissen, was wir mit den Worten meinen, und es wäre auch nicht anders möglich, weil wir sonst einen Regreß bekämen. Wir gebrauchen die Wörter und Sätze einer Sprache, wie Wittgenstein es ausdrückt, »instinktiv« oder »automatisch« nach den Regeln der Sprache, wenn wir mit ihrer Äußerung etwas meinen.

### **7.6.3 Explizites Regelfolgen – Müssen Sprecher die Regeln der Sprache erklären können?**

Die Auskunft, daß wir keine Regelformulierungen im Geiste präsent haben, während wir sprechen, ist allerdings keine Antwort auf die Frage, ob wir sie angeben können, wenn wir danach gefragt werden. Ob diese Fähigkeit notwendig für wirkliches Verstehen von Wort oder Sätzen ist, darauf gibt Wittgenstein Antworten, die einander auf den ersten Blick zu widersprechen scheinen:<sup>37</sup> Da ist einmal die Auffassung, daß man ein Wort oder einen Satz nur versteht, wenn man ihre Bedeutung erklären, also die Regeln, die für sie gelten, angeben kann, indem man den Platz im Netz beschreibt. Nach der anderen Sicht genügt es, ein Wort oder einen Satz den Regeln entsprechend gebrauchen zu können, die den Platz des Wortes oder Satzes im System bestimmen. Man muß die Regeln nicht formulieren können.

---

<sup>37</sup>Zwar besteht, wie wir gesehen haben, ein Unterschied, zwischen der Bedeutung von Wörtern und Sätzen: Sätze sind primäre Bedeutungsträger. Was die Frage angeht, auf welche Art wir die Regeln der Sprache kennen, unterscheidet Wittgenstein nicht zwischen der Kenntnis der Regeln von Sätzen und der von Wörtern. Dies wird durch die Tatsache belegt, daß er Wörter und Sätze gleichermaßen mit Schachfiguren vergleicht, sowie dadurch, daß man im TS 213 in dieser Hinsicht keine systematische Unterscheidung findet und auch keine Notwendigkeit für eine solche erkennbar ist. Aus diesem Grund ist es gerechtfertigt, Textstellen zur Kenntnis der Bedeutung von Wörtern und Sätzen heranzuziehen, um die Frage zu klären, worin die Kenntnis der Regeln besteht.

Die Ansicht, daß die Kenntnis sprachlicher Regeln explizit sein muß, wird durch die folgenden beiden Textstellen<sup>38</sup> nahegelegt:

Wissen, was der Satz besagt, kann nur heißen: die Frage beantworten können »was sagt er?«. (TS 213, p. 11)

Den Sinn eines Satzes verstehen/kennen kann nur heißen: die Frage »was ist sein Sinn« beantworten können. (TS 213, p. 11)

Ganz anders äußert sich Wittgenstein an der folgenden Textstelle:

Die Bedeutung eines Wortes verstehen, heißt, seinen Gebrauch kennen, verstehen. (TS 213, p. 143)

Man könnte zunächst versucht sein, diese Textstelle im Sinne einer expliziten Konzeption von Regelfolgen zu lesen, und könnte annehmen, die Kenntnis des Gebrauchs sei etwas anderes als bloße Gebrauchskompetenz. Mit der Kenntnis des Gebrauchs könnte eine explizite Kenntnis der Regeln gemeint sein. Wenn man den Kontext der hier betrachteten Textstelle berücksichtigt, ist diese Lesart nicht zu halten. So schreibt Wittgenstein auf derselben Seite in der Überschrift des Abschnitts:

Ein Wort *verstehen*, es anwenden *können*.

Eine Sprache *verstehen*: Einen Kalkül *beherrschen*. (TS 213, p. 143, Überschrift Abschnitt 35)

Die Identifikation des Verstehens eines Wortes mit der Fähigkeit, es anzuwenden, läßt keinerlei Deutung im Sinne expliziter Kenntnis der Regeln zu. Wittgenstein äußert sich hier unmißverständlich im Sinne impliziter Kenntnis der Regeln. Und somit ist es ein Problem, daß er auf die Frage, worin die Kenntnis sprachlicher Regeln besteht, einander widersprechende Antworten zu geben scheint.

Wie angekündigt werde ich das Problem nicht direkt angehen, sondern zunächst Belege dafür sammeln, daß Wittgenstein der Auffassung ist, daß Sprecher die Regeln der Sprache implizit kennen. Zum einen ist die Methode, die er in seiner Metaphilosophie beschreibt, nur vor dem Hintergrund dieser Konzeption sprachlicher Bedeutung sinnvoll.

## 7.6.4 Wittgensteins Metaphilosophie und Regelfolgen

Philosophische Probleme sind Sprachprobleme. Sie entstehen dadurch, daß die traditionellen Philosophen die Wörter in einer anderen Bedeutung gebrauchen, als sie ursprünglich in der Sprache haben:

---

<sup>38</sup>An einer anderen Textstelle äußert sich Wittgenstein ähnlich: »Gibt mir die Erklärung des Wortes die Bedeutung, oder verhilft sie mir nur zur Bedeutung? So dass also das Verständnis in der Erklärung nicht niedergelegt wäre, sondern nur äusserlich bewirkt, wie die Krankheit durch eine Speise.« (TS 213, p. 34) Aus dem Umfeld der Textstelle geht hervor, daß Wittgenstein die Sichtweise ablehnt, die Erklärung bewirke die Bedeutung bzw. ver helfe zu ihr. Wenn die Erklärung eines Wortes die Bedeutung gibt und diese in der Erklärung niedergelegt ist, die Frage also rhetorisch gemeint ist, dann ist dies ein Bekenntnis zu einer expliziten Kenntnis der Regeln, die die Bedeutung ausmachen.

Wenn die Philosophen ein Wort gebrauchen und nach seiner Bedeutung forschen, muss man sich immer fragen: wird denn dieses Wort in der Sprache, die es geschaffen hat ... je tatsächlich so gebraucht?

Man wird dann meistens finden, dass es nicht so ist, und das Wort gegen seine normale Grammatik gebraucht wird. («Wissen«, »Sein«, »Ding«.) (TS 213, p. 430)

Dieser philosophische Fehlgebrauch von Wörtern<sup>39</sup> ist bereits in unserem alltäglichen Verständnis der Sprache angelegt:

Man hört immer wieder die Bemerkung, dass die Philosophie eigentlich keinen Fortschritt mache, dass die gleichen philosophischen Probleme, die schon die Griechen beschäftigten, uns noch beschäftigen. Die das aber sagen, verstehen nicht den Grund, warum es so ist/sein muss. Der ist aber, dass unsere Sprache sich gleich geblieben ist und uns immer wieder zu denselben Fragen verführt. Solange es ein Verbum »sein« geben wird, das zu funktionieren scheint wie »essen« und »trinken«, solange es Adjektive »identisch«, »wahr«, »falsch«, »möglich« geben wird, solange von einem Fluss der Zeit und von einer Ausdehnung des Raumes die Rede sein wird, u. s. w. u. s. w., solange werden die Menschen immer wieder an die gleichen rätselhaften Schwierigkeiten stossen, und auf etwas starren, was keine Erklärung scheint weggeben zu können. (TS 213, p. 424)

Entscheidend für die Entstehung philosophischer Probleme ist also die Tatsache, daß Sprecher die Wörter ihrer eigenen Sprache mißverstehen, weil sie eine falsche Vorstellung von ihrer Funktionsweise haben. Diese Ansicht ist nur dann sinnvoll, wenn es möglich ist, die *tatsächliche* Funktion von Wörtern und die Art, wie sie zu funktionieren *scheinen*, also unsere Meinung über die Funktion, so gegeneinander auszuspielen, daß die Sprache zugleich die Quelle der philosophischen Probleme und das Mittel zu ihrer Lösung sein kann. Weil unsere Kenntnis der Bedeutung implizit ist, so zeigen die folgenden Textstellen, muß der Philosoph, der sein Fach richtig versteht, erst die Regeln, die für ein Wort oder einen Satz gelten, feststellen und kann auf dieser Basis im zweiten Schritt zeigen, inwiefern der traditionelle Philosoph bestimmte Wörter falsch gebraucht hat.<sup>40</sup> Der erste Schritt ist notwendig, weil die Sprachkompetenz primär eine Gebrauchsfähigkeit und keine Fähigkeit, den Gebrauch zu beschreiben, ist. Deswegen ist es möglich, daß unsere Meinung *über* den Gebrauch der Wörter diesen nur verzerrt wiedergibt und wir den falschen philosophischen Gebrauch nicht bemerken. So basiert ein philosophisches Problem auf einem Defizit an expliziter Kenntnis der Bedeutung, und seine Lösung besteht darin, die Regeln der Bedeutung explizit zu machen:

<sup>39</sup>Hilmy macht im Sinne von *PU*, 12 deutlich, daß der Blick auf die Oberflächengrammatik den Blick auf die Reichhaltigkeit und Komplexität der Funktionsarten von Wörtern verstellt, so daß die Irrtümer, von denen Wittgenstein an der gerade betrachteten Textstelle im TS 213 spricht, möglich werden. (Hilmy 1995, p. 243)

<sup>40</sup>Bubner drückt diesen Sachverhalt etwas überzeichnet und heiddeggerianisch folgendermaßen aus: »Wittgenstein erhofft sich von seiner Sprachphilosophie keinerlei Belehrung, sondern die Wiederherstellung des ursprünglichen Sprachgebrauchs, der zeitweilig durch Philosopheme zerrüttet wurde, aber nach der Beseitigung dieser Irritation in neu gewonnener Unschuld aufblüht.« (Bubner 1990, p. 246)

Eine philosophische Frage ist ähnlich der, nach der Verfassung einer bestimmten Gesellschaft. – Und es wäre etwa so, als ob eine Gesellschaft ohne klar geschriebene Regeln zusammenkäme, aber mit einem Bedürfnis nach solchen; ja, auch mit einem Instinkt, durch welchen sie gewisse Regeln in ihren Zusammenkünften beobachten/einhalten; nur, dass dies dadurch erschwert wird, dass nichts hierüber klar ausgesprochen ist und keine Einrichtung getroffen, die die Regeln deutlich macht/klar hervortreten lässt. So betrachten sie tatsächlich Einen von ihnen als Präsidenten, aber er sitzt nicht oben an der Tafel, ist durch nichts kenntlich und das erschwert die Verhandlung. Daher kommen wir und schaffen eine klare Ordnung: Wir setzen den Präsidenten an einen leicht kenntlichen Platz und seinen Sekretär zu ihm an ein eigenes Tischchen und die übrigen gleichberechtigten Mitglieder in zwei Reihen zu beiden Seiten des Tisches etc. etc.. (TS 213, p. 415)

Mit der Formulierung »... wir ... schaffen eine klare Ordnung« bezieht sich Wittgenstein auf seine Tätigkeit und damit auf die des Philosophen, der sein Handwerk beherrscht. Seine Tätigkeit entspricht also der Aufgabe, die Regeln der beschriebenen Gesellschaft deutlich zu machen.<sup>41</sup> Das ist notwendig, weil die handelnden Personen keine geschriebenen Regeln besitzen, obwohl sie »mit einem Instinkt ... Regeln ... einhalten«. Dies ist eine etwas ungelenke Formulierung, um auszudrücken, daß sie implizit Regeln folgen. Man könnte diese Textstelle so lesen, daß die Gesellschaft zwar geschriebene Regeln besitzt, diese allerdings nicht *klar* formuliert sind, oder so, daß sie überhaupt keine explizit *fixierten* Regeln besitzt. In jedem Falle geht es darum, daß eine klare Ordnung geschaffen werden soll, weil die Regeln zwar im Handeln deutlich sind, allerdings keinen zureichenden sprachlichen Ausdruck haben. Eine andere Textstelle, die dasselbe Problem behandelt, läßt die zweite Lesart plausibler erscheinen, indem sie zeigt, wie man die am Ende der gerade betrachteten Textstelle beschriebenen Bilder auf die Frage beziehen soll, wie eine philosophische Frage gelöst wird:

Die Wilden haben Spiele (oder wir nennen es doch so), für die sie keine geschriebenen Regeln, kein Regelverzeichnis besitzen. Denken wir uns nun die Tätigkeit eines Forschers, die Länder dieser Völker zu bereisen und Regelverzeichnisse für ihre Spiele anzulegen. Das ist das ganze Analogon zu dem, was der Philosoph tut. ((Warum sage ich aber nicht: Die Wilden haben Sprachen (oder wir ...), ... keine geschriebene Grammatik haben ... «? (TS 213, p. 426)

---

<sup>41</sup>Baker und Hacker drücken sich in diesem Zusammenhang mißverständlich aus: »He considered his task to be the presentation of the ›account book‹ of language and thereby suggested that we have no right to expect to make manifest any systematic, symmetrical and aesthetically elegant rules for the correct use of expressions.« (Baker und Hacker 1986, p. 323) Tatsächlich gibt es keinen Grund für die Annahme, daß das man Sprachregeln von einer bestimmten Art findet. Mißverständlich ist die Textstelle insofern, als die Darstellung suggeriert, es wäre in besonderem Maße verfehlt, systematische Regeln zu erwarten, während es tatsächlich ebenso falsch ist, keine Systematik zu erwarten. Zwar hängen Baker und Hacker, wie ich in Abschnitt 7.9 zeige, der Meinung an, es gebe keinen verborgenen Erklärungen der Sprache, gestehen allerdings dann zu, daß es synoptische Übersichten über Regeln gibt, die die Sprecher einer Sprache nicht explizit kennen. Offensichtlich gibt es keinen Grund, von vornherein bestimmte Annahmen über den Inhalt der Regeln, die man so feststellt, zu machen.

Die Aufgabe des Philosophen ist also analog dem Unternehmen, die Regeln zu bestimmen, nach denen die »Wilden« spielen, weil sie keine geschriebenen Regeln haben. In der Klammer deutet Wittgenstein selbst an, wie die Analogie zu übertragen ist: Der Philosoph hat es damit zu tun, ein Regelverzeichnis der Sprache anzulegen, weil es keine geschriebene Grammatik gibt. Bei dieser Sicht der Dinge wäre das Unternehmen der Philosophie witzlos, wenn die Sprecher über die Regeln zwar nicht in geschriebener Form verfügten, sie aber in expliziter Form bei Nachfrage präsent hätten. Obwohl so viel für die implizite Lesart spricht, sind beide Textstellen, strenggenommen, mit der Deutung verträglich, daß die Regeln nicht aufgeschrieben sind, die Sprecher sie aber diktieren könnten. Inhaltlich parallele Textstellen, an denen Wittgenstein davon spricht, die Regeln zu tabulieren, belegen schlüssig, daß die Regeln zu tabulieren nicht bedeutet, das explizite Wissen der Sprecher aufzuschreiben:

Wir reden (h: natürlich) von dem räumlichen und zeitlichen *Phänomen* der Sprache. Nicht von einem unräumlichen und unzeitlichen Unding. Aber wir reden von ihr so, wie von den Figuren des Schachspiels, indem wir Regeln für sie tabulieren (h: von ihrem Gebrauch im Spiel), nicht ihre physikalischen Eigenschaften beschreiben. (TS 213, p. 71)

An der folgenden Textstelle erfährt man mehr darüber, was Wittgenstein damit meint, die Regeln zu tabulieren:

Der, welcher darauf aufmerksam macht, dass ein Wort in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht wurde, oder dass bei dem Gebrauch dieses Ausdrucks uns dieses Bild vorschwebt, und der überhaupt die Regeln feststellt (tabuliert), nach welchen Worte gebraucht werden, hat gar keine Pflicht, eine Erklärung ... des Wortes »Regel« ... zu geben. (TS 213, p. 67)

Daß Wittgenstein in der Klammer das Wort »tabuliert« als Alternative zu dem Wort »feststellt« anbietet, ist ein deutlicher Hinweis darauf, daß Regeln zu tabulieren mehr bedeutet, als bereits formulierte und lediglich nicht schriftlich festgehaltene Regeln aufzuschreiben. Wenn man davon spricht, daß man etwas feststellt, so setzt man dabei im allgemeinen voraus, daß man etwas erst herausfinden muß. Es sei denn, das Wort »feststellen« wird im Sinne von »konstatieren« gebraucht, was an der hier betrachteten Textstelle allerdings wegen der grammatischen Konstruktion nicht der Fall ist. Für diese Sicht spricht auch, daß Wittgenstein an dieser Textstelle offensichtlich zugibt, daß man das Wort »Regel« gebrauchen und verstehen kann, ohne daß man es erklären können muß. Diesen Gedanken formuliert er im unmittelbaren Anschluß an die gerade betrachtete Textstelle mit etwas anderen Worten:

So ist es mir erlaubt, das Wort »Regel« zu verwenden, ohne notwendig erst die Regeln über dieses Wort zu tabulieren. (TS 213, p. 67)

Eine Erklärung der Bedeutung des Wortes »Regel« zu geben bedeutet für Wittgenstein, die Regeln für dieses Wort zu tabulieren. Daß er ausdrücklich bemerkt, man könne das Wort gebrauchen, und zwar, wie implizit vorausgesetzt wird, mit Verständnis, ohne erst die Regeln zu tabulieren, das ist nur verständlich, wenn man davon aus-

geht, daß ein kompetenter Sprecher im Geiste nicht über Regelformulierungen verfügt und daß es folglich etwas anderes ist, ob man ein Wort sinnvoll gebrauchen kann oder die Regeln seines Gebrauch in expliziter Form kennt. Ein Philosoph tabuliert also, wenn er die Bedeutung eines Wortes herausfinden will, die Regeln des Gebrauchs dieses Wortes. Dazu muß er allerdings nicht erst, wie der Übersetzer einer fremden Sprache, die Sprecher beobachten und von ihrem Verhalten auf die Geltung bestimmter Regeln schließen. Als Sprecher der Sprache, deren Regeln er herausfinden will, muß er sich, wie ich zeigen werde, lediglich überlegen, wie er Worte in bestimmten Situationen gebrauchen würde. Er muß diese Situationen nicht tatsächlich beobachten, und insbesondere findet er die Regeln der Sprache nicht durch Induktion heraus.

## 7.6.5 Verschwommene Regeln, die Explikation impliziter Regeln und die Fragmentierung der Bedeutung

### 7.6.5.1 Die Probleme – eine Übersicht

Wittgenstein setzt offensichtlich in seiner Metaphilosophie voraus, daß die Kenntnis der Regeln der Sprache implizit ist. Es geht also jetzt darum zu erfahren, wie Wittgenstein den an der folgenden Textstelle beschriebenen Weg zur Lösung philosophischer Probleme mit Inhalt füllt:

Das Lernen der Philosophie ist *wirklich* ein Rükckerinnern. Wir erinnern uns, dass wir die Worte wirklich auf diese Weise gebraucht haben. (TS 213, p. 419)

Vorstellen möchte ich Wittgensteins Vorgehen anhand von drei unterschiedlichen Gedankengängen. Wichtig ist, daß man an den in 1 und 2 erwähnten Textstellen die Methode Wittgensteins erschließen muß, weil er sie nicht explizit thematisiert. Sie zeigt sich allerdings in seinem Vorgehen. Man erkennt daran, daß Wittgenstein davon ausgeht, daß Sprecher die Bedeutung von Worten und Sätzen implizit kennen, und sieht, wie sie sie explizit machen können. Der Ausführung der drei Gedankengänge möchte ich eine kurze Skizze vorausschicken:

(1) Zum einen werde ich Wittgensteins Diskussion der Frage, ob die Wörter der Sprache strikte Regeln haben, vorstellen. Sie findet sich in Abschnitt 58. Er trägt die Überschrift »Die strikten grammatischen Spielregeln und der schwankende Sprachgebrauch ... « (TS 213, p. 248). Einen parallelen Gedankengang findet man in Abschnitt 15, der mit den Worten »›Satz‹ und ›Sprache‹ schwimmende Begriffe« (TS 213, p. 60) überschrieben ist. Wittgenstein zeigt in Abschnitt 58 *inhaltlich*, daß wir wissen, was wir reden, obwohl wir die Wörter, die wir geregelt gebrauchen, nicht definieren können. Die Regeln der Sprache sind verschwommen. Seine *Methode* macht deutlich: Wenn wir herausfinden wollen, welche Regeln für ein Wort gelten, so greifen wir auf Beispiele bzw. konkrete Fälle des Gebrauchs zurück. Wittgenstein spricht diese Methode nicht explizit an. Sie wird in seinem Vorgehen deutlich. Ob er der Meinung ist, daß wir die Bedeutung von Worten anhand der Betrachtung von einzelnen Fäl-

len bestimmen oder ob sie auf Einzelfälle relativiert ist, das bleibt undeutlich. Eine allgemeine Bemerkung zu Ende des Abschnitts spricht für die Annahme der Fragmentierung der Bedeutung. Ebenso ist nicht klar zu erkennen, ob Wittgenstein nur gegen die Annahme argumentieren möchte, daß Worte eine exakte Definition haben, oder auch dagegen, daß wir für ihr Zutreffen bestimmte allgemeine Merkmale oder Kriterien kennen. In Abschnitt 15 findet man dagegen einige Äußerungen, die eindeutig dafür sprechen, daß unsere Kenntnis der Bedeutung darin besteht, daß wir einzelne Fälle des Zutreffens eines Wortes kennen.

(2) Die Annahme, daß wir die Bedeutung eines Wortes »W« genau dann kennen, wenn wir es verstehen, erlaubt es, in allgemeiner Weise von den Bedingungen, unter denen wir jemandem das Verständnis eines Wortes zuschreiben oder nicht zuschreiben, auf die Bedeutung des Wortes »W« zu schließen. Wenn ein Sprecher ein Wort versteht, dann ist er in der Lage, bei Nachfrage begriffliche Verbindungen des Wortes zu anderen Worten anzugeben. Dieses Vorgehen ist die nicht-zirkuläre Deutung von Wittgensteins Feststellung, daß die Bedeutung von Worten durch Erklärungen bestimmt ist.

(3) In einem für das TS 213 langen ununterbrochenem Gedankengang diskutiert Wittgenstein die Frage, worin das Verständnis des Wortes »blau« besteht. Um das festzustellen, überlegt er sich unterschiedliche Fälle, er nennt sie »Spiele«, worin sich das Verständnis jeweils zeigen kann. Der Gedankengang deutet darauf hin, daß Wittgenstein die Bedeutung auf diese unterschiedlichen Fälle fragmentieren möchte. Das ist allerdings nicht zwingend. Solche Überlegungen Wittgensteins, und das ist unbestreitbar, bilden allerdings die Grundlage dafür, daß er die Bedeutung in der Zeit nach dem TS 213 auf Fälle relativieren wird. Er wird solche Spiele dann meist »Sprachspiele« nennen und kommt anhand ihrer Betrachtung etwa zu dem Schluß, daß es unendlich viele Fälle des Gebrauchs des Wortes »können« gibt. Deutlich wird dies auch anhand der Untersuchung der Worte »can« und »read« im *Brown Book* (vgl. unten 8.2.8.2 und 8.2.8.3).

Mit Blick auf diese drei Gedankengänge kann man folgendes Resümee ziehen: Die Sprecher einer Sprache erinnern sich an den Gebrauch der Worte, indem sie ihre Kompetenz anhand einzelner Fälle explizit machen und indem sie von den Bedingungen der Zuschreibung des Verständnisses eines Wortes auf die Bedeutung dieses Wortes rückschließen. Die Verwechslung der Tatsache, daß wir die Bedeutung anhand der Betrachtung von Fällen explizit machen, damit, daß sie auf Fälle fragmentiert ist, ist im TS 213 angedeutet und angelegt. Man findet Belegstellen dafür, ohne daß diese jedoch ausreichen, um Wittgenstein diese Sicht definitiv zuzuschreiben. Eindeutig ist dieser Fehler dagegen in der Zeit nach dem TS 213, und ebenso eindeutig sind die gerade skizzierten Gedankengänge ursächlich für die Verwechslung. Tatsächlich zeigen Wittgensteins Überlegungen an den erwähnten Textstellen des TS 213, daß die Regeln der Sprache verschwommen sind und die Sprecher sie implizit kennen. Am Rande macht Wittgenstein deutlich, daß die Sprachkompetenz ein basales Know-how zur Subsumtion von Gegenständen und Eigenschaften unter Beobachtungsprädikate umfaßt.



### 7.6.5.2 Die Unschärfe sprachlicher Regeln

Zu Beginn des Abschnitts findet sich eines der entscheidenden Ergebnisse:

Müssigkeit einer Definition, etwa der, des Begriffs »Pflanze«. Aber ist die Definition kein Erfordernis der Exaktheit? »Der Boden war ganz mit Pflanzen bedeckt«: damit meinen wir nicht Bacillen. Ja, wir denken dabei vielleicht an grüne Pflanzen einer bestimmten Größenordnung. Wer uns sagen würde, wir wissen nicht, was wir reden, ehe wir keine Definition der Pflanze gegeben haben, würden wir mit Recht für verrückt halten. Ja, wir könnten auch mit einer solchen Definition uns in den gewöhnlichen Fällen nicht besser verständigen. Ja, es scheint sogar, in gewissem Sinne schlechter, weil gerade das Undefinierbare in diesem Fall zu unserer Sprache zu gehören scheint. (TS 213, p. 248) (T1)

Der trockenen Feststellung, daß man keine Definition eines Begriffs wie »Pflanze« braucht, stellt Wittgenstein die Frage entgegen, ob man ohne eine solche Definition exakt sein könne. Diese Frage hat einen doppelten Sinn und folglich auch zwei Antworten: Man kann ohne eine Definition nicht exakt in dem Sinne sein, daß man eine Bedeutung angibt, die alle Fälle eindeutig regelt. Man kann allerdings ohne Definition erklären, was wir mit einem bestimmten Wort meinen. Und eine solche Erklärung gibt die Bedeutung, die das Wort hat, exakt wieder.<sup>42</sup> Im folgenden wird es immer wieder darum gehen, daß eine Erklärung, die im ersten Sinne exakt angibt, worin die Bedeutung von Wörtern und Sätzen der deutschen Sprache besteht, nicht im zweiten Sinne exakt ist und es auch nicht sein kann. Das Ziel einer Erklärung der Bedeutung ist eine Exaktheit im Sinne einer getreuen Wiedergabe, nicht im Sinne eines logischen Ideals oder Desiderats. So zeigt Wittgenstein an der gerade betrachteten Textstelle: Wir verstehen das Wort »Pflanze«, insofern wir wissen, was wir mit dem Satz »Der Boden war ganz mit Pflanzen bedeckt« meinen. Wittgenstein nennt zwei Aspekte, worin dieses Wissen besteht: Zunächst wissen wir ohne Definition, was mit dem Wort »Pflanze« nicht gemeint ist. Wittgenstein bemerkt das hier nur en passant. Es ist allerdings von eminenter Wichtigkeit: Ein Wort zu verstehen bedeutet auch zu wissen, was es alles nicht bedeutet. Und dieses Wissen ist bei einem Sprecher umfassend, allerdings von so grundlegender Art, daß wir uns dessen überhaupt nicht bewußt sind. Tatsächlich wissen wir, wenn wir das Wort »Pflanze« verstehen, daß es keine Kühlschränke, Farben oder Zahlen bezeichnet. Wir verstehen allerdings, und das ist der zweite Aspekt, das Wort »Pflanze«, indem wir dabei an bestimmte Pflanzen denken, also konkrete Zusammenhänge beschreiben und zeigen können, die qua Bedeutung aus dem Satz folgen. Und hier erkennt man gut Wittgensteins Methode: Er greift, wenn er die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke erklärt, darauf zurück, daß wir wissen, was wir im Einzelfall mit dem Ausdruck meinen, wenn wir ihn in einem Satz gebrauchen. Warum, so kann man sich fragen, würde man dem vehement widersprechen, ihn, wie Wittgenstein es

---

<sup>42</sup>In diesem Sinne stellt Wittgenstein zum Schluß eines Abschnitts, in dem es um dieselbe Fragestellung wie an den gerade betrachteten Textstellen geht, fest: »(Ich mache es mir in der Philosophie leichter und leichter. Aber die Schwierigkeit ist, es sich leichter zu machen und doch exakt zu bleiben.)« (TS 213, p. 70)

ausdrückt, für verrückt halten, der annimmt, wir wüßten nicht, was wir reden, wenn wir keine Definition der Wörter angeben können, die wir in der Rede gebrauchen? Auf diese Frage gibt es zwei Antworten, eine, die auf unsere Alltagsmeinungen rekurriert, und eine andere, die die erste Antwort noch einmal begründet. Ich möchte an dieser Stelle nur die erste Antwort nennen:

Verständnisannahme A:

Wir wissen als Sprecher der deutschen Sprache, was wir sagen, kennen also die Bedeutung der Wörter und Sätze, die wir äußern.

Im Alltag der Verständigung gehen Sprecher stillschweigend von dieser Annahme aus. Für ihre Richtigkeit spricht die Tatsache, daß die Verständigung mit der Sprache in der Regel funktioniert.<sup>43</sup> Deswegen besteht die Aufgabe von Wittgensteins Untersuchung primär<sup>44</sup> darin zu erklären, worin dieses Wissen besteht, nicht die Frage zu beantworten, ob wir als Sprecher der deutschen Sprache diese Sprache verstehen, oder zu begründen, warum das so ist.<sup>45</sup> Das Wissen besteht darin, daß wir im Einzelfall eine Menge Erläuterungen dazu geben, was wir mit einem Wort meinen.

Mit den beiden letzten Sätzen der gerade betrachteten Textstelle verweist Wittgenstein darauf, daß uns eine Definition nichts nützen würde und daß wir mit ihr sogar schlechter gestellt wären, insofern sie nicht exakt wiedergeben würde, was die Wörter bedeuten. Wittgenstein fährt im Text mit der Ausführung des ersten Gedankens fort:

Denken wir uns in dem Satz einer Erzählung »der Boden war ganz mit Gräsern und Kräutern bedeckt« die Wörter »Gräser« und »Kräuter« durch Definitionen ersetzt. Es ist klar, dass diese Definitionen lange und komplizierte Ausdrücke sein müssen/werden; und nun ist die Frage, ob wir denn wirklich mit dem Satz das gemeint haben, was jetzt in dem ungleich viel komplizierteren steht. Wir würden – glaube ich – sagen, dass wir an alles das gar nicht gedacht hätten. (TS 213, p. 249) (T2)

Insofern Wittgenstein der Meinung ist, daß es für Wörter wie »Gräser« und »Kräuter« keine Definition gibt, spielt er an der hier betrachteten Textstelle nur eine rein fiktive Möglichkeit durch. Er macht nicht deutlich, welche Art der Definition er im Sinne hat, vielleicht eine, die sich an den sichtbaren Merkmalen orientiert, vielleicht eine klassische im aristotelischen Sinn, vielleicht eine biologische. Überzeugend ist jedenfalls

---

<sup>43</sup>Ein überzeugendes Argument für die Verständnisannahme bietet der Hinweis darauf, daß das Mißverständnis parasitär zum Verständnis ist. Vgl. hierfür TS 213, p. 2: »Die gesamte Sprache kann nicht missverstanden werden. Denn sonst gäbe es zu diesem Missverständnis wesentlich keine (d: Erklärung)/Aufklärung. Die Sprache muss für sich selbst sprechen.« Dieses Argument ist nicht verifikationsistisch, sondern baut auf der Feststellung auf, daß Bedeutung erst dadurch entsteht, wie wir die Worte gebrauchen. Verständnis ist in diesem Sinne grundlegend gegenüber dem Mißverständnis, ebenso wie das Verrechnen parasitär zu etablierten Regeln des Rechnens ist. Ich stelle den entsprechenden Gedankengang etwas ausführlicher in Abschnitt 7.7.4.5 dar.

<sup>44</sup>Wie ich später zeigen werde, kann man diese Annahme innerhalb von Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung noch einmal begründen, und zwar, indem man genauer untersucht, wie die implizite Regelung der Sprache funktioniert (vgl. Abschnitt 7.6.7).

<sup>45</sup>So schreibt Wittgenstein: »Ueber die Sprache (h: des Alltags) sind nicht mehr (d: Skrupel) (h: Bedenken) berechtigt, als ein Schachspieler über das Schachspiel hat, nämlich keine.« (TS 213, p. 73)

der Gedanke, daß sie ziemlich kompliziert würde. Die Motivation der Frage, ob der Inhalt der Definition das war, was wir gemeint haben, wird deutlich, wenn wir im Text einige Seiten überspringen:

Nun könnte man freilich sagen: die Definition ist ja etwas Willkürliches, d. h., wie ich ein Wort definiere, so ist es definiert. Aber darauf kann geantwortet werden: Es kommt darauf an, es so zu definieren, wie wir das Wort meinen. Also so, dass wir zur Definition des Wortes »Tisch«, z. B., sagen: ja, das ist es, was ich mit dem Worte meine. – Ja hat Dich nun aber die Definition dahin gebracht, das mit dem Wort zu meinen oder willst Du sagen, dass Du das schon immer gemeint hast? Und wenn das Letztere, so hast Du also immer *das* gemeint, was die Definition sagt (im Gegensatz zu etwas Anderem, was sie auch sagen könnte). D.h. : Die Definition ist auch eine Beschreibung dessen, was Du schon früher gemeint hast. Du warst also auch früher schon im Besitz einer Uebersetzung dieser Definition; sie hat sozusagen nur laut gesagt, was Du schon im Stillen wusstest. Sie hat also auch wesentlich nichts zergliedert. (TS 213, p. 257, a) (T3)

Offensichtlich lehnt Wittgenstein die erste Alternative ab: Die Kenntnis einer Definition eines Wortes wie »Tisch« versetzt uns nicht erst in die Lage, mit dem Wort etwas zu meinen. Der Zweck einer Definition eines Wortes, das in der Sprache bereits eine Bedeutung hat, besteht vielmehr darin, das zu erfassen, was man mit dem Wort meint bzw. was man schon vorher mit ihm gemeint hat. Wieder gilt die Verständnisannahme A. Eine Definition eines Wortes in dem Sinne ist also das, was man unter dem Titel »Begriffsanalyse« kennt. Und das Adäquatheitskriterium einer solchen ist, ob sie richtig wiedergibt, was wir mit einem Wort so, wie wir es gebrauchen, meinen. Eine Definition sagt in dem Sinne das »laut«, was wir »im stillen« schon wissen, als sie unser praktisches Wissen davon, was ein Wort bedeutet, wiedergeben soll. Wenn Wittgenstein, und damit komme ich auf die Betrachtung der vorigen Textstelle zurück, dort behauptet, wir hätten gar nicht an das gedacht, was in der langen und komplizierten Definition vorkommt, so ist damit nicht gemeint, daß wir während des Aussprechens der Worte nicht daran gedacht haben. Das tun wir gewöhnlich nie, wenn wir ein Wort aussprechen. Wir folgen der Regel »automatisch«. Wittgenstein meint vielmehr, daß eine Definition die Bedeutung von Wörtern wie »Pflanze«, »Kräuter« und »Gräser« nicht angemessen wiedergeben würde, weil Definitionen zu exakt sind.<sup>46</sup> Dennoch können wir Regeln des Gebrauchs von Wörtern nennen:

So können doch grammatische Regeln über den Gebrauch des Wortes »Pflanze« gegeben werden und wir können also auf Fragen von der Art »folgt aus *diesem* Sachverhalt, dass dort eine Pflanze steht« Bescheid geben. Auf andere solche Fragen aber sind wir nicht gerüstet und können antworten: Ein solcher Fall ist noch nie vorgekommen und es wäre für uns müßig, für ihn vorzusorgen. (Wenn es etwa gelänge, ein Lebewesen halb

---

<sup>46</sup>Dieser Gedanke ist, wie ich später ausführen werde, falsch. Tatsächlich zeigt Wittgenstein nur, daß eine exakte Regelung nicht angemessen ist. Einen guten Grund dafür, daß man die verschwommenen Regeln nicht mit einer sehr langen Definition erfassen kann, gibt er nicht. Der Gedanke grammatischer Regelung setzt vielmehr voraus, daß man die grammatischen Regeln, die für ein Wort gelten, prinzipiell angeben kann.

maschinell und halb auf organischem Wege zu erzeugen, und nun gefragt würde: ist das nun noch ein Tier (oder eine Pflanze).) (TS 213, p. 249, a) (T4)

Der erste Satz der Textstelle ist für sich allein betrachtet etwas mißverständlich. Die Fortsetzung des Gedankengangs macht allerdings deutlich, was gemeint ist: Wir können nicht grammatische Regeln über den Gebrauch des Wortes »Pflanze« geben *und* zusätzlich noch Fragen über spezifische Sachverhalte beantworten. Vielmehr besteht unser Wissen von den grammatischen Regeln darin, daß wir in Einzelfällen wie diesem etwa darüber Auskunft geben können, ob aus einem bestimmten Sachverhalt folgt, daß der Satz »Dort steht eine Pflanze« wahr ist. Von entscheidender Bedeutung ist im Zusammenhang dieser Textstelle das Wort »dieses«, weil es den Einzelfallbezug deutlich macht. Unser Wissen der Bedeutung des Wortes »Pflanze« ist, so zeigt Wittgenstein weiter, von der Art, daß bestimmte Fälle nicht geregelt sind. Offensichtlich ist im geschilderten Fall der Begriff des Tiers und der der Pflanze nicht scharf genug, um zu entscheiden, ob das Artefakt ein Tier oder Pflanze ist. Wie, so fragt Wittgenstein dann, ist dieses Ergebnis zu bewerten:

Ich mache mich doch anheischig, das Regelverzeichnis unserer Sprache aufzustellen: Was soll ich nun in einem Fall, wie dem des Begriffes »Pflanze«, tun?

Soll ich sagen, dass für diesen und diesen Fall keine Regel aufgestellt ist? Gewiss, wenn es sich so verhält. Soll ich aber solche [im Text grammatikalisch falsch] sagen, es gibt kein Regelverzeichnis unserer Sprache und das ganze Unternehmen, eines aufzustellen, ist Unsinn? (TS 213, p. 250, a) (T5)

Auch diese Fragen sind rhetorisch. Es ist ein Merkmal unseres Begriffes der Pflanze, daß er keine scharfen Grenzen hat:

»Ich weiss, was eine Pflanze ist, kann es aber nicht sagen«. Hat dieses Wissen die Multiplizität eines Satzes, der nur nicht ausgesprochen wurde? So dass, wenn der Satz ausgesprochen würde, ich ihn als den Ausdruck meines Wissens anerkennen würde? – Ist es nicht vielmehr wahr, dass jede exakte Definition als Ausdruck unseres Verstehens abgelehnt werden müsste? D. h., würden wir nicht von so einer sagen müssen, sie bestimmte zwar einen, dem unseren verwandten, Begriff, aber nicht diesen selbst? Und die Verwandtschaft sei etwa die, zweier Bilder, deren eines aus unscharf begrenzten Farbflecken, das andere aus ähnlich geformten und verteilten, aber scharf begrenzten, bestünde. Die Verwandtschaft wäre dann ebenso unleugbar, wie die Verschiedenheit. (TS 213, p. 250 f., a) (T6)

Mit der Frage, die Wittgenstein im zweiten Satz äußert, meint er, ob die Unfähigkeit zu sagen, was eine Pflanze ist, nur von der Art ist, wie wir vielleicht nicht alle Bundesligamannschaften aufzählen können, also eine empirische Unfähigkeit, die sich beheben läßt, wenn wir eine Zeitung zur Hand nehmen, ob wir also nicht die Regeln ebenso einfach nachschlagen oder auf eine andere Art in Erfahrung bringen und dann in einem Satz wiedergeben könnten. Wittgenstein lehnt diese Ansicht ab und betont, daß ein Wissen von der Multiplizität eines Satzes einen ähnlichen Begriff bestimmen würde, der sich zu dem ursprünglichen so verhielte wie ein Bild mit exakten Gren-

zen zu einem, in dem die Farben ineinander verlaufen. Eine exakte Definition ist also abzulehnen, weil sie nicht unser Verständnis ausdrückt. Sie würde scharfe Grenzen ziehen, wo im ursprünglichen Begriff keine bestehen:<sup>47</sup>

Das heisst: die unscharfen Grenzen gehören zu meinem Begriff der Pflanze, so wie er jetzt ist, d. h. so, wie ich dieses Wort jetzt gebrauche, und es charakterisiert diesen Begriff, dass ich z. B. sage: Ich habe darüber keine Bestimmung getroffen, ob dieses Ding eine Pflanze heissen soll oder nicht. (TS 213, p. 251, a) (T7)

Wittgenstein gibt ein weiteres plastisches Beispiel dafür, inwiefern ein Begriff eine bestimmte Bedeutung und dennoch keine definierbaren Grenzen haben kann:

Es verhält sich doch mit dem Begriff »Pflanze« ähnlich, wie mit dem der Eiförmigkeit, wie wir sie im gewöhnlichen Leben meinen. Die Grenzen dieses Begriffs sind nicht scharf bestimmt und wir würden z. B. ein Osterei von dieser Form 0 nicht als solches gelten lassen und doch nicht sagen können, bei welchem Verhältnis der Länge und Breite etwas anfängt, ein Osterei zu sein. Ja, wenn Einer nun ein solches Verhältnis angäbe, *was es auch sei*, so könnten wir es nicht als die richtige Begrenzung unseres Begriffs anerkennen. Sondern wir müssten entweder sagen: nein, das nenne ich kein Osterei, es ist zu schlank, oder zu dick etc . . . , oder: ja, das ist *auch* ein Osterei, aber der Grenzfall ist es nicht gerade. Diesen gibt es eben nicht in unserem Kalkül und wer einen Grenzfall einführt, führt einen andern Kalkül ein. (TS 213, p. 251) (T8)

Was Wittgenstein über den Begriff der Eiförmigkeit sagt, bedarf für das Verständnis keiner Erläuterung. Ich möchte lediglich seine Methode, die sich darin zeigt, wie er seine Aussagen über den Begriff der Eiförmigkeit begründet, kurz kommentieren. Es wird wieder deutlich: Wir verfügen nicht über eine allgemeine Regel, können allerdings im Einzelfall darüber Auskunft geben, warum etwas nicht eiförmig ist, und das auch anhand unterschiedlicher Merkmale begründen. Einen exakten Grenzfall angeben zu können, das läßt sich nicht aus dem Begriff ableiten. Eine exakte Definition, die solche Angaben machen würde, würde deswegen diesen Begriff nicht angemessen bestimmen.

Wittgenstein gibt noch ein weiteres Beispiel für unpräzise Regelung der Bedeutung, das er ausführlich diskutiert. Ich möchte es nur kurz skizzieren, um dann die Textstelle zu präsentieren, an der sich die entscheidende Bewertung der Tatsache findet, daß wir für viele Wörter keine präzisen Regeln finden. Betrachten wir zunächst das Beispiel: Mit einem bestimmten Eigennamen verbinden wir, so sagt Wittgenstein, eine »Definition« von der folgenden Art: *N* ist der Mann, von dem wir eine Menge unterschiedlicher Dinge glauben, die für uns die Bedeutung des Namens »*N*« ausmacht. Sollte sich herausstellen, daß einige nebensächliche Annahmen über *N* gar nicht stimmen, so nehmen wir nicht an, daß es *N* nicht gibt, wie es der Fall sein müßte, wenn

---

<sup>47</sup>Wieder möge der Leser darauf achten, daß in diesem Gedankengang ein Fehler vorliegt. Es ist etwas anderes, ob die Bedeutung von Wörtern durch exakte Definitionen gegeben werden kann oder ob sie die Multiplizität eines Satzes hat. Tatsächlich widerlegt Wittgenstein nur die erste Behauptung und nicht die zweite.

die Bestimmung der Bedeutung des Namens von *N* eine strikte Definition wäre. Wir wandeln vielmehr die Definition von »*N*« ab. Zwar werden wir in solchen Fällen nur bereit sein, Nebensächlichkeiten abzuwandeln. Es ist allerdings, darauf weist Wittgenstein hin, oft unklar, was in solchen Fällen nebensächlich und was wesentlich ist. Er kommentiert das so:

Das kommt nun darauf hinaus, dass wir den Namen »*N*« in gewissem Sinne ohne feste Bedeutung gebrauchen, oder: dass wir bereit sind, die Spielregeln nach Bedarf zu verändern (make the rules as we go along). (TS 213, p. 252 f.) (T9)

Wittgenstein fragt sich dann, wie die Tatsache zu bewerten ist, daß ein Sprecher in einem Fall wie dem geschilderten bereit ist, eine Regel zu nennen, nach der er den Namen gebraucht, diese aber ändert, wenn man ihm zeigt, daß gewisse Annahmen, die dieser Regel zugrunde lagen, falsch sind:

Aber – wird man einwenden – der den Satz »*N* ist gestorben« gesagt hat, hat doch nicht planlos Worte aneinandergereiht (und darin besteht es ja, dass er »etwas mit seinen Worten gemeint hat«). – Aber man kann wohl sagen: er sagt den Satz planlos, was sich eben in der beschriebenen Unsicherheit zeigt. Freilich ist der Satz von irgendwo hergenommen und wenn man will, so spielt er nun auch ein Spiel mit sehr primitiven Regeln; denn es bleibt ja wahr, dass ich auf die Frage »Wer ist *N*« eine Antwort bekam, oder eine Reihe von Antworten, die nicht gänzlich regellos waren. (TS 213, p. 254) (T10)

Wieder ist der methodische Aspekt des Vorgehens gut sichtbar: Es wird vorausgesetzt, daß der Sprecher etwas mit seinen Worten gemeint hat. Er gebraucht sie zwar in bestimmter Weise »planlos« bzw. »ohne feste Bedeutung«, insofern er in der beschriebenen Weise bereit ist, die Bedeutungsregeln zu verändern. Der Satz hat allerdings, und das ist mit der Formulierung, daß der »Satz irgendwo hergenommen« ist, gemeint, eine bestimmte Bedeutung. Denn die Antworten waren, wie Wittgenstein es ausdrückt, nicht »gänzlich regellos«. Es gibt allerdings einen großen Grad an Elastizität in den Regeln. Wittgenstein spricht deswegen von »primitiven« Regeln. Wenn man herausfindet, daß die Bedeutung von Worten durch solche Regeln bestimmt ist, und das ist das entscheidende Ergebnis dieser Diskussion, so ist das kein Mangel:

Wir können sagen: Untersuchen wir die Sprache auf ihre Regeln hin. Hat sie dort und da keine Regeln, so ist *das* das Resultat unsrer Untersuchung. (TS 213, p. 254) (T11)

Zwar legen die Textstellen (T1) und (T4) die Annahme nahe, daß unsere Kenntnis der Bedeutung eine Kenntnis von einzelnen Fällen ist. Man kann sie allerdings auch so lesen, daß wir die Bedeutung anhand der Betrachtung von einzelnen Fällen explizieren. Dasselbe gilt für eine gewisse Unklarheit im Hinblick auf die Frage, ob Wittgenstein lediglich zeigen will, daß die Regeln der Sprache verschwommen sind oder daß sie auf Einzelfälle fragmentiert sind. Eine allgemeine Bemerkung, die auf die gerade betrachteten Textstellen folgt, legt allerdings die Lesart im Sinne der Fragmentierung der Bedeutung nahe. So schreibt Wittgenstein:

Andererseits glaubt man, die Betrachtung ermangle ja der ... Allgemeinheit, die man ihr geben will, wenn sie nur für den einen (h: besonders?) Fall wirklich stimmt. (TS 213, p. 260) (T12)

Aus dem Kontext wird deutlich, daß Wittgenstein so die Methode seiner Betrachtung von Bedeutungen positiv charakterisieren will. Unser Wissen von Bedeutungen wäre dann nur ein Wissen von Fällen und also auf diese fragmentiert.

Worte wie »Pflanze«, »eiförmig« und der gerade betrachtete Eigenname sind, was die Unschärfe ihrer Regeln angeht, wie Wittgenstein in Abschnitt 15 äußert, keine Ausnahmefälle in der Sprache:

Der Gebrauch der Wörter »Spiel«, »Satz«, »Sprache«, etc. hat die Verschommenheit des normalen Gebrauches aller Begriffswörter unserer Sprache. (TS 213, p. 70, h) (T13)

Wieder thematisiert Wittgenstein die Verschommenheit der Regeln und die Tatsache, daß eine Definition weder brauchbar noch notwendig ist:

Dagegen ist es müßig, Grenzen dort zu ziehen, wo wir sie nicht brauchen. (d: Verhält es sich hier nicht ebenso wie, mit dem Begriff »Pflanze«?) Wir gebrauchen (d: dieses) (h: das) Wort (h: »Pflanze«) in bestimmtem Sinne, aber, im Falle einzelliger Lebewesen war die Frage eine Zeit lang schwebend, ob man sie Tiere oder Pflanzen nennen solle, und es liessen sich auch beliebig viel andere Grenzfälle konstruieren, für die die Entscheidung, ob etwas noch unter den Begriff Pflanze falle, erst zu treffen wäre. Ist aber darum die Bedeutung des Wortes Pflanze in allen anderen Fällen verschommen, so dass man sagen könnte, wir gebrauchen das Wort, ohne es zu verstehen? Ja, würde uns eine Definition, die den Begriff nach verschiedenen Seiten begrenzte, die Bedeutung des Wortes in allen Sätzen klarer machen, sodass wir auch alle Sätze, in denen es vorkommt, besser verstehen würden? Offenbar nein. (TS 213, p. 69) (T14)

Die Tatsache, daß ein Wort in bestimmten, sogar einer beliebig großen Zahl von Fällen keinen exakt geregelten Gebrauch hat, beeinträchtigt nicht seinen Gebrauch in den Fällen, die geregelt sind. Und umgekehrt gilt: Eine Definition würde zum Verständnis der Fälle nichts beitragen, in denen der Gebrauch des Wortes verständlich ist. Was Wittgensteins Methode angeht, so wird wieder deutlich: Es geht darum, mit den Erklärungen der Bedeutung zu erfassen, wie wir ein Wort oder einen Satz im Sprachgebrauch verstehen und meinen. Unser Wissen, was Wörter und Sätze bedeuten, ist ein praktisches Gebrauchswissen. Was die Frage angeht, ob unsere Kenntnis der Bedeutung auf Fälle fragmentiert oder anhand der Betrachtung von Fälle expliziert wird, äußert sich Wittgenstein im Sinne der ersten Alternative:

Ich finde bei Plato auf eine Frage wie »was ist Erkenntnis« nicht die vorläufige Antwort: Sehen wir einmal nach, wie dieses Wort gebraucht wird. Sokrates weist es immer zurück, von Erkenntnissen statt von der Erkenntnis zu reden. (TS 213, p. 66) (T15)

Sokrates ist bekanntermaßen in den frühen Dialogen stets unzufrieden mit den Auskünften, die er bekommt. Die Praktiker, die er fragt, nennen ihm einzelne Beispiele für Dinge, auf die allgemeine, abstrakte Begriffe zutreffen. Das genügt Sokrates nicht,

weil er das Wesentliche sucht. Er verhält sich somit aus Wittgensteins Perspektive wie jemand, der sich beklagt, daß man ihm nicht den Wald zeige und stattdessen nur von Baum zu Baum führe.<sup>48</sup> Was Erkenntnis ihrem Wesen nach ist, das erfährt man nicht, indem man von dem alltäglichen Gebrauch des Wortes »Erkenntnis« absieht oder darüber hinausgeht, sondern indem man prüft, wie man das Wort gebraucht,<sup>49</sup> und so eine Fülle von Einzelfällen anschaut. In diesem Sinne schreibt Wittgenstein im selben Abschnitt an anderer Stelle:

(Sokrates stellt die Frage, was Erkenntnis sei und ist nicht mit der Aufzählung von Erkenntnissen zufrieden. Wir aber kümmern uns nicht viel um diesen allgemeinen Begriff und sind froh, wenn wir Schuhmacherei, Geometrie, etc. verstehen.) (TS 213, p. 69) (T 15)

Ebenso äußert sich Wittgenstein in Bezug auf die Bedeutung des Wortes »Spiel«:

Die Spiele sind uns *die* Spiele, von denen wir gehört haben, die wir aufzählen können, und etwa noch einige nach Analogie anderer neu gebildete; und wenn jemand etwa ein Buch über die Spiele schriebe, so brauchte er eigentlich das Wort »Spiel« auch im Titel nicht, sondern als Titel könnte eine Aufzählung der Namen der einzelnen Spiele stehen. Und gefragt: Was ist denn aber das Gemeinsame aller dieser Dinge, weshalb Du sie zusammenfasst? könnte er sagen: ich weiss es nicht in einem Satz anzugeben, – aber Du siehst ja viele Analogien. Im übrigen ist diese/erscheint mir diese Frage müßig, da ich auch wieder, nach Analogien fortfahrend, durch unmerkliche Stufen zu Gebilden kommen kann, die niemand mehr im gewöhnlichen Leben »Spiel« nennen wollte. Ich nenne daher »Spiel« das, was auf dieser Liste steht, wie auch, was diesen Spielen bis zu einem gewissen (von mir nicht näher bestimmten) Grade ähnlich ist. Im übrigen behalte ich es mir vor, in jedem neuen Fall zu entscheiden zu entscheiden, ob ich etwas zu den Spielen rechnen will oder nicht. (TS 213, p. 68 f.) (T 17)

So wie es aus Wittgensteins Sicht ein falsches Unternehmen ist, wie Sokrates zu suchen, was die einzelnen Erkenntnisse qua Erkenntnis gemeinsam haben, weil unser Wissen von der Bedeutung dieses Wortes in der Kenntnis von einzelnen Erkenntnissen wie etwa der Geometrie besteht, so besteht unsere Kenntnis der Bedeutung<sup>50</sup> des Wortes »Spiel« darin, daß wir einzelne Spiele aufzählen können. Bei Bedarf können wir diese Liste durch Extrapolation mit Hilfe von Analogien verlängern. Neue Fälle werden durch Entscheidung geregelt. Die Bedeutung von Wörtern ist also auf Fälle fragmentiert, deren Unterschiedlichkeit in einer Definition nicht angemessen erfaßt werden kann. Indem sich ein Sprecher darauf besinnt, wie er ein Wort in den ein-

---

<sup>48</sup>Interessanterweise kommt Lübke ohne Bezug auf die gerade betrachteten Textstellen im Hinblick auf die *PU* zu dem Ergebnis, daß sie »in einem entschiedenen Sinn antisokratisch« sind. (Lübke 1960, p. 220)

<sup>49</sup>Strenggenommen müßte man in diesem Zusammenhang noch zeigen, daß der Schritt von der Frage danach, was Erkenntnis ist, zu der Frage, wie das Wort »Erkenntnis« gebraucht wird, begründet ist. Ich habe in meiner Darstellung von Wittgensteins Metaphilosophie skizziert, warum seine nominalistische Strategie (vgl. oben, Abschnitt 3.11.2) legitim ist, und verzichte hier darauf, das noch einmal vorzuführen.

<sup>50</sup>Ich sehe in diesem Zusammenhang wieder davon ab, Wittgensteins Wechsel zwischen der materialen und der formalen Redeweise zu begründen.



zelnen Fällen gebraucht, kann er sein implizites Wissen explizit machen. Die frühen Dialoge Platons enthalten gute Beispiele für dieses Vorgehen, insofern als Sokrates' Gesprächspartner immer einzelne Fälle, auf die ein abstrakter Begriff zutrifft, anführen. So wie sich Wittgenstein an den gerade betrachteten Textstellen äußert, kann man nicht mehr als dieses Einzelfallwissen, mit dem Platon bekanntermaßen unzufrieden ist und über das er hinauskommen möchte, bekommen, weil die Bedeutung von Wörtern nicht präzise bestimmt, sondern in der dargestellten Weise fragmentiert ist.

### 7.6.5.3 Die Fragmentierung der Bedeutung

Unabhängig davon, ob Wittgenstein mit den vorgeführten Textstellen lediglich zeigen will, (a) daß die Regeln der Sprache verschwommen und wir sie implizit kennen, oder (b) daß unsere Kenntnis der Bedeutung von Worten sich nur auf Fälle bezieht, so suggerieren sie, daß eine Verbindung zwischen den Annahmen (a) und (b) besteht. Ähnlich wie die Bilder, die Wittgenstein angreift, entwickeln allerdings auch diese Gedanken ihre Überzeugungskraft nur dann, wenn man die dargestellten Fälle nicht gründlich genug durchleuchtet. Ich möchte vorführen, warum der Gedanke eines reinen Einzelfallwissens attraktiv ist, dann zeigen, daß und warum er falsch ist, und darstellen, inwiefern Wittgenstein an den betrachteten Textstellen selbst die Kenntnis allgemeiner Merkmale voraussetzt. Zum Schluß dieses Gedankengangs werde ich noch einmal die für die Probleme (A) bis (E) relevanten Ergebnisse zusammenfassen.

Die Annahme, daß wir nur einzelne Fälle des Gebrauchs eines Wortes kennen, erscheint zunächst aus unterschiedlichen Gründen attraktiv:

- Wir betrachten manche Anwendungsfälle als paradigmatisch für bestimmte Begriffe. So sind wir uns etwa sicher, daß die Beatles Pop-Stars sind.
- Wir begegnen nur einzelnen Pflanzen und nicht dem Begriff der Pflanze. Dasselbe gilt für visuelle Vorstellungen.
- Wir explizieren unser Wissen von der Bedeutung eines Wortes anhand einzelner Fälle. So können wir etwa herausbekommen, was das Wort »wissen« bzw. »Erkenntnis« bedeutet, wenn wir uns Fälle überlegen, in denen wir sagen, daß jemand etwas weiß bzw. etwas erkennt.

Offensichtlich sind all dies andere Annahmen als die, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke auf Fälle fragmentiert ist. Diese ist mit zentralen Ergebnissen von Wittgensteins Überlegungen nicht verträglich:

- Die Sprache regelt alle Fälle im voraus. Das ist nicht damit zu verwechseln, daß alle Fälle exakt geregelt sind. Es muß allerdings von vornherein deutlich sein, für welche Fälle vorgesorgt ist und was Grenzfälle sind (vgl. TS 213, p. 62 d: »... ihre Grammatik muß im Vorhinein bestimmt sein ... «).
- Man versteht den Einzelfall nur als Einzelfall ebenso wie ein Beispiel nur als Beispiel, wenn man die Merkmale kennt, aufgrund derer ein Begriff zutrifft, ebenso wie man nur auf dieser Grundlage weiß, was als derselbe und was als ein anderer Fall gilt. So schreibt Wittgenstein:

Es sind also die Regeln, die von dem Beispiel gelten, die es zum Beispiel machen. (TS 213, p. 332)

Eine Regel kann ich nicht anders geben als durch ihren Ausdruck, denn auch Beispiele, wenn sie Beispiele sein sollen, sind ein Ausdruck für die Regel, wie jeder andre. (TS 213, p. 188, a)

Ein Beispiel versteht man immer nur auf der Basis der Kenntnis von Merkmalen, insofern man für sein Verständnis wissen muß, welche seiner Eigenschaften für die Exemplifikation relevant sind und welche nicht.

– Das Entsprechende gilt für die Annahme, man könne einen allgemeinen Begriff wie den des Spiels, der auf potentiell unendlich viele Einzelfälle zutrifft, durch die Angabe von Einzelfällen und den Hinweis bestimmen, daß man von diesen durch Ähnlichkeit oder Analogiebildung extrapoliere. Der Hinweis auf Analogien oder Ähnlichkeit ist, wie Wittgenstein selbst an anderer Stelle bei der Betrachtung der Bedeutung des Wortes »Spiel« feststellt, ohne Nennung von Merkmalen unbrauchbar, »da ich auch wieder, nach Analogien fortfahrend, durch unmerkliche Stufen, zu Gebilden kommen kann, die niemand mehr im gewöhnlichen Leben ›Spiel‹ nennen wollte« (TS 213, p. 68). Dasselbe gilt für den Begriff der Ähnlichkeit. Alles ist allem ähnlich, und so ist dieser Begriff nur dann zur Spezifikation der Art brauchbar, wie man von den bekannten Fällen extrapoliert, wenn man über einen allgemeinen Begriff verfügt, der angibt, in welcher Hinsicht die neuen Fälle dem ursprünglichen ähnlich sein sollen. Wittgensteins eigener Vorschlag im Zusammenhang der Diskussion der Bedeutung des Wortes »Spiel« ist ebenfalls wenig überzeugend:

Ich nenne daher »Spiel« das, was auf dieser Liste steht, wie auch, was diesen Spielen bis zu einem gewissen (von mir nicht näher bestimmten) Grade ähnlich ist. Im übrigen behalte ich es mir vor, in jedem neuen Fall zu entscheiden, ob ich etwas zu den Spielen rechnen will oder nicht. (TS 213, p. 68 f.)

Wittgenstein hat vor der gerade betrachteten Textstelle eine Liste mit Spielen genannt und auf diese bezieht er sich. Betrachten wir zunächst den Fall *eines* Spiels auf dieser Liste. In diesem Zusammenhang muß man zuerst auf eine Mehrdeutigkeit des Wortes »Fall« hinweisen: Insofern auf Wittgensteins Liste Spiele wie Schach stehen, hat man es bereits mit einem allgemeinen Begriff zu tun, und das Wort »Fall« ist im Sinne von Falltyp gebraucht. Wenn Wittgenstein damit einzelne Ereignisse meint, auf die der Begriff »Schachspiel« zutrifft, dann benötigt man die Kenntnis von Merkmalen, um zu entscheiden, was an den Ereignissen relevant dafür ist, daß ein Schachspiel realisiert ist, und was nicht. Für beide Lesarten gilt: Wenn es darum geht zu bestimmen, ob ein bestimmtes neues Ereignis ein Fall ist, den man als Schachspiel bezeichnen kann, also ein Fall, in dem Schach gespielt wird, dann wird in diesem Fall keine Entscheidung getroffen, sondern man schaut, ob die entsprechenden Merkmale vorliegen, so daß das Ereignis unter dem Begriff des Schachspiels subsumiert werden kann. In ähnlicher Weise ist das zu beurteilen, was Wittgenstein über den Begriff des Spiels sagt: Wenn die Bedeutung dieses Wortes artikuliert geregelt ist, dann kann es nur

endlich viele Falltypen umfassen. Allerdings trifft das Wort auf unendlich viele Einzelfälle zu. Was die Behauptung angeht, daß neue Fälle entschieden werden müssen, so muß man zwischen den beiden verschiedenen Lesarten des Wortes »Fall« unterscheiden: Die Annahme, daß man in jedem *numerisch* neuen Fall eine Entscheidung treffen muß, ist falsch. Andernfalls wäre Wittgensteins Behauptung an Textstelle (T4), daß für einen bestimmten Fall nicht vorgesorgt sei, trivialerweise wahr, weil das für alle numerisch neuen Einzelfälle gelten würde. Richtig ist dagegen, daß man eine neue Entscheidung treffen muß, wenn ein Falltyp auftritt, der sich in relevanter Weise von den durch die Regeln der Sprache bestimmten Falltypen unterscheidet und diesen dennoch in der Weise ähnlich ist, daß man geneigt ist, ihn unter dem Begriff zu subsumieren. Dies besagt dann allerdings nichts anderes, als daß Grenzfälle entschieden werden müssen. Weiterhin gilt: Nur auf der Grundlage allgemeiner Merkmale kann man überhaupt zwischen numerisch und qualitativ neuen Fällen unterscheiden. So ist es von vornherein sicher, daß ein Baum kein Spiel ist oder eine leichte Abwandlung eines Spiels, das auf der Liste steht, ein Spiel ist. Ob man dagegen eine Aktivität, die relevante Ähnlichkeiten mit einem Spiel hat, allerdings die gesamte Lebensführung eines Menschen durchdringt, als Spiel bezeichnen will, das ist eine offene Frage. Entsprechend gilt für (T1): Nur die Kenntnis allgemeiner Regeln macht es möglich zu wissen, daß die exakte Größe der vorgestellten Pflanzen kein relevantes Merkmal ist, wohingegen die Tatsache relevant ist, daß die vorgestellten Dinge leben oder gelebt haben. Daß Pflanzen keine Bazillen sind, *erkennen* wir *anhand* des Einzelfalls. Es *gilt* nicht nur für spezielle Einzelfälle. Dasselbe gilt für (T4). Wieder führt Wittgenstein ein *anhand von Einzelfällen expliziertes* und kein *auf den Einzelfall relativiertes Wissen* vor.<sup>51</sup> Die oben an Textstelle (T12) formulierte Annahme, daß eine Betrachtung nur für einen Fall stimmt, ist also falsch, wenn damit Einzelfälle gemeint sind. Wahr ist, daß man unterschiedliche Falltypen auseinander halten muß.

– Wir kennen für den Gebrauch von Wörtern bestimmte Kriterien, die begriffliche Bedingungen für alle Fälle des Gebrauchs von Wörtern angeben. So nennt Wittgenstein an Textstelle (T4) selbst das Kriterium, das wir gebrauchen, um festzustellen, ob etwas eine Pflanze ist: Wir überprüfen, ob es lebendig und kein Tier ist. Der Gedanke eines reinen Einzelfallwissens ist mit der Annahme von Kriterien unvereinbar. Das wird auch im Hinblick auf abgrenzende Folgerungen deutlich, wie es Wittgenstein an Textstelle (T1) vorführt: Wäre unsere Kenntnis der Bedeutung des Wortes »Pflanze« auf einzelne Fälle fragmentiert, so wäre es, unabhängig von der Zahl der betrachteten Fälle, immer möglich, daß wir den Fall übersehen haben, in dem das Wort »Pflanze« Bakterien bezeichnet. Zudem greift Wittgenstein in seinen eigenen Argumentationen selbst auf die Annahme zurück, daß es allgemeine Kriterien für Wörter gibt. So gelten die Feststellungen, daß das Verstehen nicht analog zu einer Empfindung konzipiert

---

<sup>51</sup>In ähnlicher Weise verwechselt Stern die Tatsache, daß die Sprecher die Regeln der Sprache implizit kennen, damit, daß sie auf den Einzelfall relativiert sind. (Stern 1991, p. 217)

werden kann oder daß die Bedeutung eines Wortes nicht mit der Wirkung seiner Äußerung identifiziert werden kann, allgemein und sind nicht auf Einzelfälle relativiert.

– Die Tatsache, daß wir ein Wort wie »Pflanze« auf unendlich viele Einzelfälle applizieren können, die alle unterschiedlich sind, ist etwas anderes als die Annahme, daß das Wort in allen einzelnen Fällen eine unterschiedliche Bedeutung hat und daß sich seine Gesamtbedeutung aus diesen einzelnen Bedeutungen zusammensetzt. Nur die Annahme unendlich vieler unterschiedlicher *Falltypen* ist mit dem Gedanken einer Regelung nicht vereinbar. Die Tatsache, daß wir ein Wort potentiell in unendlich vielen jeweils unterschiedlichen Einzelfällen gebrauchen können, ist unbedenklich.

Tatsächlich präsentiert Wittgenstein an den gerade vorgeführten Textstellen einige für die Lösung der anfangs genannten Probleme wichtige und überzeugende Ergebnisse, aus denen allerdings nicht folgt, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke auf Fälle fragmentiert ist:

– Die Kenntnis der Bedeutung ist implizit, und wir machen sie anhand von Einzelfällen explizit. Unser Wissen von der Bedeutung von Wörtern ist primär die Kompetenz, die Wörter in konkreten Einzelfällen zu gebrauchen und zu wissen, was wir mit ihnen meinen bzw. wie wir sie verstehen (siehe die Textstellen T1-T4, T10, T14-T17). Dies ist etwas anderes als die Behauptung, das Wissen sei auf Einzelfälle fragmentiert.

– Allerdings findet bei dem Unternehmen, einen Begriff explizit zu machen, ein Ausgleich zwischen unserer Kenntnis paradigmatischer Fälle der Anwendung dieses Begriffs und der Folgerungsstruktur statt, in der wir den Begriff plazieren.<sup>52</sup> Manchmal sind wir beispielsweise von bestimmten Folgerungen so überzeugt, daß wir die Annahme aufgeben, ein bestimmter Fall sei, wie wir ursprünglich glaubten, paradigmatisch für das Zutreffen eines Wortes. Typisch hierfür ist etwa das Ergebnis, daß

---

<sup>52</sup>Diese Art, die Regeln zu bestimmen, hat eine starke Ähnlichkeit mit Rawls Vorgehen, ein reflektives Gleichgewicht zu erreichen (Rawls 1972, p. 21). Beide Male geht es darum, die Rolle von paradigmatischen Fällen und allgemeinen Bestimmungen in das richtige Verhältnis zu bringen bzw. das eine auf der Basis des anderen zu korrigieren. So stimmen wir manchen Sätzen leichthin zu, obwohl wir erkennen, daß sie falsch sind, wenn wir uns die Regeln der in ihnen vorkommenden Worte bewußt machen. Dummett erinnert in diesem Zusammenhang daran, daß Hundefreunde der Aussage zustimmen würden, daß ihr Hund jedes Wort, das sie sagen, verstehe, obwohl das falsch ist, und weist darauf hin, daß man man Sprachregeln nicht einfach erhält, indem man schaut, wie Worte und Sätze gebraucht werden, »... sondern wir müssen einen Unterschied machen zwischen dem, was üblicherweise gesagt wird, und dem, was wir aufgrund der unseren Sprachgebrauch regelnden Konventionen sagen müssen bzw. sagen dürfen.« (Dummett 1988, p. 161) Dummett nimmt allerdings fälschlicherweise an, daß man diese Unterscheidung innerhalb von Wittgensteins Konzeption nicht rechtfertigen kann. Tatsächlich ist das mit Hilfe der dargestellten Methoden, die impliziten Regeln explizit zu machen, keine Schwierigkeit. So wird man etwa in dem Beispiel, das Dummett anführt, leicht erkennen, daß das Wort »verstehen« nicht im Sinne sprachlichen Verstehens gemeint sein kann, wenn der betreffende Satz wahr sein soll. In grober Weise verfehlt ist allerdings Pitchers Beispiel dafür, wie eine Untersuchung des Sprachgebrauchs falsche Bilder entlarven könne. Seine Annahme, wir könnten herausfinden, daß das Wort »Hund« nichts benennt (Pitcher 1964, p. 225), ist in sehr lehrreicher Weise falsch. Wenn man das Benennen nicht als autarke Relation im Sinne der Gegenstandstheorie versteht, dann sind Beobachtungen wie die, daß das Wort »Hund« Hunde benennt, gerade Randbedingungen, denen alle Theorien sprachlicher Bedeutung Rechnung tragen müssen. Wenn sie etwas anderes herausbekommen, spricht das gegen die Theorie, nicht umgekehrt.

das Verstehen eines Satzes kein introspektiv zugänglicher, durch seine qualitativen Eigenschaften bestimmter geistiger Vorgang ist. Diese Sicht ist ursprünglich so plausibel, weil das Verstehen ein typischer Fall eines introspektiv zugänglichen geistigen Vorgangs zu sein scheint. Sie erweist sich allerdings als unhaltbar, wenn man die überzeugende Annahme macht, daß man ein Wort nur dann versteht, wenn man seine Bedeutung kennt. Die Kenntnis der Bedeutung ist eine Kompetenz und kann als solche kein Gefühl sein. Man erkennt bei der Betrachtung dieses Beispiels, wie wir bei dem Unternehmen, die implizite Bedeutung explizit zu machen, insofern zu neuen Ergebnissen kommen können, als wir nicht alle für ein Wort relevanten Folgerungen sofort überblicken. In manchen Fällen müssen wir nach gründlicher Untersuchung unsere Ausgangsmeinung modifizieren.

– Die Alternative, ein Wort habe eine Bedeutung, die alle Fälle strikt und einheitlich regelt, oder keine Bedeutung, ist falsch. Die Regeln für die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke sind im allgemeinen verschwommen: Es gibt viele Grenzfälle. Daraus folgt allerdings ebensowenig die Fragmentierung der Bedeutung wie daraus, daß die Bedeutung eines Wortes wie »Spiel« aus disjunktiven Falltypen besteht, wobei die Disjunktion endlich sein muß. Daß der Begriff der Pflanze unscharfe Regeln hat (T7 und T8) ist kein Ergebnis der Tatsache, daß unsere Kenntnis der Bedeutung erst durch die Betrachtung von Einzelfällen explizit gemacht werden muß (T3), sondern liegt an den Regeln, die dabei zutage kommen, insofern sie Begriffe mit unscharfen Rändern oder Formulierungen wie »ungefähr«, »groß«, »ziemlich« enthalten. Was das Beispiel mit dem Eigennamen angeht (T9 und T10), so berücksichtigt Wittgenstein die Tatsache nicht, daß es klare Annahmen gibt, die wir nicht abändern würden, ohne dann zu sagen, daß der Name eine andere Bedeutung habe. So wären wir etwa nicht bereit, die Annahme zu streichen, daß Napoleon ein Mensch und nicht etwa ein Hund, ein Kleiderständer oder eine Farbe ist.<sup>53</sup> Aus der Tatsache, »dass wir bereit sind, die Spielregeln nach Bedarf zu verändern«, darf man nicht schließen, daß wir bereit sind, jede einzelne Regel zu modifizieren. Die Grenze zwischen Regeln, die Haupt-, und denen, die Nebensächliches bezeichnen, ist verschwommen, es gibt allerdings klare Fälle auf beiden Seiten der Grenze. Vor diesem Hintergrund erscheint die Annahme, man könne für ein Wort wie »Pflanze« »beliebig viele andere Grenzfälle konstruieren« (T14), wenig beunruhigend und nicht als Stützung des Gedankens eines reinen Einzelfallwissens geeignet, insbesondere, wenn man berücksichtigt, daß Wittgenstein selbst an Textstelle (T4) das Kriterium nennt, auf das wir zurückgreifen, um festzustellen, ob etwas eine Pflanze ist: Wir fragen uns, ob es organisch ist und kein Tier. Das Beispiel zeigt allerdings auch, daß wir Grenzfälle meist eher *konstruieren* als

---

<sup>53</sup>Das übersieht Kripke, wenn er der Meinung ist, daß Eigennamen keine Konnotation haben (vgl. Kripke 1972). Ebenso übertreibt Putnam bei seiner Konzeption der Bedeutung natürlicher Arten die Rolle der indexikalischen Komponente für die Bedeutung von Worten, die natürliche Arten bezeichnen. So kann die Maschinerie von Gedankenexperimenten, die Putnam vorführt, nur deswegen greifen, weil durch die Regeln der Sprache bestimmt ist, wie von bestimmten paradigmatischen Fällen von Wasser und Gold zu extrapolieren ist (vgl. Putnam 1975).

*vorfinden*. Als Konstruktionsmethode greift Wittgenstein auf *die* Kriterien zurück, deren Relevanz die Darstellung der Grenzfälle in Zweifel ziehen soll. Die Tatsache, daß es unendlich viele Grenzfälle gibt,<sup>54</sup> resultiert aus der Verschwommenheit der Begriffe, die die Merkmale bezeichnen, sowie der Tatsache, daß nicht geklärt ist, was geschieht, wenn man Merkmale unterschiedlicher Begriffe zusammenfügt, etwa die Existenz von Lokomotiven, die auf Bäumen wachsen, von Musikinstrumenten, mit denen man Dosen öffnen kann, und von ähnlichen Dingen annimmt. Entscheidend ist, daß wir *allgemeine, verschwommene* Regeln<sup>55</sup> haben, daß die Grenzfälle in bestimmter Weise eingeschränkt sind, so daß sie nie grammatische Kategorien verletzen können. Im übrigen zeigt die Tatsache, daß wir die Grenzfälle gut beschreiben können, daß sie letztlich harmlos sind: Unsere Begriffe haben extensional unbestimmte Grenzen. Darüber hinaus können wir neue Grenzfälle konstruieren, indem wir die Bedingungen für die Anwendung bestimmter Kriterien modifizieren. So würde etwa der Begriff der Länge seine Bedeutung verlieren, oder sie würde sich zumindest stark verändern, wenn alle Körper ständig kontrahierten und wieder expandierten, so daß eine Längenmessung unmöglich wäre (vgl. etwa *PU*, 80).

– Eher angedeutet als ausgearbeitet ist an den betrachteten Textstellen die Tatsache, daß man einen Begriff wie den der Pflanze oder des Eiförmigen nur dann versteht, wenn man ihn als Beobachtungsbegriff anwenden kann. So ist es an Textstelle (T4) anhand des Demonstrativpronomens in der Formulierung »folgt aus diesem Sachverhalt, dass dort eine Pflanze steht« deutlich zu erkennen, daß es um die Fähigkeit geht, Pflanzen durch Hinschauen zu identifizieren. Ebenso ist der Begriff der Eiförmigkeit ein Beobachtungsbegriff (T10): Wer ihn beherrscht, der ist in der Lage, durch Hinschauen zu entscheiden, ob etwas eiförmig ist oder nicht. Die Kenntnis besteht, wie Wittgenstein betont, nicht in der Kenntnis bestimmter Zahlen, die ein Verhältnis zwischen Länge und Breite von ellipsoiden Formen beschreiben. Dennoch ist auch dieser Begriff abstrakt, weil ein Sprecher ihn auf Formen in beliebigen Zusammenhängen anwenden kann. Etwas undeutlicher ist (T1): Wittgensteins Behauptung, man denke bei dem Satz »Der Boden war ganz mit Pflanzen bedeckt« vielleicht an grüne Pflanzen einer bestimmten Größenordnung, ist sicher nicht so zu verstehen, daß man in einem geistigen token dieses Satzes das Wort »Pflanze« durch eine andere Formulierung wie etwa »grüne Pflanze einer bestimmten Größenordnung« ersetzt, sondern es geht dar-

---

<sup>54</sup>Tatsächlich sind es nur solche Grenzfälle, die entschieden werden müssen. Sterns Annahme: »... the application of the rule is no longer treated as a matter of my seeing that it *must* apply, but rather in terms of my decision to apply it here.« (Stern 1991, p. 219) ist deshalb ein grobes Mißverständnis Wittgensteins. Die Autonomie der Sprechergemeinschaft, die Regeln festzulegen, bedeutet gerade nicht, daß der einzelne ad libitum entscheidet, ob er der Regel folgen will.

<sup>55</sup>Auch Dennett unterscheidet nicht ausreichend zwischen der Tatsache, daß die Grenzen eines Ausdrucks verschwommen sind, und der Frage, ob es für ihn hinreichende und notwendige Bedingungen gibt, und bezeichnet die, die ihre Begriffe in diesem Sinne definieren möchten, als essentialistisch. Dabei benötigt er für den konkreten argumentativen Zusammenhang nicht mehr als die Behauptung, daß es willkürlich ist, einen exakten Punkt zu bestimmen, an dem es in der Evolutionen wirkliche und nicht lediglich Als-Ob-Funktionen gibt (vgl. Dennett 1995, p. 201 f.).

um, eine bestimmte Pflanze in der Vorstellung zu visualisieren. Und diese Fähigkeit hat man nur, wenn man weiß, im Sinne eines basalen Know-hows, wie Pflanzen aussehen. So ist auch die Behauptung an Textstelle (T6), unser Wissen, was eine Pflanze ist, habe nicht die Multiplizität eines Satzes, in dem Sinne zu verstehen, daß es die Fähigkeit umfaßt, Pflanzen durch Hinschauen zu erkennen. Und dieses Wissen kann nicht als eine Kenntnis von Sätzen formuliert werden. Dies darf allerdings nicht damit verwechselt werden, daß der Platz des Wortes »Pflanze« im Netz zwar nicht durch *einen* Satz, allerdings durch eine Menge von Sätzen beschrieben werden kann. Genau das ist das Ergebnis, wenn man die implizite Kenntnis von Wörtern und Sätzen explizit macht.

#### 7.6.5.4 Die Bedingungen des Verstehens und Kriterien

Eine weitere Methode, wie wir die Regeln für Wörter und Sätze herausbekommen können, besteht darin, von den Bedingungen, unter denen wir jemandem das Verständnis zuschreiben oder absprechen, auf die Bedeutung rückzurechnen. Sie erlaubt es, direkt auf abstrakte Bedingungen, also Kriterien, für den Gebrauch eines Wortes oder Satzes zu schließen. Dies ist der Gedanke hinter der Behauptung, daß die Bedeutung eines Wortes durch die Erklärungen bestimmt ist, die wir als Sprecher einer Sprache dafür geben können. Wittgenstein entwickelt ihn allerdings in einer sehr mißverständlichen Weise. So könnte man die Annahme, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen durch Erklärungen bestimmt ist, wie es Wittgenstein selbst an der folgenden Textstelle tut, so lesen, als ob die Bedeutungen durch Erklärungen gegeben werden:

»Die Beziehung/Verbindung zwischen Sprache und Wirklichkeit« ist durch die Worterklärungen hergestellt/gemacht, welche wieder zur Sprachlehre gehören. (TS 213, p. 189, Überschrift Abschnitt 43)

Dieser Fehler spielt allerdings für den Aufbau des Gedankengangs im TS 213 keine Rolle,<sup>56</sup> er bleibt lokal.<sup>57</sup> So hat Wittgenstein einen Abschnitt der Frage gewidmet:

---

<sup>56</sup>Derselbe Fehler findet sich im *Blauen Buch* an der folgenden Textstelle: »Vergiß nicht, daß Wörter die Bedeutungen haben, die wir ihnen gegeben haben; und wir geben ihnen Bedeutung durch Erklärungen.« (*Blaues Buch*, p. 51 f.) Im Anschluß daran verwechselt Wittgenstein die Tatsache, daß wir keine exakten Regeln der Bedeutung angeben und daß wir Erklärungen der Bedeutung nicht auf Anhieb geben können, damit, daß wir nicht bereit sind, überhaupt Erklärungen der Bedeutung zu geben, und kommt so zu dem Schluß, daß viele Wörter »keine strenge« Bedeutung haben. Die Fortsetzung dieses Gedankengangs wiederholt noch einmal die falsche Annahme, daß die Bedeutung explizit eingeführt wird, und zeigt gleichzeitig die Motivation, warum Wittgenstein das behauptet. Er möchte sich von der Position abgrenzen, daß es vorsprachliche Bedeutungen gibt: »Aber laßt uns nicht vergessen, daß ein Wort keine Bedeutung hat, die ihm gleichsam von einer von uns unabhängigen Macht gegeben wurde, so daß man eine Art wissenschaftlicher Untersuchung anstellen könnte, um herauszufinden, was das Wort *wirklich* bedeutet. Ein Wort hat die Bedeutung, die jemand ihm gegeben hat.« (*Blaues Buch*, p. 52)

<sup>57</sup>Wie ich an anderer Stelle zeige, sind Wittgensteins Gedankengänge oft in der Weise gekapselt, daß ihm das Ergebnis einer Überlegung an anderer Stelle nicht bekannt zu sein scheint.

Lernen, Erklärung, der Sprache.

Kann man die Sprache durch die Erklärung gleichsam aufbauen, zum Funktionieren bringen? (TS 213, p. 171, Überschrift Abschnitt 16)

Wittgenstein gibt auf diese Frage eine abschlägige Antwort:

Die Erklärung einer Sprache (der Zeichen einer Sprache) führt uns nur von einer Sprache in eine andere. (TS 213, p. 172, a)

Und er begründet dies an der folgenden Textstelle:

Dass ich beim Erklären der Sprache (in unserem Sinne) schon die volle Sprache (nicht etwa eine vorbereitende, vorläufige) anwenden muss, zeigt schon, dass ich nur Aeusserliches über die Sprache sagen/vorbringen kann. (TS 213, p. 72)

Das ist der deutliche Hinweis darauf, daß Wittgensteins Begriff der Erklärung der Bedeutung nicht reduktiv oder didaktisch ist, also die Sprache nicht aus einer vorbereitenden Sprache aufgebaut werden kann. Die eigentliche Pointe des Vorgehens, wie Wittgenstein mit Hilfe des Begriffs der Erklärung der Bedeutung bestimmt, was die Bedeutung eines Wortes oder Satzes ist, ist auf den ersten Blick nicht erkennbar, wenn er etwa schreibt:

Der Sinn eines Satzes ist nicht pneumatisch, sondern ist das, was auf die Frage nach der Erklärung des Sinnes zur Antwort kommt. (TS 213, p. 81)

oder an anderer Stelle formuliert:

Die Idee der Negation ist nur in einer Zeichenerklärung verkörpert und soweit wir eine solche Idee besitzen, besitzen wir sie nur in der Form so einer Erklärung. (TS 213, p. 110 f.)

Der Versuch, was die Bedeutung oder der Sinn eines Satzes ist, auf diese Weise mit dem Begriff der Erklärung der Bedeutung zu bestimmen, ist nicht in der gewünschten Weise informativ. Der Begriff der Erklärung der Bedeutung ist in der Umgangssprache mehrdeutig:<sup>58</sup> Jemandem die Bedeutung zu erklären kann bedeuten, ihn so zu unterweisen, daß er danach die Bedeutung kennt, ihm also zur Kenntnis der Bedeutung zu verhelfen oder die Rolle eines Wortes oder Satzes im Netz zu beschreiben. Wittgenstein hält, wie wir gesehen haben, den Begriff der didaktischen Erklärung für seine Zwecke für unbrauchbar. Er würde das wohl damit rechtfertigen, daß man mit diesem Begriff nicht bestimmen kann, worin die Bedeutung von Wörtern und Sätzen besteht. Es wird sich zeigen, daß diese Auskunft richtig ist, nur ist sie, wenn man den Begriff der Bedeutung mit Hilfe des Begriffs der Erklärung der Bedeutung bestimmen will, nicht zu begründen. Wenn man den Gedankengang so versteht, überführt Wittgenstein

---

<sup>58</sup>Baker und Hacker verkennen, daß unser alltäglicher Begriff der Erklärung der Bedeutung nicht klar zwischen dem einer logischen und einer didaktischen Erklärung unterscheidet (*KBHI*, p. 75). Um, wie Wittgenstein es tut, die Frage, wie die Erklärung wirkt (TS 213, p. 175), zurückweisen zu können, benötigt man einen ausgearbeiteten Begriff der logischen Erklärung der Bedeutung, den man nicht, wie es Baker und Hacker behaupten, der Sprachpraxis entnehmen kann.



die Frage, was Bedeutung ist, in die, was die Erklärung der Bedeutung ist. Dann grenzt er einen bestimmten Aspekt des Erklärungsbegriffs aus, mit dem Hinweis, dieser sei ungeeignet, weil er das Wesentliche am Begriff der Bedeutung nicht erfassen könne. Damit wird man vom Begriff der Erklärung zurück auf den der Bedeutung verwiesen und ist wieder am Ausgangspunkt. Ich meine, daß sich Wittgensteins tatsächliches Vorgehen in einer überzeugenderen, nicht-zirkulären Weise darstellen läßt:

Wie wir gesehen haben, geht er von der Frage

(1) Was bedeutet ein Satz?

zu der Frage über:

(2) Was versteht ein Sprecher, wenn er einen Satz versteht?

Wenn man diese Frage beantwortet, erfährt man logische Bedingungen für das Verständnis eines Satzes.<sup>59</sup> Frage (2) hat also dieselbe Antwort wie die folgende Frage:

(3) Was muß ein Sprecher folglich wissen, wenn er einen Satz versteht?

oder anders formuliert:

Unter welchen Umständen schreiben wir jemandem die Kenntnis der Bedeutung eines Satzes zu, und unter welchen Umständen nicht?

Die Übergänge oder Erklärungen, die einer kennen muß, wenn er einen Satz versteht, sind der Inhalt des Verstehens. Wittgenstein drückt das so aus:

In jedem Fall ist das, was wir »Verständnis« nennen, eben dadurch/ ... bestimmt, was wir als Probe des Verständnisses ansehen (durch die Aufgaben bestimmt, die wir zur Prüfung des Verständnisses stellen). (TS 213, p. 48, a)

Wieder erkennt man, wie Wittgenstein bei der Überarbeitung des Typoskripts seine tatsächliche Methode verkennt. So hat er neben diese Textstelle handschriftlich vermerkt: »falsch, aber kein uninteressantes Denken«, obwohl er, und das zeigt, wie problematisch die Selbsteinschätzung seiner eigenen Gedanken teilweise ist, im unmittelbaren Kontext dieser Textstelle eine Feststellung desselben Inhalts trifft, die er nicht kritisiert:

Also soll es wohl heissen, dass die Fähigkeit, rote Gegenstände herauszugreifen, der spezifische Test dessen ist, was wir Verständnis des Wortes »rot« nennen. Dann bestimmt diese Angabe also, was wir mit diesem Verständnis meinen. (TS 213, p. 47)

Wenn man beim Verständnis der zuvor betrachteten Textstelle berücksichtigt, daß Wittgenstein im konkreten Zusammenhang die Formulierung »Probe des Verständnisses« im Sinne von »Erklärung der Bedeutung« gebraucht, dann erhält man folgende für unsere Zwecke wichtige Behauptung: Mit der Frage nach dem Inhalt des Verstehens fragt man nach Erklärungen der Bedeutung. Und so geht Wittgenstein von Frage

(3) zu (4) über:

(4) Welche Erklärungen kann ein kompetenter Sprecher für einen Satz geben?

---

<sup>59</sup>Man wird eine Auskunft der Form erhalten: Wenn *S* »*p*« versteht, dann weiß er, daß aus »*p*« qua Bedeutung »*q*«, »*r*«, »*s*« etc. folgen. Durch Kontraposition folgt: Wenn *S* nicht weiß, was aus »*p*« qua Bedeutung folgt, dann versteht er »*p*« nicht.

Die Fragen (1), (2), (3) und (4) haben also dieselbe Antwort. Und so ist folgende Gleichsetzung:<sup>60</sup>

Die Bedeutung eines Wortes ist das, was die (d: grammatische) Erklärung der Bedeutung erklärt. (TS 213, p. 34, Überschrift Abschnitt 9)

nicht nach der trivialen Lesart zu deuten, nach der sie wahr und dafür inhaltsleer ist, sondern substantiell. Diese Erkenntnis ist insbesondere deswegen wichtig, weil man sonst vermuten könnte, die Frage nach der Erklärung der Bedeutung sei lediglich leichter zu beantworten als die nach der Bedeutung, man habe aber bei der Operationalisierung der Frage das Thema gewechselt.<sup>61</sup> Der Übergang von (1) zu (2) und (3) ist notwendig, weil wir primär wissen, unter welchen Umständen jemand ein Wort oder einen Satz versteht und unter welchen Umständen nicht, und daraus dann auf die Bedeutung schließen.<sup>62</sup> In ähnlicher Weise schließen wir von den Bedingungen, unter denen wir eine Handlung für gerecht halten, darauf, was Gerechtigkeit ist. Und damit ist Problem (E) gelöst. Daß die Bedeutung eines Wortes oder Satzes durch den Platz in einem Netz von Folgerungen bestimmt ist, ist das Ergebnis des Vorgehens, wenn wir in der beschriebenen Weise erklären, was wir mit dem Wort »Bedeutung« meinen. Wenn man von Frage (1) über Frage (2) und (3) zu Frage (4) übergeht, wird deutlich,

---

<sup>60</sup>Diese Bemerkung ist fast wörtlich in *PU*, 560 übernommen worden. Hacker weist in seiner Deutung darauf hin, dies sei eine »grammatische Klärung« (grammatical elucidation) und keine Formulierung einer Theorie der Bedeutung (*KH4*, p. 384). V. Savigny wischt die Bedeutung dieser Textstelle mit dem Hinweis auf ihre untergeordnete Rolle im Kontext vom Tisch. Beide verkennen, daß Wittgenstein mit der aus dem TS 213 übernommenen Formulierung darauf hinweist, daß die Bedeutung eine Rolle ist, die durch eine logische Erklärung der Bedeutung bestimmt ist. Was Hackers Feststellung angeht, so gibt es keinen guten Grund, eine solche allgemeine Bestimmung nicht als Teil einer Theorie der Bedeutung zu betrachten.

<sup>61</sup>So könnte man etwa, die einleitenden Gedanken des *Blauen Buchs* bei oberflächlicher Lektüre in diesem Sinne verstehen: »Was ist die Bedeutung eines Wortes? Wir wollen diese Frage angreifen, indem wir zuerst fragen, was eine Erklärung der Bedeutung eines Wortes ist; ...« (*Blaues Buch*, p. 15) Tatsächlich stellt Wittgenstein unmittelbar darauf die Sache eindeutig dar: »Laßt uns fragen, was die Erklärung der Bedeutung ist, denn was immer dadurch erklärt wird, wird die Bedeutung sein.« (*Blaues Buch*, p. 15)

<sup>62</sup>Wittgensteins Konzeption ist also ebenso wie die von Davidson am Verstehen orientiert. Allerdings unterscheiden sich die Perspektiven von beiden deutlich. Der Blickwinkel der radikalen Übersetzung berücksichtigt nicht angemessen, daß das, was zur Bedeutung zählt, an das Wissen der Sprecher rückgebunden ist, insofern das Verhalten der Sprecher nur die Daten-Basis für die Bedeutungstheorie des Übersetzers bzw. Interpreten liefert.

Dummett behauptet, wie Wittgenstein, »daß eine Bedeutungstheorie eine Theorie des Verstehens ist. Das heißt, was eine Bedeutungstheorie erklären muß, ist das, was jemand weiß, wenn er die betreffende Sprache versteht, d. h. wenn er die Bedeutungen der Ausdrücke und Sätze dieser Sprache kennt.« (Dummett 1982, p. 97) Er erkennt allerdings, wie Davidson, daß diese Theorie im Unterschied etwa zu einer soziologischen Theorie menschlichen Verhaltens an die Kenntnis, die die Sprecher von den Bedeutungen der Worte und Sätze haben, rückgebunden ist. So stellt er zu Recht fest: »Normale Sprecher kennen keine explizite Formulierung einer Bedeutungstheorie einer natürlichen Sprache ...« (Dummett 1988, p. 154) Für falsch halte ich dagegen die Fortsetzung dieser Überlegung: »... und könnten sie ja auch gar nicht verstehen, ja niemand kennt dergleichen, weil viele Probleme der Konstruktion einer solchen Theorie noch nicht gelöst sind.« (Dummett 1988, p. 154) Zu dieser Ansicht kommt man nur dann, wenn man davon ausgeht, eine Theorie der Sprache müsse mehr sein als eine Systematisierung der Beschreibung der Verstehenskompetenz, wie sie jeder kompetente Sprecher prinzipiell geben kann, wenn er die Regeln der Sprache explizit macht.

welcher Begriff von Erklärung der Bedeutung benötigt wird, ohne daß das oben geschilderte Problem entsteht. Auf diese Weise wird verständlich, warum die Auskunft, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen der Platz im Netz ist, überzeugend und wahr ist. Dies ist das Ergebnis, wenn man die logische Verbindung zwischen dem Begriff der Bedeutung, dem des Verstehens und dem der Erklärung der Bedeutung in der dargestellten Weise entwickelt. Auch in diesem Zusammenhang wird wieder deutlich, daß die Kenntnis der Bedeutung eines Wortes wie »rot« ein basales Know-how umfaßt, das die Kenntnis von Regelformulierungen übersteigt. So schreibt Wittgenstein im Text direkt vor der gerade betrachteten Textstelle, an der er das Verständnis als durch die Proben des Verständnisses bestimmt bezeichnet:

Welches ist das Kriterium unseres Verständnisses: das Aufzeigen des roten Täfelchens, wenn gefragt wurde »welches von diesen Täfelchen ist rot«, – oder das Wiederholen der hinweisenden Definition »das ist ›rot‹«?

Die Lösung beider Aufgaben betrachten wir als Zeichen des Verständnisses. Hören wir jemand das Wort »rot« gebrauchen und zweifeln daran, dass er es versteht, so können wir ihn zur Prüfung fragen »welche Farbe nennen wir ›rot‹«. Andererseits: wenn wir jemandem die hinweisende Erklärung gegeben hätten . . . und nun sehen wollten, ob er (d: diese Erklärung) (h: sie) richtig verstanden hat, so würden wir nicht von ihm verlangen, dass er sie wiederholt, sondern wir gäben ihm etwa die Aufgabe, aus einer Anzahl von Dingen die roten herauszusuchen. (TS 213, p. 48)

Offensichtlich kann dieses Verständnis nicht lediglich darin bestehen, etwa Regelformulierungen wie »Rote Dinge soll man ›rot‹ nennen« zu kennen, sondern umfaßt die Fähigkeit, rote Dinge unter normalen Umständen als solche erkennen zu können.

### 7.6.5.5 Spiele und die Fragmentierung der Bedeutung

Auch im Zusammenhang mit der gerade dargestellten Methode drückt sich Wittgenstein wieder so aus, als wolle er die Bedeutung auf Fälle fragmentieren. Das wird im folgenden Gedankengang deutlich, in dem er vorführt, wie wir mit Hilfe von Proben des Verständnisses, er nennt sie in diesem Zusammenhang »Spiele«, die Bedeutung eines Wortes erklären:

Es ist möglich, dass einer die Bedeutung des Wortes »blau« vergisst. Was hat er da vergessen? Wie äussert sich das? (TS 213, p. 179)

Was dem fehlt, der die Bedeutung vergessen hat, so Wittgensteins Überlegung, stellt man am besten fest, indem man sich anschaut, auf welche unterschiedlichen Weisen man »die Verbindung zwischen dem Wort ›blau‹ und jenen Farben« wieder herstellen kann, und man dann die Frage stellt, was sich durch die Wiederherstellung geändert hat. Dabei verwirft er die essentialistische Annahme.<sup>63</sup>

---

<sup>63</sup>Wie ich später zeigen werde (Abschnitt 8.2.8.3), ist für Wittgenstein der Titel »Essentialismus« ein Sammelname für ein Bündel von Ideen, in deren Zentrum der Gedanke steht, daß die Bedeutung eines Wortes durch eine introspektiv zugängliche Idee festgelegt ist, die alle Fälle eindeutig und einheitlich regelt.

Und wenn ich sagte, wir konnten die Verbindung auf diese verschiedenen Arten herstellen, so liegt nun der Gedanke nahe, dass ich *ein* bestimmtes Phänomen, welches ich die Verbindung zwischen Wort und Farbe, oder das Verständnis des Wortes nenne, auf alle diese verschiedenen Arten hervorgerufen habe; ... Aber von so einem Phänomen, etwa dem Entstehen eines blauen Vorstellungsbildes, muss keine Rede sein und das Verständnis wird sich dann dadurch zeigen, dass er etwa die blaue Kugel aus den andern tatsächlich auswählt, oder sagt, er könne es nun tun, wolle es aber nicht; etc., etc., etc. (TS 213, p. 180 f.)

Wittgenstein bestätigt hier die Behauptung, daß es eine Vielzahl von Möglichkeiten gibt, worin das Verständnis sich im Einzelfall äußern kann:

Wir können dann immer ein Spiel festsetzen, welches *eine* Möglichkeit so eines Vorgangs darstellt, und müssen nicht vergessen, dass in Wirklichkeit hundert verschiedene und ihre Kreuzungen mit den Worten »die Bedeutung vergessen«, »sich an die Bedeutung erinnern«, »die Bedeutung kennen« beschrieben werden. (TS 213, p. 181)

An der Textstelle bleibt unklar, ob es um das Verständnis des Wortes »blau« oder das der Worte »jemandem nach dem Vergessen die Verbindung zwischen dem Wort ›blau‹ und der der Farbe wiederherstellen« geht. Diese Ungenauigkeit spielt allerdings keine Rolle, weil die Kernaussage deutlich ist:

Die Kenntnis der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke besteht nicht in einem bestimmten Phänomen, sondern darin, sie in unterschiedlichen Kontexten korrekt gebrauchen zu können. Was als korrekter Gebrauch gilt, kann sich in den unterschiedlichen Zusammenhängen in jeweils anderer Weise äußern. Die unterschiedlichen Fälle kann man als Spiel darstellen.

Mit dem Wort »Spiel« bezeichnet Wittgenstein in diesem Kontext unterschiedliche Tests, in denen sich das Verständnis eines Wortes in jeweils anderer Weise zeigt. Offensichtlich meint er mit der Zahlenangabe »hundert und ihre Kreuzungen« keine spezifische Anzahl von Spielen, sondern möchte auf eine Tatsache hinaus, die er später in den Vorlesungen des Jahres 1934, um damit ein wenig vorzugreifen, explizit formuliert, und zwar die, daß es unendlich viele unterschiedliche Fälle gibt, deren Kenntnis das Verstehen eines Wortes ausmacht:

Das Wort »können« wird in einer unendlichen Vielfalt von Fällen verwendet. (*Vorlesungen*, p. 266)

In den Vorlesungen des Jahres 1934, aus denen die betrachtete Textstelle stammt, und im *Brown Book* wird Wittgenstein das, was er an der gerade betrachteten Textstelle des TS 213 als »Spiele« bezeichnet hat, »Sprachspiele« nennen. Wie ich im nächsten Kapitel vorführen werde, ist der Gebrauch von Sprachspielen, um die Bedeutung von Worten der deutschen Sprache explizit zu machen, eine der wesentlichen Quellen für die Fragmentierung der Bedeutung. So wird Wittgenstein unter dem Einfluß dieser Vorgehensweise im *Brown Book* am Ende einer ausführlichen Untersuchung der Bedeutung der Worte »can« und »read« zu dem Schluß kommen, daß man die Bedeutung dieser Worte nur darstellen kann, indem man einzelne Beispiele mit je-

weils unterschiedlichen charakteristischen Merkmalen vorführt.<sup>64</sup> Diese Strategie ist der Ausdruck der Fragmentierung der Bedeutung, die allerdings an der gerade betrachteten Textstelle im TS 213 bereits angelegt ist. Um zu zeigen, daß diese Erklärungsstrategie wenig für sich hat, muß man nur auf die Ambiguität des Wortes »Fall« aufmerksam machen und so zeigen, daß die Vielfalt in der Bedeutung eines Wortes weniger ernstzunehmend ist, als es Wittgenstein darstellt. Andernfalls wäre der Gebrauch von Worten nicht artikuliert geregelt. Es gilt: Die Behauptung, daß wir ein Wort in potentiell unendlich vielen Einzelfällen gebrauchen können, ist harmlos, weil damit nicht die Annahme unendlich vieler Kriterien gemeint ist. Die Bedeutung eines Wortes kann disjunktive Falltypen umfassen. Diese müssen allerdings endlich sein. Wir können als endliche Wesen nur endlich viele Kriterien kennen. Die Annahme unendlich vieler Kriterien, also von Fällen im Sinne von Falltypen, widerspricht zudem der Tatsache, daß wir notwendige Bedingungen für den Gebrauch eines Wortes kennen. Die Behauptung, daß wir das Wort »Baum« auf immer neue Fälle applizieren können, ist etwas anderes als zu sagen, es habe in all diesen Fällen eine immer wieder andere Bedeutung. Sicherlich ist jeder Baum anders, allerdings nur mit Bezug auf irrelevante Merkmale, wie den Ort, an dem er steht, die spezielle Form etc. ... Wir gebrauchen das Wort in jedem einzelnen Fall in demselben Sinn. Es gilt allerdings: Unabhängig davon, ob wir die Frage, ob etwas ein Baum ist, beantworten, indem wir nach Blättern, Wasserbedarf oder Photosynthese schauen, kommen wir immer an einen Punkt, an dem wir das Netz der Wörter und Sätze verlassen, also einfach subsumieren. Über diese Praxis der Subsumtion muß ebenso Einigkeit bestehen wie über die Folgerungs- und Begründungsbeziehungen, die Sätze verbinden. Wittgensteins Ansatz, unendlich viele unterschiedliche Fälle des Gebrauchs eines Wortes zu unterscheiden, ist ebenso wie die essentialistische Strategie oder der Gedanke, daß wir Bäume sprachlich konstruieren, ein untauglicher Versuch, der schlichten Konstatierung, daß wir an irgendeiner Stelle einfach subsumieren, noch einen Kommentar hinzuzufügen, der diese Tatsache verständlich machen soll.

#### 7.6.5.6 Rückblick

Betrachten wir noch einmal die wesentlichen Ergebnisse dieser Überlegungen: Die Annahme, daß die Bedeutung der Wörter der deutschen Sprache geregelt ist, ist mit der Annahme vereinbar, daß die Regeln »primitiv« sind und wir sie primär implizit kennen. So sind wir sicher, daß es im Deutschen zur Bedeutung des Wortes »Stuhl« gehört, daß man sich auf den mit diesem Wort bezeichneten Gegenstand setzen kann. Ebenso wissen wir, daß die Zeichenfolge »Hudduddldldö« kein Satz der deutschen Sprache ist oder daß ein Haus nicht unter den Begriff »Baum« fällt. Daß wir diese

---

<sup>64</sup>Wittgensteins Vorgehen ist verfehlt, in einfachen Sprachspielen die Bedeutung eines Wortes zu untersuchen, dessen Gebrauch gegenüber dem des Wortes »können« so vereinfacht ist, daß nur eine Regel dafür gilt. Diese Vorgehensweise ist, wie ich darstellen werde (Abschnitt 8.2.5), prinzipiell nicht geeignet, um etwas über die Bedeutung von Wörtern der deutschen Sprache zu erfahren.

Feststellungen mit großer Sicherheit treffen, ist eine Tatsache. Wir sind darin gerechtfertigt durch unsere implizite Kenntnis der Regeln der deutschen Sprache, die wir als Sprecher haben. Dieses Vorgehen ist nicht solange unbegründet, wie wir keine abstrakten Regelformulierungen angeben können, auf die wir uns stützen. Daß die Wörter der deutschen Sprache eine bestimmte Bedeutung haben, ist kein ungedeckter Scheck, der erst eingelöst werden kann, wenn wir exakte Regeln formulieren können. Wenn wir Regeln formulieren, also Erklärungen der Bedeutung bzw. der Grammatik von Wörtern geben, so versuchen wir den tatsächlichen Gebrauch der Wörter nachzuzeichnen. Die Annahme verschwommener Regeln bedroht im Unterschied zu der unendlich vieler Falltypen der Bedeutung eines Wortes und der einer auf Einzelfälle fragmentierten Bedeutung nicht die Annahme, die Sprache sei durch Regeln bestimmt. Die Sprache basiert auf einem artikulierten Konsens, der sich in dem inferentiellen Netz ausdrückt, und einem basalen Know-how zur Subsumtion von Einzelfällen unter Wörter wie »Pflanze« etc. ... In jedem Fall expliziert man die Bedeutung, indem man in der dargestellten Weise den impliziten Gebrauch explizit macht.<sup>65</sup> Man kann Wittgensteins Ausführungen zu diesem Thema im TS 213 nicht eindeutig entnehmen, ob er der Meinung ist, daß wir die Bedeutung anhand der Betrachtung von einzelnen Fällen explizieren oder ob er sie auf Einzelfälle fragmentieren will. Sicher ist, daß die Fragmentierung der Bedeutung im TS 213 angedeutet und angelegt ist und daß damit die Grundlage dafür geschaffen ist, daß Wittgenstein in den Vorlesungen des Jahres 1934 und im *Brown Book* die Bedeutung auf unendlich viele Fälle fragmentiert. Das TS 213 stellt somit eine interessante Stufe in Wittgensteins Überlegungen dar, insofern der Weg zur Fragmentierung der Bedeutung bereitet wird.

### 7.6.6 Explizite und implizite Regelung

Mit diesem soliden Wissen, daß Wittgenstein in seinem tatsächlichen Vorgehen wie in der Beschreibung dieses Vorgehens eine implizite Kenntnis der Regeln der Bedeutung voraussetzt, betrachten wir nun noch einmal die Textstellen, die wir im Sinne expliziten Regelfolgens gedeutet haben. Wittgenstein scheint dort das Verstehen eines Wortes oder Satzes mit der Fähigkeit zu identifizieren, eine Erklärung der Bedeutung geben zu können. Ich werde zeigen, daß man die Formulierungen, auf die sich die Lesart im Sinne expliziter Kenntnis der Bedeutung stützte, im Kontext anders lesen muß und daß Wittgenstein mit ihnen etwas über das Ziel hinauschießt. Gelungener drückt er sich in der Überschrift des Abschnitts, dem die ersten beiden vorgeführten Textstellen entstammen, aus:

Das Verstehen als Korrelat einer *Erklärung* (TS 213, p. 11, Überschrift Abschnitt 3)

---

<sup>65</sup>Falsch ist die Begründung, die Baker und Hacker dafür geben, warum die Sprecher die Regeln der Sprache explizit kennen: »Grammar is the free creation of the mind; nothing is there that is not put to use, so there are no discoveries – nothing is unknown.« (Baker und Hacker 1986, p. 326)

Das ist nichts weiter als die Idee, daß der Geist sich selbst durchsichtig ist, erweitert um die Annahme, daß dasselbe auch für Kreationen des Geistes gilt. Beide erweisen sich als wenig überzeugend.

Wittgenstein erläutert das so:

Verständnis entspricht der Erklärung: soweit es aber der Erklärung nicht entspricht, ist es unartikuliert und geht uns deswegen nichts an: oder es ist artikuliert und entspricht dem Satz selbst, dessen Verständnis wir beschreiben wollten. (TS 213, p. 11)

Daß das Verständnis der Erklärung entspricht, ist eine andere Formulierung der Tatsache, daß das, was man versteht, die Bedeutung des Wortes oder Satzes ist, die durch die Erklärung bestimmt ist. Mit dem Wort »unartikuliert« weist Wittgenstein darauf hin, daß es auch andere Bedeutungen des Wortes »verstehen« gibt.<sup>66</sup> Wie gezeigt wurde, kann ein Sprecher einer Sprache die Erklärung, der das Verstehen entspricht, mit einiger Überlegung geben. Wenn man das berücksichtigt, dann sollte man die Textstellen anders lesen, die auf den ersten Blick für eine explizite Konzeption von Regelfolgen zu sprechen schienen: Was man versteht, die Bedeutung von Wörtern und Sätzen, ist durch Erklärungen bestimmt. Wir können freilich in dem Sinne erklären, was ein Wort oder ein Satz bedeutet, daß wir die Regeln explizit machen können, indem wir uns vor Augen führen, was aus den Regeln der Bedeutung jeweils in konkreten Fällen folgt und was wir qua Bedeutung voraussetzen. Denn darin, diese Übergänge vollziehen zu können, also die Wörter und Sätze entsprechend den Regeln gebrauchen zu können, besteht die implizite Kenntnis, die die Sprecher haben. Wer sie hat, kann sie in der dargestellten Weise explizit machen.

### 7.6.7 Kann es unbekannte Sprachregeln geben?

Was garantiert, so könnte man auf dieser Stufe des Gedankengangs fragen, daß die Bedeutung eines Wortes oder Satzes tatsächlich prinzipiell vollständig dadurch erfaßt werden kann, daß wir das explizit machen, was wir verstehen? Diese Frage zu stellen bedeutet die Verständnisannahme (A), derzufolge wir als Sprecher der deutschen Sprache die Wörter und Sätze dieser Sprache verstehen, in Frage zu stellen. Ich hatte allerdings bemerkt, man könne auch sie noch begründen, und das möchte ich jetzt tun. Der Einwand könnte sich insbesondere gegen die Voraussetzung richten, daß wir die Bedeutung der Wörter unserer Sprache *vollständig* kennen. Dabei kann man sich auf die jedem Sprecher vertraute Erfahrung berufen, daß man es als Defizit empfindet, bestimmte Wörter wie etwa »Kunst«, »Gesellschaft« oder »Freiheit« nicht definieren zu können. Wir sind mit diesem Unvermögen unzufrieden, weil wir das Gefühl haben, es müsse eine Definition geben, die uns nur unbekannt ist. Sicherlich, so könnte man den Gedankengang weiterführen, *kennen* wir keine präzise Bedeutung für die Wörter der deutschen Sprache. Und mehr haben Wittgensteins Überlegungen zur mangelnden Exaktheit sprachlicher Regeln nicht ergeben. Warum sollte man aber daraus schließen,

---

<sup>66</sup>Er hat diesen den Abschnitt 2 mit der Überschrift »Verstehen« amorph gebraucht. »Verstehen« mehrdeutig.« (TS 213, p. 5) gewidmet. Ein Beispiel hierfür wäre etwa, daß man darunter die Erfahrung fassen kann, die man hat, wenn man einen Satz liest, dessen Bedeutung man kennt. Das unartikulierte Verstehen, das wurde bereits bei der Darstellung von Wittgensteins Bestimmung des Erklärungsziels deutlich, beschäftigt ihn im TS 213 nicht.

daß es keine präzise Bedeutung gibt? Schließlich ist unser Alltagswissen in vielerlei Hinsicht defizitär gegenüber der Wissenschaft. Warum könnte das bei der Frage danach, was Bedeutung ist, nicht ebenso sein? Warum sollte folk-semantics in dieser Hinsicht besser gestellt sein als folk-physics?

Um diese Fragen zu beantworten, möchte ich zunächst noch einmal einen Teil der diesbezüglichen Überlegungen Wittgensteins in knappster Form rekapitulieren. Er berücksichtigt die angeführten Bedenken und stellt so die Frage:

Man könnte auch so fragen: Ist der ganze Satz nur ein unartikulierte Zeichen, in dem ich erst nachträglich Aehnlichkeiten mit anderen Sätzen erkenne? (TS 213, p. 82)

Die Bedeutung des Satzes wäre dann nicht in der angegebenen Weise artikuliert, daß seine Bedeutung in der dargestellten Weise durch die implizit bekannten Verbindungen zu Sätzen und Tatsachen bestimmt ist. Dies entspricht der Annahme der intentionalistischen Theorie, daß der Sinn eines Satzes eine vorsprachliche Idee ist, deren Bedeutung erst aufgeschlüsselt werden muß:

Als wäre er eine Flüssigkeit, deren chemische Analyse uns erst gemeinsame Bestandteile mit anderen Substanzen/Flüssigkeiten aufzeigt. (TS 213, p. 81, h, v)

Wittgenstein weist diese Sicht zurück:

Der Sinn eines Satzes ist nicht pneumatisch, sondern ist das, was auf die Frage nach der Erklärung des Sinnes zur Antwort kommt. (TS 213, p. 81)

Für unsere Zwecke interessant an dieser Textstelle ist nicht die hinlänglich bekannte Tatsache, daß für Wittgenstein der Sinn eines Wortes oder Satzes durch Erklärungen bestimmt ist, sondern wie er die Gegenposition charakterisiert. Mit dem Stichwort »pneumatisch« bezieht er sich auf die Annahme, der Sinn könne auf eine Weise bestimmt sein, die man mit einem mechanischen Modell erfassen kann. Man denkt in diesem Zusammenhang sofort an seine Konzeption des Denkens, in der er explizit die Auffassung ablehnt, das Denken sei das Ablaufen einer geistigen Mechanik, die aufgrund der Fähigkeiten des Geistes besonders leistungsfähig ist. Nach diesem Modell wäre der Sinn etwas Geistiges, das man mit Hilfe von Introspektion erkennen kann. Wir würden den Sinn dann nicht implizit kennen, insofern wir die Worte der Sprache geregelt gebrauchen können, sondern unsere Kenntnis der Bedeutung eines Wortes käme daher, daß wir im Geiste die entsprechenden Ideen anschauen können. Nach dieser Ansicht wäre es möglich, daß wir den Sinn eines Wortes nur falsch bzw. unter Umständen nur unzulänglich mit anderen Worten beschreiben können, weil die entsprechende Idee, die das Wort ausdrückt, besonders komplex oder aus anderen Gründen schwer zu erkennen ist. Wenn wir wissen wollten, was ein Satz bedeutet, müßten wir seinen Sinn, wie Wittgenstein es an der zuvor betrachteten Textstelle schreibt, zunächst analysieren und könnten erst danach wissen, was er bedeutet. Den Sinn zu erkennen hieße, die dahinterliegende Idee zu verstehen.

Man könnte allerdings mit Recht einwenden, dies unterscheide sich nicht grundsätzlich davon, wie wir nach Wittgensteins Konzeption Kenntnis von der Bedeutung



von Wörtern und Sätzen haben. Es gilt: Wir finden die Formulierungen der Regeln von Sätzen auch erst heraus, wenn wir die Regeln explizit machen. Allerdings kennen wir die Regeln implizit. Das gilt für physikalische Eigenschaften ebensowenig wie für nach dem Modell einer geistigen Mechanik konzipierte Ideen. Wie Wittgenstein in überzeugender Weise vorführt, meinen wir, wenn wir nach der Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks fragen, die Erklärungen, die ein kompetenter Sprecher geben kann, wenn er seine implizite Kenntnis explizit macht. Demgegenüber wäre es möglich, daß eine Idee eine Bedeutung hat, die kein Sprecher bisher richtig erkannt hat und die unter Umständen überhaupt nicht in Worte zu fassen ist. Die Diskussion der intentionalistischen Theorie sprachlicher Bedeutung hat gezeigt, daß der Gedanke, man könne, was man meint, nur unzulänglich mit Worten ausdrücken, auf unterschiedlichen falschen Auffassungen beruht.

Der Einwand, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke mit Wittgensteins Ansatz prinzipiell oder partiell nicht herausgefunden werden kann, ist vor dem Hintergrund dieser Überlegungen bereits deswegen unplausibel, weil es keine vorsprachlichen Ideen im Geiste gibt, deren Bedeutung wir mit Worten mehr oder weniger überzeugend erfassen können. Die entsprechenden Argumente Wittgensteins gelten entsprechend für andere Vorschläge, die den Sinn als etwas Vorsprachliches konzipieren, das in der Sprache mehr oder minder gut ausgedrückt werden kann. Man kann den zuvor betrachteten Einwand allerdings auf der Grundlage von Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung noch gründlicher widerlegen, wenn man den Gedanken der impliziten Regelung noch etwas weiter durchdenkt, als das bisher geschehen ist. Der erste Schritt, um das zu tun, ist der Hinweis darauf, daß wir als Sprecher die Sprache erst schaffen, indem wir durch den Gebrauch materielle Gegenstände zu Zeichen machen. Dies entspricht der Beobachtung, auf die ich mich bei der Einführung der intentionalistischen Theorie sprachlicher Bedeutung bezogen habe, daß die Bedeutung keine strukturelle Eigenschaft der Zeichen ist. Wittgensteins Gebrauchskonzeption trägt dem Rechnung, wenn er schreibt, er sage »keine Eigenschaften von den Zeichen aus«, und damit sind strukturelle Eigenschaften gemeint, »sondern nur die (allgemeinen) Regeln ihres Gebrauchs«<sup>67</sup>. Und dies liegt an der nun bereits zur Genüge bekannten Tatsache, daß die Bedeutung von Zeichen in ihrem Gebrauch liegt. Wittgenstein thematisiert das zwar vor allem im Hinblick darauf, daß der einzelne Sprecher sich einem etablierten Gebrauch anschließt. Die andere Perspektive ist dennoch deutlich: Wörter und Sätze bekommen ihre Bedeutung erst dadurch, daß sie von der Sprechergemeinschaft in einer bestimmten Weise gebraucht werden. Wäre es aber, so könnte man wieder fragen, nicht dennoch möglich, daß die Sprecher durch ihr Verhalten die Bedeutung schaffen und sie dann selbst nicht mehr überblicken? Ebenso ist es doch möglich, eine Maschine zu bauen, deren Funktionsweise man selbst nicht mehr versteht. Wittgenstein setzt sich mit dieser Sicht an der folgenden Textstelle auseinander und weist sie zurück:

---

<sup>67</sup>Vgl. für beide Textstellen TS 213, p. 192.

Und der Sinn des Satzes ist ja nicht etwas, was wir (h: wie die Struktur der Materie) erforschen, und was vielleicht zum Teil unerforschlich ist. So dass wir später erst noch einmal darauf kommen könnten, dass dieser Satz von andern Wesen, als wir sind, auf eine andere Art gewusst werden kann. So dass er *dieser* Satz mit *diesem* Sinn bliebe, dieser Sinn aber Eigenschaften hätte, die wir jetzt nicht ahnen. Der Satz, oder sein Sinn, ist nicht das pneumatische Wesen, was sein Eigenleben hat und nun Abenteuer besteht, von denen wir nichts zu wissen brauchen. Wir hätten ihm quasi Geist von unserm Geist eingehaucht – seinen Sinn – aber nun hat er sein Eigenleben – wie unser Kind – und wir können ihn (nur) erforschen und mehr oder weniger verstehen. (TS 213, p. 268)

Um zu begründen, warum es nicht möglich ist, daß wir den Sätzen der Sprache zwar eine Bedeutung geben und diese dann selbst nicht mehr durchschauen, muß man lediglich den Gedanken, daß die Sprechergemeinschaft als Ganzes die Sprache schafft, in seinen Details untersuchen. Wittgenstein weist an einer Textstelle explizit darauf hin, daß die Sprecher durch den gemeinsamen Gebrauch Regeln konstituieren:

Die Sprache funktioniert als Sprache nur durch die Regeln, nach denen wir uns in ihrem Gebrauch richten, wie das Spiel nur durch seine Regeln ein Spiel ist. (TS 213, p. 196, Überschrift)

Wir folgen allerdings, so bemerkt Wittgenstein, den Regeln implizit:

Das ist insofern nicht richtig als für die Sprache keine Regeln *niedergelegt* sein müssen, sowenig wie fürs Spiel. Aber man kann die Sprache (und das Spiel) vom Standpunkt eines Vorgangs nach Regeln betrachten. (TS 213, p. 196, h)

Handschriftlich hinzugefügt hat Wittgenstein:

»contrait sociale« auch hier ist in Wirklichkeit *kein* Vertrag geschlossen worden; aber die Situation ist mehr oder weniger ähnlich, analog, der in welcher wir wären, wenn ... Und ist mit jedem Nutzen unter dem Gesichtspunkt eines solchen Vertrags zu betrachten. (TS 213, p. 196, v, h)

Die Sprecher halten sich an die Regeln der Sprache, insofern sie sich verpflichtet fühlen, sich in einer bestimmten Weise zu verhalten:

Die Worte »der Vertrag bindet mich« sind zwar eine bildliche Darstellung und daher mit der gewöhnlichen Vorstellung von der Bedeutung des Wortes »binden« ein falscher Satz; aber, richtig aufgefasst, sind sie wahr (oder können es sein) und unterscheiden einen Fall von dem, in welchem der Vertrag mir bloss sagt, was zu tun mir nützlich ist. Und wenn man etwas gegen die Worte einwendet »der Vertrag (oder das Gesetz) bindet mich«, so kann man nichts sagen gegen die Worte: »ich *fühle* mich durch den Vertrag gebunden«. (TS 213, p. 242 f. a)

Wenn man versucht den Gedanken der impliziten Verpflichtung, also einer Verpflichtung, die nicht auf geschriebenen oder in ihren Formulierungen bekannten Regeln beruht, mit Inhalt zu füllen, kommt notwendigerweise die Annahme ins Spiel, daß Sprecher sich gegenseitig korrigieren können und diese Korrekturen anerkennen.<sup>68</sup>

---

<sup>68</sup>Diese Konzeption einer impliziten Regelung entwickelt Hart in Hart 1961, p. 103–107.

Sie müssen bei sich selbst und bei anderen richtigen und falschen Gebrauch voneinander unterscheiden können. Andernfalls hätte sich eine bestimmte Unterscheidung nicht als sprachlich korrekt etablieren können. Es kann also keine Regel geben, die auf einer Unterscheidung beruht, die die Sprecher der Sprache nicht erkennen. Es gilt: Eine Unterscheidung, die wir als Sprecher nicht treffen, ist für die Bedeutung eines Wortes oder Satzes irrelevant, weil sich die Bedeutung durch *den* Gebrauch konstituiert, den wir als Sprecher von einem Wort oder Satz machen.

Bei dem Unternehmen, die Regeln der Sprache, die wir sprechen, explizit zu machen, sind uns also keine *prinzipiellen* Grenzen gesetzt. Es bedarf allerdings, wie Wittgensteins eigene Konstruktionen von Beispielen zeigen, einiger Intuition, die Regeln, die für ein Wort gelten, genau explizit zu machen. So kann es immer passieren, daß man einen Falltyp vergessen hat. Es ist oft möglich, die Kriterien besser zu formulieren oder zu sortieren. Ob es uns gelingt, die Merkmale auf deren Grundlage wir einen Begriff gebrauchen, angemessen zu erfassen, hängt von der Güte der Beispiele ab, die wir uns überlegen. So kann es etwa passieren, daß wir unterschiedliche Arten von Pflanzen aufzählen und dann feststellen, daß wir die Algen vergessen haben. Wittgensteins Methode ist also kein Algorithmus, dessen schematische Anwendung die Regeln der Bedeutung eines Wortes zum Vorschein bringt. Ebenso wenig gibt es ein allgemeines Kriterium dafür, wann man die wesentlichen Regeln eines Wortes erklärt hat. So bedarf es geschickt gewählter Beispiele, um zu zeigen, daß Bedeutungen keine geistigen Entitäten sind. Daß wir sie potentiell immer schon kennen, unterscheidet die Explikation unserer impliziten Kenntnis der Bedeutung von naturwissenschaftlichen Entdeckungen ebenso wie die Tatsache, daß wir als Sprecher einer Sprache die Bedeutungen in dieser Sprache nicht induktiv erschließen.

Der Einwand, jeder könne im Duden unschwer eine große Anzahl von Wörtern finden, deren Bedeutung er nicht kennt, zeigt allerdings, daß die erreichte Position noch etwas modifiziert werden muß. Der kompetente Sprecher, auf den bis jetzt Bezug genommen wurde, wenn es hieß »man versteht« oder »wir verstehen«, hat eine idealisierte Kompetenz, und das weist auf einen Zirkel hin: Was Wörter und Sätze bedeuten, wurde als das bestimmt, was kompetente Sprecher wissen. Als kompetenter Sprecher gilt, wer die Bedeutungen der Wörter und Sätze einer Sprache versteht, also die Sprache beherrscht. Dieser Zirkel ist allerdings nicht fehlerhaft, sondern unvermeidlich.

Die Annahme, daß es so etwas wie die deutsche Sprache gibt, setzt voraus, daß man in dieser Weise von Gruppen-Idiolekten und Kompetenz-Mängeln einzelner abstrahieren und Wörter der Hochsprache, die nicht alle kennen, von spezifischen Idiolekten einzelner Gruppen unterscheiden kann. Es gilt allerdings: Der Ansatz, daß wir uns als ideal-kompetente Sprecher unserer Sprache betrachten, muß in praktischer Hinsicht eingeschränkt werden, weil jeder Sprecher bestimmte Wörter der deutschen Sprache nicht oder nur unvollständig beherrscht. Der Gedanke eines idealen Sprechers ist der Ansatz, von diesen Lücken im Können des einzelnen zu abstrahieren und so in der dargestellten Weise zu erklären, worin die Kompetenz, eine Sprache zu sprechen, besteht.

Solange man sich dieses Vorgehens bewußt ist, hat es nichts Unzulässiges, sondern ist unvermeidbar.

### 7.6.8 Erklärungs- und Gebrauchskompetenz

Wenn man noch einmal durchdenkt, in welcher Weise die Bedeutung von Wörtern und Sätzen durch Erklärungen bestimmt ist, so kann sich leicht das Gefühl einstellen, auf diese Art sei das Wesentliche ausgelassen worden. Man kann *die* Formulierungen der Regeln sprachlicher Bedeutung betrachten, die man syntaktisch auffassen kann, insofern damit nur die Verbindungen von Sätzen einer Sprache untereinander beschrieben sind, oder die, die Erfüllungsbedingungen für Sätze beschreiben. Im einen Fall werden nur syntaktische Regeln erklärt und keine Bedeutung im vollen Sinn. Im anderen Fall wird für das Verständnis der Erklärung der Bedeutung die Bedeutung der Wörter vorausgesetzt, die in der Erklärung vorkommen. Diese können ihrerseits erklärt werden und deren Erklärungen ebenso. Und es werden dabei zwangsläufig an einer Stelle die Worte wieder gebraucht werden, mit deren Erklärung der Bedeutung man begonnen hatte, sich durch das Netz zu bewegen. Auf diese Weise wird deutlich: Letztlich ist die Aussage, daß das Netz holistisch ist, nur eine andere Formulierung der Tatsache, daß die Struktur der Gesamtheit der Bedeutungserklärungen zirkulär ist. Der Zirkel ist allerdings notwendig und zeigt nicht, daß ein Fehler vorliegt. Es gibt keine Gesamtinterpretation der Sprache, sondern immer nur eine innerhalb der Sprache:<sup>69</sup>

Gesprochenes kann man nur durch die Sprache erklären, darum kann man *die Sprache* (in diesem Sinne) nicht erklären. (TS 213, p. 2)

Ich will doch sagen: Die ganze Sprache kann man nicht interpretieren.

Eine Interpretation ist immer *eine* im Gegensatz zu einer *andern*. Sie hängt sich an das Zeichen und reiht es in ein weiteres System ein. (TS 213, p. 2)

Daß das so ist, spiegelt sich darin wider, daß Erklärungen der Bedeutung nicht reduktiv sind. Sie übersetzen nicht Zeichen in fundamentale Zeichen oder führen sie auf Gegenstände, die keine Zeichen sind, zurück:

Dass ich beim Erklären der Sprache (in unserem Sinne) schon die volle Sprache (nicht etwa eine vorbereitende, vorläufige) anwenden muss, zeigt schon, dass ich nur Aeusserliches über die Sprache sagen/vorbringen kann. (TS 213, p. 72)

Vor diesem Hintergrund wird noch einmal in markanter Weise deutlich, daß die Kenntnis der Bedeutungen der Wörter und Sätze einer Sprache nicht nur darin bestehen kann, Formulierungen der Regeln zu kennen. Diese führen nur von Zeichen zu anderen Zeichen, und auf diese Weise kann man offensichtlich die Verbindung zwischen Sätzen und dem, was sie erfüllt, nicht verstehen. Tatsächlich umfaßt die Kompetenz der Sprecher einer Sprache ein basales Know-how, bestimmte Wörter und Sätze auf-

---

<sup>69</sup>Die Annahme einer Metasprache, die von der deutschen Sprache verschieden ist, würde die Problematik nur verschieben, und so betrachte ich diesen Fall nicht.

grund dessen, was man beobachtet, gebrauchen zu können. Oder anders formuliert: Die Fähigkeit, eine Sprache zu verstehen, ist primär eine praktische Kompetenz. Sie besteht nicht nur darin, zulässige Übergänge innerhalb des Kalküls der Sprache *beschreiben*, sondern sie *vollziehen* zu können. Und man darf sie nicht nur als die Fähigkeit konzipieren, von Sätzen zu Sätzen übergehen zu können. Wie oben beschrieben, hat Wittgenstein den Begriff des Kalküls so erweitert, daß mit ihm auch Übergänge von nicht-verbalen (n-v) zu verbalen (v) Positionen und umgekehrt bestimmt sind. Zur Fähigkeit, im Kalkül die Übergänge vollziehen zu können, gehört es, etwa von dem Sehen eines farbigen Gegenstands zur Äußerung »Das ist rot« übergehen zu können<sup>70</sup> oder Sachverhalte »artikuliert« zu sehen (vgl. TS 213, 189). Die Kenntnis der Sprache kann nicht nur in der Kenntnis von *Beschreibungen* der n-v-v- und v-n-v-Übergänge bestehen, sondern darin, daß man diese Übergänge tatsächlich vollziehen kann, also die Sprache in der Welt praktisch oder de re anwenden kann.<sup>71</sup> Es gibt allerdings, das hat Wittgenstein bereits in den Gesprächen mit Waismann erkannt, in dieser Hinsicht keinen prinzipiellen Unterschied zur Kenntnis von Satz-Satz-Übergängen:

Das, was ich mit den Wörtern der Sprache mache (indem ich sie *verstehe*), ist genau dasselbe wie das, was ich mit dem Zeichen im Kalkül mache. Ich operiere mit ihnen. Daß ich in einen Fall Handlungen ausführe, im andern nur die Zeichen hinschreibe oder auslösche etc., ist ja kein Unterschied; denn auch das, was ich im Kalkül mache, ist eine Handlung. *Hier gibt es keine scharfe Grenze.* (WWK, p. 169 f.)

In beiden Fällen hat man es mit einer Handlungskompetenz zu tun, die sich darauf bezieht, bestimmte Dinge durch Beobachtung erkennen und sich auf dieser Grundlage entsprechend verhalten zu können. Nur wer die Zeichenformen oder die Laute, die Wörter und Sätze ausdrücken, voneinander unterscheiden kann und bestimmte feinmotorische bzw. stimmliche Fähigkeiten hat, kann die zulässigen Übergänge von Sätzen zu anderen Sätzen vollziehen. Nur wer Bäume, Häuser und Farben durch Beobachtung erkennen kann, kann Sätze wie »Das ist ein Baum«, »Da steht ein Haus« oder »Das Auto ist grün« de re gebrauchen. Nur wer das unter normalen Bedingungen kann, versteht die Bedeutung dieser Sätze. Die Sätze, mit denen ein kompetenter Sprecher Übergänge von nicht-verbalen zu verbalen Positionen vollziehen können muß, nenne ich Beobachtungssätze.<sup>72</sup>

---

<sup>70</sup>Vgl. TS 213, p. 48: »Welches ist denn das Kriterium unseres Verständnisses: das Aufzeigen des roten Täfelchens, wenn gefragt würde ›welches von diesen Täfelchen ist rot«, oder das Wiederholen der hinweisenden Definition ›das ist rot‹? Die Lösung beider Aufgaben betrachten wir als Zeichen des Verständnisses. ... «

<sup>71</sup>Die Annahme, daß die Kenntnis der Übergänge in einer Metasprache gegeben ist, verschiebt das Problem nur, weil man dann diese so beherrschen müßte, daß man n-v-v- und v-n-v-Übergänge direkt vollziehen könnte.

<sup>72</sup>Dies ist nur eine abstrakte Charakterisierung von Beobachtungssätzen, die in den dargestellten Überlegungen durch einige Beispiele gefüllt wurde und ansonsten nichts leistet. Sie genügt allerdings in diesem Zusammenhang, weil die Frage, wie man die Menge der Beobachtungssätze genau bestimmen kann, nicht wichtig ist. Wichtig ist, daß es solche Sätze gibt und daß wir Beispiele dafür kennen.

## 7.7 Die Spannung zwischen Fundamentalismus und Holismus

### 7.7.1 Einführende Überlegungen

Bei meinen Überlegungen zu der Frage, wie überzeugend es ist, die Kenntnis sprachlicher Bedeutung als die Kenntnis einzelner Fälle zu bestimmen, habe ich immer wieder von der Annahme Gebrauch gemacht, daß man einen Fall nur als Fall des Zutreffens eines Satzes versteht, wenn man weiß, aufgrund welcher Merkmale oder Kriterien ein Satz zutrifft. Dieser Gedanke, daß Sätze auf einen Sachverhalt zutreffen, weil bestimmte Kriterien erfüllt sind, spricht für die Annahme einer Kriterienpyramide mit basalen Sätzen, die nicht durch Kriterien gerechtfertigt werden können und müssen. Der Gedanke, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen der Platz in einem Netz ist, läßt die Sprachstruktur dagegen holistisch erscheinen. Es gibt somit bei Wittgenstein eine Spannung zwischen dem Gedanken des holistischen Aufbaus des sprachlichen Netzes, also der Auffassung, daß keine Bedeutungserklärung im logischen Sinne die letzte ist, und der Beobachtung, daß man bei der Rechtfertigung der Wahrheit eines Satzes nicht endlos begründen kann und muß. Aus der einen Perspektive scheint der Holismus überzeugend, aus der anderen der Fundamentalismus. Ich werde im folgenden zeigen, worin die Spannung zwischen Holismus und Fundamentalismus besteht, und versuchen einen Lösungsvorschlag in Umrissen darzustellen.

Aus einer Sicht scheint die Annahme von Kriterien direkt zum Fundamentalismus zu führen:

(1) Die Beobachtung, daß es für den Gebrauch eines Wortes notwendige und hinreichende Bedingungen gibt, auf die wir zurückgreifen, wenn wir rechtfertigen, daß der Satz »S ist P« in einem Einzelfall wahr ist, legt das Bild einer Pyramide von Bedingungen nahe. Schließlich, so meint man, kann man nicht Kriterium an Kriterium reihen, sondern an irgendeiner Stelle müssen basale Sätze der Realität gegenüberstehen. Diesem Gedanken liegt das Modell der Inklusion zugrunde, nach dem man verstehen soll, was hinreichende Bedingungen für einen Satz sind.

Aus einer anderen Perspektive erscheint der Holismus attraktiv und überzeugend:

(2) Wir können die Wörter, mit denen die Kriterien formuliert sind, wieder erklären, die Wörter, die wir dabei gebrauchen, wiederum etc. ... Weil unser Wortschatz endlich ist, werden wir dabei kleine oder größere Zirkel bekommen. Diese sind harmlos: Die Einträge in einem einsprachigen Wörterbuch sind nicht deswegen verfehlt, weil jedes Wort, das in der Beschreibung der Bedingungen des Gebrauchs eines Wortes auftaucht, wieder einen eigenen Eintrag hat, in dem wiederum Wörter gebraucht werden, die ihrerseits ihren eigenen Eintrag haben. Grob vereinfacht entspricht also eine Darstellung der Regeln einer Sprache einem einsprachigen Wörterbuch. Kein Satz oder Zeichen ist basal, weil seine Bedeutung durch seinen Platz in einem Netz von Inferenzen und Begründungen bestimmt ist.

Wieder kann man aus fundamentalistischer Sicht antworten:

(3) Andererseits ist es einleuchtend, daß die Kenntnis eines einsprachigen Wörterbuchs des Indischen verbunden mit der eines Lexikons nicht ausreicht, um wirklich die indische Sprache zu verstehen.<sup>73</sup> Man muß die Wörter, die darin vorkommen, soweit man damit Beobachtungssätze bilden kann, durch Beobachtung auf Gegenstände anwenden können, also das Wort mit der Bedeutung »rot« von roten Gegenstände präzisieren können etc. ... Allgemeiner ausgedrückt gilt: Die Kompetenz, die Sprache zu sprechen, kann nicht nur in der Kenntnis des Wörterbuchs bestehen. Ein kompetenter Sprecher muß vielmehr in der Lage sein, durch Beobachtung zur Äußerung bestimmter Sätze überzugehen.

Die holistische Replik liegt vor dem Hintergrund der bereits dargestellten Überlegungen auf der Hand:

(4) Die Diskussion der gegenstandstheoretischen Konzeption hat gezeigt, daß auch die hinweisende Erklärung keine letzte Erklärung ist. Sie bestimmt nur dann einen Gegenstand als den gemeinten, wenn das erklärte Wort eine Grammatik hat, also inferentielle Regeln dafür gelten. Die Zeigegeste ist ebensowenig ein nicht mehr deutungsfähiges Zeichen, wie man im Gegenstand, auf den gezeigt wird, die Bedeutung begründen kann. Man versteht ein Wort wie »Haus« nur dann, wenn man nicht nur unter normalen Bedingungen Häuser durch Hinschauen erkennen kann, sondern auch weiß, aufgrund welcher Eigenschaften dieses Wort auf einen Gegenstand zutrifft, also den Platz dieses Wortes im inferentiellen Netz kennt. Diese Überlegungen gelten in analoger Weise für Beobachtungssätze. Sprecher verstehen sie nur, wenn sie ihren Platz in der Sprache kennen. Es genügt nicht, daß sie unter bestimmten Umständen disponiert sind, diese Sätze zu äußern.

Andererseits bringt uns diese Feststellung in eine epistemisch prekäre Lage:

(5) Wenn wir den Gebrauch eines Satzes rechtfertigen können, dann nur, wenn die Rechtfertigung ein Ende hat. Also muß es, wie es scheint, Sätze geben, die man nicht mehr rechtfertigen kann, mit anderen Worten, eine letzte Rechtfertigung.

Die Überlegungen (2) und (4) stützen den Holismus, die unter (1), (3) und (5) formulierten Gedanken lassen eine fundamentalistische Position überzeugend erscheinen. Betrachten wir, ehe wir an eine Lösung dieses Problems gehen, welche Rolle die beiden Positionen in Wittgensteins Überlegungen spielen.

### 7.7.2 Die holistische Sicht

Typisch für die holistische Sicht ist die folgende Textstelle:

Ja, diese Fragen [nach Worterklärungen] kommen auch nicht zu einem Ende, wenn wir etwa bei Worten/Wörtern/ wie »rot«, »dunkel«, »süss«, angelangt wären. Unrichtig wäre es nur zu sagen, dass mir deshalb eine dieser Erklärungen nichts hilft. (TS 213, p. 256)

---

<sup>73</sup>Diese Tatsache macht sich Searle bei der Darstellung seines Gedankenexperimentes in Searle 1980, zunutze. Ein Grund, warum wir im ursprünglichen Chinesisch-Zimmer-Gedankenexperiment der Person im Zimmer kein Verstehen zuschreiben, ist, daß sie nur Zeichen mit wieder anderen Zeichen verbinden kann.

Denn es gilt, daß auch eine Beschreibung der Wirklichkeit mit solchen einfachen Prädikaten regelgeleitet sein muß, weil für jede Beschreibung gilt:

Wenn ich die Beschreibung nach Regeln bilde ... , dann übersetze ich sie als eine Sprache aus einer anderen. Und das kann ich natürlich mit Grammatik und Wörterbuch tun und so rechtfertigen. – Aber dann ist die Uebertragung von Artikuliertem in Artikuliertes. (TS 213, p. 190)

Wittgenstein möchte mit dieser metaphorischen Ausdrucksweise darauf hinweisen, daß man nur mit der Kenntnis einer Sprache sehen kann, daß etwas der Fall ist:

Man kann nicht *amorph* sehen, dass etwas der Fall ist ... (TS 213, p. 355)

Weiterhin erkennt man nur mit einem Bündel von inferentiellen Kenntnissen wirklich, daß ein Sachverhalt einen Satz erfüllt. Es genügt nicht, wenn man einem Sachverhalt gegenübersteht, einen Satz zu äußern, der auf diesen Sachverhalt zutrifft, sondern man muß die Rolle dieses Satzes kennen, also implizit die Erklärungen der Bedeutung beherrschen. Diese sind in der dargestellten Weise zirkulär:

Dass ich beim Erklären der Sprache (in unserem Sinne) schon die volle Sprache (nicht etwa eine vorbereitende, vorläufige) anwenden muss, zeigt schon, dass ich nur Aeußerliches über die Sprache sagen/vorbringen kann. (TS 213, p. 72)

Ich will doch sagen: Die ganze Sprache kann man nicht interpretieren.

Eine Interpretation ist immer nur *eine* im Gegensatz zu einer *andern*. Sie hängt sich an das Zeichen und reiht es in ein weiteres System ein. (TS 213, p. 2)

All diese Textstellen sind Ausdruck des holistischen Credos, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen in ihrem Platz im Netz besteht. Kein Satz ist basal. Er steht der Wirklichkeit nicht allein gegenüber, sondern hat eine bestimmte Grammatik, also einen Platz in einem Netz von Folgerungen und Begründungen.<sup>74</sup> Auch der Hinweis auf Gegenstände oder der Gebrauch von Mustern ist nicht basal, weil beides ebenso nur vor dem Hintergrund sprachlicher Regeln verständlich ist.

### 7.7.3 Die fundamentalistische Sicht

Andererseits findet man bei Wittgenstein Überlegungen, die eine fundamentalistische Position nahelegen. Einschlägig hierfür ist der folgende Gedankengang, in dem Wittgenstein zwei unterschiedliche Arten beschreibt, wie es vor sich gehen kann, rote Gegenstände zu erkennen:

Es ist ein anderes Spiel, mit einem Täfelchen herumzugehen, es an die Gegenstände anzulegen und so die Farbgleichheit zu prüfen; und andererseits ohne ein solches Muster nach Wörtern in einer Wortsprache handeln.

Man denkt nun: »Ja, das erste Spiel verstehe ich; das ist ja ganz einfach: Der erste Schritt ist der, von einem geschriebenen Wort auf das gleiche geschriebene Wort des Musters;

---

<sup>74</sup>Vgl. in diesem Zusammenhang Wittgensteins Argumente dafür, daß es keine primären Zeichen gibt in Abschnitt 4.7 ff.



der zweite ist der Uebergang von dem Wort auf dem Mustertäfelchen zu der Farbe auf dem *gleichen* Täfelchen; und der dritte, das Vergleichen von Farben. Jeden Schritt dieses Kalküls gehen wir also auf einer Brücke. (Wir sind geführt, der Schritt ist vorgezeichnet.)« (TS 213, p. 186)

Wittgenstein betrachtet dann die Frage, wie man es rechtfertigen kann, gerade diese Farbe »rot« zu nennen:

Wenn ich gefragt werde »warum nennst Du gerade diese Frage ›rot«, so würde ich tatsächlich antworten: weil sie auf dem gleichen Täfelchen mit dem Wort »rot« steht. Würde ich aber in dem zweiten Spiel gefragt »warum nennst du diese Farbe ›rot«, so gäbe es darauf keine Antwort und die Frage hätte keinen Sinn. – Aber im ersten Spiel hat *die* Frage keinen Sinn: »warum nennst Du *die* Farbe ›rot«, die auf dem gleichen Täfelchen mit dem Wort ›rot« steht«. (TS 213, p. 187, a)

Wittgenstein gibt auf die Frage nach der Rechtfertigung im zweiten Spiel eine lapidare Antwort:

So handle ich eben (Und man kann dafür wohl eine Ursache angeben, aber keinen Grund). (TS 213, p. 187, a)

In diesem Zusammenhang weist er darauf hin, daß die Postulierung geistiger Bilder für die Erklärung nichts leisten würde und daß man für den Gebrauch von Mustern bestimmte Normalitätsannahmen machen muß:

Bedenke vor allem: Wie weiss man, dass das Täfelchen rot bleibt? Braucht man dazu wieder ein Bild? Und wie ist es mit dem? etc. ... Woran erkennt er das Vorbild als Vorbild? (TS 213, p. 187)

Handschriftlich merkt Wittgenstein an:

»Eine Häuserreihe ist eigentlich unendlich, denn man könnte immer noch weitere Häuser bauen.« (TS 213, p. 187, h)

Der Satz stellt, das zeigen die Anführungszeichen, eine Position dar, die Wittgenstein ablehnt. Es bleibt allerdings zunächst undeutlich, wie Wittgenstein das Bild übertragen möchte, das er an der gerade betrachteten Textstelle skizziert. Offensichtlich ist lediglich, daß Wittgenstein zwei Probleme nicht so auseinanderhält, wie es notwendig wäre. Das eine besteht darin, daß die Annahme, man könne und müsse, um den Übergang von den Zeichen zur Handlung, also zur Realität zu machen, immer neue Erklärungen hintereinanderreihen, falsch sein muß, obwohl man zunächst nicht erkennt, wie man es anstellen soll, die Progression von Erklärungen zu stoppen. Die bereits dargestellte Lösung dieses Problems besteht darin, daß die Erklärungskompetenz auf der Handlungskompetenz aufbaut, und nicht umgekehrt. Das andere Problem entsteht dadurch, daß es bei der Beschreibung dessen, was man sieht, nie eine letzte Begründung zu geben scheint, man allerdings genau das haben möchte. Wittgenstein nennt zur Behebung dieser Schwierigkeit folgende Lösung:

(Ein Grund lässt sich nur *innerhalb* eines Spiels angeben.) (TS 213, p. 187)

Denn es gilt:

Die Kette der Gründe kommt zu einem Ende und zwar dem Ende in diesem Spiel. (TS 213, p. 187, a)

Dieser Hinweis ist nicht leicht zu verstehen, weil auf den ersten Blick nicht verständlich ist, was Wittgenstein meint, wenn er davon spricht, daß die Kette der Gründe am Ende des Spiels aufhört. Einmal kann man es als die schlichte Feststellung lesen, daß wir einen Grund als den letzten akzeptieren, und zwar je nach dem, welches Spiel wir spielen. Die Antwort auf die Frage, warum die Begründung gerade an dieser Stelle abbricht, wäre dann einfach, daß es so üblich sei. Dies würde einen Skeptiker wenig beeindrucken, weil er gerade die Legitimität des Spiels in Frage stellt, also fragt, ob es richtig ist, die Rechtfertigung an dieser Stelle abzubrechen. Man steht also vor einem Problem. Auf der einen Seite scheint das Ansinnen, man möge einen Grund dafür angeben, warum man die Kette der Begründungen gerade an dieser und keiner anderen Stelle nicht weiterführe, nicht von der Hand zu weisen. Andererseits hat auch Wittgensteins Auskunft, es könne Gründe nur innerhalb des Spiels und nicht für die Legitimität des Spiels geben, einiges für sich. Die folgende Textstelle gibt einen Hinweis darauf, wie man beide Sichtweisen miteinander verbinden kann:

Sage ich jemandem »Bringe eine rote Blume« und er bringt eine, und nun frage ich »warum hast Du mir eine von dieser Farbe gebracht?« – und er: »diese Farbe nenne ich/heisst doch ›rot‹«: so ist dies Letzte ein Satz der Grammatik. Er rechtfertigt eine Anwendung des Worts. (TS 213, p. 199, a)

Diese Überlegung zeigt einen Ausweg aus der problematischen Lage: Man hört dort auf zu begründen, wo man es mit Sätzen der Grammatik zu tun hat, also wo man auf Sprachregeln stößt. Diese kann man nicht ihrerseits wieder begründen, weil sie konstitutiv für die Bedeutung von Wörtern sind. Man beendet ein Spiel nicht an einer beliebigen Stelle, sondern dort, wo man es mit einem Satz der Grammatik zu tun hat. Man hat so eine Begründung, die angibt, warum man keinen Grund dafür angeben kann, daß man einen bestimmten Gegenstand rot nennt, also eine Begründung zweiter Ordnung. Daß es unter bestimmten Umständen nicht möglich ist, einen Satz weiter zu rechtfertigen, resultiert nicht aus einer bestimmten Inkompetenz des Sprechers oder aus einer ungünstigen empirischen Lage, sondern liegt daran, daß man bei einem grammatischen Satz, also einem Ausdruck einer sprachlichen Regel angekommen ist. Spiele dieser Art haben also nicht zufälligerweise an dieser und keiner anderen Stelle ein Ende, sondern, daß das so ist, ist ebenfalls durch sprachliche Regeln bestimmt. Der Hinweis, daß das Spiel keine weitere Begründung zuläßt, stützt sich somit auf die Tatsache, daß man in Spielen wie diesem generell an bestimmten Stellen nicht weiter begründen kann. Allerdings hat auch diese Lösung ihre Probleme: Man scheint vor zwei Alternativen zu stehen, die man beide zurückweisen möchte:

- (a) Ein Sprecher ist, wenn er einen Satz wie »Das ist rot« äußert, in bestimmten Zusammenhängen unfehlbar.
- (b) Ein Sprecher kann nie gerechtfertigt einen Satz wie »Das ist rot« äußern.

Die Annahme der Infallibilität ist damit schlecht vereinbar, daß wir uns natürlich auch darin täuschen können, ob ein bestimmter Gegenstand rot ist. Andererseits kann es nicht so sein, daß wir nie darin gerechtfertigt sind, einen Satz wie »Das ist rot« zu äußern. Wenn es basale Sätze gibt, dann sind es sicher Sätze wie dieser. Und so ist zu klären, was es bedeuten kann, daß sie basal sind, wenn damit nicht gemeint ist, daß man sich mit ihrer Äußerung nicht irren kann.

## 7.7.4 Die Lösung

### 7.7.4.1 Eingangssätze und Unfehlbarkeit

Der erste Schritt, diese Probleme zu lösen, besteht darin, sich den hinweisenden Satz »Diese Farbe ist rot«, den Wittgenstein als grammatischen Satz bezeichnet, näher anzuschauen. Tatsächlich ist er nicht das, wofür Wittgenstein ihn ausgibt. Ein grammatischer Satz ist ein Satz, der die Bedeutung von Wörtern, die in ihm vorkommen, festlegt, der also allein aufgrund der Wörter, die in ihm vorkommen, wahr ist. Der Satz »Diese Farbe nenne ich ›rot‹« ist dagegen nur dann wahr, wenn er zusammen mit einem Hinweis auf etwas Rotes ausgesprochen wird. Er ist in diesem Sinne kein grammatischer Satz. Man könnte von einer grammatischen Äußerung sprechen. Wenn man sie zu einem Satz vervollständigt, der grammatisch ist, erhält man Trivialitäten der Art: »Rote Gegenstände nennt man rot« oder, etwas anders formuliert: »Wenn man etwas Rotem gegenübersteht, ist der Übergang zu dem Satz ›Das ist rot‹ erlaubt«. Offensichtlich helfen solche Regelformulierungen dem nicht weiter, der nicht weiß, wie er rote Gegenstände erkennt. Solche Regelformulierungen sind trivial und man kann sie nicht dazu benutzen, in einem einzelnen Fall zu begründen, warum die Äußerung »Dieser Gegenstand ist rot« wahr ist. Hinter dem Versuch, solche Regeln zu formulieren, steht allerdings die Motivation, ein wichtiges Problem zu lösen, das ich oben bereits erwähnt habe, ohne allerdings die Schwierigkeiten im Detail auszuführen, die man mit der oben skizzierten Lösung bekommt. Es ist das Problem, daß die Fähigkeit, eine Sprache zu verstehen, nicht ausschließlich darin bestehen kann, Formulierungen der Regeln der Sprache zu kennen. Sie muß vielmehr die Fähigkeit umfassen, rote Gegenstände, wenn man sie sieht, als rot zu erkennen. Das ist etwas anderes, als mit geöffneten Augen auf einen roten Gegenstand zu schauen. Man muß vielmehr auf bestimmte Eigenschaften ansprechen. Oder anders ausgedrückt: Das Anschauen eines roten Gegenstandes muß bei einem Sprecher, wenn er das Wort »rot« versteht, eine bestimmte Disposition hervorrufen. So führt Wittgensteins mißglückter Versuch, grammatische Äußerungen zu etablieren, zu einer Überlegung über kausale Zusammenhänge und spezifische Fähigkeiten, Wahrnehmungen zu kategorisieren. Sprecher, die das Wort »rot« beherrschen, sind, um es so zu sagen, Rot-Detektoren. Sätze wie »Das ist rot« sind Eingangssätze in das System, weil kompetente Sprecher der deutschen Sprache disponiert sind, zur Äußerung des Satzes »Das ist rot« überzugehen, wenn sie etwas Rotes sehen.

Diese Tatsache muß allerdings vor dem Hintergrund der Feststellung gesehen werden, daß man einen Satz nur versteht, wenn man seine Grammatik kennt, und daß auch diese Übergänge von Beobachtungen zu Sätzen geregelt sind, also eine normative Komponente haben. Wer das Wort »rot« versteht, muß wesentlich mehr leisten als ein Rot-Detektor: Es genügt nicht unter bestimmten Umständen disponiert zu sein, den Satz »Das ist rot« zu äußern. Jemand versteht nur dann das Wort »rot«, wenn er die Grammatik der Farbprädikate kennt und von den Einzelfällen richtig extrapolieren kann, also etwa weiß, daß das Wort »rot« eine andere Extension hat als das Wort »zinnoberrot«. Ebenso wie für ihn eine hinweisende Erklärung nur dann verständlich ist, wenn er den Platz des Wortes »rot« in der Sprache bereits kennt, versteht er den Satz »Das ist rot« nur mit diesem Wissen. Eben diese Kenntnis der Regeln, durch die der Platz solcher Sätze in der Sprache bestimmt ist, führt auch zu der Erkenntnis, daß wir uns mit der Äußerung eines solchen Satzes prinzipiell immer täuschen können. Sie umfaßt neben der Kenntnis der inferentiellen Einbettung auch das Wissen von den Bedingungen, unter denen wir uns nicht über die Farbe eines Gegenstandes täuschen, wenn wir ihn sehen. Unter normalen Lichtverhältnissen und bei ungestörtem Sehvermögen werden wir uns nicht täuschen, wenn wir einen Gegenstand als rot beschreiben, den wir deutlich vor uns sehen. Ganz anders ist das bei besonderer Beleuchtung. Und das wissen wir als kompetente Sprecher. Dieses Wissen ist allerdings wie alle Kenntnis sprachlicher Bedeutung implizit. Es zeigt sich daran, daß kompetente Sprecher etwa die Auskunft geben würden, bei *diesen* Lichtverhältnissen könnten sie die Farbe eines Gegenstandes nicht richtig erkennen. Wer nicht weiß, daß in einem blauen Licht die Gegenstände andersfarbig erscheinen, als sie tatsächlich sind, beherrscht die Farbprädikate nicht. Üblicherweise, und damit meine ich, wenn kein besonderer Anlaß besteht, prüfen wir allerdings nicht erst nach, ob normale Lichtverhältnisse herrschen, um auf diese Art sicherzugehen, daß wir uns mit einem Farburteil nicht täuschen.

So bringt uns gerade die Kenntnis der Grammatik dazu zu erkennen, daß jedes Farburteil revidierbar ist. Weiterhin muß man zwei Dinge miteinander in Einklang bringen, die auf den ersten Blick nicht zusammenzugehen scheinen: Die Tatsache, daß Sprecher, wenn sie bestimmte Farben sehen, mit der Bereitschaft reagieren, eine bestimmtes Farburteil zu fällen, scheint keinen Raum dafür zu lassen, daß der Schritt in einem inferentiellen Raum immer einen normativen Aspekt hat. Die Lösung dieses Problems kann ich in diesem Zusammenhang nur skizzieren, weil ich im Rahmen dieses Gedankengangs keine ausführliche Analyse von Farbprädikaten liefern kann. Der Lösungsansatz baut auf dem Gedanken auf, daß der Gebrauch in der Sprache, wie ich dargestellt habe, zwei Aspekte hat: Die Tatsache, daß eine Person disponiert ist, einen bestimmten Gegenstand grün zu nennen, impliziert nicht, daß dieser Gegenstand tatsächlich grün ist. Die betreffende Person könnte etwa rot-grün-blind sein. Allgemeiner ausgedrückt: Die Feststellung, daß bestimmte Umstände jemanden zu einem bestimmten Urteil veranlassen, ist etwas anderes als zu behaupten, daß das Urteil korrekt ist. Offensichtlich gilt allerdings: Was als korrekte Anwendung eines

Farbprädikats gilt, ist davon abhängig, welche Bedeutung es in der Sprache hat, zu der es gehört. Diese Bedeutung ist davon abhängig, wie es die Sprecher der Sprache tatsächlich gebrauchen, worüber sie sich einig sind, unter welchen Umständen sie sich gegenseitig korrigieren, so daß ein Sprecher der Korrektur zustimmt, und unter welchen Bedingungen sie sich nicht darauf einigen können, ob ein bestimmte Prädikat zutrifft. In diesen Prozessen gründet die inferentielle Rolle von Wörtern. Wie wir es schaffen, uns zu einigen, ist, wie oben dargestellt, kein philosophisches Problem. Wenn im allgemeinen keine Einigkeit darüber bestände, wie man ein Wort de re gebrauchen würde, dann würde es kein Beobachtungsprädikat ausdrücken. Sprecher sind sich also, um auf die gerade betrachtete Frage zurückzukommen, über den Gebrauch von Farbprädikaten einig. Das ist nur möglich, weil sie im allgemeinen gleichermaßen disponiert sind, dem Satz »Das ist grün« zuzustimmen, wenn sie eine bestimmte Farbe sehen. Es gehört allerdings ebenso zum Konsens, daß Gegenstände nicht unter allen, sondern nur unter Normalbedingungen, grün aussehen, wenn sie grün sind. Diese Einigkeit bezieht sich auch darauf, was als Normalbedingung für den Gebrauch von Farbprädikaten, also als normales Licht zählt und wie man ihr Vorliegen unter üblichen Umständen feststellt. Es ist immer möglich, daß ein oder mehrere Sprecher sich in bestimmten Situationen über die Farbe eines Gegenstandes täuschen, weil sie nicht bemerken, daß keine Normalbedingungen vorliegen. Die Farbe, die ein Gegenstand hat, ist also nicht dadurch bestimmt, zu welchem Urteil ein bestimmter Sprecher disponiert ist, sondern zu welchem Urteil ein Sprecher mit einer für die Sprachgemeinschaft idealen Kompetenz kommen würde, wenn er die für die Wahrheit seiner Äußerung relevanten Umstände richtig einschätzen kann. Auf diese Weise ist deutlich, inwiefern die Bedeutung von Farbprädikaten von den tatsächlichen Dispositionen der Sprecher abhängt und dennoch eine normative Komponente hat. Weiterhin zeigen diese Überlegungen, welche wichtige Rolle die Annahme von Normalbedingungen für den Gebrauch von Beobachtungsprädikaten spielt. Die Kenntnis der Regeln von Farbprädikaten umfaßt also ebenso eine basale Fähigkeit zur Subsumtion wie das Wissen, daß wir uns auch mit solchen Urteilen in jedem Einzelfall täuschen können. Auf die Frage, ob man diese Feststellung verallgemeinern kann, ob also eine allgemeine Täuschung möglich ist, gehe ich am Ende dieses Gedankengangs ein. Zunächst ist für das Verständnis der weiteren Überlegungen eines wichtig: Ein Farbprädikat zu verstehen bedeutet, auf die jeweilige Farbe in einer Weise diskriminativ reagieren zu können, wie es in der Sprache, zu der das Wort gehört, korrekt ist, und seine inferentielle Rolle samt der für seinen Gebrauch relevanten Normalbedingungen zu kennen.

#### **7.7.4.2 Pyramiden und Verifikatoren**

Die dargestellte Überlegung vermittelt eine skizzenhafte Vorstellung davon, wie Eingangspforten in das Netz aussehen, die es erlauben, von einer Beobachtung zu einem Satz überzugehen. Solche Sätze sind grundlegend, allerdings nicht basal. Die

Eingangs- oder Beobachtungssätze sind genau die, zu deren Äußerung wir uns durch bestimmte Umstände veranlaßt sehen<sup>75</sup> bzw. denen wir unter den entsprechenden Umständen zustimmen. Sie sind allerdings inferentiell eingebettet, und wir sind mit ihrer Äußerung nicht infallibel. Betrachten wir an einem weiteren Beispiel, wieso die inferentielle Umgebung eines Satzes für seine Überprüfung relevant ist und warum das Pyramidenbild mit der Annahme einer Basis von Sätzen, die allein den Tatsachen gegenüberstehen und mit deren Äußerung wir uns nicht täuschen können, falsch ist. Es sind immer Täuschungen möglich, weil wir immer Normalbedingungen und andere nicht überprüfte Tatsachen, die wir über die Kette der Bedeutungserklärungen gewinnen können, voraussetzen. In diesem Zusammenhang muß man auch den Anspruch an eine Konzeption sprachlicher Bedeutung einschränken. Der Gedanke ist verfehlt, eine Bedeutungskonzeption müsse darüber Auskunft geben können, wie wir es anstellen, wenn wir bei Tage auf ein Auto schauen, festzustellen, daß der betreffende Gegenstand ein Auto ist. Richtig ist vielmehr: Wer Wörter wie »Auto«, »Stuhl« oder »Mensch« versteht, kann das. Dies folgt daraus, was es bedeutet, eine Sprache wie die deutsche zu verstehen. Es gilt: Nur weil die Sprecher der deutschen Sprache unter Normalbedingungen in der Lage sind, durch Beobachtung Autos, Stühle und Menschen zu erkennen, stehen diese Wörter für Beobachtungsbegriffe. Das bedeutet: Wir sind uns im allgemeinen, wenn wir einen Gegenstand sehen, darüber einig, ob es sich um ein Auto handelt, und wir liegen in der Regel mit diesem Urteil richtig. Wir kennen allerdings, und dazu verhilft uns die Kenntnis der inferentiellen Rolle, eine Reihe weiterer Zusatzprüfungen, die wir durchführen können, um festzustellen, ob ein Gegenstand tatsächlich ein Auto ist, den wir dem Augenschein nach dafür halten. Diese Prüfungen bringen uns allerdings nicht zu basalen Tatsachen, über die wir uns nicht täuschen können.

– Die Annahme, Sätze wie »Man kann damit fahren«, »Es hat einen Motor«, »Es hat Sitze, die in geeigneter Weise von der Karosserie umschlossen sind« seien basale Verifikatoren des Satzes »Das ist ein Auto«, scheint naheliegend. Täuschungen sind allerdings auf jeder Stufe möglich. Man könnte in einem Fahrsimulator sitzen, es könnte eine Motorsimulation vorliegen, während das Auto von einem Magneten angezogen wird, oder man könnte sich nur einbilden, sich vorwärtszubewegen. Wir müßten also, wenn wir tatsächlich ein infallibles Fundament haben wollen, die Sätze, die wir als basal annehmen, ihrerseits wieder begründen. Allerdings kann man leicht erkennen, daß man nie zu Sätzen kommen kann, über deren Wahrheit keine Täuschung möglich ist. Die Fähigkeit der Sprecher, bestimmte Prädikate *de re* gebrauchen zu können, ist, wie wir festgestellt haben, immer an das Vorliegen von Normalbedingungen gebunden, und so können sie sich allein schon aus dem Grund immer täuschen, weil sie falsche Annahmen darüber machen können, ob diese Bedingungen vorliegen. Es gibt

---

<sup>75</sup> Wenn ich davon spreche, daß uns bestimmte Umstände zu einer Äußerung veranlassen, dann meine ich, daß das bei Nachfrage der Fall ist. Der Umstand, daß wir eine Beobachtung machen, reicht allein nicht aus, um uns zu einer Äußerung dieses Inhalts zu veranlassen. Weil das offensichtlich ist, verzichte ich meistens auf den Zusatz »bei Nachfrage«.

allerdings Sätze, deren Wahrheit wir uns sehr sicher sind, wie »Ich sitze auf diesem Stuhl«. Das liegt nicht daran, daß diese Sätze basal sind, sondern daß in solchen Fällen Täuschungen selten vorkommen. Dasselbe gilt für den Fall des Satzes »Das ist ein Auto«: Wenn wir die üblichen Überprüfungen durchgeführt haben, besteht kein Anlaß, eine weitere Täuschung zu vermuten. Wir hören mit unserer Überprüfung dort auf, wo Täuschungen unter normalen Bedingungen nicht zu erwarten sind. Wenn kein Grund zu der Annahme besteht, daß keine Normalbedingungen vorliegen, ist ein Sprecher nicht verpflichtet, weitere Prüfungen zu unternehmen, um festzustellen, ob die Sätze, die den Satz »Das ist ein Auto« üblicherweise begründen, auch tatsächlich und nicht nur scheinbar wahr sind. Die Rechtfertigung hat somit einen pragmatischen Aspekt. Sprecher beenden sie nicht bei Sätzen, in deren Gebrauch sie unfehlbar sind, sondern bei Sätzen, die sie unter normalen Umständen de re korrekt gebrauchen können, wenn kein besonderer Anlaß zu der Annahme vorliegt, daß keine Normalbedingungen vorliegen. Der Versuch mit Sätzen wie »S sieht aus wie ein P«, anzufangen, könnte naheliegend und attraktiv erscheinen. Schließlich scheinen sie gegen Täuschung immun. Ob man dem zustimmt oder nicht, so gilt: Wir kommen mit ihnen nicht weit, weil sie ontologisch neutral sind und semantisch abhängig von Sätzen der Form »S ist ein P«.

– Zudem ist das Pyramidenmodell strukturell falsch. So finden wir uns etwa mit den Formulierungen der notwendigen und hinreichenden Bedingungen des Wortes »Auto« mit den Wörtern »Benzin«, »flüssig«, »Wasser«, »fahren«, »bewegen«, »Ort«, »Raum« etc. ... schnell in solchen begrifflichen Fernen wieder, daß wir erkennen: Hinreichende Bedingungen zu erklären, kann man nicht nach dem Modell der Inklusion von Mengen verstehen. Dieser Annahme liegt der Fehler zugrunde, die Sprache funktioniere rein extensional. Tatsächlich ist sie, wie bereits hinlänglich oft erwähnt wurde, wie ein Netz aufgebaut. Jeder Knoten führt zu wieder anderen, und so ist keine Erklärung die letzte. Die Sprache ist von ihrer Struktur her wie ein einsprachiges Wörterbuch aufgebaut und nicht wie eine Pyramide, deren Fundament basale Sätze bilden.

Für das Funktionieren der Sprache benötigt man keine Sätze, die unbezweifelbar sind, sondern es genügt, daß es Sätze gibt, über deren praktischen Gebrauch wir uns als Sprecher unter den üblicherweise herrschenden Bedingungen einig sind. So würde es nichts helfen, einen Satz wie »Das ist ein Baum« durch Sätze wie »Er hat Blätter« oder »Der Stamm ist aus Holz und nicht auf Pappe« zu begründen, wenn nicht Einigkeit über den praktischen Gebrauch dieser Sätze bestände. Wäre das nicht so, dann wären wir in derselben Lage wie Achill mit der Schildkröte. Immer könnte man sagen: »Sicher ist S ein P, wenn es ein Q ist. Aber warum sollte es ein Q sein?« Sätze der Form »S ist ein Q«, bei denen die Frage unter bestimmten Umständen deplaziert ist und man lediglich sagen würde »Schau doch hin«, sind Beobachtungssätze.<sup>76</sup>

---

<sup>76</sup>Und dies gilt unabhängig von der Tatsache, daß es keine absoluten Beobachtungssätze gibt. Für das Argument genügt es, daß es relativ zu einer Sprache Sätze mit diesem Status gibt.

### 7.7.4.3 Pragmatische Rechtfertigung und Verifikation

Während wir schon einiges Informative darüber erfahren haben, was uns zur Äußerung eines bzw. zur Zustimmung zu einem Beobachtungssatz veranlaßt, stehen wir, so könnte man meinen, bei der Frage nach der Rechtfertigung noch etwas auf dem falschen Fuß. So ist es der Stand der Überlegungen, daß wir die Überprüfung einfach an einer Stelle abbrechen, und so könnte der Eindruck entstehen, wir seien nicht wirklich gerechtfertigt. Dies ist allerdings ebenso naheliegend wie falsch. Wir brechen nicht einfach *irgendwo* ab, sondern überprüfen in Kenntnis der *relevanten* Inferenzen und Normalbedingungen so weit, wie es unter den jeweils gegebenen Bedingungen notwendig ist. So ist Wittgensteins Feststellung, daß die Rechtfertigung zu einem Ende kommt, richtig. Man muß ihre Begründung allerdings etwas modifizieren: Der Hinweis auf grammatische Äußerungen ist, wie wir gesehen haben, in einer Lesart trivial, in einer anderen unbrauchbar. Sicherlich sind wir berechtigt, etwa den Satz »Das ist rot« zu äußern, wenn wir etwas Rotes sehen. Bei der Antwort auf die Frage, wie wir feststellen, ob das, was wir sehen, wirklich rot ist, hilft uns diese Regelformulierung nicht weiter. Der Hinweis auf ein Ende der Rechtfertigung ist, was den einzelnen Satz angeht, pragmatisch zu sehen. Wir sind nicht *verpflichtet*, über ein gewisses Maß hinaus zu prüfen, ob ein Beobachtungssatz zutrifft, und dennoch berechtigt, ihn zu äußern. So würden wir jemandem, der mit offenen Augen vor einem Auto steht und fragt, ob der betreffende Gegenstand ein Auto ist, die Auskunft geben: »Schau doch hin«, vielleicht noch einen Blick auf den Motor werfen, gegen das Blech klopfen und einmal um das Auto herum gehen. Wenn jemand von uns mehr verlangen würde, um zu überprüfen, ob wir es mit einem Auto zu tun haben, so würden wir darin ohne Angabe zusätzlicher Informationen keinen Sinn erkennen. Wenn wir erfahren würden, daß ein Illusionskünstler im Raum ist, würden wir ebenso genauer prüfen, wie wenn wir davon in Kenntnis gesetzt wären, daß zur Zeit holographische Großversuche durchgeführt würden. Wir können uns gegen übliche und den besonderen Umständen nach zu erwartende Täuschungen absichern. Es ist dagegen nicht möglich, sich gegen alle möglichen Täuschungen zu schützen. In der Regel genügt es, nur einen geringen Skopus an unter den gegebenen Umständen wahrscheinlichen Täuschungen in den Blick zu nehmen. So kommt die pragmatisch notwendige Überprüfung immer an ein Ende. Wir können allerdings nie eine endgültige Verifikation einzelner Sätze bekommen. Es tritt immer die Konjunktion des Satzes zusammen mit der Behauptung der Normalbedingungen auf. Weil das so ist, betonen wir es nicht extra. Was für die Normalbedingungen relevant ist, ist von der Bedeutung des Satzes abhängig: Wenn es um die Farben von Gegenständen geht, sind es die Lichtverhältnisse, bei der Frage, ob etwas gerade oder gebogen ist, ist es die Tatsache, ob ein bestimmter verzerrender Spiegel im Spiel ist. Im übrigen ist das auch ein Beleg dafür, daß unsere Kenntnis der Bedeutung kein reines Einzelfallwissen sein kann: Bei der Überprüfung darauf, ob Täuschungen oder anderweitig veränderte Bedingungen vorliegen, kommt immer ein allgemeines Wissen über den systematischen Platz eines Satzes in der Sprache zum Tragen.



Diese pragmatische Lesart der Rechtfertigung wird durch das gestützt, was Wittgenstein über die Verifikation von Sätzen sagt. So stellt er fest, daß zur Kenntnis der Bedeutung eines Satzes das Wissen gehört, wie man ihn verifiziert. Dies ist nicht im Sinne einer endgültigen Verifikation, sondern im Sinne einer an den Normalbedingungen und der inferentiellen Umgebung orientierten Überprüfung zu verstehen:

... die Verifikation ist nicht bloss ein Anzeig(h: ch)en der Wahrheit, sondern sie bestimmt den Sinn des Satzes. (Einstein: wie eine Grösse gemessen wird, das ist sie.) (TS 213, p. 266, a)

Während diese Behauptung sehr technisch klingt, fährt Wittgenstein im Gedanken- gang im Sinne einer harmlosen pragmatischen Begründung fort:

Wenn ich frage: Wie *kann* ich den Satz »jemand ist im Nebenzimmer« verifizieren, oder wie kann ich herausfinden, dass jemand im Nebenzimmer ist, so ist etwa eine Antwort »indem ich ins Nebenzimmer gehe und ihn sehe (h: nachsehe)«. (TS 213, p. 267)

Wittgensteins Hinweis, daß zur Kenntnis der Bedeutung eines Satzes das Wissen gehört, wie man ihn verifiziert, ist offensichtlich im Sinne einer pragmatischen Überprüfung zu verstehen: Wir stellen fest, ob im Nebenzimmer jemand ist, indem wir nachschauen. Um diese Überprüfung durchführen zu können, ist im Einzelfall, eine gehörige Portion Weltwissen notwendig, das Wittgenstein nicht zur Kenntnis der Bedeutung des Satzes zählt:

Wenn nun gefragt wird »wie *kann* ich ins Nebenzimmer kommen, wenn die Tür gesperrt ist«, so ist dieses »kann« ein anderes als das erste: Die erste Frage nach der Möglichkeit (der logischen) hatte eine Erklärung über den Satz-kalkül zur Antwort, ~~dass nämlich dieser Satz aus jenem folgt~~; die zweite Frage war eine nach der physikalischen Möglichkeit und hatte einen Erfahrungssatz zur Antwort: dass man, etwa, die Mauer nicht durchbrechen könne, weil sie zu stark sei, dagegen die Tür mit einem Sperrhaken öffnen könne. Beide Fragen nun sind in gewissem Sinn, aber nicht im gleichen, Fragen nach der Verifikation. (TS 213, p. 267)

Man könnte sicher eine Menge dazu zu sagen, wie diese Unterscheidung zwischen dem Teil der Verifikation, dessen Kenntnis zur Bedeutung gehört, und dem empirischen Teil *genau* funktioniert. Für meine Zwecke genügt es, daß sie besteht und daß die Sprachkompetenz offensichtlich in dieser Hinsicht auf einem Fundament von empirischem Wissen und Know-how aufbaut. Mit dessen Hilfe wissen wir, wie wir uns in die Lage bringen, bestimmte Sätze durch Beobachtung zu verifizieren. Wir stellen fest, ob ein Hund im Wald hinter der Straße ist, indem wir uns dorthin begeben und schauen, ob wir einen Hund sehen. Wenn wir wissen wollen, ob ein Gesetz gilt, prüfen wir, ob es in geeigneter Weise implementiert worden ist. Wenn wir wissen wollen, ob der Satz »In Frankfurt gibt es 10000 Autos mehr als in Dortmund« wahr ist, müssen wir Autos zählen. Mit diesem untechnischen Begriff der Verifikation macht Wittgenstein darauf aufmerksam, daß wir für die Überprüfung von Sätzen simple Standards haben, die nichts mit dem Gedanken einer infalliblen Verifikation gemeinsam haben.

Wir beenden das Spiel, um es mit Wittgensteins Worten zu sagen, bei Sätzen, über deren Wahrheit wir als kompetente Sprecher in Kenntnis ihrer inferentiellen Rolle und unter der Annahme, daß Normalbedingungen herrschen, durch Beobachtung entscheiden können.<sup>77</sup>

#### 7.7.4.4 Beobachtungssätze

Damit haben wir zwei unterschiedliche Arten von Sätzen: Beobachtungssätze, und solche, über deren Wahrheit, wir nicht durch Beobachtung entscheiden können. Im Hinblick auf diese Einteilung entstehen einige Probleme. Ich weise auf sie in diesem Zusammenhang nur hin und skizziere einige Lösungsvorschläge:

– Wir sehen, daß dort ein Haus steht und daß es blau ist, oder hören, daß jemand ruft etc. ... Das Unternehmen, solche Sätze von jenen wie »Wenn ich auf die Preisschilder schaue, sehe ich, daß wir Inflation haben« zu unterscheiden, legt die Annahme nahe, für die Verifikation von Beobachtungssätzen dürfe Hintergrundwissen keine Rolle spielen. Wie wir gesehen haben, kann man solche Sätze nur verstehen und sich mit ihrer Äußerung unter den gegebenen Umständen sicher sein, wenn man ihren Platz in der Sprache kennt. So steht man vor dem Problem: Wenn man einen Beobachtungssatz als einen Satz bestimmt, für dessen Verifikation das einfache Hinschauen genügt und kein Hintergrundwissen nötig ist, dann gibt es keine Beobachtungssätze. Wir verstehen auch sie nur, wenn wir ihre inferentielle Rolle kennen. Wenn man allerdings Hintergrundwissen zuläßt, kann fast jeder Satz unter gewissen Umständen ein Beobachtungssatz sein, so daß wir etwa sehen können, daß Inflation herrscht, wenn wir auf den Preis schauen. Etwas weiter hilft die folgende Bestimmung: Ob ein Beobachtungssatz wie »Das ist rot« zutrifft, kann man entscheiden, wenn man seine inferentielle Rolle kennt und auf den fraglichen Gegenstand schaut. Bei Nicht-Beobachtungssätzen braucht man noch zusätzliche Hintergrundinformationen. Allerdings ist auch diese Unterscheidung noch modifikationsbedürftig, weil bei der Äußerung eines Beobachtungssatzes üblicherweise immer die Annahme von Normalbedingungen eine Rolle spielt. Jedenfalls kennen wir klare Fälle von Beobachtungssätzen wie die oben genannten, ebenso Fälle, in denen deutlich ist, daß wir uns erst in eine bessere Position bringen müssen, um die erforderlichen Beobachtungen machen zu können, und Sätze von der Art »Das volkswirtschaftliche Gleichgewicht ist gestört«, »Sparsamkeit ist löblich« oder »Wenn auf eine Masse keine Kraft einwirkt, dann verändert sie ihre Geschwindigkeit nicht«.

– Offensichtlich kann nicht jeder Satz unserer Sprache ein Beobachtungssatz sein. Sonst hätten nur allwissende Sprecher Sprachkompetenz. Wer das Wort »Gefahr« ver-

---

<sup>77</sup>Dieses Vorgehen gilt nur für Beobachtungssätze, und es ist damit nicht die Annahme verbunden, daß alle Wahrheiten auf Beobachtungssätze zurückgeführt werden müssen. Wie Wittgensteins Auffassung von Begründungsbeziehungen und sein Umgang mit All-Sätzen zeigt (vgl. oben Abschnitt 7.5.3), hat er keine Probleme mit der Annahme, daß Sätze als wahr gelten können, ohne daß sie empirisch oder endgültig verifiziert werden können.

steht, muß nicht alle Gefahren durch Hinschauen erkennen können. Bereits der Vorschlag hat etwas Groteskes. Weiterhin würde es fraglich erscheinen, wie überhaupt Dissens unter den Sprechern einer Sprache möglich ist.

– Wenn wir eine Sprache sprechen, dann sind die Eingangs- oder Beobachtungssätze genau die, zu deren berechtigter Äußerung wir uns durch bestimmte Umstände veranlaßt sehen. Welche Sätze Beobachtungssätze sind, hängt zum einen von unserer Sprache ab und ist insofern konventionell. Mit einem reichhaltigeren Begriffssystem kann man mehr beobachten. Grenzen sind hier allerdings dadurch gesetzt, daß der Begriff der Wahrnehmung eine kausale Komponente enthält. Insofern sind unserer direkten Beobachtung Grenzen gezogen, die wir allerdings durch den Gebrauch geeigneter technischer Apparaturen wie Ferngläser, Videokameras oder Meßgeräte erweitern können. Ein Problem entsteht dadurch, daß wir, je wichtiger die Rolle der Hilfsmittel wird, immer weniger geneigt sind, von Beobachtungssätzen zu sprechen. Weiterhin sind pragmatische Überlegungen zu berücksichtigen.

Wie wir es anstellen zu erkennen, ob ein Beobachtungssatz wahr ist, diese Frage zu klären ist nicht Aufgabe einer Konzeption sprachlicher Bedeutung. Tatsache ist, daß die Fähigkeit, für Bäume typische visuelle Muster zu erkennen, sicherlich eine empirische Voraussetzung dafür ist, daß Menschen den Satz »Dort steht ein Baum« als Beobachtungssatz gebrauchen können. Menschen sind, was die Konturen und Oberflächen der Gegenstände ihrer Lebenswelt angeht, hervorragende Muster-Erkenner. Wir sind in der Lage, aus potentiell unendlich vielen Photos die zu erkennen, die wie Bäume, Gesichter oder das Gesicht eines bestimmten Menschen aussehen, ohne daß wir angeben können, wie wir das tun. Das zeigt, daß diese Frage mit der Semantik nichts zu tun hat. Die Erwartung, die Semantik könne oder müsse Auskunft darüber geben, wie wir den Satz »Ich sehe ein Auto« in einen Satz überführen, in dem nur von basalen geometrischen Formen und Farben die Rede ist, ist falsch. Eine holistische Semantik ist nicht reduktiv. Darüber hinaus könnte man selbstverständlich wieder die Frage stellen, wie wir es fertigbringen zu erkennen, daß eine bestimmte Form gerade ist. Die Erklärung der Fähigkeit zur Mustererkennung gehört in die kognitive Psychologie. Allerdings spielen solche Fähigkeiten eine basale Rolle für unsere Erkenntnis der Welt: Wir haben diskriminative Fähigkeiten. Wieder muß man mit Davidson darauf hinweisen, daß diese Eindrücke als kausale Mittler epistemisch unbrauchbar sind und als Meinungen korrigierbar.<sup>78</sup>

#### **7.7.4.5 Begrenzte und allgemeine Täuschung**

Zum Schluß dieses Gedankengangs möchte ich noch einiges über die Möglichkeit sagen, von der Annahme partieller zu der einer universellen Täuschung überzugehen, und die Frage betrachten, welche Folgen das für eine Konzeption sprachlicher Bedeutung hat. Die Tatsache, daß wir partielle Täuschungen nie völlig ausschließen können,

---

<sup>78</sup>Das ist einer der zentralen Gedanken in Davidson 1983.

ist harmlos. Gerade die Tatsache, daß wir Täuschungs-Szenarien beschreiben können, zeigt, daß in solchen Fällen nicht unsere Begriffe unscharf, sondern unsere epistemischen Möglichkeiten beschränkt sind. Es ist eine triviale Feststellung, daß wir zwischen einem Stuhl und einer Stuhl-Attrappe begrifflich unterscheiden. Wenn wir uns überlegen, wie wir das tun, werden wir unseren Begriff des Stuhles explizit machen. Unsere Unfähigkeit, absolute Sicherheit bezüglich einer bestimmten Äußerung zu bekommen, bedeutet nicht, daß unsere gesamte Sprachpraxis bzw. die Wahrheit all unserer Behauptungen nur auf der ungerechtfertigten Annahme beruhen, daß wir nicht ständig getäuscht werden. Wenn wir versuchen, eine absolute Täuschung zu beschreiben, dann negieren wir damit die Existenz der Bedingungen, auf denen die Bedeutung der Begriffe beruht, die wir für diese Beschreibung brauchen. So kann ich mich in der Farbe eines Gegenstandes täuschen, weil keine normalen Lichtverhältnisse vorliegen, und ich kann mich ebenso im Irrtum über die tatsächlich bestehenden Lichtverhältnisse befinden, wie ich den Einfluß verkennen kann, den sie darauf haben, welche Farbe ein Gegenstand zu haben scheint. Die Annahme, ich könnte mich über die Applikation aller Begriffe täuschen, ist ein verfehelter Übergang vom Bedingten zum Unbedingten. Diese Überlegung deutet Wittgenstein an der folgenden Textstelle an:

Die gesamte Sprache kann nicht missverstanden werden. Denn sonst gäbe es zu diesem Missverständnis wesentlich keine Aufklärung.

Die Sprache muss für sich selbst sprechen. (TS 213, p. 2)

Das Argument an dieser Textstelle baut nicht auf einer verifikationistischen Annahme auf. Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ist für Wittgenstein, dadurch *bestimmt*, wie Menschen sie verstehen. Einen sprachlichen Ausdruck zu verstehen bedeutet, dessen Rolle im System zu kennen und erklären zu können. Verstehen und Mißverstehen sind erst in einer Sprache möglich. Es gibt also für Wittgenstein keinen Begriff des absoluten Mißverstehens. Er ist gegenüber dem Verstehensbegriff in der gleichen Weise parasitär wie der Begriff der Fälschung in Bezug auf den des Originals. Was Mißverstehen ist, ist durch das richtige Verstehen bestimmt, und dieses ist für Wittgenstein durch die Regeln der Sprache festgelegt. Welche Regeln gelten, hängt davon ab, mit welchen Gegenständen es die Sprecher tatsächlich zu tun haben. Die Annahme, man könne das ganze System der Sprache mißverstehen, ist nichts anderes als die Annahme, wir könnten uns über den Bezug aller sprachlichen Ausdrücke täuschen. Diese Überlegung überzeugt nicht, weil sprachliche Ausdrücke ihre Bedeutung durch ihre tatsächliche Rolle im menschlichen Leben bekommen. Wenn wir den Bezug eines sprachlichen Ausdrucks *beschreiben*, so erhalten wir unter anderem triviale Erklärungen wie diese: Das Wort »Autos« bezieht sich auf Autos. Weniger trivial ist das Ergebnis der folgenden Überlegung: Das Wort »Tisch« bezieht sich auf das, womit wir üblicherweise in Kontakt stehen, wenn wir dieses Wort de re gebrauchen. So kommt eine kausale Überlegung zwangsläufig dadurch ins Spiel, daß Sätze ihre Bedeutung daraus ziehen, welche Rolle sie im Handeln der Sprecher spielen. Diese Erkenntnis veranschaulichen die Ein-Situations-Sprachspiele in deutlicher Weise ebenso wie die

Beobachtung, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke in ihrer Rolle im Leben der Sprecher gründet.<sup>79</sup> In beiden Fällen nimmt man die Perspektive einer Person ein, die die Sprache übersetzen bzw. die Äußerungen der beteiligten Personen interpretieren muß. Auch die Feststellung, daß man die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke durch *die* Tests festlegt, bei deren Bestehen man einem Sprecher die Kenntnis der Bedeutung dieser Ausdrücke zuschreibt, basiert auf der Einnahme dieser Perspektive. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen erweist sich die Annahme, eine universale Täuschung sei möglich, als ein unzulässiger Schluß vom Bedingten aufs Unbedingte. Aus diesem Grunde ist es harmlos, Normalbedingungen als die Bedingungen zu bestimmen, unter denen üblicherweise keine Täuschungen vorkommen. Dies ist kein vitiöser Zirkel. Denn es gilt: Normalbedingungen sind die Bedingungen, unter denen wir uns bisher bei der Anwendung eines Beobachtungssatzes im allgemeinen nicht getäuscht haben. Alle Annahmen, daß wir uns beständig über das Vorliegen dieser Bedingungen täuschen könnten, bauen auf der falschen Voraussetzung auf, daß die Beschreibung bestimmter Täuschungsszenarien noch wirklich verständlich wäre, wenn die Welt vollkommen anders wäre, als wir normalerweise glauben. Das ist nicht der Fall. Tatsächlich gilt: Die Welt unseres Alltags ist erstaunlich robust. Wir wüßten nicht, was passieren sollte, um uns zu überzeugen, daß es tatsächlich keine Häuser, Tische, Berge, Autos oder Menschen gibt. Auf Ganze gesehen existieren die meisten der Dinge, von denen wir sprechen, obwohl hier und da Täuschungen und Fehler in der Beschreibung möglich sind und auch wirklich vorkommen.

## 7.8 Einige Fehler in Wittgensteins Überlegungen

Im folgenden möchte ich einige Fehler aufzeigen, die Wittgenstein bei der Entwicklung seiner Konzeption unterlaufen. In den meisten Fällen hat er bereits in anderen Zusammenhängen bemerkt, daß die betreffenden Überlegungen fehlerhaft sind, scheint das allerdings im Umfeld der jeweiligen Textstellen, die ich vorführen werde, nicht zu realisieren. Ich werde darstellen, worin die Fehler jeweils bestehen und warum sie aus Wittgensteins Sicht naheliegen. Einem Mißverständnis sind wir bereits begegnet. Es ist die Meinung, die Kenntnis der Bedeutung von Wörtern und Sätzen sei auf Fälle relativiert. Verantwortlich für diesen Fehler ist neben den bereits dargestellten Ursachen dafür Wittgensteins Abneigung gegen alles, was sich unter den Begriff der Allgemeinheit fassen läßt. Ich werde diesen Fehler, weil er sich bis zu den *PU* hindurchzieht und weitreichende Folgen hat, ausführlich darstellen und zeigen, wie Wittgenstein von zutreffenden Beobachtungen und unter dem Einfluß einer richtigen Intuition zu falschen

---

<sup>79</sup>Wen diese Argumentationsskizze nicht überzeugt, den möchte ich noch darauf hinweisen, wie Davidson und Putnam (vgl. Davidson 1994, und Putnam 1981, p. 1–21 und 22–48) dieses Problem in, so meine ich, überzeugender Weise lösen: Die Annahme eines allwissenden Interpretierers, wie sie Davidson einführt, macht ebenso wie jede Betrachtung der Sprache aus einer Außenperspektive (vgl. hierfür die Annahme eines Gehirns im Topf) deutlich, daß ein Wort wie »Tisch« sich schlicht auf das bezieht, mit dem wir in Interaktion stehen, wenn wir dieses Wort äußern.

Ergebnissen kommt, weil er begrifflich nicht differenziert genug mit dem Begriff der Allgemeinheit umgeht und so auch hinter seine eigene Erkenntnis zurückfällt, daß sprachliche Regeln in bestimmter Hinsicht allgemein sind. Ich werde dann zwei Fehler vorstellen, die Wittgenstein im Laufe seiner Auseinandersetzung damit, wie das Folgen sprachlicher Regeln zu konzipieren ist, unterlaufen. Man erkennt im ersten Fall, daß für ihn die Annahme, eine Kenntnis der Formulierung der Regel müsse das Handeln begleiten, immer noch eine gewisse Attraktivität besitzt. Im zweiten Fall wird deutlich, wie die mangelnde Trennung verschiedener Probleme zu einer Überlegung führt, in der die Fragmentierung der Bedeutung angedeutet ist, insofern Wittgenstein den Folgerungsbegriff auf ein Spiel relativieren will. Im Vorgriff auf Wittgensteins Überlegungen in den Manuskripten aus dem betrachteten Zeitraum und dem *Blauen Buch* werde ich kurz skizzieren, wie er den Gedanken, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ihr Platz im Netz ist, beibehalten will, allerdings aufgrund verschiedener Fehler anfängt, Satz- und Äußerungsbedeutung gegeneinander auszuspielen, wie ich meine, aus dem Bedürfnis heraus, nicht in falscher Weise allgemein zu sein, und weil er das Wesen impliziter Regelung teilweise selbst mißversteht. Entsprechend äußert sich Wittgenstein auch im TS 213 an einigen Textstellen so, als könne echtes Regelfolgen nur möglich sein, wenn man die Regelformulierung konsultiert, während man handelt. Der Darstellung von anderen Fehlgriffen im TS 213 werde ich weniger Raum einräumen, weil sie leichter zu durchschauen und weniger folgenreich sind. So engt er an einigen Textstellen den Begriff der Erklärung der Bedeutung ein, und im Kontext seiner Auseinandersetzung mit intentionalistischen Theorien sprachlicher Bedeutung verwechselt er die Annahme, daß Wörter eine abstrakte Rolle haben, damit, daß ihre Bedeutung nur in der Verbindung zu anderen Zeichen besteht.

### 7.8.1 Allgemeines und der Einzelfall

Warum bemerkt Wittgenstein trotz der offenkundigen Mängel dieses Vorgehens nicht, daß es verfehlt ist, die Bedeutung von Wörtern auf Einzelfälle zu relativieren und so zu fragmentieren? Es liegt, so meine ich, daran, daß er unterschiedliche Aspekte der Begriffe »allgemein« und »abstrakt« nicht auseinanderhält und daß unterschiedliche Gedankengänge bei ihm, so möchte man sagen, oft gekapselt sind: Damit meine ich, daß er die Ergebnisse *einer* Überlegung in einem *anderen* Zusammenhang teilweise nicht angemessen berücksichtigt. So bemerkt Wittgenstein, daß der Hang zu Allgemeinheit und Abstraktion die Ursache vieler philosophischer Probleme ist, ihrer Lösung im Weg steht und ebenso eine adäquate Konzeption sprachlicher Bedeutung verhindert. Er übersieht allerdings, daß er dabei unter dem Titel »Abstraktion« und »Verallgemeinerung« eine Menge unterschiedlicher Vorgehensweisen zusammenfaßt, die in jeweils anderer Hinsicht abstrakt und allgemein sind. Für den überwiegenden Teil von ihnen trifft sein Verdikt zu. Obwohl er im TS 213 präzise herausgearbeitet hat, daß sprachliche Regeln abstrakt und allgemein sind, insofern sie auf unendlich viele Fälle zutreffen und dabei von jeweils unterschiedlichen Merkmalen abstrahiert wird, gerät

ihm die Tatsache, daß die Bedeutung von Wörtern in diesem Sinne irreduzibel abstrakt und allgemein ist, bereits im TS 213 teilweise und ab dem *Blue Book* zunehmend aus dem Blick. Statt dessen wird die Charakterisierung einer Position mit Begriffen wie »Abstraktion«, »Verallgemeinerung« oder »Idealisierung« für Wittgenstein zunehmend zum Kennzeichen dafür, daß sie in methodischer Hinsicht grundlegend verfehlt ist,<sup>80</sup> während er die Betrachtung von Einzelfällen als das einzig richtige Vorgehen zur Untersuchung der Bedeutung von Wörtern, geradezu als den Königsweg, beschreibt. Begünstigt wird diese Entwicklung dadurch, daß es für Wittgenstein durchweg gewisse Begriffe gibt, deren bloße Erwähnung bei ihm eine Ablehnung hervorruft, die einen differenzierten Umgang mit dem durch den Begriff benannten Problembereich unmöglich zu machen scheint. Typisch dafür ist, wie er versucht, den Begriff der Wirkung strikt von dem der Erklärung der Bedeutung zu trennen, obwohl er am Rande zu bemerken scheint, daß dieses rigorose Vorgehen verfehlt ist, und dann im Begriff der nicht-kausalen Wirkung Zuflucht nimmt. Ebenso ist sein Umgang mit den Begriffen »Hypothese«, »Fähigkeit« oder »Disposition« und dem, was sie jeweils bezeichnen, eher der Tatsache geschuldet, daß er ein Vorgehen nach Art der Naturwissenschaften ablehnt, als einer wirklichen Durchdringung der Aspekte seiner Konzeption sprachlicher Bedeutung, auf die diese Wörter hinweisen. Problematisch ist ebenso sein Umgang mit dem Erklärungsbegriff. Während er sich teilweise, und damit gibt er eine überzeugende Bestimmung seines tatsächlichen Vorgehens, so äußert, als sei die Erklärung der Bedeutung eine eigene Art der Erklärung, nicht reduktionistisch, also nicht mechanistisch oder naturwissenschaftlich, und nicht didaktisch, verzichtet er an anderen Stellen mit dem Hinweis, er erkläre nicht und beschreibe nur, auf das, was man von einer Erklärung der Bedeutung mit Recht erwarten kann: auf Charakterisierungen, die als Rechtfertigung dafür dienen, warum etwas unter einen bestimmten Begriff fällt. Trotz seiner Vorliebe für eine Untersuchung von Einzelfällen ist Wittgenstein im Umgang mit den genannten Begriffen oft erstaunlich undifferenziert. Fast hat man den Eindruck, als ob sie als Stop-Schilder fungieren, die es ihm unmöglich machen, ein Phänomen genau zu durchdenken, wenn es erst einmal mit diesem Etikett behaftet ist.

Wie das im Umgang mit den Wörtern »allgemein«, »Abstraktion« und »ideal« vor sich geht, das werde ich im folgenden vorführen. Ich werde zunächst darstellen, wie Wittgenstein zeigt, daß bestimmte Vorgehensweisen, die in jeweils unterschiedlicher Weise abstrakt und allgemein sind, deswegen fehlerhaft sind. Dabei unterlaufen ihm, wie ich zeigen werde, selbst Fehler.

(A1) Die Konzeptionen sprachlicher Bedeutung, die Wittgenstein zurückweist, entstehen, wie gezeigt wurde, oft dadurch, daß sie von bestimmten Beobachtungen in unzulässiger Weise verallgemeinern und so zu jeweils falschen Auffassungen darüber kommen, was das Wesen sprachlicher Bedeutung ist. So möchte die Gegenstandstheorie die Bedeutung aller Wörter nach dem Modell der Verbindung des Wortes »Tisch«

---

<sup>80</sup>Treffend ist Gellners Beschreibung dieses Umgangs mit Verallgemeinerungen, der ein Grundzug der Ordinary-Language-Philosophie wurde: »By contrast, generality is treated with utmost reserve, if not with contempt.« (Gellner 1963, p. 45)

zum Tisch verstehen, die intentionalistische Theorie von Feststellungen wie der, daß man meinen muß, was man sagt, und daß es geistige Begleiterscheinungen des Meinens und Verstehens gibt, zu der Annahme übergehen, daß Bedeutung wesentlich etwas Geistiges ist, während die instrumentalistische Theorie die Tatsache falsch bewertet, daß die Äußerung von Sätzen zu bestimmten für ihre Bedeutung typischen Wirkungen führt. Dieses Vorgehen, von falsch verstandenen Beobachtungen, deren Stellenwert man überschätzt, in unzulässiger Weise zu verallgemeinern, lehnt Wittgenstein zu Recht ab. So schreibt er im Zusammenhang seiner Auseinandersetzung mit der Gegenstandstheorie, daß man sicherlich in irgendeinem Sinne beim Verstehen jedes Wortes einer Bildbeschreibung seine Aufmerksamkeit auf etwas richten und dies als dem Zeigen analog verstehen könnte, und bemerkt dann:

Das zeigt, wie der allgemeine Begriff der Bedeutung entstehen konnte. (TS 213, p. 28, a)

Der Gedanke, man könne auf diese Art durch Verallgemeinerung zu einem allgemeinen Begriff der Bedeutung kommen, ist naheliegend, allerdings, wie ich vorgeführt habe, falsch.

(A2) Mit Recht weist Wittgenstein auch darauf hin, daß die Wörter der Sprache funktionieren, obwohl oder gerade weil sie keine exakte Definition haben. So ist es kein Fehler der Untersuchung, sondern ein legitimes Ergebnis, wenn man feststellt, daß vieles nicht oder nicht exakt geregelt ist. So schreibt Wittgenstein:

Der Gebrauch der Wörter »Spiel«, »Satz«, »Sprache«, etc. hat die Verschommenheit des normalen Gebrauches aller Begriffswörter unserer Sprache. (TS 213, p. 70, h)

Und er erläutert das so:

Aber wenn so der allgemeine Begriff der Sprache sozusagen zerfließt, zerfließt da nicht auch die Philosophie? Nein, denn ihre Aufgabe ist es nicht, eine (h: ideale) Sprache zu schaffen, sondern die zu reinigen, die vorhanden ist. (TS 213, p. 67)

Denn es gilt:

Wir können sagen: Untersuchen wir die Sprache auf ihre Regeln hin. Hat sie dort und da keine Regeln, so ist *das* das Resultat unsrer Untersuchung. (TS 213, p. 254)

Ein Begriff, so erkennt Wittgenstein, muß nicht in der Weise allgemein sein, daß alle Fälle seines Gebrauchs exakt geregelt sind. Damit grenzt sich Wittgenstein offensichtlich von seinem Vorgehen im *TLP* ab, in dem er eine ideale Sprache konstruieren wollte, die in dieser Weise geregelt ist.

(A3) Ein weiterer Aspekt eines falschen Strebens nach Allgemeinheit besteht darin, die heuristische Rolle von exakten Analogien nicht zu erkennen:

Ich meine: das Vergleichsobjekt, der Gegenstand, von welchem diese Betrachtung abgezogen ist, muss uns angegeben werden, damit nicht in die Diskussion immer Ungechtigkeiten einfließen. Denn da wird dann alles, was für das Urbild der Betrachtung stimmt, auch von dem Objekt, worauf wir die Betrachtung anwenden, behauptet: und behauptet »es *müsse immer* ...«



Das kommt nun daher, dass man den Merkmalen des Urbildes einen Halt in der Betrachtung geben will. Da man aber Urbild und Objekt vermischt, dem Objekt dogmatisch beilegen muss, was nur das Urbild charakterisieren muss/soll. (TS 213, p. 259 f.)

Harmlos verstanden, und so sollte man es verstehen, ist dies nichts anderes als die Feststellung, man könne etwa ein Unternehmen mit einem Menschen vergleichen, obwohl diese Analogie nur eine bestimmte Reichweite hat, weil es beispielsweise für die Unterscheidung zwischen Aktiengesellschaft und Gesellschaft mit beschränkter Haftung beim Menschen kein Analogon gibt. Wittgenstein geht von dieser zutreffenden Überlegung, wie und warum Vergleiche erhellend wirken, zu der Annahme über, eine Betrachtung könne auf einen Fall beschränkt sein, was ebenfalls, für sich genommen, wahr ist:

Andererseits glaubt man, die Betrachtung ermangle ja der . . . Allgemeinheit, die man ihr geben will, wenn sie nur für den einen (h: besonders?) Fall wirklich stimmt. Aber das Urbild soll ja eben als solches hingestellt werden; dass es die ganze Betrachtung charakterisiert, ihre Form bestimmt. Es steht also an der Spitze und ist dadurch, (h: ausgezeichnet aber nicht dadurch,) dass alles, was nur von ihm gilt, von allen Objekten der Betrachtung ausgesagt wird. (TS 213, p. 260, a) (Die handschriftliche Bemerkung »dieser Absatz ist vom Typisten falsch kopiert« bezieht sich wohl darauf, daß der letzte Satz ohne die handschriftliche Einfügung das Gegenteil dessen ausdrückt, was Wittgenstein sagen will.)

Wieder zeigt sich hier die Mehrdeutigkeit des Wortes »Fall«, so wie es Wittgenstein gebraucht. Aus dem Umfeld der gerade betrachteten Textstelle geht hervor, daß der Gegenstand der Betrachtung, von der Wittgenstein spricht, der Gebrauch, also die Bedeutung von Wörtern ist. Die Annahme, man verstehe diese, wenn man einen einzelnen Fall des Gebrauchs darstellt, ohne deutlich zu machen, warum ein Wort in diesem Fall auf einen Gegenstand zutrifft, ist falsch. Überzeugend ist dagegen, wenn man damit gemeint ist, man könne und solle die einzelnen Falltypen in ihrer spezifischen Einzigartigkeit betrachten, dabei sorgfältig zwischen konstitutiven Merkmalen, Symptomen und irrelevanten Merkmalen unterscheiden und berücksichtigen, daß Begriffe disjunktiv sein können.<sup>81</sup>

(A4) Ein wichtiges Motiv für Wittgensteins Ansicht, Bedeutungen müßten in der

---

<sup>81</sup>Weiterhin interessant ist, daß im Zusammenhang dieser Überlegungen das Wort genannt wird, dessen Gebrauch später einen der Grundpfeiler der Fragmentierung der Bedeutung bilden wird: »So könnte Spengler besser verstanden werden, wenn er sagte: Ich *vergleiche* verschiedene Kulturperioden dem Leben vom Familien; innerhalb der Familie gibt es eine Familienähnlichkeit, während es auch zwischen den Mitgliedern verschiedener Familien eine Ähnlichkeit gibt; die Familienähnlichkeit unterscheidet sich von der andern Ähnlichkeit so und so etc.« (TS 213, p. 259 f.) Wie oben bei der Darstellung der Annahme Wittgensteins, es gebe unendlich viele unterschiedliche Fälle des Gebrauchs des Wortes »können«, gerät Wittgenstein diese Ablehnung eines Dogmas selbst zu einem Dogma: Während er zu Recht die Annahme ablehnt, daß ein Begriff nicht-disjunktive Merkmale haben könne, sondern ein Wesen haben müsse, gewinnt der Leser späterer Schriften den Eindruck, daß der Annahme unendlich vieler unterschiedlicher Einzelfälle in seinen Überlegungen zur Bedeutung sprachlicher Ausdrücke eher die Rolle einer postulierten Voraussetzung zukommt, als daß sie das Ergebnis der Betrachtungen ist.

dargestellten Weise auf Fälle relativiert werden und seien so nicht allgemein, resultiert aus der Beobachtung, daß die Bedeutung von Wörtern, bei denen eine verborgene Variable enthalten ist, von den Umständen ihrer Äußerung abzuhängen scheint. Dieses kommt im TS 213 noch nicht zum Tragen, ich möchte es allerdings der Vollständigkeit halber erwähnen. Typisch für Wittgensteins Umgang mit diesem Phänomen ist seine Untersuchung des Gebrauchs des Wortes »können« bzw. »can« im *Brown Book* (vgl. Abschnitt 8.2.8.2). Er bemerkt dort, daß die Erfüllungsbedingungen des Satzes »S kann p-en« sehr heterogen zu sein scheinen: Der Satz ist wahr, wenn S schon ge-p-t hat oder wenn er noch nie ge-p-t hat, das aber tun kann, wenn er es versucht. Weiterhin ist es offen, unter welchen Umständen S p-en können muß, wenn er es versucht, damit der Satz wahr ist. Wittgenstein zieht daraus den falschen Schluß, daß das Wort »können« in unterschiedlichen Zusammenhängen der Äußerungen etwas anderes bedeutet bzw. in jeweils anderer Weise gebraucht wird. Das ist falsch. Es gilt: In der Spezifikation der Umstände der Erfüllung des Satzes »S kann p-en« ist eine verborgene Variable enthalten, die sich auf die Umstände bezieht, unter den S p-en können muß, damit der Satz wahr ist. Dieser muß man im einzelnen Fall einen Wert geben. Die Umstände der Äußerung können dafür relevant sein, wie der Satz desambiguiert wird. Allerdings gilt das nur im Rahmen der durch die Regeln der Satzbedeutung bestimmten Möglichkeiten. Der Kontext der Äußerung beeinflusst diese Regeln nicht. Sie sind allgemein, insofern sie unabhängig vom jeweiligen Kontext feststehen. Allerdings sind sie insofern nicht allgemein, als sie eine verborgene Variable enthalten.

(A5) Eine wichtige Rolle für Wittgensteins Ablehnung der Allgemeinheit spielt die Überlegung, daß geistige Bilder, wenn man sie als visualisierte Bilder und nicht als Zeichen versteht, für das Verständnis von Wörtern nicht hinreichend und notwendig sind:

Wenn wir eine Anwendung des Begriffs »Ei« oder »Pflanze« machen, so schwebt uns gewiss nicht vorerst ein allgemeines Bild vor, oder bei dem Hören des Wortes »Pflanze« das Bild eines bestimmten Gegenstandes, den ich dann als eine Pflanze bezeichne. Sondern ich mache die Anwendung sozusagen spontan. Dennoch gibt es eine Anwendung, von der ich sagen würde: nein, das habe ich unter »Pflanze« nicht gemeint; oder andererseits: »ja, das habe ich auch gemeint«. Aber heisst das, dass mir diese Bilder vorgeschwebt haben/vorschwebten und ich sie in meinem Geist ausdrücklich abgewiesen und zugelassen habe? – Und doch hat es diesen Anschein, wenn ich sage: »Ja, das und das und das habe ich alles gemeint, aber *das* nicht«. Man könnte aber fragen: Ja, hast Du denn alle diese Fälle vorausgesehen? und die Antwort würde dann lauten »ja«, oder »nein«, aber ich dachte mir, es sollte zwischen dieser und dieser Form sein«, oder dergleichen. (TS 213, p. 333)

Interessant ist wieder, wie Wittgenstein von der richtigen Beobachtung, daß ein geistiges Bild wenig leisten kann, zu der Feststellung übergeht, daß bestimmte Fälle des Gebrauchs eines Begriffs ad hoc geregelt werden:

Meistens aber habe ich in diesem Moment gar keine Grenzen gezogen und diese ergeben sich nur auf einem Umweg durch eine Ueberlegung. Ich sage z. B. »bring' mir noch eine

ungefähr so grosse Blume« und er bringt eine und ich sage: Ja, so eine habe ich gemeint. So erinnere ich mich vielleicht an ein Bild, was mir vorschwebte, aber aus diesem geht nicht hervor, dass auch die hereingebrachte Blume noch zulässig ist. Sondern hier wende ich eben jenes Bild an. Und diese Anwendung war nicht antizipiert worden. (TS 213, p. 333)

Ob ein visuelles Bild allein den Gebrauch eines Wortes regeln kann, ist eine Frage, die verneint werden muß. Kein Bild kann das. Ob dagegen die Regeln eines Begriffs verschwommen sind, ist ein Problem, das anders, als es Wittgensteins Vorgehen andeutet, mit den genannten Fragen nichts zu tun hat. Bezeichnenderweise ist die Quelle der Unbestimmtheit in Wittgensteins zweitem Beispiel nicht der Allgemeinbegriff »Blume«, sondern das Wort »ungefähr«. Es läßt einen gewissen Entscheidungsspielraum offen, den der Sprecher ausfüllen kann, wie er will.<sup>82</sup> Durch die suggestive Darstellung der Dinge entsteht dagegen der Eindruck, als bestehe ein direkter Zusammenhang zwischen der Defizienz allgemeiner geistiger Bilder bei der Bestimmung von allgemeinen Begriffen und der Tatsache, daß solche Begriffe verschwommene Grenzen haben. Noch einmal etwas anderes ist die Annahme, es bestehe ein Zusammenhang zwischen der Beobachtung, daß man das Wort »Pflanze« oder »Ei« auf Gegenstände, die man sieht, »spontan« appliziert, und der Feststellung, daß man diese Gegenstände bereits vorher mit diesen Wörtern gemeint haben kann, ohne über ein geistiges Bild zu verfügen, von dem man alle Fälle des Gebrauchs ableiten kann. In jedem Fall darf die Formulierung, daß man die Anwendung »sozusagen spontan« macht oder sie »nicht antizipiert« wurde, nicht so verstanden werden, als sei sie nicht geregelt. Es geht vielmehr, anders als es Wittgenstein darstellt, darum, daß Sprecher die Regeln der Sprache implizit kennen und sie Beobachtungsbegriffe aufgrund einer basalen Fähigkeit zur Subsumtion gebrauchen. Wieder wird deutlich, wie Wittgenstein eine berechtigte Kritik, in diesem Fall an der Annahme, der Gebrauch von Worten sei durch geistige, allgemeine Bilder bestimmt, wenn die Sprecher wissen, was sie mit den Worten meinen, mit der Annahme verbindet, bestimmte Fälle der Anwendung seien ad hoc geregelt.

(A6) In enger Verbindung mit der Ablehnung allgemeiner Betrachtungen steht Wittgensteins scharfe Trennung von naturwissenschaftlichen und begrifflichen Fragen. So schreibt er:

Die Idee, Elementarsätze zu konstruieren (wie dies z. B. Carnap versucht hat), beruht auf einer falschen Auffassung der logischen Analyse. Sie betrachtet das Problem dieser Analyse als das, eine *Theorie* der Elementarsätze zu finden. (h: Als seien Prinzipien der Mechanik zu finden.) Sie lehnt sich an das an, was, in der Mechanik z.B., geschieht, wenn eine Anzahl von Grundgesetzen gefunden wird, aus denen das ganze System von Sätzen hervorgeht. (TS 213, p. 100 f.)

---

<sup>82</sup>Dabei ist der Sprecher allerdings an Regeln gebunden, die je nach Zusammenhang einen unterschiedlich großen Entscheidungsspielraum für ihn offen lassen. So ist der Satz »Der Berg ist ungefähr 5000 Meter hoch« wahr, wenn die tatsächliche Höhe exakt 4750 Meter beträgt. Dagegen läßt der Satz »Stell dich in ungefähr 5 m Entfernung auf« keine derartig große Abweichung von der genannten Entfernung zu.

Während es wahr ist, daß man keine allgemeinen Prinzipien der Bedeutung in dem Sinne finden kann, die etwa die Voraussage neuer Tatsachen erlaubt, ist es falsch und widerspricht Wittgensteins eigenem Vorgehen anzunehmen, daß man keine allgemeinen Aussagen über die Bedeutung machen kann.

Im folgenden möchte ich die Überlegungen skizzieren, mit denen Wittgenstein deutlich macht, daß man einen allgemeinen Begriff nicht durch die Angabe endlich vieler Einzelfälle erfassen kann, und im Anschluß daran zeigen, daß der Bestimmtheitsannahme nicht Rechnung getragen wird, wenn man annimmt, man könne eine endliche Zahl von Beispielen durch Hinzufügen der Worte »u. s. w.«, »und ähnliches« oder »und analoges« zur Erklärung eines allgemeinen Begriffs machen, wenn die Extrapolation nicht genauer geregelt ist.

(B) Dem pejorativen Gebrauch des Wortes »allgemein« steht im TS 213 die Feststellung gegenüber, daß sprachliche Regeln und Begriffe in der Weise allgemein sind, als sie für unendlich viele Fälle des Gebrauchs bestimmt sind.<sup>83</sup> So stellt Wittgenstein ausführlich dar, daß man von endlich vielen Einzelfällen nie zu einem allgemeinen Begriff in dem Sinn kommt, daß er für eine unendliche Zahl von Fällen gebraucht werden kann. Ausgangspunkt dieser Überlegungen ist für Wittgenstein die Feststellung, daß Wörter in einer unendlichen Anzahl von Fällen gebraucht werden können und daß folglich die Regeln der Sprache in diesem Sinne allgemein sind:

Was wäre etwa eine allgemeine und eine besondere Regel im Schachspiel (oder einem andern)? Jede Regel ist ja allgemein. (TS 213, p. 309)

An anderer Stelle erläutert Wittgenstein einen wichtigen Aspekt der Allgemeinheit der Regeln:

Ich kann natürlich in Bezug auf die Wörter »jetzt« und »hier« etc. nur tun, was ich sonst tue, nämlich ihren Gebrauch beschreiben. Und/Aber diese Beschreibung muss allgemein sein, d.h. im Vorhinein, *vor* jedem Gebrauch. (TS 213, p. 524)

Diese Formulierung ist nicht vollkommen gelungen und so ein wenig mißverständlich. Gemeint ist nicht, daß vor jedem Gebrauch erst einmal Regeln formuliert worden sind, sondern: Wenn für ein Wort ein geregelter Gebrauch besteht, dann gelten diese Regeln für alle Fälle des Gebrauchs in allgemeiner Weise, werden also nicht ad hoc bei jedem numerisch neuen Fall geändert oder neu geschaffen. Weiterhin spielt hier der Gedanke eine Rolle, daß man Wörter in unendlich vielen Einzelfällen gebrauchen kann, und so muß eine Beschreibung ihres Gebrauchs, also eine Beschreibung der grammatischen Regeln, in dem Sinne allgemein sein, daß sie potentiell unendlich viele Fälle abdeckt. Im Abschnitt »Erklärung der Allgemeinheit durch Beispiele« (TS 213, p. 329) zeigt Wittgenstein zunächst, daß es kein rein visuelles Sehen ist, wenn man eine Pflanze als Beispiel für den Begriff der Pflanze sieht, um dann darzustellen, daß man einen allgemeinen Begriff nicht durch eine endliche Aufzählung von einzelnen Instanzen seines

---

<sup>83</sup>Haller übersieht in seiner skizzenhaften Deutung dieser Seiten des TS 213, daß Wittgenstein dort noch einen positiven Begriff von Allgemeinheit hat. (Haller 1992, p. 79)

Zutreffens erfassen kann. Es gilt, wenn man eine einzelne Pflanze als Beispiel für den *Begriff* der Pflanze sieht:

Es sind also die Regeln, die von dem Beispiel gelten, die es zum Beispiel machen. (TS 213, p. 332)

Was uns interessiert ist nur die *exakte* Beziehung des Beispiels zum Folgen/zum Danach-handeln. (TS 213, p. 333)

Es wird aus dem Beispiel heraus wieder kalkuliert. (TS 213, p. 333)

Dabei erkennt Wittgenstein, daß es nicht möglich ist, diese allgemeinen Regeln dadurch zu erfassen, daß man eine endliche Menge von Beispielen nennt:

Auf keinem Umweg kann, was über eine Aufzählung von Einzelfällen gesagt ist/wird, die Erklärung der Allgemeinheit ergeben. (TS 213, p. 340)

Auf den Begriff der Pflanze angewandt bedeutet das:

Der Begriff »Pflanze« und »Ei« wird also von der Aufzählung *gar nicht angetastet*. (TS 213, p. 337)

So wenig wie es möglich ist, einen allgemeinen Begriff aus einer endlichen Aufzählung von Einzelfällen zusammensetzen, so wenig hilft es, wenn man eine unendliche Reihe bestimmen will, eine endliche Reihe mit den Zeichen »u. s. w.« oder »...« fortzusetzen, wenn für diese Zeichen nicht bereits allgemeine Regeln bestimmt sind, wie Wittgenstein an den folgenden Textstellen zeigt:

Aber es gibt nicht etwas, was eine Aufzählung ist und doch keine Aufzählung. Eine Aufzählung, die quasi nebelhaft aufzählt, aber nicht wirklich und bis zu einer bestimmten Grenze. (TS 213, p. 342)

Die Punkte in »1+1+1 ...« sind eben auch nur die vier Pünktchen. Ein Zeichen, für das sich gewisse Regeln angeben lassen müssen. (Nämlich dieselben, wie für das Zeichen »u. s. w. ad inf.«) (TS 213, p. 342)

Schliesslich ist ja das Wort »u. s. w.« nichts anderes als das *Wort* »u. s. w.« (d. h. wieder als ein Zeichen des Kalküls, das nicht mehr tun kann, als durch die Regeln zu bedeuten, die von ihm gelten. Das nicht mehr sagen kann, als es zeigt.)

D. h. es wohnt dem Wort »u. s. w.« keine geheime Kraft inne, durch die nun die Reihe fortgesetzt wird, ohne fortgesetzt zu werden. (TS 213, p. 344)

Es muß einerseits bestimmt sein, daß die Reihe oder der Begriff der Pflanze mehr umfaßt als die gegebenen Beispiele, und es muß festgelegt sein, wie man fortsetzen kann:

Nun haben diese Beispiele zwar ihren Bereich, auf den sie ausgedehnt werden können, aber *weiter* führen sie mich doch nicht. ... Hier handelt es sich aber ... darum, dass die Verallgemeinerung selbst etwas bestimmtes ist: nämlich ein Zeichen mit vorausbestimmten grammatischen Regeln. (TS 213, p. 61)

Offensichtlich erkennt Wittgenstein an den gerade betrachteten Textstellen, wie das Problem gelöst werden kann, daß wir immer nur einzelne Pflanzen sehen und den-

noch einen abstrakten Begriff haben, der sich auf potentiell unendlich viele, jeweils unterschiedliche Pflanzen bezieht. Wenn wir die entsprechenden Regeln kennen, dann können wir die einzelnen Pflanzen als Beispiele für den allgemeinen Begriff sehen.<sup>84</sup> Die Regeln leisten somit in Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung das, was sonst Ideen oder allgemeine Begriffe leisten. Die Kenntnis der Regeln entspricht der allgemeiner Begriffe. Das Entscheidende in diesem Zusammenhang ist die Erklärungsrichtung: Was eine Regel ist, wird nicht dadurch bestimmt, daß sie einen bestimmten, vorgegebenen Begriff ausdrückt. Was ein Begriff ist, wird durch die Regeln festgelegt, die für das Wort gelten, das diesen Begriff ausdrückt.

(C) Wie ich vermute, unterscheidet Wittgenstein nicht deutlich zwischen Verallgemeinerungen im Sinne von (A), die er mit Recht ablehnt, und Verallgemeinerungen im Sinne von (B), die er benötigt. So entsteht beim Leser teilweise der Eindruck, Wittgenstein sei der Meinung, er könne nur vermeiden, im Sinne von (A) abstrakt und allgemein zu sein, wenn er es gleichzeitig im Sinne von (B) nicht ist. Seine Lösung dafür ist die Erklärung durch die Darstellung von Beispielen und Fällen, die ab den *Blue and Brown Books* zunehmend an Gewicht gewinnt. Andererseits bemerkt Wittgenstein offensichtlich, daß er die Bedeutung von Worten der deutschen Sprache nicht angemessen charakterisieren kann, wenn er bei der Aufzählung von einzelnen Beispielen und Fällen stehenbleibt. Er greift aus diesem Grund auf zwei Strategien zurück, um diesen Fehler nicht zu machen: (1) Zum einen ist in seine Darstellung einzelner Fälle der Hinweis eingebaut, man könne von ihnen via Analogie oder Ähnlichkeit extrapolieren. Neue Fälle müßten entschieden werden. (2) Zum anderen findet man den Ansatz, eine unendliche Anzahl von unterschiedlichen Fällen des Gebrauchs eines Wortes anzunehmen. So formuliert Wittgenstein etwa in den Vorlesungen des Jahres 1934/1935:

Das Wort »können« wird in einer unendlichen Vielfalt von Fällen verwendet. (*Vorlesungen*, p. 266)

Dies ist die Strategie, die Bedeutung zu fragmentieren, die, wie ich später zeigen werde, mit der Annahme unterlegt wird, daß die unterschiedlichen Fälle durch Familienähnlichkeiten verbunden sind (vgl. etwa *Brown Book*, p. 117, 125). Dieses Vorgehen bietet, so scheint es auf den ersten Blick, verschiedene Vorteile: Bedeutung erscheint als etwas Konkretes, nicht als etwas Abstraktes und Allgemeines, und der Gebrauch von Worten und Sätzen wird nicht auf eine endliche Zahl von Beispielen und Fällen begrenzt, was offensichtlich falsch wäre. Die Annahme liegt nahe, daß Wittgenstein

---

<sup>84</sup>In diesem Sinne weist Koch darauf hin, was alles im Verständnis eines einfachen Urteils wie »Das ist eine Pflanze«, also eines Beispiels für das Zutreffen des Begriffs der Pflanze, involviert ist: »Denn mit dem Gebrauch eines Allgemeinbegriffs, selbst schon im denkbar einfachsten Urteil, in dem wir etwa einen Begriff in Beziehung auf eine einzelne wahrnehmbare Gelegenheit anwenden, unterstellen wir, daß es eine mögliche Pluralität von Anwendungsfällen für den Begriff gibt. Ebenso unterstellen wir ... , daß es eine mögliche Pluralität von Fällen gibt, auf die der Begriff *nicht* anwendbar ist. Und mit dieser und der zuvor genannten Unterstellung ist im Grunde schon die Differenz von Realität, Negation und Limitation sowie die Differenz von numerischer Einheit, Vielheit und Allheit im Sinn der Kantischen Urteils- bzw. Kategorientafel vorausgesetzt.« (Koch 1991, p. 16)

zu Lösungen des Typs (1) und (2) greift, weil er meint nur so im Sinne von (A) nicht allgemein zu sein, wobei er wie festgestellt bereits im TS 213 teilweise nicht bemerkt, daß er im Sinne von (B) allgemein sein muß, wenn er eine angemessene Konzeption von Begriffen wie dem der Pflanze erhalten will. Diese Hypothese wird auch dadurch gestützt, daß Wittgenstein oft, wenn er gegen einen der Fälle (A1) bis (A5) argumentiert, mit Lösungen des Typs (1) und (2) aufwartet,<sup>85</sup> als ob das das einzig adäquate Mittel wäre, falsche Verallgemeinerungen zu vermeiden. Tatsächlich beruhen diese Lösungsvorschläge auf unterschiedlichen Fehlern und bringen nicht-lösbare Probleme mit sich:

Die Extrapolation mit dem Hinweis »und so ähnlich« benötigt eine Angabe der Art der Ähnlichkeit und damit *die* allgemeinen Begriffe, deren Bedeutung erst erklärt werden soll. Durch die Bildung von Analogien kommt man schnell zu Fällen, die niemand mehr als unter den Begriff fallend anerkennen will. Um den Hinweis zu verstehen, neue Fälle müßten entschieden werden, muß man in der bereits dargestellten Weise zwischen zwei Lesarten des Wortes »Fall« unterscheiden. Die Annahme, jeder neue Einzelfall müsse entschieden werden, ist falsch. Wenn man diese Annahme durch die Behauptung modifizieren möchte, es müßten nur neue Einzelfälle entschieden werden, die sich in relevanter Weise von bisher bereits bestimmten unterscheiden, dann benötigt man dafür die Angabe *der* allgemeinen Merkmale, die durch Strategie (1) gerade vermieden werden sollten. In derselben Weise changiert Strategie (2) zwischen der unspektakulären Behauptung, daß ein Wort auf unendlich viele Einzelfälle anwendbar ist, und der falschen Annahme, es sei auf unendliche viele Falltypen anwendbar. Das ist nicht damit vereinbar, daß die Bedeutung von Worten artikuliert geregelt ist, und zwar vor dem Hintergrund einer etablierten Bedeutung sowie im voraus. Denn es gilt, wie Wittgenstein am Beispiel der Wörter »Satz« und »Erfahrung« feststellt:

Das Wort »Satz« und das Wort »Erfahrung« haben schon eine bestimmte Grammatik. (TS 213, p. 62, a)

Das heisst, ihre Grammatik muss im Vorhinein bestimmt sein und hängt nicht von irgend einem künftigen Ereignis ab. (TS 213, p. 62, a)

Im Fall einer unendlichen Zahl unterschiedlicher Falltypen der Bedeutung eines Wortes, wenn die Bedeutung eines Wortes etwa mit den Umständen der Äußerung, wie es Wittgenstein im *Brown Book* teilweise vorschlägt, eine Einheit bilden würde, so daß für den jeweiligen Fall eine jeweils andere Regelung gegeben wäre, wäre eine solche Regelung im voraus, wie sie Wittgenstein an der gerade betrachteten Textstelle fordert, nicht möglich. Tatsächlich lehnt er diesen Gedanken, daß die Sprecher einer Sprache die Bedeutung von Wörtern dieser Sprache erst herausfinden müssen, explizit ab:

Hier ist auch der Unsinn der »experimentellen Theorie der Bedeutung« ausgesprochen. Denn die Bedeutung ist in der Grammatik festgelegt. (TS 213, p. 62 f., a)

---

<sup>85</sup>Dieses Vorgehen ist im *Blue Book* und im *Brown Book* häufig zu finden.

Wie ich später ausführen werde, hilft der Begriff der Familienähnlichkeit bei diesem Problem nicht weiter.<sup>86</sup> Dieser Begriff ist entweder unbrauchbar, wenn man annimmt, daß die für diese Beziehung relevanten Merkmale keine Kriterien sind und ihre Kombinationen nicht in Form einer endlichen Liste angegeben werden können, oder er reduziert sich auf die Annahme einer endlichen Disjunktion von Kriterien. Wie ich oben festgestellt habe, korrespondiert die Annahme, man müsse, um die Bedeutung eines Wortes festzustellen, unendlich viele unterschiedliche Fälle berücksichtigen, mit der falschen Voraussetzung, man gewinne die Bedeutung aus dem Einzelfall. Tatsächlich explizieren wir sie am Einzelfall. Weiterhin muß man darauf hinweisen, daß auch die einzelnen Fälle, die Wittgenstein darstellt, in gewisser Weise bereits abstrakt sind: Er beschreibt sie mit allgemeinen Merkmalen. Die Einzelfälle sind strenggenommen Einzelfalltypen, insofern sie für Typen von Situationen gelten. Man müßte deshalb von Einzelfalltypen sprechen. Ich sehe davon ab, weil diese Art der Typisierung unbrauchbar ist, insofern sie nicht auf einer Unterscheidung nach distinktiven Merkmalen aufbaut. So kann man sicherlich die Fälle »Bäume auf Hügeln«, »Bäume an der Straße«, »Bäume, die in der Nähe einer Ortschaft stehen« als Typen des Gebrauchs des Wortes »Pflanze« unterscheiden. Wenn man nicht angibt, welche der Merkmale relevant sind und welche nicht, kann man so tatsächlich unendlich viele Typen gewinnen. Tatsächlich zeigt dieser Gedankengang nicht, daß man unendlich viele Typen von Bäumen unterscheiden sollte, sondern daß man Typen nach relevanten Merkmalen unterscheiden sollte. Unter der Annahme, daß der Gebrauch des Begriffs artikuliert geregelt ist, können das nur endlich viele Merkmale bzw. eine endliche Disjunktion sein. Ich habe mich aus diesem Grund dafür entschieden, von Falltypen und Einzelfällen zu sprechen, weil deutlich wird, daß man in der dargestellten Weise immer aus Einzelfällen Einzelfalltypen konstruieren kann, und ich den Begriff des Typs für die Fälle reservieren möchte, in denen sich die einzelnen Typen tatsächlich durch für den Gebrauch des Wortes relevante bzw. distinktive Merkmale unterscheiden. So gilt auch: Nur vor dem Hintergrund einer allgemeinen Regelung in dem Sinn, wie ich sie unter (B) dargestellt habe, ist es zu erklären, daß wir zwischen den Fällen entscheiden können, die wirklich Grenzfälle sind und eine Präzisierung des Begriffs erfordern, und Fällen, die in ihrer speziellen Ausprägung bisher noch nicht vorgekommen sind, allerdings keine Entscheidung notwendig machen. Jeder Baum ist in gewisser Weise einzigartig. Dennoch sind wir uns sicher, daß wir das Wort »Baum« nicht in relevant unterschiedlicher Weise gebrauchen, wenn wir einzelne Bäume darunter fassen, die an Orten stehen, an denen wir noch nie zuvor waren. Ein allgemeiner Begriff ist gerade in der Weise abstrakt, daß man für seine Anwendung von unendlich vielen irrelevanten Merkmalen absehen, also abstrahieren kann. Demgegenüber suggeriert Wittgensteins Vorgehen, es gebe eine Vielzahl von relevanten Unterfällen eines Begriffs, indem er teilweise nicht unterscheidet, ob es etwa Häuser mit den unterschiedlichsten Eigenschaften gibt oder ob das Wort »Haus« die

---

<sup>86</sup>Vgl. unten Abschnitt 8.2.8 ff.



unterschiedlichsten Fälle im Sinn von Falltypen des Gebrauchs, also der Bedeutung hat.<sup>87</sup> Er beschreibt oft Szenarien, die die erste Behauptung rechtfertigen, und äußert sich so, als ob die zweite Behauptung folgt. Wittgenstein scheint diese Probleme nicht zu bemerken und laviert so bei dem Versuch herum, sprachliche Bedeutung als etwas zu beschreiben, das zugleich konkret und nicht konkret ist, wie die folgende Textstelle zeigt:

Wir reden (h: natürlich) von dem räumlichen und zeitlichen *Phänomen* der Sprache. Nicht von einem unräumlichen und unzeitlichen Uding. Aber wir reden von ihr so, wie von den Figuren des Schachspiels, indem wir Regeln für sie tabulieren (h: von ihrem Gebrauch im Spiel), nicht ihre physikalischen Eigenschaften beschreiben. (TS 213, p. 71)

Offensichtlich übersieht Wittgenstein, daß er von den Regeln der Sprache nur dann auf die Weise wie von den Regeln des Schachspiels reden kann, wenn man in den einzelnen Äußerungen, die raum-zeitlich lokalisierbar sind, abstrakte Regeln, also unräumliche und unzeitliche Gebilde, erkennt.

## 7.8.2 Regelfolgen

In der Annahme, mit der dargestellten Konzeption könne er nicht Regelfolgen von lediglich regelkonformem Verhalten unterscheiden, fühlt Wittgenstein sich teilweise zu der Behauptung gedrängt, man könne nur dann im vollen Sinne einer Regel folgen, wenn man dabei die Regel bzw. eine Formulierung der Regel gebraucht. So schreibt er an der folgenden Textstelle:

Ich muss unterscheiden zwischen den Fällen: wenn ich mich einmal nach einer Tabelle richte, und ein andermal in Uebereinstimmung mit der Tabelle (der Regel, welche die Tabelle ausdrückt) handle, ohne die Tabelle zu benützen. – Die Regel, deren Erlernung uns veranlasste, jetzt so und so zu handeln, ist als Ursache unserer Handlungsweise Geschichte. Sofern sie aber eine allgemeine Beschreibung unserer Handlungsweise ist, ist sie eine Hypothese; ... Die Spieler können die Regel aber auch benützen, indem sie in jedem besonderen Fall nachschlagen, was zu tun ist; hier tritt die Regel in die Spielhandlung selbst ein und verhält sich zu ihr nicht, wie eine Hypothese zu ihrer Bestätigung. Hier gibt es aber eine Schwierigkeit. Denn der Spieler, welcher ohne Benützung des Regelverzeichnisses spielt, ja, der nie eins gesehen hätte, könnte dennoch, wenn es verlangt würde, ein Regelverzeichnis anlegen und zwar nicht – behaviouristisch – indem er durch wiederholte Beobachtung feststellte, wie er in diesem und in jenem Fall gehandelt hat/handelt, sondern, indem er, vor einem Zug stehend, sagt: »In diesem Fall *zieht man so*.«. Aber, wenn dies so ist, so zeigt es doch nur, dass er unter gewissen Umständen eine Regel aussprechen wird, nicht, dass er von ihr beim Zug (expliciten) Gebrauch gemacht hat. Dass er ein Regelverzeichnis anlegen würde ... , wenn man es verlangte, ist eine Hy-

---

<sup>87</sup>Wittgenstein führt dies im *Blauen Buch* anhand der Betrachtung des Wortes »erwarten« vor. (*Blaves Buch*, p. 41) In diesem Zusammenhang schildert er irrelevante Merkmale einer Situation, in der jemand einen anderen erwartet, variiert diese und möchte daraus dann ableiten, daß es kein Merkmal gibt, das allen Fällen des Erwartens gemeinsam ist.

pothese und wenn man eine Disposition, ein Vermögen, ein Regelverzeichnis anzulegen annimmt, so ist es eine psychische Disposition und auf gleicher Stufe mit einer physiologischen. Wenn gesagt wird, diese Disposition charakterisiert den Vorgang des Spiels, so charakterisiert sie ihn als eine psychischen oder physiologischen, was er tatsächlich ist. (Im Studium des Symbolismus gibt es keinen Vordergrund und Hintergrund, nicht ein sichtbares/greifbares Zeichen und ein begleitendes unsichtbares/ungreifbares Vermögen, oder Verständnis.) (TS 213, p. 177 f.)

Wittgenstein möchte an dieser Textstelle offensichtlich lediglich regelkonformes Verhalten, also »Handeln in Übereinstimmung mit der Regel«, von echtem Regelfolgen, also dem Fall, in dem man sich nach einer Regel richtet, unterscheiden. Die Regelformulierung, die das gegenwärtige Verhalten verursachte, so stellt Wittgenstein mit Recht fest, kann nicht begründen, daß man in dem gegenwärtigen Verhalten einer Regel folgt.<sup>88</sup> Er unterscheidet dann den Fall, in dem ein Spieler eine Formulierung der Spielregel konsultiert, während er spielt, von dem Fall, daß es lediglich eine Hypothese ist, daß der Spieler die Regel befolgt. Im zweiten Fall könnte der Spieler bei Nachfrage die Regel durch die Angabe von exemplarischen Einzelfällen erklären. Wittgenstein verwirft dies als Möglichkeit zu erklären, worin Regelfolgen besteht, weil es, wie er meint, in diesem Fall lediglich eine Hypothese sei, daß der Spieler auf Anfrage ein Regelverzeichnis anlegen würde, und wenn man dem durch die Annahme einer Disposition, das zu tun, abhelfe, so zeige es dennoch nicht, daß der Spieler beim Zug von der Regel tatsächlich »expliziten Gebrauch« macht. Wittgenstein spricht sich damit genau gegen die Art von impliziter Regelkenntnis aus, die er benötigt, um zu beschreiben, auf welche Art Menschen die Bedeutung von Wörtern und Sätzen kennen. Die Auskunft »In diesem Fall zieht man so« beschreibt das Einzelfallwissen, anhand dessen wir, wie er es am Beispiel der Kenntnis der Bedeutung eines Wortes wie »Pflanze« dargestellt hat, die Regeln explizit machen. Und diese Art, Regelfolgen zu konzipieren, verwirft Wittgenstein nicht nur an der gerade betrachteten Textstelle, vielmehr stellt er in einem anderen Zusammenhang die folgende allgemeine Behauptung auf:

Jedes Abbilden (Handeln *nach*, nicht bloß in Übereinstimmung mit gewissen Zeichen (h: einer Regel)) *Ableiten* einer Handlung aus einem Befehl, Rechtfertigen einer Handlung mit einem Befehl ist von der Art des schriftlichen Ableitens eines Resultats aus einer Angabe dem Hinweis auf eine Tabelle/auf die Stellung von Zeichen in einer Tabelle/. (TS 213, p. 280, v, h)

Hier drückt Wittgenstein die Meinung aus, man handle nur dann nach einer Regel und nicht lediglich in Übereinstimmung mit ihr, wenn man sie beim Handeln konsul-

---

<sup>88</sup>Ähnlich drückt er sich an der folgenden Textstelle aus: »Es ist eine sehr merkwürdige Tatsache, dass ich mich bei dem Gebrauch der Sprache nicht erinnere, wie ich sie gelernt habe. Ich sage ›hier sehe ich eine schwarze Kugel‹. Ich weiss nicht, wie ich ›schwarz‹ und ›Kugel‹ gelernt habe. Meine Anwendung der Wörter ist unabhängig von diesem Erlernen.« (TS 213, p. 150) Wieder gilt: Die Regelformulierung, nach der wir die Regel gelernt haben, ist für unser heutiges Verhalten zwar kausal relevant, logisch allerdings irrelevant. Wir denken nicht mehr an die Lernsituation, es ist nicht notwendig, um heute die Regel zu befolgen, und obendrein könnten wir die Regel richtig befolgen und uns doch falsch erinnern.

tiert. Damit fällt er hinter die richtige Erkenntnis zurück, daß wir, wenn wir sprechen, der Regel »automatisch« oder »instinktiv« folgen. Seine Gründe, die diesen falschen Schritt motivieren, finden wir an der zuerst betrachteten Textstelle: Die Annahme, jemand könne bei Nachfrage die Regel angeben, der er folgt, sei, so beschreibt es Wittgenstein, nur eine Hypothese, daß er das tun würde, oder sie beziehe sich auf eine Disposition, ein Regelverzeichnis bei Nachfrage anzulegen. Beides hält Wittgenstein offensichtlich für unzureichend oder falsch, um echtes Regelfolgen zu charakterisieren. Das ist erstaunlich, weil beide Annahmen eine zutreffende Beschreibung davon geben, worin es besteht, einer Regel implizit bzw. »automatisch« zu folgen. Es ist somit zu klären, warum Wittgenstein sie dennoch für falsch hält.

Die Annahme, es könne eine Disposition geben, die Regel bei Nachfrage zu nennen, lehnt Wittgenstein deswegen ab, weil er zu unrecht meint, eine solche Disposition sei psychisch oder physiologisch. Er betrachtet aus diesem Grund diese Möglichkeit als einen unzulässigen Wechsel der Beschreibungsebene, also eine falsche reduktive Erklärung von Regelfolgen. Dabei übersieht er allerdings: Es genügt, daß der *Inhalt* der Disposition nur auf einer Beschreibungsebene erfaßt werden kann, auf der Regeln der Bedeutung angegeben werden. Zwar ist die Disposition psychologisch oder physikalisch realisiert. Entscheidend ist allerdings, daß der Inhalt der Disposition nur als die Fähigkeit beschrieben werden kann, einen Kalkül zu beherrschen. Was der Kalkül ist, das kann nicht in psychologischen oder physiologischen Begriffen beschrieben werden, obwohl nur Wesen mit einer bestimmten kognitiven Ausstattung einen Kalkül von bestimmter Komplexität beherrschen können. Deswegen ist die Annahme einer Disposition kein unzulässiger Wechsel der Beschreibungsebene. Ebenso falsch ist es, wenn Wittgenstein die Disposition, ein Regelverzeichnis formulieren zu können, im Sinne der intentionalistischen Theorie sprachlicher Bedeutung liest.

Schwieriger ist es herauszufinden, warum Wittgenstein es als ungenügend für echtes Regelfolgen ansieht, wenn die betreffende Person bei Nachfrage die Regel nennt, der sie folgt, und davon spricht, es sei in diesem Fall lediglich eine Hypothese, daß die betreffende Person regelgeleitet handle. Ich vermute, es hat damit zu tun, daß er, wie ich dargestellt habe, naturwissenschaftliche und logische Erklärungen strikt voneinander trennt: Seine Erklärung der Bedeutung unterscheidet sich dadurch von einer naturwissenschaftlichen Erklärung, daß sie nur implizites Wissen expliziert, also keine theoretischen Entitäten zu Erklärungszwecken annimmt, keine Voraussagen macht und nichts folgert, das über das implizite Wissen hinausgeht, das wir von einem Begriff bereits haben. Insofern eine Hypothese eine Annahme darüber ist, wie sich jemand unter bestimmten Umständen verhalten würde, ist sie eine spezifische Art der Voraussage, und aus diesen Gründen hat der Begriff für Wittgenstein vermutlich in der Philosophie, die er betreibt, nichts zu suchen. Wenn er so reagiert, dann verwechselt er zwei Dinge: Daß jemand bei Nachfrage ein Regelverzeichnis anlegen wird, ist eine Hypothese von anderer Art als naturwissenschaftliche Hypothesen. Diese Hypothese ist ebenso das Ergebnis einer Untersuchung dessen, was es bedeutet, implizit einer Regel zu folgen, wie es ein Ergebnis einer Explikation der Bedeutung des Wortes

»geizig« ist zu sagen: Wenn jemand geizig ist, dann wird er unter normalen Umständen nur sehr wenig oder kein Trinkgeld geben. Daß eine Explikation der Bedeutung eines Wortes eine kontrafaktische Bestimmung zutage fördert, zeigt nicht, daß man in verfehlter Weise einer naturwissenschaftlichen Methode gefolgt ist. Eine weitere Ursache für Wittgensteins Fehlgriff sehe ich darin, daß er selbst dem Irrtum erliegt, den er im Rahmen seiner Diskussion der intentionalistischen Theorie bei dieser Position entdeckt hat. Er erkannte in diesem Zusammenhang, daß die Annahme falsch ist, Verstehen müsse sich vom bloßen Hören eines Wortes dadurch unterscheiden, daß im einen Fall ein Ereignis stattfindet, das im anderen Fall fehlt. Dort wurde deutlich: Verstehen kann sich zwar an einem Fall zeigen, bezieht sich aber als Kenntnis eines Kalküls auf eine unendliche Zahl von Fällen. Dasselbe gilt analog für das Regelfolgen. Was Wittgenstein vermutlich Probleme bereitet, ist die Tatsache, daß ein Fall von echtem Regelfolgen sich in nichts von einem Fall regelkonformen Verhaltens zu unterscheidet braucht, außer durch die Tatsache, daß man im einen Fall in der Beschreibung auf kontrafaktische Verhaltensdispositionen Bezug nimmt, nämlich darauf, daß sich die betreffende Person in anderen Fällen, *ceteribus paribus*, ebenso regelkonform verhält und daß sie bei Nachfrage Auskunft über die Regeln geben kann.

Der folgende Gedankengang ist instruktiv dafür, welche Schwierigkeiten Wittgenstein damit hat, unterschiedliche Problemfelder auseinanderzuhalten, und ein Beleg für meine Annahme, daß seine Tendenz zur Fragmentierung der Bedeutung ein Produkt verschiedener Verwechslungen ist. Wichtig an der folgenden längeren Textstelle, deren Darstellung ich nur durch einige kurze Kommentare unterbrechen möchte, ist die Tatsache, daß Wittgenstein dort auf den ersten Blick den Folgerungsbegriff, den er für die Bestimmung der Bedeutung von Sätzen gebraucht, auf Kontexte zu relativieren scheint. In der Tat, so zeigt eine genauere Lektüre, ist es zweifelhaft, ob er das wirklich tut. Offensichtlich ist allerdings, daß Wittgenstein zu der Annahme kommt, es sei sinnvoll, die für die Bedeutung eines Satzes relevanten Folgerungen, wie er es ausdrückt, auf ein Spiel zu begrenzen, weil er selbst teilweise noch Probleme damit hat, richtig zu verstehen, wie implizites Regelfolgen funktioniert. Und dies insbesondere vor dem Hintergrund, daß sprachliche Regeln holistisch sind, es also keine letzte Erklärung gibt.

Zu Anfang der von mir betrachteten Textstelle stellt Wittgenstein klar, daß ein Sprecher die Antwort auf die Frage, wie er etwas gemeint hat, nicht von einem inneren Geisteszustand abliest, den er nur unvollständig ausdrücken kann. Vielmehr, so zeigen die der Textstelle vorausgehenden Ausführungen, beziehen sich solche Auskünfte auf Regeln, die ein Sprecher implizit kennt:

Es ist wohl wesentlich, dass ich ihn fragen kann, was hast Du eigentlich gemeint. Und als Antwort wird er mir vieles sagen, und sich vielleicht an mich wenden, dass ich ihm das Regelverzeichnis einrichte, das seinem Zweck entspricht. Es wird sich dann in unserem Gespräch oft die Redeweise finden »Du wolltest also eigentlich sagen ...« (und diese kann wieder ganz missverstanden werden – sie ist keine Beschreibung des damaligen Geisteszustands des Sprechenden; als ob das »was er sagen wollte« irgendwo in seinem

Geist ausgedrückt gewesen wäre ... Es scheint nämlich dann (leicht), als landeten wir am Schlusse bei etwas, was wir mit unserer gewöhnlichen Sprache gar nicht mehr ausdrücken können. Das ist aber das sicherste Zeichen (dafür), dass wir fehl gegangen sind; aus unserm Spiel herausgetreten sind. (TS 213, p. 255)

In der Fortsetzung dieses Gedankengangs kann man gut erkennen, wie Wittgenstein die Frage, ob implizite Regeln gültige Regeln sind, nicht deutlich von der Frage unterscheidet, ob es sinnvoll ist, von einer Gesamtheit der Regeln zu sprechen. Zunächst thematisiert er diese Frage:

Was versteht man unter »allen Regeln des Tennisspiels«? Alle Regeln, die in einem bestimmten Buche stehen, oder alle die der Spieler im Kopf hat, oder alle die je ausgesprochen wurden, oder gar alle, die sich angeben lassen?! – Daher wollen wir lieber nicht so vage von »allen Regeln« reden, sondern nur von bestimmten Regeln, oder allen Regeln eines Verzeichnisses, etc.. Und das gleiche gilt von den Regeln über die Verwendung eines Wortes. Wenn Einer mich, z. B., fragt, so will ich, wenn ich ihm antworte, wissen, ob diese Antwort in seinem Spiel als Antwort auf seine Frage gilt; ob in seinem Spiel dieser Satz aus jenem folgt ... (TS 213, p. 255)

Während es auf den ersten Blick so aussieht, als ob Wittgenstein tatsächlich Probleme mit der Annahme hat, es könne so etwas wie eine Gesamtheit der Regeln geben, und deswegen den Folgerungsbegriff auf Kontexte relativiert, zeigt die Fortsetzung des Gedankengangs, daß dieses Manöver tatsächlich anders motiviert ist:

Für uns ist es genügend, dass es eine Frage gibt: »Wie meinst Du das?« und dass als Antwort auf diese Frage das zuerst gegebene Zeichen durch ein neues ersetzt wird. – Der Einwand dagegen ist, dass mir *eine* Erklärung ja nichts (h: zum Verständnis) hilft, wenn sie nicht die letzte ist, und dass sie nie die letzte ist. Ich kann zwar erklären: unter »Moses« verstehe ich den Mann, wenn es einen solchen gegeben hat, der ... , aber ähnliche Fragen ergeben sich nun in Bezug auf die Wörter *dieses* Satzes/dieser Erklärung (was nennst Du »Aegypten«? wen »die Israeliten«? etc.). Ja, diese Fragen kommen auch nicht zu einem Ende, wenn wir bei Worten/Wörtern wie »rot«, »dunkel«, »süss«, angelangt wären. Unrichtig war es nur, zu sagen, dass mir deshalb eine dieser Erklärungen nichts hilft. Im Gegenteil, sie ist es gerade, was ich brauche, ja alles, was ich brauchen, und auch geben kann. Und wenn ich auf eine solche Erklärung hin sage »jetzt weiss/versteh' ich, was Du meinst«, so kann man nicht einwenden, das könne ich ja doch nie verstehen; sondern eine Erklärung hat mir eben das gegeben, was ich Verständnis nenne; sie hat *die* Schwierigkeit beseitigt, *die ich hatte*. Was uns quälte, ist, glaube ich, ganz in dem Pseudoproblem ausgedrückt: Das Schachspiel ist doch durch die Gesamtheit der Schachregeln konstituiert – was macht dann das Rücken einer Figur im Spiel zu einem Schachzug, da doch dabei in keiner Weise alle Regeln des Schachspiels beteiligt sind.)) (TS 213, p. 255 f.)

Wittgenstein hat also, so zeigt diese Überlegung, nicht Probleme mit der Annahme, es könne eine Gesamtheit von Regeln geben, sondern betont im Fall des Schachspiels explizit, daß die Bestimmung der Rollen in diesem Spiel holistisch ist. Tatsächlich geht es in diesem Gedankengang um Probleme, die mit dem impliziten Regelfolgen und

der holistischen Struktur sprachlicher Bedeutung zu tun haben. Dies ist zum einen die Annahme, die zu einem Problem wird, wenn man sie ernst nimmt, die Regeln bzw. ihre Kenntnis müßten in irgendeiner Weise das Ausführen eines Schachzuges begleiten, wenn der Spieler ihn versteht. Wie meine Ausführungen im letzten Abschnitt gezeigt haben, besitzt der Gedanke, die Kenntnis der Regeln müsse eine Handlung begleiten, wenn sie wirklich regelgeleitet ist, für Wittgenstein immer noch eine große Attraktivität, obwohl er bereits erkannt hat, daß man einer Regel auch folgen kann, wenn man sie implizit kennt. So gilt: Die Sache erweist sich als »Pseudoproblem«, wenn man sieht, daß der kompetente Schachspieler die Regeln in der Weise kennt, daß er sich an sie hält und sie bei Nachfrage angeben kann. In Schwierigkeiten gerät man, so der zweite wesentliche Aspekt des Gedankengangs an dieser Textstelle, wenn man den Charakter der Erklärungen verkennt, die ein Sprecher bei Nachfrage gibt. Es sind logische Erklärungen. Deswegen ist die Tatsache, daß es keine letzte Bedeutungserklärung gibt, nicht schädlich, sondern der Ausdruck dessen, daß die Sprache holistisch strukturiert ist. Solche logischen Erklärungen können allerdings in einer didaktischen Funktion gebraucht werden, wenn sie der, dem sie gegeben werden, versteht. In diesem Fall ergänzen sie lediglich die Kenntnis des Netzes, die ihrerseits auf einer Gebrauchskompetenz basiert. Die Erwartung, es könne und müsse eine letzte Erklärung der Bedeutung geben, entsteht durch die falsche Annahme, die Bedeutung müsse aus den Erklärungen allein aufgebaut werden.

Betrachten wir den gesamten gerade dargestellten Gedankengang, so wird deutlich, daß die angedeutete Relativierung des Folgerungsbegriffs offensichtlich die Konsequenz dessen ist, daß Wittgenstein unterschiedliche Probleme nicht gebührend auseinanderhält. Allerdings läßt der Blick auf die Ausführungen im Anschluß an Wittgensteins diesbezügliche Äußerung Zweifel daran aufkommen, ob er tatsächlich den Folgerungsbegriff in dieser Weise relativieren will oder ob es ihm in diesem Gedankengang nicht vielmehr darum geht, daß man in einem bestimmten Zusammenhang zur Beantwortung der Frage, was man mit einem Wort oder Satz meint, nur die für den jeweiligen Fall relevanten Folgerungen angeben muß und auf diese Weise dennoch ausreichend erklären kann, was man mit einem Satz meint. Denn eine letzte Erklärung gibt es aufgrund der holistischen Struktur der Sprache nicht. Die zweite Lesart hat aufgrund des Kontextes so viel für sich, daß es zumindest nicht als ausgemacht gelten kann, daß Wittgenstein an der gerade betrachteten Textstelle wirklich den Folgerungsbegriff auf Kontexte relativieren will. Für meine Zwecke ist es allerdings nicht notwendig zu klären, welche der beiden Lesarten überzeugender ist, sondern mir genügt es festzustellen, daß Wittgenstein, weil er unterschiedliche Probleme miteinander verquickt, auf einen Gedanken kommt, in dem die Fragmentierung der Bedeutung angedeutet ist, obwohl sie sich in diesem Zusammenhang noch nicht wirklich aus Wittgensteins Formulierung ergibt. Deutlich ist weiterhin, daß diese Annahme zur Lösung der Probleme, in denen sich Wittgenstein selbst teilweise verfangen hat, nichts beiträgt. Er hat offensichtlich Schwierigkeiten, eine richtige Beobachtung von einer falschen Annahme zu unterscheiden: Wahr ist, daß es keine letzte logische Erklärung

der Bedeutung gibt und Erklärungen immer nur ein partielles Verständnisdefizit beseitigen können, weil sie nur dem von Nutzen sein können, der die in ihnen gebrauchten Worte versteht. Unzutreffend ist dagegen, daß Bedeutungserklärungen nur für einen bestimmten Zusammenhang gelten.

### 7.8.3 Satz- und Äußerungsbedeutung durch die Manuskripte bis zum *Blauen Buch* – eine Übersicht

Im folgenden möchte ich kurz skizzieren, wie Wittgenstein in den Manuskripten aus dem betrachteten Zeitraum und dem *Blauen Buch* einerseits die Annahme beibehält, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen eine logische Rolle ist und diese andererseits gerne weniger abstrakt fassen möchte, als es in der Netzkonzeption der Fall ist. Ein Blick auf die Überarbeitungen des TS 213 in den Manuskripten zeigt: Er behält den Gedanken bei, daß die Bedeutung eines Wortes oder Satzes eine Rolle ist. So spricht er explizit vom Platz in einem Netz und von den Transformationen, die die Rolle eines Satzes festlegen:

Ja, und wenn Du den Sinn angibst, bewegst Du Dich in der grammatischen Umgebung des Satzes umher. Du siehst dann die verschiedenen Transformationen und Konsequenzen des Satzes als präformiert an; und das sind sie, sofern sie in einer Grammatik niedergelegt sind . . . (MS 114, 2, p. 221)

Man könnte quasi in der Grammatik der Sprache die ganzen Zusammenhänge auffinden (nachschiessen). Das ganze Netz in das der Satz gehört, ist da zu sehen. (MS 114, 2, p. 213 f.)

Aber die Antwort auf die Frage »wie kann man diesen Satz wissen?« ist nicht eine psychologische, sondern sie erklärt seinen logischen, quasi rechnerischen, Zusammenhang mit anderen Sätzen. (MS 115, p. 75 f.)

Ebenso hält er an Formulierungen fest, die die Bedeutung als die Rolle im Kalkül bestimmen:

Der Name hat Bedeutung, der Satz Sinn im Kalkül welchem er angehört. Dieser ist sozusagen autonom. Die Sprache muß für sich selber sprechen.

Ich könnte sagen: mich interessiert nur der *Inhalt* eines Satzes; und der Inhalt eines Satzes ist in ihm. Seinen Inhalt hat der Satz als Glied eines Kalküls. (MS 140, p. 19)

Man möchte etwa von der Funktion des Wortes in diesem Satz reden. Aber worin besteht diese Funktion? Wie tritt sie zu Tage? Denn es ist ja nichts verborgen; wir sehen ja den ganzen Satz! Die Funktion muß sich im Kalkül/im Laufe des Kalküls zeigen. (MS 115, p. 67)

Das Zeichen (der Satz) erhält seine Bedeutung von dem System der Zeichen, von der Sprache, zu dem es gehört. Kurz: Einen Satz verstehen, heißt, eine Sprache verstehen.

Als ein Teil des Sprachsystems, so kann man sagen, hat der Satz Leben. (*Blaues Buch*, p. 21)

... und der Satz hat nur als Glied in einem Sprachsystem Sinn; als ein Ausdruck in einem Kalkül. (*Blaues Buch*, p. 71)

Allerdings fällt auf, daß Wittgenstein den Begriff der Folgerung nicht mehr explizit gebraucht, um die Rolle von Wörtern und Sätzen im Netz zu bestimmen. Wie seine folgenden Überlegungen nahelegen, ist ihm dieser Begriff vermutlich zu abstrakt.

Illustrativ ist die folgende Textstelle, an der Wittgenstein sich so äußert, als sei er der Meinung, der Äußerungszusammenhang könne den Platz eines Wortes und Satzes im Netz ersetzen. Der Fehler beruht auf einem Mißverständnis dessen, was es bedeutet, einer Regel implizit zu folgen:

Es heißt nicht: es ist das System der Sprache, welches uns den Satz, wenn wir ihn aussprechen/gebrauchen, zum Gedanken macht, denn das System ist dann nicht anwesend und es braucht gar nichts, das uns den Satz lebendig macht, da die Frage der Lebendigkeit gar nicht auftaucht. Wenn wir dagegen fragen: »Warum kommt uns der Satz nicht isoliert und tot vor, wenn wir ... über ihn ... nachdenken«, so kann man sagen, daß wir uns dann im System der Sprache weiterbewegen. (MS 114, 2, p. 221)

Gewiß, ich lese eine Geschichte und kümmerge mich den Teufel um ein System der Sprache. (MS 115, p. 13)

An dieser Textstelle des MS 115<sup>89</sup> geht es, so zeigt der Kontext, um die Spannung zwischen der festgelegten Bedeutung eines Satzes und dem Zusammenhang, in dem seine konkrete Äußerung steht. Wie kann ein Satz, so fragt Wittgenstein dort, dadurch einen Sinn haben, daß er zum System einer Sprache gehört, wenn dieses System dann, wenn man den Sinn des Satzes erfaßt, nicht in irgendeiner Weise bewußt gegenwärtig ist? Also wieder dieselbe Verwechslung wie an der vorigen Stelle: Wittgenstein unterscheidet nicht dazwischen, daß das System dem Sprecher nicht bewußt ist, und der Tatsache, daß es die Äußerungsbedeutung der Sätze im Kontext der Geschichte, um die es an dieser Textstelle geht, nicht ausreichend bestimmt. Aus diesem Grund drückt er sich an der zuerst betrachteten Textstelle so aus, als könne der Kontext der Äußerung das System der Sprache ersetzen. Wie bereits im Abschnitt 7.8.2 deutlich wurde, verkennt Wittgenstein teilweise, wie die implizite Kenntnis der Regeln funktioniert.

Diese Tendenz, die Äußerungsbedeutung ohne den Umweg über abstrakte Satzbedeutungen bestimmen zu wollen, wird an der folgenden Textstelle gut deutlich:

Ich weiß jetzt nur etwa, wie Menschen dieses Wort gebrauchen. Aber das könnte auch ein Spiel sein, oder Formen des Anstands. Ich weiß nicht, warum sie so handeln, wie (die) *Sprache* in ihr Leben eingreift.

Ist denn die Bedeutung wirklich nur der Gebrauch des Worts? Ist sie nicht die Art, wie dieser Gebrauch in das Leben eingreift?

Aber ist denn sein Gebrauch nicht Teil unseres Lebens?! (MS 140, p. 21)

Nun, die Sprache greift ja auch in mein Leben ein. Und was »Sprache« heißt, ist ein Wesen bestehend aus heterogenen Teilen, und die Art und Weise, wie sie eingreift unendlich mannigfach. (MS 140, p. 22)

---

<sup>89</sup>Derselbe Wortlaut findet sich im MS 146, p. 67.



Offensichtlich unterscheidet Wittgenstein in diesem Zusammenhang nicht deutlich zwischen der Position, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen in ihrer Rolle im Leben der Sprechergemeinschaft fundiert ist, und der Annahme, daß man sie darauf reduzieren kann.

Ebenso differenziert er auch an den folgenden Textstellen nicht ausreichend zwischen Satz- und Äußerungsbedeutung:

Der Gebrauch des Wortes *in der Praxis* ist seine Bedeutung. (*Blaues Buch*, p. 109)

Hier geht im Kontext eine Stelle voran, an der Wittgenstein den Wörtern einzelne Zwecke zuzuschreiben scheint:

Denke an Wörter, als seien sie Instrumente, die durch ihren Gebrauch charakterisiert werden, und dann denke an den Gebrauch eines Hammers, den Gebrauch eines Meissels, ... (Auch kann all das, was wir hier sagen, nur verstanden werden, wenn man versteht, daß eine große Mannigfaltigkeit von Spielen mit den Sätzen in unserer Sprache gespielt wird: Befehlen und nach Befehlen handeln; Fragen stellen und sie beantworten; Beschreiben eines Ereignisses, eine fiktive Geschichte erzählen; einen Witz erzählen; eine unmittelbare Erfahrung beschreiben; über Ereignisse in der physikalischen Welt Vermutungen anstellen; naturwissenschaftliche Hypothesen und Theorien aufstellen; jemand grüßen; etc. etc.) (*Blaues Buch*, p. 107 f.)

Wittgenstein kommt von der Charakterisierung der Funktion von Worten zu der von Sätzen, stellt dann fest, daß diese in sehr unterschiedlicher Weise gebraucht werden und listet zur Illustration verschiedene illokutionäre Rollen auf. Wieder unterscheidet er nicht hinreichend zwischen den unterschiedlichen Ebenen des Gebrauchs von Sätzen, also zwischen Satz- und Äußerungsbedeutung. Aus diesem Grund sieht er Wörter als Instrumente und zwar nicht zum Gebrauch in Sätzen, sondern in der Praxis, also zum Gebrauch in Äußerungen. Wieder scheint Wittgenstein die Ebene des Satzes überspringen zu wollen.

Ebenso trägt Wittgenstein an der folgenden Textstelle der Unterscheidung zwischen Wörtern, Sätzen und Äußerungen nicht angemessen Rechnung: So gibt er ein Beispiel für das Kalkulieren mit Worten, das die Transformationen angibt, die man in einer konkreten Äußerungssituation durchführen kann, wohl ohne zu bemerken, daß die Kalkulationen im Beispiel nur eine Realisierung von abstrakten Zusammenhängen im Netz der Sprache sind:

Ich sagte, die Bedeutung eines Wortes sei die Rolle, die es im Kalkül der Sprache spiele. (Ich verglich es einem Stein im Schachspiel.) Und denken wir nun daran, wie mit einem Wort, sagen wir z. B. dem Wort »rot«, kalkuliert wird. Es wird angegeben, an welchem Ort sich die Farbe befindet, welche Form, welche Größe der Fleck oder der Körper hat, der die Farbe trägt, ob sie rein oder mit anderen vermischt, dunkler oder heller ist ... Es werden Schlüsse aus den Sätzen gezogen, sie werden in Abbildungen, in Handlungen übersetzt, es wird gezeichnet, gemessen und gerechnet. Denken wir an die Bedeutung des Wortes »ach«. Wenn man uns nach ihr fragte, würden wir wohl sagen: »ach« ist ein Seufzer«; ... man sagt z. B. »Ach, es regnet schon wieder!« und dergl.. Und damit hätte

man den Gebrauch des Wortes beschrieben. Aber was entspricht nun dem Kalkül, dem komplizierten Spiel, das wir mit anderen Worten spielen? Es ist ihm im Gebrauch des Wortes »ach« oder »hurra« oder »ho« nichts zu vergleichen. (MS 140, p. 23)

Tatsächlich gilt: Man kann die Frage stellen, welche Größe der Farbfleck hat, weil gilt: Jede Farbfläche hat eine Größe. Dieser Satz wird dadurch konstituiert, daß Sprecher in allen einzelnen Fällen diese Übergänge machen. Der Zusammenhang kann nicht darauf reduziert werden. Einmal, weil man durch eine Aufzählung von Einzelfällen nicht zur Allgemeinheit kommt. Andernfalls wäre es zudem nicht möglich, Folgerungen die nur im konkreten Zusammenhang einer Äußerung gelten, von solchen zu unterscheiden, die mit der Bedeutung des geäußerten Satzes zusammenhängen. Die gerade betrachtete Textstelle ist weiterhin deswegen interessant, weil an ihr deutlich wird, daß Wittgenstein, ohne es explizit zu machen, den Übergängen, die man aufgrund von Folgerungen qua Satzbedeutung machen kann, weiterhin eine zentrale Rolle einräumt. Anders ist es nicht zu erklären, daß er der Meinung ist, die Bedeutung des Wortes »ach« sei weniger komplex. Daß das falsch ist, erkennt man daran, wie schwierig es oft ist, solche Wörter angemessen zu übersetzen.

Ich gehe auf all die vorgeführten Textstellen nicht im Detail ein. Es geht mir nicht darum zu zeigen, daß aus bestimmten Fehlern zwingend etwas folgt, sondern darum zu verdeutlichen, wie Wittgenstein aufgrund unterschiedlicher Fehlgriffe zunehmend dazu neigt, dem Gedanken, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ihr Platz im Netz ist, einen konkreteren Inhalt zu geben, als es tatsächlich angemessen ist. Tatsächlich ist, wie ich vorgeführt habe (vgl. vor allem die Abschnitte 2.6, 7.6.5.3 und 7.8.2) die Bedeutung von Wörtern und Sätzen in der dargestellten Weise allgemein und abstrakt. Andernfalls könnte sie nicht artikuliert geregelt sein. Aus diesem Grund halte ich es für richtig, die dargestellten Textstellen als Ausdruck unterschiedlicher Fehler Wittgensteins zu deuten und die ihnen zugrunde liegenden richtigen Beobachtungen in die Netzkonzeption einzubauen. Die Fehler, zu denen seine Vorliebe für Konkretes führt, werden ausführlich im nächsten Kapitel behandelt. Ich zeige dort, wie Wittgensteins Gebrauch des Sprachspielbegriffs verschiedene Fehlgriffe begünstigt.

## 7.8.4 Ein zu enger Begriff der Erklärung der Bedeutung

Wittgenstein spricht mehrfach davon, daß man die Erklärung der Bedeutung anstelle des erklärten Zeichens gebrauchen könne, und stellt das als ein allgemeines Merkmal aller Bedeutungserklärungen dar. So schreibt er:

Eine Erklärung für die Bedeutung eines Zeichens tritt an Stelle des erklärten Zeichens. (TS 213, p. 172)

Und an der folgenden Stelle drückt er sich noch deutlicher aus:

Hierher gehört irgendwie: dass es nicht selbstverständlich ist, dass sich das Zeichen durch seine Erklärung *ersetzen* lässt. Sondern eine merkwürdige, wichtige Einsicht in

das Wesen *dieser* (Art von) Erklärung. (h: Im Gegensatz zu einer kausalen Erklärung) (TS 213, p. 284)

Diese Behauptung, die sich nur auf die Bedeutung von Wörtern und nicht auf die von Sätzen bezieht, ist falsch, wenn man Wittgensteins Kritik am Gedanken, daß Wörter eine Definition haben,<sup>90</sup> ohne Modifikationen akzeptiert, und greift zum anderen zu kurz, weil die Frage nach der Bedeutung von Wörtern und Sätzen mehr umfaßt als die Frage, durch welche anderen Zeichen man sie ersetzen kann. Ich möchte in den Fällen, in denen das Ersetzen möglich ist, davon sprechen, daß eine Substitutionserklärung gegeben wird. Fälle solcher Erklärungen sind offensichtlich nur Synonyme, Definitionen oder Erläuterungen eines Ausdrucks aus dem Kontext, wie in dem Fall, in man sagt, der Name »Müller« bezeichne den Mann, der am Nachbartisch sitzt. Die meisten Wörter der deutschen Sprache haben, das ist eine Tatsache, keine Synonyme. Erläuterungen im Kontext sind offensichtlich nicht geeignet, um nach ihrem Modell den Begriff der Erklärung der Bedeutung zu konzipieren. So bleiben als brauchbare Fälle der Substitutionserklärung nur Definitionen übrig. Dabei übersieht Wittgenstein, daß seine Kritik an dem Gedanken, Wörter hätten oder bräuchten eine Definition, genau diesen Substitutionstyp der Erklärung trifft. Die Erklärung der Bedeutung von Wörtern wie »Pflanze« ist, wie vorgeführt, ziemlich kompliziert. Was eine Pflanze ist, kann man durch den Hinweis auf paradigmatische Fälle erklären. Solche Erklärungen werden allerdings nur dann richtig verstanden, wenn deutlich wird, daß das Wort »Pflanze« diesen *und* in relevanter Weise ähnliche Gegenstände bezeichnet. Um zu erklären, was als dem paradigmatischen Fall in relevanter Weise ähnlich gilt, sind eine Fülle von Erklärungen notwendig, die sich in ihrer Gesamtheit schlecht zur Substitution eignen. Allerdings ist die Substitution prinzipiell möglich, weil Wittgenstein, wie ich dargestellt habe, bei seiner Kritik an Definitionen etwas zu weit geht.

Wie ich ausgeführt habe, ist seine Kritik an dem Gedanken, Wörter hätten eine exakte Definition, insofern zutreffend, als die meisten Wörter der deutschen Sprache keine exakte, sondern eine primitive Bedeutung haben. Es sind viele Fälle des Gebrauchs nicht geregelt. Die Annahme, daß das Wissen von der Bedeutung eines Wortes prinzipiell nicht in Sätzen zu erfassen ist, ist dagegen nur teilweise begründet. Es ist wahr, daß die Kenntnis der Bedeutungen vieler Wörter ein basales Know-how zur Subsumtion, zur Überprüfung und zu anderen Handlungen umfaßt. Der Platz eines Wortes im Netz läßt sich dagegen prinzipiell in einem sehr langen Satz zu beschreiben. Die Tatsache, daß wir diesen nicht im Kopf haben, wenn wir ein Wort gebrauchen, und daß wir einige Mühe aufwenden müssen, um die Bedeutung in dieser Weise explizit zu machen, ist etwas anderes als die Tatsache, daß sich der Inhalt des expliziten Wissens nicht in Satzform ausdrücken läßt. Das erste ist wahr, das letzte falsch. Wittgenstein differenziert nicht zwischen beiden Behauptungen. Wenn man ihm die zweite Behauptung zugestehen würde, dann wäre der Gedanke der Substitutionserklärung bereits aus diesem Grund falsch. Er ist es indes nicht nur aus diesem Grund.

---

<sup>90</sup>Vgl. oben Abschnitt 7.6.5 ff.

Wirklich falsch an der Einengung der Erklärung der Bedeutung auf die Substitutionserklärung ist, daß man damit zu kurz greift und dem Kontextprinzip widerspricht. So setzt diese Erklärung die Bestimmung der Rolle im Satz bereits voraus und erklärt sie nicht, insofern sie nur angibt, daß zwei sprachliche Ausdrücke denselben Gebrauch haben. Sie ist von der Art: Müller hat bei IBM in der Firmenhierarchie dieselbe Position wie Maier bei Epson. Wenn man nicht weiß, welche Position Müller und Maier haben, ist das Wissen allein, daß sie dieselbe Position haben, sehr wenig. Die Substitutionserklärung ist nur für den informativ, der die Rolle eines Wortes in der Sprache bereits kennt, weil sie nur einen anderen Träger der Rolle nennt. Ich sehe drei Gründe, warum Wittgenstein in manchen Zusammenhängen nicht bemerkt, daß es ein Fehler ist, die Substitutionserklärung als allgemeinen Fall der Erklärung der Bedeutung zu betrachten:

– Er betrachtet die Sprache, wie oben festgestellt, im TS 213 meist aus der Innenperspektive. Als Sprecher der deutschen Sprache kennen wir die Funktion eines Wortes im Satz und empfinden deswegen die Angabe eines sprachlichen Ausdrucks gleicher Bedeutung als informativ.

– An einigen Textstellen behandelt er das Problem, wie die Antwort auf die Frage, wie jemand bestimmte Zeichen meint, zu verstehen ist:

Wenn ich (h: um den Sinn eines Pfeils zu erklären) sage: »ich meine diesen Pfeil so, dass man ihm durch eine Bewegung in der Richtung vom Schwanz zur Spitze folgt«, so gebe ich eine Definition (ich setze ein Zeichen für ein andres), während es scheint, als hätte ich sozusagen die Aussage/Angabe des Pfeils ergänzt. (TS 213, p. 13)

Seine Feststellung, in solchen und ähnlichen Zusammenhängen werde nur ein Zeichen durch andere erläutert, die man an die Stelle des erläuterten Zeichens einsetzen kann, ist richtig. Er braucht sie, um sich von der folgenden naheliegenden Ansicht abzugrenzen:

Wenn ich, wie oben, sage »Ich meine diesen Pfeil so, dass ...«, so macht es den Eindruck, als hätte ich jetzt erst das Eigentliche beschreiben, die Meinung: als wäre der Pfeil gleichsam nur das Musikinstrument, die Meinung aber die Musik, oder besser, der Pfeil, das Zeichen – das heisst in diesem Falle – die Ursache des inneren, seelischen, Vorgangs, und die Worte der Erklärung erst die Beschreibung dieses Vorgangs. (TS 213, p. 13)

Eine solche Erläuterung bezieht sich also nicht auf etwas vorsprachlich Gemeintes im Sinne einer intentionalistischen Theorie sprachlicher Bedeutung, wie die sprachliche Präsentation in der Form »Ich meine ...« andeutet. Vor diesem Hintergrund übersieht Wittgenstein wohl, daß er es im Zusammenhang der gerade betrachteten Textstelle mit einem sehr speziellen Typ von Erklärung der Bedeutung zu tun hat.

– Wittgenstein vergleicht die Bedeutung von Wörtern in der dargestellten Weise mit der Rolle von Zeichen in einem Kalkül und zieht daraus den Schluß, man brauche zur Erklärung der Bedeutung von Wörtern eine Erklärung spezieller Art:

Aber wir fühlen, daß es uns nicht auf die Erklärung eines Mechanismus ankommen kann. ... Wir wollen die Erklärung eines Kalküls hören. (TS 213, p. 37, v, h)

Im Kontext der hier betrachteten Textstelle geht es darum, daß man die Bedeutung eines Wortes nur erklären kann, wenn man seine Rolle im Kalkül beschreibt, wenn man also die Erklärung eines Kalküls gibt. Dabei übersieht Wittgenstein, daß die Erklärung eines Kalküls zweierlei sein kann: Sie kann einmal Zeichen nennen, die man anstelle des Zeichens setzen kann, dessen Bedeutung erklärt werden soll. Die Kenntnis solcher Erklärungen ist offensichtlich nicht mit der Kenntnis des Kalküls identisch: Eine Erklärung des Kalküls in einem umfassenderen Sinne zu geben bestände darin, alle Rollen und ihr Zusammenspiel zu beschreiben. Das leistet eine Substitutionserklärung nicht. Wenn Wittgenstein die Formulierung »Erklärung eines Kalküls« auf eine Substitutionserklärung einengt, dann ist das eine unzulässige Einschränkung. Außerdem benötigt er im Kontext der hier betrachteten Textstelle lediglich die Annahme, daß eine Erklärung der Bedeutung eine Beschreibung einer durch Regeln bestimmten Rolle ist.

### 7.8.5 Ein Mißverständnis der Rollenkonzeption

Teilweise verwechselt Wittgenstein die Annahme, die Bedeutung eines Satzes sei durch seine Rolle bestimmt, mit der Behauptung, die Kenntnis der Bedeutung von Sätzen bestände nur in der Kenntnis ihrer Position in einem Netz anderer Sätze. Er drückt das in den entsprechenden Zusammenhängen so aus, als sei die Bedeutung eines Satzes nur durch seine Verbindungen zu anderen Sätzen bestimmt.

Er unterscheidet also nicht zwischen den Annahmen

- (E) Die Bedeutung eines Satzes ist durch eine Erklärung vollständig bestimmt. Diese Erklärung beschreibt die Rolle des Satzes in der Sprache. In dieser Erklärung wird die Verbindung eines Satzes zu anderen Sätzen beschrieben und die jeweiligen Erfüllungsbedingungen genannt.
- (F) Die Erklärung eines Satzes setzt diesen nur in Beziehung zu anderen Sätzen.

Behauptungen dieses Inhalts finden sich an den folgenden Textstellen:

Die Antwort auf die Frage »wie ist das gemeint« hält (h: stellt) die Verbindung zwischen zwei sprachlichen Ausdrücken/zwischen zwei Sprachen her. Also fragt auch die Frage nach dieser Verbindung. (TS 213, p. 12 f.) (T1)

Man kann es auch so sagen: Wenn man sich immer in einem Sprachsystem ausdrückt und also, was ein Satz meint, nur durch Sätze dieses Systems erklärt, so fällt am Schluss die Meinung ganz aus der Sprache, also aus der Betrachtung, heraus und es bleibt die Sprache das Einzige, was wir betrachten können. (TS 213, p. 2) (T2)

Ich will doch sagen: Die ganze Sprache kann man nicht interpretieren.

Eine Interpretation ist immer nur *eine* im Gegensatz zu einer *andern*. Sie hängt sich an das Zeichen und reiht es in ein weiteres System ein. (TS 213, p. 2) (T3)

Ich werde anhand einer Textstelle exemplarisch zeigen, daß die Behauptung an diesen Textstellen trivial und nichtssagend oder falsch ist:

(zu T1): Es kann zweierlei bedeuten, daß die Antwort auf die Frage, wie ein sprachlicher Ausdruck gemeint ist, die Verbindung zu anderen Zeichen herstellt:

- Man erklärt ein Zeichen »B«, indem man es als gleichbedeutend mit einem Zeichen »A« bezeichnet. Dennoch besteht die Bedeutung des Zeichens »B«, wenn es ein Wort einer Sprache wie der deutschen ist, nicht nur in der Verbindung zu anderen Zeichen, die erwähnt werden.
- Man erklärt ein Zeichen »B«, indem man beschreibt, worauf sich dieses Zeichen bezieht, also andere Zeichen benutzt. Daß man zur Erklärung eines Zeichens andere Zeichen benutzt, das ist eine triviale Bemerkung über den Begriff der Erklärung (bei (T3) über den Begriff der Interpretation), und dazu noch ungenügend. Es genügt offensichtlich nicht, daß die Erklärung (oder Interpretation) gegeben wird, indem man Zeichen benutzt, sondern man muß mit diesen Zeichen eine abstrakte Rolle beschreiben, die von dem Zeichen ausgefüllt wird.

Rekapitulieren wir: Daß man Zeichen nur durch andere Zeichen (Sätze nur durch andere Sätze (T2)) erklären kann, ist entweder die falsche Behauptung, daß man die Rolle eines Zeichens (Satzes (T2)) *nur* durch die Beschreibung seines Verhältnisses zu anderen Zeichen (Sätzen (T2)) erklären kann, oder die triviale Behauptung, daß Erklärungen immer aus Zeichen bestehen. Diese Behauptung ist obendrein ungenügend, weil der Hinweis fehlt, daß eine Erklärung der Bedeutung von Zeichen eine abstrakte Rolle beschreiben muß. Die Meinung, die Bedeutung sprachlicher Zeichen bestehe nur in der Relation zu anderen Zeichen, ist falsch. Das ist allerdings leicht zu übersehen, wenn man die Sprache, wie Wittgenstein es tut, aus der Innenperspektive betrachtet, weil man dann die erklärenden Zeichen unbemerkt disquodiert. Richtig ist, daß zum System, also zur Sprache, Relationen zu Erfüllungsbedingungen gehören. Dasselbe gilt analog für die Textstelle, an der davon die Rede ist, daß eine Interpretation andere Zeichen an ein Zeichen reiht.

Wittgenstein kommt zu diesem Fehlschluß, weil er sich im Kontext der gerade betrachteten Textstellen von folgenden Annahmen abgrenzen will:

Der Gebrauch der Hauptwörter »Sinn«, »Bedeutung«, »Auffassung« und anderer Wörter verleitet uns zu glauben, dass dieser Sinn etc. dem Zeichen so gegenübersteht, wie das Wort – der Name – dem Ding, das sein Träger ist. (TS 213, p. 13)

... Dass er gleichsam nur immer aus der Ferne darauf [auf die Bedeutung bzw. auf das Gemeinte] deuten, auch sich ihm nähern, es aber nie mit der Hand berühren/ergreifen/kann. Und das Letzte immer ungesagt bleiben muss. (TS 213, p. 12)

Offensichtlich sieht Wittgenstein sich hier vor der falschen Alternative, die Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken sei ein geistiger oder abstrakter Gegenstand (A1), oder sie bestehe nur in der Relation zu anderen Zeichen (A2). Dabei übersieht er die Lösung, die er im TS 213 entwickelt: Annahme (A1) ist widerlegt, wenn die Bedeutung eines Wortes oder Satzes in der dargestellten Weise eine abstrakte Rolle ist. Wittgenstein bemerkt das an den dargestellten Textstellen nicht und äußert sich so, als sei er der Auffassung, die Bedeutung von Sätzen sei nur durch die Relation zu anderen Sätzen bestimmt. Der Fehler zu übersehen, daß zur Bedeutung von Sätzen Relationen zu Erfüllungsbedingungen gehören, liegt, wie bereits festgestellt, nahe bei einer Be-

schreibung der Sprache aus der Innenperspektive, weil man in diesem Fall, ohne es zu bemerken, disquodiert.

## 7.9 Wittgensteins Konzeption sprachlicher Regeln im Lichte der Sekundärliteratur

Meine Rekonstruktion von Wittgensteins Konzeption des Regelfolgens unterscheidet sich deutlich von den verschiedenen Deutungen, die sich bei v. Savigny sowie bei Baker und Hacker finden. Ich möchte beide Deutungen den Umständen entsprechend ausführlich zu Wort kommen lassen, so daß neben dem Regelbegriff der Autoren auch die groben Konturen ihrer Rekonstruktion von Wittgensteins Auffassung von Bedeutung und Verstehen deutlich werden. Ich tue das, weil die beiden Rekonstruktionen auf jeweils kommentarförmigen Interpretationen der *PU* aufbauen und daher, was Umfang und Tiefe der Auseinandersetzung mit Wittgenstein angeht, konkurrenzlos sind.

Beide Deutungen stützen sich vorwiegend, bzw. im Fall von v. Savigny ausschließlich, auf die *PU*. Deswegen wird meine Auseinandersetzung mit ihnen vor allem systematischer Natur sein, wobei ich einige exegetische Überlegungen zu diesem Text einstreue, die allerdings nicht mehr als Anmerkungen sind. Während v. Savigny zufolge Wittgenstein die Auffassung vertritt, daß unsere Kenntnis der sprachlichen Regeln ein reines knowing how ist, sind Baker und Hacker der Meinung, daß es keine sprachlichen Regeln gibt, deren Erklärung ein kompetenter Sprecher der jeweiligen Sprache nicht explizit kennt. Wenn man die Deutung dieser beiden Autoren etwas genauer in den Blick nimmt, erkennt man, daß ihre Auffassung davon, was unter der expliziten Regelkenntnis der Sprecher zu verstehen ist, große Ähnlichkeiten mit meiner Deutung hat, insofern sie de facto, ohne es zu bemerken, zwei Arten expliziter Erklärungen unterscheiden, eine Art, die jeder Sprecher kennt, und eine, die sie als »synoptische Beschreibung« (*KBH2*, p. 23) oder als »philosophisches Verstehen« (*KBH1*, p. 544) bezeichnen. Über solche Erklärungen der zweiten Art zu verfügen ist für sie das Ergebnis philosophischer Aktivität. Diese hat viel mit dem gemeinsam, was ich als das Unternehmen, die impliziten Regeln explizit zu machen, bezeichne. Allerdings gibt es in bezug auf den Inhalt der Regeln, die Baker und Hacker annehmen, sowie in wichtigen anderen Punkten wesentliche Unterschiede zu meiner Rekonstruktion. Die Annahme von v. Savigny, die Kenntnis der Sprache sei ein reines knowing how, ist nicht nur systematisch falsch, sondern, wie man bei genauerer Lektüre seines Kommentars erkennt, Teil eines ganzen Gefüges von Behauptungen, die systematisch falsch und exegetisch zum Teil nicht zwingend, zum Teil gegen den expliziten Wortlaut des Textes der *PU* sind. Außerdem stehen sie im Widerspruch zu zentralen Annahmen dieses Buches. Allerdings muß man v. Savigny eines zugute halten: Die Konsequenz, daß der Gebrauch von Begriffswörtern nicht durch Erklärungen begründet werden kann,

ist zwingend, wenn man Wittgensteins Ansätze zur Fragmentierung der Bedeutung nicht korrigiert. Dies halte ich allerdings mit dem Hinweis darauf für angebracht und angemessen, daß Wittgenstein auf einen logischen Begriff der Erklärung und eine damit verbundene artikulierte Regelung der Bedeutung von Worten und Sätzen aus ist.

## V. Savignys Rekonstruktion

Ich möchte zunächst seine zentralen Ergebnisse darstellen, dann zeigen, warum sie systematisch falsch sind, und einige Zweifel daran anmelden, daß sie durch den Text überzeugend belegt sind.

### V. Savignys zentrale Thesen

1. Die Fähigkeit, die Bedeutung von Worten erklären zu können, gehört, auch in einem schwachen Sinne des Wortes »erklären«, nicht zur Fähigkeit, eine Sprache wie die Deutsche zu sprechen:

Ich ziehe also den Schluß, daß es nach Wittgensteins Meinung für Regelfolgen nicht nötig ist, Ausdrücke für die Regel zur Verfügung zu haben, nicht einmal in dem weiten Sinn, daß man auf Verlangen ihre Anwendung durch Beispiele lehren können müßte. (v. Savigny 1996, p. 105)

Diese Behauptung begründet v. Savigny folgendermaßen:

Wenn jemand unfähig ist, andern Leuten Wörter zu erklären, ob nun sprachlich oder durch Beispiele, kann das daher kommen, daß aus irgendwelchen Gründen das Erklären und das Lehren von Wörtern die einzigen sprachlichen Handlungen sind, die er nicht beherrscht. Angesichts der Tatsache, daß er so komplizierte Dinge kann, wie ... seine Motive erklären, stellen wir nicht in Frage, daß er kompetenter Sprecher mit einem merkwürdigen Ausfall ist. (a.a.O., p. 105)

Auch an anderen Stellen beschreibt v. Savigny die Sprachkompetenz als reines knowing how. So vergleicht er das Wissen, das man von der Bedeutung des Satzes »Der Boden war ganz mit Pflanzen bedeckt« (*PU*, 70, ähnlich *TS* 213, p. 249) hat, mit dem Wissen, »wie man sich als Angehöriger einer sozialen Schicht bei einem Treffen von Angehörigen dieser Schicht zu verhalten hat« (v. Savigny 1996, p. 136) bzw. mit der Fähigkeit einer Person, Walzer zu tanzen. Sie kann, so erklärt v. Savigny, üblicherweise die Schritte auch beschreiben und nicht nur vormachen, allerdings, das ist sein zentraler Gedanke, gehört die Beschreibungskompetenz nicht zur Fähigkeit, Walzer zu tanzen, dazu. In entsprechender Weise bezeichnet er die Fähigkeit, »in indirekter Rede oder mit anderen Worten« (v. Savigny 1996, 137) wiederzugeben, was man sagt, als metasprachlich. Kompetente Sprecher können das üblicherweise, es ist nicht Teil der Sprachkompetenz, die ein reines knowing how ist. Die unmittelbare Textbasis für diese Behauptungen bilden *PU*, 78, sowie *PU*, 68 und 82.



2. Offensichtlich hat v. Savigny bemerkt, daß der Gedanke von Kriterien für die Anwendung von Worten nicht mit der Annahme vereinbar ist, es gebe unendlich viele verschiedene Fälle des Gebrauchs, und schlägt sich auf die Seite der Fragmentierung der Bedeutung:

Uns ist überhaupt nichts verfügbar, das wir benutzen, um unsere Verwendung von Eigenschafts- und Eigennamen zu rechtfertigen; (*SKI*, p. 116)

An anderer Stelle schreibt er:

Allgemeine Prädikatausdrücke werden nicht von Kriterien regiert, auf die man sich im Gebrauch stützen könnte. (v. Savigny 1996, p. 109)

3. Zur Anwendung von Worten in der Zukunft findet man:

3.1

Der Sprachgebrauch liegt für die Zukunft nicht aufgrund jetzt verfügbarer Regeln fest. (*SKI*, p. 116)

3.2 Eine ähnliche These stellt v. Savigny hier auf:

Und schließlich gibt es kein Wissen darum, was man mit einem Ausdruck meint, das sich auf vergangene konkrete Anwendungen des Ausdrucks in Einzelfällen stützte und das kraft dieser Grundlage erlaubte, für die Zukunft zu deduzieren, welche Verwendung, die korrekte wäre (*PU*, 147). (v. Savigny 1996, p. 140)

Die unter 2. und 3. genannten Annahmen begründet v. Savigny vor allem mit *PU*, 65 und 66, wo es um Familienähnlichkeit geht.

4.

Zweitens kann man nicht wissen, ob man einen Ausdruck so gebraucht, daß auch für die unvorstellbarsten Fälle klar wäre, ob er darauf passen würde (*PU*, 80). (v. Savigny 1996, p. 140)

Savigny stützt sich hierfür unter anderem auf *PU* 69–71, 75–77 und 79 f..

5.1

Der Sprachgebrauch richtet sich nicht nach Regeln, die vor aller Anwendung intern verfügbar sind. (*SKI*, p. 115)

5.2 Der Regelungsinhalt ist dem Sprecher für neu auftretende Fälle nicht vor deren Eintreten bekannt. (*SKI*, p. 123)

5.3.

Man kann nicht allgemein den Gebrauch von Ausdrücken in einer vor allen anderen Beschreibungen ausgezeichneten Weise beschreiben, weil die Beschreibung der Rolle eines Ausdrucks von der Gewichtung mehr oder weniger nebensächlicher Einzelheiten der Verwendung abhängt. (v. Savigny 1996, p. 140)

Die unter 5. genannten Behauptungen sind Zusammenfassungen der unter 1.–4. angeführten Annahmen.

## Systematische Einwände

Zu 1: Wir können unsere Urteile begründen und erwarten das auch von anderen Sprechern. Wir erkennen, wann Bedeutungsregeln verletzt werden, wissen, welche Aspekte eines Falls relevant und welche irrelevant für das Zutreffen eines Satzes sind, und wissen also, welche Sätze mit ihm in positiven und negativen Folgerungsbeziehungen stehen sowie welche für sein Zutreffen irrelevant sind. Auf diese Weise kennen wir implizit Folgerungen. Denn unsere Kenntnis der Bedeutung zeigt sich im Einzelfall, sie ist nicht auf Einzelfälle fragmentiert. Diese Kenntnis ist nicht metasprachlich, obwohl sie – wie übrigens jede Wahrheit – metasprachlich formuliert werden kann. Was v. Savignys Gedankenexperiment mit dem kognitiv defizienten Sprecher angeht, so ist es zwar suggestiv, zeigt allerdings aus unterschiedlichen Gründen nicht das, was er damit zu zeigen beabsichtigt. Es ist richtig, daß wir jemandem nicht die Sprachkompetenz absprechen, wenn er einzelne illokutionäre Akte nicht beherrscht, also auch dann vermutlich nicht, wenn er die Bedeutung von Worten nicht erklären kann. Das gilt allerdings nicht für den Fall, in dem er die Folgerungen, die den Inhalt der Erklärungen bilden, inhaltlich nicht zu seiner Verfügung hat, wenn er etwa nicht bemerkt, daß die Sätze »S ist grün« und »S ist ein Haus« sich nicht widersprechen und seine Urteile sowie seine Korrekturen anderer Sprecher bei Nachfrage nicht begründen kann. Außerdem sind wir mit der Zuschreibung der Sprachkompetenz in der Weise kulant, daß wir Sprechern kleinere Defizite nachsehen, ohne ihnen deswegen die Sprachkompetenz abzusprechen. Es bleiben dennoch Defizite, und deshalb muß man mit Überlegungen, wie sie v. Savigny anstellt, vorsichtig sein. Weiterhin ist der Fall des kognitiv defizienten Sprechers sehr abwegig, und gerade ein Autor wie v. Savigny, der sich etwa bei seiner Rekonstruktion von Wittgensteins Konzeption der Worte, die seelische Sachverhalte bezeichnen, gegen die Annahme exotischer Szenarien, wie sie Putnam heranzieht, wendet (v. Savigny 1996, p. 174), sollte begründete Zweifel daran haben, daß der Fall des defizienten Sprechers für die Bestimmung dessen, was Sprachkompetenz ist, ohne weiteres relevant ist. Problematisch ist weiterhin die Tatsache, daß v. Savignys Unterscheidung zwischen knowing how und propositionalem Wissen in hohem Maße idiosynkratisch ist, insofern er Wissen, daß etwas der Fall ist, nicht davon abhängig macht, daß der, dem man dieses Wissen zuschreibt, es formulieren kann oder über Gründe dafür verfügt.<sup>91</sup> Als Beispiel für solches Wissen führt v. Savigny Fälle komplexen Wahrnehmungswissens an. Dabei übersieht er allerdings, daß solches Wissen nur pragmatisch kriterienlos ist. Wie dem auch sei, machen es diese begrifflichen Entscheidungen v. Savignys zusätzlich schwierig für ihn, gerade die Sprachkompetenz auf ein reines knowing how zu beschränken. Er selbst bemerkt das nicht.

Zu 2: Wenn die charakteristischen Merkmale eine logische Funktion haben, dann

---

<sup>91</sup> So schreibt v. Savigny: »Solches Wissen, extern formulierbar als ›knowing that‹, wenn auch vom Wissenden nicht ausdrückbar, sondern nur auszuüben als ›knowing how‹, und ohne dem Wissenden verfügbare Gründe gibt es.« (v. Savigny 1996, p. 221)

gelten sie für Typen von Situationen und können aus diesem Grund zur Rechtfertigung gebraucht werden. Es ist nicht erkennbar, wozu sie andernfalls zu verwenden wären. Der Gedanke eines reinen Einzelfallwissens, das nicht für Typen von Situationen gilt, verbietet sich, und auch v. Savigny nimmt an, daß Beschreibungen von Sprachspielen für Typen von Situationen gelten (v. Savigny 1996, p. 48). Solche Typen sind ohne allgemeine Merkmale nicht zu beschreiben und nicht bestimmt. Wittgensteins Hinweis, die Formulierung »das und ähnliches« (*PU*, 68) reiche zur Projizierbarkeit aus, ist falsch. Die Annahme, derart permissive durch Familienähnlichkeiten verbundene charakteristische Merkmale wären in irgendeinem Sinne relevant für das Verständnis der Bedeutung der so erklärten Worte, beruht auf einem Irrtum. Man rechnet ihnen insgeheim die Dignität von echten hinreichenden und notwendigen Bedingungen für das Zutreffen eines Wortes zu, obwohl Wittgenstein ihnen gerade diese Funktion nimmt. Dieser Fehler entspricht der offensichtlich falschen Annahme, ein Ausweis sei auch dann noch für die Identifikation einer Person brauchbar, wenn jede Person mehrere Pässe unterschiedlichen Inhalts besäße und verschiedene Personen wiederum paarweise typen-identische Pässe besäßen.

Zu 3 und 4: Die Behauptung, daß wir nicht wissen können, was eine Wortform in 100 Jahren bedeutet, ist trivialerweise wahr. Diese diachrone Betrachtung hat allerdings nichts mit der Antwort auf die Frage zu tun, was ein Wort heute bedeutet. Wenn wir mit einem Wort nur dann etwas meinen können, wenn wir uns, wie v. Savigny schreibt, »an einen etablierten Gebrauch« anschließen (v. Savigny 1996, p. 132 f.), dann können wir zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr und nichts anderes meinen als das, worüber zu diesem Zeitpunkt Einigkeit besteht. Die Annahme, daß die Einigkeit nicht nur unartikuliert ist, sondern für viele Fälle gar nicht besteht, gilt nur für Grenzfälle und Fälle der Bedeutungsveränderung. Diese unterscheiden wir voneinander und beide ihrerseits von der Anwendung eines Wortes auf neue Einzelfälle, die sich in irrelevanten Merkmalen von bekannten unterscheiden. Wieder spielt die Mehrdeutigkeit des Wortes »Fall« eine Rolle. Zudem wissen wir im allgemeinen, daß unsere Begriffe nicht so exakt bestimmt sind, daß es für abwegige Fälle aufgrund der bestehenden Regeln eindeutig zu entscheiden wäre, ob sie auf sie zutreffen. Die Behauptung, die Berufung auf vergangene konkrete Anwendungen eines Wortes erlaube keine Extrapolation auf die zukünftige Verwendung, muß man differenziert lesen. Es ist selbstverständlich wahr, allerdings uninteressant, daß wir nicht wissen können, ob sich die Bedeutung einer Wortform in der Zukunft verändert. Weiterhin ist die Behauptung 3.2 auf der Basis meiner Rekonstruktion sprachlicher Bedeutung irrelevant, weil wir danach immer über mehr verfügen als die Kenntnis von Einzelfällen. Wenn man allerdings wie v. Savigny die Annahme vertritt, daß die Bedeutung fragmentiert ist, und Behauptung 3.2 mehr bedeuten soll, als daß die Regeln der Bedeutung einem zeitlichen Wandel unterliegen, dann folgt, daß wir heute nicht wissen können, ob auf der Grundlage der heute geltenden Regeln ein in ferner Zukunft gefundener Gegenstand, den bisher noch keiner benannt hat, ein Baum ist, obwohl er alle Merkmale eines Baums hat. Dies ist offensichtlich eine *reductio* von v. Savignys Vorschlag.

Zu 5: Das Wahre an 5.1. ist, daß die Sprachkompetenz auf einem Konsens im Handeln aufbaut, der Regeln bestimmt, die wir nicht so explizit kennen wie die Namen der Wochentage. In 5.2. ist wieder die Verwechslung zwischen Einzelfall und Falltyp zu finden. Falsch ist die Annahme, wir wüßten nicht ob eine beliebige Eiche, die noch niemand begrifflich eingeordnet hat, als Baum zählt. Sicherlich ist es fraglich, wieviel Veränderung wir zulassen, ohne daß wir annehmen, daß ein Wort wie »Baum« seine Bedeutung ändert. Wir kennen allerdings eindeutige Fälle dafür, wann das der Fall ist und wann nicht. Darüber hinaus bauen die ganzen Überlegungen zu Wortbedeutungen, die Wittgenstein und nach ihm eine ganze philosophische Schule anstellen, auf der Annahme auf, daß wir als kompetente Sprecher der deutschen Sprache die Bedeutung der Worte dieser Sprache kennen und nicht erst warten müssen, wie die Sprecher in der Realität handeln, wenn wir einen bestimmten Fall betrachten wollen. 5.3. ist die altbekannte Formulierung der Fragmentierung der Bedeutung und mit allen Fehlern behaftet, die entstehen, wenn man die Bedeutung auf Kontexte relativiert.

Ehe ich kurz auf v. Savignys Motivation für diese falsche Annahmen eingehe, möchte ich einige wenige Worte über die Solidität der Textbasis seiner Deutungen verlieren. Was den Gedanken angeht, daß die Sprachkompetenz ein reines knowing how sei, so überbetont v. Savigny *PU*, 78, das in diesem Sinne gelesen werden kann, auf Kosten von *PU*, 75, wo Wittgenstein sich explizit im Sinne einer artikulierten Kenntnis der Bedeutung ausspricht: »Ist nicht mein Wissen, mein Begriff von Spiel, ganz in den Erklärungen ausgedrückt, die ich geben könnte!« V. Savignys Deutung, derzufolge in *PU*, 83 ein Bekenntnis Wittgensteins zu einem vollkommen impliziten Regelbegriff zu finden sei, ist falsch. Wittgenstein schreibt, daß Menschen »bestehende Spiele anfangen, manche nicht zu Ende spielten, dazwischen den Ball planlos in die Höhe werfen, einander im Scherz mit dem Ball nachjagten und bewerfen etc.« (*PU*, 83). Der Schluß von v. Savigny, *PU*, 83 sei »ein Beispiel für regelgeleitetes Verhalten, ohne daß irgendein Teilnehmer (und ein Beobachter allenfalls mit Mühe) einen Ausdruck für die Regeln findet« (v. Savigny 1996, p. 101), ist nicht überzeugend. Wittgenstein unterscheidet explizit zwischen den Spielen und dem, was dazwischen liegt. Die Deutung von v. Savigny beruht zudem auf einem mehrdeutigen Gebrauch des Wortes »Spiel«: Sicherlich muß ein Verhalten bestimmte Merkmale aufweisen, damit es als Spielen und nicht als Arbeiten oder Schlafen zählt. Diese sind allerdings andere und insbesondere schwächere als die dafür, daß etwas als Spiel zählt. Mit einem Ball zu spielen ist etwas anderes, als mit einem Ball ein Spiel zu spielen. V. Savigny zeigt nur, daß die Personen spielen, nicht daß sie in den Zwischenphasen ein Spiel spielen, und also auch nicht, daß sie in einem für ihn interessanten Sinne impliziten Regeln folgen. Im übrigen schimmert in seiner Deutung derselbe Fehler durch, der in seiner Behandlung von *PU*, 82 deutlich zu erkennen ist: Daß der Beobachter eine Regelmäßigkeit ausmachen und beschreiben kann, ist, anders als v. Savigny meint, eine notwendige Bedingung für Regelfolgen. Sein Versuch, *PU*, 68 im Sinne impliziten Regelfolgens zu deuten, ist gegen den expliziten Wortlaut des Textes: Während Wittgenstein schreibt, daß das Tennisspiel »nicht überall von Regeln begrenzt« ist,

weil die Aufschlaghöhe nicht festgelegt ist, deutet v. Savigny das in eine Erlaubnisregelung um: »Jede Höhe, in die er den Ball wirft, ist also *regelgerecht*.« (v. Savigny 1996, p. 102) Mit diesem Kunstgriff kann offensichtlich jeder Fall nicht geregelten Verhaltens umgedeutet werden.

Ich hoffe, diese skizzenhaften Bemerkungen machen deutlich, daß v. Savignys Deutung von *PU*, 65–84 alles andere als zwingend ist. Vielmehr liegt eine andere Lesart nahe: Die Annahme, es gehe Wittgenstein darum, daß die Regeln des Sprachgebrauchs verschwommen und durch Familienähnlichkeiten bestimmt sind sowie auf einer Menge unterschiedlicher Voraussetzungen beruhen (*PU*, 80: der Sessel, der von Zeit zu Zeit verschwindet), läßt *PU*, 84 überzeugend erscheinen: »Aber wie schaut denn ein Spiel aus, das überall von Regeln begrenzt ist? ...«, ohne daß man diese Aussage erst umdeuten müßte. Die Annahme, Wittgenstein sei darauf aus, daß der Sprachgebrauch partiell nicht geregelt ist, hat so einiges für sich, insbesondere mehr als v. Savignys Deutung, dies gelte nur für explizite Regeln. Im übrigen kann all das problemlos mit der Netzkonzeption erfaßt werden. Wenn ein Gegenstand in der von Wittgenstein beschriebenen Weise nur eine immer wieder unterbrochene Existenz hätte, wären bestimmte Kriterien dafür, daß man es mit einem materiellen Gegenstand zu tun hat, erfüllt und andere nicht, so daß in einem solchen Fall eine Entscheidung getroffen werden müßte.

Die Annahme, daß Wittgenstein in *PU*, 68 f. auf diachrone Offenheit aus ist, belegt v. Savigny nicht überzeugend am Text. Dasselbe gilt für die Deutung, ein Sprecher verfüge nicht über Begründungen dafür, ob ein familienähnlicher Begriff auf einen Fall zutrifft oder nicht. Die Textstellen, die v. Savigny anführt, um die unter 5 genannten Behauptungen zu stützen, sprechen nur dafür, daß der Sprachkompetenz ein basales Know-how zugrunde liegt (vgl. *PU*, 28 f., 81–88, 139–141, 185–190 198–201). Sie belegen nicht, daß die Kenntnis der Regeln nicht artikuliert ist. Entsprechend zeigt v. Savigny unter der Überschrift »Die Benutzung eines Ausdrucks für eine Regel ist für ihre Befolgung nicht hinreichend« (v. Savigny 1996, p. 106) nur, daß das Verständnis von Regeln nicht darin bestehen kann, ihnen Deutungen zuzuordnen, die ihrerseits gedeutet werden müssen. Es muß vielmehr eine basale Einigkeit zwischen den Sprechern bestehen, die die Praxis der Regelbefolgung betrifft. Der Regreß, den v. Savigny schildert, der im übrigen zwischen dem üblichen Deutungsregreß und einem Geltungsregreß im Sinne von Kripke (vgl. Kripke 1972, b, p. 7–54) changiert, kann gestoppt werden, wenn man zugibt, daß die Sprache auf einem Know-how der Sprecher aufbaut. Der Ausschluß eines artikulierten Know-hows ist nicht notwendig, und wie vorgeführt wurde, nicht überzeugend. So gilt also: Wenn man die Bedeutung der Worte, die eine Regel beschreiben, wie wir es üblicherweise tun, als gegeben und bestimmt annimmt, dann legt eine Regelformulierung fest, was als Befolgung zählt. Die Tatsache, daß dieses Vorgehen, wenn man es auf die gesamte Sprache verallgemeinert, zirkulär wird, ist nur ein Beleg dafür, daß ein basales Know-how vorausgesetzt wird, nicht, daß etwas am Gedanken expliziter Regelkenntnis nicht stimmt. So zeigt v. Savigny zwar:

Es könnte der Fall sei, daß Regelfolgen dort entdeckt wird, wo es keinen Ausdruck für die Regel gibt, den die regelbefolgende Person verwenden könnte, um uns über die Regel zu informieren, nach der sie vorgeht. (v. Savigny 1996, p. 100)

Sein Versuch darzulegen, daß sprachliche Regeln einer Sprache wie der deutschen von dieser Art sind, ist dagegen als gescheitert zu betrachten. Zwar gilt:

Ein Festlegen der Verwendung von irgendwie gemeinten Ausdrücken gibt es ohne den Anschluß an einen etablierten Gebrauch nicht; der etablierte Gebrauch ist für eine die Verwendung bestimmende Bedeutung, sei sie gemeint oder nicht, notwendig und hinreichend. (v. Savigny 1996, p. 132 f.)

Daraus folgt allerdings ebensowenig, daß dieser etablierte Gebrauch nicht artikuliert geregelt sein kann. Ein wichtiges Motiv für Savignys Ablehnung dieses Gedankens dürfte die Tatsache sein, daß er, wie Wittgenstein es teilweise tut, meint, der Gedanke einer artikulierten Regelung impliziere, daß die Regeln exakt und einheitlich sein müssen (vgl. v. Savigny 1996, p. 136). Ein weiterer systematischer Fehler liegt in v. Savignys Annahme, Sprachspiele, die er als »Verhaltensabläufe, in denen Sprechen und anderes Handeln ineinander verwoben sind« (v. Savigny 1996, p. 47) im Sinne überschaubarer sprachdurchgesetzter Verhaltenssequenzen versteht, seien als Bezugssysteme zur logischen Erklärung der Bedeutung von Worten und Sätzen der deutschen Sprache geeignet. Er verwechselt die Tatsache, daß sich Bedeutung in solchem Verhalten konstituiert und anhand solcher Beispiele erklärt werden kann, damit, daß es auf die Rolle in solchen Einheiten reduziert werden kann.

Der Gedanke, daß Sprache im Sinne von v. Savignys Deutung geregelt wäre, steht zudem in Widerspruch zu zentralen Ergebnissen der *PU*:

– Die Rolle, die Wittgenstein dem Begriff einer logischen Erklärung der Bedeutung zuweist, was sich etwa in *PU*, 560 ausdrückt, ist so nicht zu rekonstruieren. Zudem muß v. Savigny die Unterscheidung zwischen Kriterien, die für eine Begründung taugen, und bloßen kausalen Antezedenzen von Urteilen aufgeben oder begründen, warum nur manche Begriffe von Kriterien kontrolliert sind. Beide Alternativen sind wenig überzeugend.

– V. Savigny geht in seiner Deutung von *PU*, 129 davon aus, daß nur die Einzelheiten, also die Bedeutung konkreter sprachlicher Äußerungen bekannt sind und die Zusammenhänge gefunden werden müssen, und spricht in diesem Zusammenhang von einem »unausdrücklichen Theoretisieren« Wittgensteins (*SK1*, p. 173). In v. Savigny 1996, p. 50 ff. entwickelt er diese Theorie aus der Perspektive eines radikalen Übersetzers. Wenn man von einer Theorie der Bedeutung erwartet, daß sie abstrakte Satzbedeutungen bestimmt (v. Savigny 1996, p. 68) und sich dabei auf den »theoretischen Aufbau der Semantik« (v. Savigny 1996, p. 69) verläßt, dann wird man Wittgensteins zentraler Annahme, daß die Sprecher die Bedeutung von Worten und Sätzen implizit kennen, nicht mehr gerecht. Nach dem Vorschlag v. Savignys rekonstruierte Bedeutungen von Worten und Sätzen sind nicht mehr an das alltägliche Know-how der Sprecher rückgebunden. Es liefert vielmehr nur noch die Datenbasis. Ein so verstan-

denes Theoretisieren unterscheidet sich nicht mehr von dem der Naturwissenschaft. Das widerspricht der für Wittgensteins Konzeption grundlegenden Annahme, daß die Explikation impliziter Regeln, wie sie der Philosoph durchführt, ein »Rückerinnern« ist, »dass wir die Worte wirklich auf diese Art gebraucht haben« (TS 213, p. 419) bzw. ein »Zusammentragen von Erinnerungen« (PU, 127), ein Erinnern, das jeder Sprecher, und das ist die Pointe von Wittgensteins Ansatz, nachvollziehen und prinzipiell selbst vollziehen kann, weil er über dieses Wissen bereits qua Korrektur- und Begründungskompetenz implizit verfügt.

## Die Rekonstruktion von Baker und Hacker

Im folgenden möchte ich zunächst kurz darstellen, inwiefern Bakers und Hackers Regelbegriff nicht so explizit ist, wie man bei der ersten Lektüre ihrer Kommentare annehmen könnte, und dann die zentrale Gemeinsamkeit in ihrer und meiner Rekonstruktion darstellen: die Rolle des Verstehens für den Zugriff auf die Bedeutung. Im weiteren werde ich eine Reihe von systematischen Fehlern, die beiden unterlaufen, vorführen. So folgen sie Wittgenstein in der Fragmentierung der Bedeutung, rekonstruieren den Begriff der logischen Erklärung der Bedeutung nicht angemessen und versäumen es, ein spezifisches sprachliches Verstehen zu bestimmen.

Bei oberflächlicher Lektüre ihrer Texte scheinen die Ausführungen von Baker und Hacker prototypisch für die Ansicht, Wittgenstein sei der Auffassung, daß die Sprecher die Regeln der Sprache, die sie verstehen, explizit kennen. So betonen sie immer wieder, daß es keine verborgenen sprachlichen Regeln gibt, wie im folgenden Vergleich:

There can be no question of a chess-player discovering new rules, or discovering that unbeknownst to him he has been playing according to a rule . . . of which he was unaware. (KBH1, p. 544)

An anderer Stelle schreiben sie bzw. Hacker:

If there is anything concealed from us, unknown, it is irrelevant. (KBH1, p. 478)

It makes no sense to suppose that we follow rules with which we are unacquainted. (Hacker 1996, p. 106)

Sie begründen das mit dem Hinweis, daß sich ein Sprecher andernfalls regelkonform verhalten würde, allerdings nicht einer Regel folgte. (KBH1, p. 544)

Die beiden stehen damit vor dem Problem, wie sie mit diesem expliziten Regelbegriff mit der unbestreitbaren Tatsache zurechtkommen, daß die Ergebnisse von Wittgensteins Betrachtungen dessen, wie bestimmte Worte funktionieren, auch dem kompetenten Sprecher einer Sprache in gewisser Weise neu sind. So geben beide explizit zu, daß Feststellungen wie, ein innerer Zustand bedürfe äußerer Kriterien (*P*), keine evidenten Wahrheiten ausdrücken, die jedem Sprecher trivial erscheinen (KBH2, p. 23). Der Leser könnte zunächst annehmen, das liege daran, daß es sich in solchen

und ähnlichen Fällen darum handle »to reveal familiar, but unnoticed differences« (*KBH1*, p. 29). In ihrer Besprechung der *PG* formulieren es beide ähnlich:

In grammar there are no discoveries, merely reminders of what is familiar but passes unnoticed. (Baker und Hacker 1986, p. 331)

... the sense of a sentence is something transparent and lying on the surface, not something deeply hidden to be revealed by philosophical analysis. (a.a.O., p. 331)

Anders als Baker und Hacker meinen, ist mit der Behauptung, daß etwas an der Oberfläche transparent und nicht in der Tiefe verborgen ist, nicht viel für ihre Zwecke gewonnen. Die visuelle Metaphorik ist in diesem Zusammenhang irreführend. Bereits im Fall eines Bildes gilt: Weder seine Details noch die Strukturen sind selbstbeschreibend, wie die Redeweise »There's more to a picture than meets the eye« mehr oder wohl eher weniger deutlich ausdrückt. Sprachliche Tatsachen sind ebensowenig wie andere Tatsachen selbstbeschreibend, und so hilft die visuelle Metaphorik wenig, um zu erklären, inwiefern die Sprecher die Regeln der Sprache explizit kennen und sie dennoch für sie neu sein können. Der Gedanke, man müsse wie bei einem Bild lediglich genauer hinschauen, wenn man aus der Distanz bestimmte Einzelheiten nicht wahrnimmt, ist falsch. Tatsächlich geben Baker und Hacker zu, daß es sprachliche Regeln gibt, deren explizite Formulierung ein normaler Sprecher nicht kennen muß. So bezeichnen sie Feststellungen wie *P* als »synoptische Beschreibungen« (*KBH2*, p. 23) und bemerken in einem anderen Zusammenhang, daß die Erklärungen, die ein Sprecher kennen muß, nicht synoptisch bzw. »metasprachlich synoptisch« sind (*KBH1*, p. 85). In diesem Zusammenhang schwächen sie die Forderung nach expliziter Kenntnis der Regeln so ab, daß es genügt, wenn ein kompetenter Sprecher richtigen Erklärungen *zustimmt* (*KBH1*, p. 85). Es ist somit deutlich, daß Baker und Hacker zwei unterschiedliche Formen expliziter Regelkenntnis unterscheiden. Die schwächere hat einige Ähnlichkeit mit dem, was ich als implizite Kenntnis sprachlicher Regeln bezeichne. Ein kurzer Blick darauf, wie beide den Zusammenhang zwischen Bedeutung, Verstehen und Erklären-Können bei Wittgenstein rekonstruieren, wird allerdings einige wichtige Unterschiede zu meiner Rekonstruktion zutage fördern.

Sie weisen derselben begrifflichen Verbindung wie ich eine zentrale Rolle zu:

... since its meaning is what is understood when a person understands an expression, the concept of understanding is indeed pertinent to our investigation. ... Hence the concept of understanding gives us leverage upon what meaning is. (*KBH1*, p. 82)

Der Gedanke, daß der Zugriff auf die Bedeutung von Worten und Sätzen dadurch möglich ist, daß man schaut, was Sprecher einer Sprache verstehen, wenn sie einen Satz verstehen, ist überzeugend. Wie Baker und Hacker diesen Gedanken entwickeln, ist allerdings in unterschiedlicher Weise falsch. Zum Teil ist es keine angemessene Rekonstruktion wahrer Gedanken Wittgensteins, zum Teil sind sie nicht kritisch genug gegenüber falschen Ergebnissen Wittgensteins und versäumen, auf Fehler in seinen Gedankengängen hinzuweisen sowie sie zu korrigieren. So vertreten beide die



Auffassung, es gebe zwei Kriterien des Verstehens, die intern verbunden und doch logisch unabhängig sind. (KBH1, p. 82 ff.) Man versteht einen Satz, wenn man ihn den Regeln entsprechend gebrauchen und seine Bedeutung erklären kann. Ihr Vorschlag, Gebrauchs- und Erklärungskompetenz als solcherart verbundene und doch voneinander unabhängige Kriterien zu betrachten, ist falsch. Er basiert auf der Annahme, daß es zwischen einer logischen und einer empirischen Beziehung ein Mittelding gibt, was sie nicht überzeugend darlegen. Problematisch ist der Versuch von Baker und Hacker zu zeigen, warum der Inhalt des Verstehens durch Erklärungen gegeben wird. Die von ihnen dafür gebrauchte Annahme, die Formulierung »Wissen, was  $\rangle p \langle$  bedeutet«, ziele nicht auf einen Gegenstand, sondern auf einen indirekten Fragesatz, der durch eine Erklärung beantwortet werde« (KBH1, p. 83), ist keine angemessene Konzeption des Zusammenhangs von Erklären und Verstehen bzw. impliziter und expliziter Kenntnis sprachlicher Regeln. Der Hinweis, daß die Kenntnis der Erklärungen das Verstehen bzw. die Gebrauchskompetenz nicht impliziere, weil jemand die Erklärung eines Wortes »S« kennen, sie allerdings nicht verstehen könne, so daß er »S« nicht korrekt gebrauchen könne, ist verfehlt. Wenn der Inhalt dessen, was ein kompetenter Sprecher versteht, durch Erklärungen gegeben ist, dann ist es eine triviale Voraussetzung, daß die Kenntnis dieser Erklärungen nur dann ein Verstehen impliziert, wenn diese Erklärungen ihrerseits verstanden werden. Andernfalls spricht man nicht davon, daß jemand die Erklärung der Bedeutung kennt. Ich drücke diesen Zusammenhang dadurch aus, daß die Gebrauchskompetenz grundlegend gegenüber der Kenntnis von Erklärungen ist. Wenn man die Erklärungen ihrerseits nicht gebrauchen kann, versteht man sie nicht.

Weiterhin unterscheiden Baker und Hacker nicht ausreichend zwischen dem logischen und didaktischen Begriff von Erklärung. So schreiben sie:

We have a well established *practice* of explanation. (KBH1, p. 75)

Dabei bemerken sie, daß unser umgangssprachlicher Erklärungs-begriff zwar nicht rein instrumentell ist, insofern eine Droge, die das Verstehen bewirkt, nicht als Erklärung zählt (KBH1, p. 82), übersehen aber, daß er durchaus instrumentelle Aspekte hat. So ist die Frage, wie die Erklärung das Verstehen bewirkt, die Wittgenstein zurückweist, unserem Alltagsbegriff entsprechend möglich. Weil Baker und Hacker das nicht bemerken, nehmen sie verfehelterweise an, der Begriff der logischen Erklärung müsse nicht eingeführt, sondern könne einfach im Rückgriff auf die Erklärungspraxis des Alltags gewonnen werden.

Bei ihrem Versuch, dem Einwand zu begegnen, man könne ein Wort verstehen und dennoch nicht erklären, schwächen sie den Erklärungs-begriff wie bereits dargestellt ab, gehen dabei allerdings so weit, daß der so gewonnene Begriff für die Beschreibung einer logischen Rolle nicht ausreicht. Ihre Annahme, der Hinweis auf Einzelfälle, verbunden mit einem vagen »und so ähnlich«, sei dafür ausreichend, ist verfehlt, allerdings insofern exegetisch korrekt, als sich Wittgenstein tatsächlich teilweise so ausdrückt, als sei er dieser Auffassung (vgl. PU, 69):

And an explanation of a family resemblance term by paradigmatic examples is complete, even though its rider »and other like things« does not specify the rough borderlines of the concept. (*KBH1*, p. 79)

We all know what »justice« means, what games are, ... and we know how to say these things too. Not by »essentialist« *Merkmal*-definitions, by explanations by examples together with similarity clauses. (*KBH1*, p. 85)

Baker und Hackers Annahme, ein derart vager Erklärungs-begriff, wie ihn Wittgenstein mit seinem Begriff der Familienähnlichkeit propagiert, sei die Alternative zu einer essentialistischen Merkmalsdefinition (*KBH1*, p. 85, vgl. vor allem *KBH1*, p. 321 ff.), ist verfehlt. Insofern sie, anders als v. Savigny, die Meinung vertreten, daß der Gebrauch von Begriffen von Kriterien, die die Sprecher kennen, gesteuert ist, müßten sie Wittgensteins Erklärungs-begriff dort, wo er zu permissiv ist, korrigieren und sollten ihn nicht mit dem Hinweis auf die Vielfältigkeit zulässiger Erklärungen bei Wittgenstein begrüßen. Tatsächlich ist eine Erklärung durch Beispiele oder Hinweis, wie es Wittgenstein annimmt, vollständig, allerdings nur, wenn man in der Formulierung »dieses und Ähnliches« die Ähnlichkeit spezifizieren und so die Projizierbarkeit erhalten kann.

Ebenfalls verfehlt ist der Gedanke, daß die Erklärung von Worten keine Rolle in Sätzen spezifiziert:

... meaning is what is given by an explanation of meaning. Explanations of meaning are diverse, and explanation of necessary and sufficient conditions of application is only one kind. ... These explanations give the meaning of their explicanda, but not by specifying any sentential role. (*KBH1*, p. 281)

Sie begründen das mit der bereits von mir widerlegten Annahme, daß es zwei Kriterien für das Verstehen gibt:

We must bear in mind the duality of criteria of understanding. It is here that understanding the meaning of a word and knowing its sentential role make contact. One kind of criterion of understanding is giving a correct explanation, the other is using the sign correctly. ... Someone who understands the meaning of a word *can explain* it correctly and *can use* it correctly in sentences. (*KBH1*, p. 282)

Offensichtlich weisen Baker und Hacker die plausible Annahme zurück, daß eine Erklärung nur dann verständlich ist, wenn man die erklärenden Worte versteht (was bedeutet, daß man sie in Sätzen gebrauchen kann), weil sie die Kompositionalitätsthese mit der Bausteintheorie der Bedeutung verwechseln (*KBH1*, p. 282). Ihre Rekonstruktion kann den wenig überzeugenden Gedanken nicht plausibel machen, daß man Worte nur *versteht*, wenn man sie im Satz gebrauchen kann, während die *Erklärungskompetenz* nicht daran rückgebunden ist.

Ebenfalls deutlich von meiner Rekonstruktion verschieden ist ihre Annahme, daß Verstehen ein Familienähnlichkeitsbegriff ist. Deshalb weigern sie sich, das Verstehen von Worten und Sätzen mit der Gebrauchskompetenz zu identifizieren. So findet man bei ihnen den in solchen Fällen typischen argumentativen Schachzug:

Compare understanding an order, understanding a calculus or a proof in a calculus, understanding a person, understanding a late Beethoven string quartet, and understanding (as Augustinus could not) how it is possible to measure time. (*KBHI*, p. 618)

Baker und Hacker unterscheiden das Verstehen von einer bestimmten Kompetenz, indem sie einen Aspekt des Verstehens vorführen, für den diese meiner Meinung nach für sprachliches Verstehen zutreffende Begriffsbestimmung unpassend ist:

In what sense does a person who understands women have an ability the person who does not understand them lacks . . . ? (*KBHI*, p. 618)

Baker und Hacker versäumen es in diesem Zusammenhang, sprachliches Verstehen von empathischem Verstehen und anderen Verstehensbegriffen zu unterscheiden. Was das TS 213 angeht, so ist das entgegen Wittgensteins erklärter Intention (vgl. TS 213, p. 1). Im Fall der *PU* widerspricht es Wittgensteins erkennbarer Absicht, einen Begriff der logischen Erklärung der Bedeutung zu bestimmen. Dieser kann, wie ich vorführe, nur im Rückgriff auf den Verstehensbegriff erklärt werden. Deshalb kann man diesen nicht, wie Backer und Hacker es tun, verschwimmen lassen. Mit Wittgensteins bekundeter Absicht konform ist ihre Weigerung, eine spezifische Ebene des Verstehens von Sätzen zu unterscheiden (vgl. *KBHI*, p. 125 ff.).

Als Resümee läßt sich festhalten, daß Baker und Hacker in ihrer Rekonstruktion zu dicht am Text sind, insofern sie zwar nahe an Wittgensteins Äußerungen entlanggehen und diese teilweise überzeugend auslegen, es allerdings versäumen, sie dort zu korrigieren, wo Wittgenstein selbst Fehler macht, wie beim Begriff der Familienähnlichkeit, und dort besser zu rekonstruieren, wo Wittgenstein Zusammenhänge nicht explizit genug macht, wie etwa den zwischen dem Begriff des Verstehens und dem der logischen Erklärung. Dasselbe gilt für ihre unzulängliche Rekonstruktion des Zusammenhangs von impliziter und expliziter Kenntnis der Regeln. Wenn man von Bakers und Hackers Hemmungen absieht, das, was sie bei Wittgenstein finden, »Theorie« zu nennen, so kann man das, was sie darstellen, Wittgensteins Theorie der Bedeutung und des Verstehens nennen. Die Annahme der Fragmentierung der Bedeutung ist nicht der Verzicht auf eine Theorie, sondern schlicht eine korrekturbedürftige Konzeption sprachlicher Bedeutung.



# Kapitel 8

## Die Entwicklung des Sprachspielbegriffs

### 8.1 Netzkonzeption und Sprachspielbegriff

Die Netzkonzeption sprachlicher Bedeutung liefert eine überzeugende Bestimmung dessen, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist, und davon, was es bedeutet, mit ihnen etwas zu meinen und sie zu verstehen. Der Gebrauch von Sätzen ist damit allerdings ebensowenig ausreichend beschrieben wie die Kompetenz, eine Sprache zu verstehen. Sätze in der Sprache gebrauchen zu können ist die Fähigkeit, sich mit diesen Sätzen zu verständigen. Sie umfaßt die Kenntnis von Wort- und Satzbedeutungen, erschöpft sich allerdings nicht darin, sondern besteht darin, Sätze in Äußerungen gebrauchen zu können, also in einem bestimmten Zusammenhang in einer illokutionären Rolle. Eine Äußerung zu verstehen oder mit ihr etwas zu meinen erfordert also neben der Kenntnis der Satz- und Wortbedeutung die Fähigkeit zu dem, was ich oben höherstufiges Meinen genannt habe. Wittgenstein erkennt im TS 213, daß die Netzkonzeption in dieser Hinsicht unzureichend ist, zieht allerdings daraus falsche Schlüsse, weil er terminologisch nicht immer überzeugend zwischen Satz und Äußerung unterscheidet (vgl. TS 213, p. 208, MS 115, p. 82) und sich teilweise in den Manuskripten aus dem betrachteten Zeitraum so ausdrückt, als wolle er die Bedeutung von Äußerungen direkt ohne den Umweg über die Satzbedeutung bestimmen (vgl. Abschnitt 7.8.3). Ich möchte im folgenden die Unterscheidung zwischen Satz- und Äußerungsbedeutung etwas genauer herausarbeiten, die Textstellen vorführen, an denen Wittgenstein das höherstufige Meinen thematisiert, auf die Fehler aufmerksam machen, die ihm dabei unterlaufen, und die daraus resultierenden Konsequenzen skizzieren.

Wir setzen, wenn wir uns verständigen, die Kenntnis der Wort- und Satzbedeutung stillschweigend voraus. So verstehen wir, wenn jemand sagt, er sei ins Auto gestiegen

und fortgefahren. Hingegen verstehen wir nicht, wenn man uns die Auskunft gibt, eine Person sei in die Zahnbürste oder die Moral gestiegen und dann fortgefahren. Qua Kenntnis der Wortbedeutung wissen wir, daß man in ein Auto steigen und mit ihm fahren kann, während dasselbe mit Zahnbürsten oder der Moral nicht möglich ist. Beide sind dafür nicht die geeignete Art Gegenstand. Unser Wissen der Bedeutung erlaubt es uns im ersten Fall, stillschweigend zu schließen, daß die besagte Person mit dem Auto fortgefahren ist, sowie im zweiten Fall zu registrieren, daß Bedeutungsregeln verletzt wurden. Was hier auf der Ebene der Wortbedeutung sichtbar wird, gilt entsprechend für die Bedeutung von Sätzen.

Dieses Bedeutungswissen ist allerdings nur *eine* Voraussetzung dafür, sich mit Sätzen verständigen zu können. Das zeigen die folgenden Beispiele:

1. Jemand erzählt uns folgendes: »Ein Mann kommt in eine Bar. Magnesium steht in der zweiten Gruppe des Periodensystems. Ziehen Sie jetzt den grünen Hebel. Am Rande des Universums liegen merkwürdige Galaxien. Der Fisch ist vor dem Braten zu wässern. Das Auto steht am Straßenrand. Wie spät ist es?«

Wenn wir das gehört haben, zucken wir die Schultern, mit dem Gefühl, letztlich nichts verstanden zu haben.

2. Vor den Münzwaschmaschinen im Keller des Hauses, die nur Ein-Mark-Stücke nehmen, fragt mich jemand: »Haben Sie eine Mark?« Ärgerlich schicke ich ihn mit den Worten weg, ich hätte kein Geld zu verschenken, worauf der andere sich erobst entfernt, nicht ohne mir einen Blick zugeworfen zu haben, als hätte ich mir gerade Ketchup in den Kaffee geschüttet.

Im ersten Beispiel verstehen wir alle Sätze, und wir erkennen, daß ihr Gebrauch nicht gegen die Bedeutungsregeln verstößt. Dennoch ist das Gefühl berechtigt, daß wir in bestimmter Hinsicht nichts verstanden haben. Die Sätze bilden nicht das, was wir einen zusammenhängenden Text nennen. Zwar folgen sie aufeinander. Inhaltlich fehlt allerdings jeder Zusammenhang. Im zweiten Beispiel wird offensichtlich, daß ich zwar den Satz »Haben Sie eine Mark?« richtig verstanden habe, allerdings nicht, was der Sprecher damit sagen wollte. Der Kontext der Äußerung und die Reaktion des Sprechers machen deutlich: Dieser wollte mich damit nicht um eine Geldspende angehen, sondern Geld für die Benutzung der Münzwaschmaschine wechseln. Wie im Beispiel (1) habe ich zwar den Satz auf der Ebene der Satzbedeutung verstanden, allerdings nicht, welche Handlung der Sprecher mit der Äußerung des Satzes ausführen wollte, also die illokutionäre Rolle, und das vermutlich deswegen, weil ich den Zusammenhang der Äußerung nicht hinreichend berücksichtigt habe. Beide Beispiele zeigen: Wir äußern nicht einfach einen Satz, sondern wir stellen damit eine Frage, äußern Skepsis, wollen ein Gespräch beginnen, eine Geschichte erzählen oder fortsetzen. Wir gebrauchen also einen Satz nicht nur in der Bedeutung, die er hat, sondern wir gebrauchen ihn in einem bestimmten Zusammenhang, um damit einen bestimmten illokutionären Akt auszuführen. Entsprechend muß sich unsere Sprachkompetenz auf die Kenntnis von solchen Zusammenhängen und illokutionären Rollen erstrecken.

Das eine Stichwort, auf das es bei diesen Überlegungen ankommt, gibt Wittgen-

stein an einer Stelle im TS 213 selbst: »Zusammenhang« (TS 213, p. 11). Welche Bedeutung ein bestimmter Satz in einer Sprache hat, ist *eine* Frage. Eine andere ist, ob er im konkreten Äußerungszusammenhang sinnvoll gebraucht ist. Wittgenstein weist darauf an der folgenden Textstelle, aus der ich eben im Vorgriff das Wort »Zusammenhang« herausgegriffen habe, hin. Sie steht im Kontext des Abschnitts, in dem es um unterschiedliche Begriffe von »Verstehen« und »Meinen« geht:

(d: Man kann manchen Satz nur im Zusammenhang mit anderen verstehen) Wenn ich z. B. irgendwo lese (h: In einer Erzählung steht): »Nachdem er das gesagt hatte, verließ er sie, wie am vorigen Tag«. Fragt man mich, ob ich diesen Satz verstehe, so wäre es nicht leicht, darauf zu antworten. Es ist ein deutscher Satz und insofern verstehe ich ihn. Ich wüsste, wie man diesen Satz gebrauchen *könnte*, ich könnte selbst einen Zusammenhang für ihn erfinden. Und doch verstehe ich ihn nicht *so*, wie ich ihn verstünde, wenn ich (d: das Buch) (h: die Erzählung) bis zu dieser Stelle gelesen hätte. (Vergleiche Sprachspiele) (TS 213, p. 8 f.)

Bei der Deutung dieser Textstelle muß man beachten, daß in diesem Zusammenhang zwei unterschiedliche Aspekte des Verstehens eine Rolle spielen:

Einmal ist es offensichtlich, daß die Pronomen »er« und »sie« in dem betreffenden Satz anaphorisch gebraucht werden, ohne daß ihr Bezug deutlich ist. Dasselbe gilt für den Ausdruck »am vorigen Tag«. Man könnte deshalb annehmen, daß der Satz einen Zusammenhang braucht, der deutlich macht, worauf sich die Pronomen beziehen. Man könnte dann die Textstelle als Hinweis darauf lesen, daß Sätze, die solche Pronomen oder indexikalische Ausdrücke enthalten, verständlicher sind, wenn ihr Bezug durch den Kontext bestimmt ist. Dieser ist notwendig, um zusammen mit dem *character* (im Sinne von Kaplan) einen Sinn festzulegen. Für diese Lesart spricht auch der handschriftliche Hinweis, daß man lediglich manche Sätze nur im Zusammenhang mit anderen versteht. Allerdings wäre man in gewisser Hinsicht nicht wesentlich klüger, wenn der Satz im Zitat lauten würde: »Nachdem der weise alte Mann das gesagt hatte, verließ er das junge Mädchen wie am Tag zuvor, an dem sie sich ebenso getroffen hatten.« Man würde auch das anders verstehen, wenn man die ganze Geschichte kennen würde, wenn man wüßte, was dem Satz vorangeht und was ihm folgt. Zu der eindeutigen Behauptung, daß es ebenso unverständlich wäre, wenn jemand einen beliebigen Satz der deutschen Sprache äußert, und zwar unabhängig davon, ob er Demonstrativpronomen enthält oder nicht, bekennt sich Wittgenstein erst im MS 115 (vgl. MS 115, p. 82, s. unten Abschnitt 8.2.4.3). An der gerade betrachteten Textstelle ist die erste Lesart vorzuziehen.

Auf die Tatsache, daß man einen Satz nicht einfach nur äußert, sondern mit seiner Äußerung etwas tut, nimmt Wittgenstein an der folgenden Textstelle Bezug:

Behauptung, Annahme, Frage. man kann auf dem Schachspiel einen Zug in einer Schachpartie machen, – aber auch während eines Gesprächs über ein Schachproblem zur Illustration, oder wenn man jemand das Spiel lehrt, – etc.. Man sagt dann auch etwa: »angenommen, ich zöge *so*, ...«. So ein Zug hat Aehnlichkeit mit dem, was man in der

Sprache »Annahme« nennt. Ich sage nun etwa »im Nebenzimmer ist ein Dieb«, – der Andre fragt mich »woher weisst Du das?« und ich antworte: »oh ich wollte nicht sagen, dass wirklich ein Dieb im Nebenzimmer ist, ich habe es nur in Erwägung gezogen«. – Möchte man da nicht fragen: *Was* hast Du erwogen? wie Du Dich benehmen würdest, wenn ein Dieb da wäre, oder, was für ein Geräusch es machen würde, oder, was er Dir wohl stehlen würde? (TS 213, p. 207, a)

Im Umfeld der hier betrachteten Textstelle führt Wittgenstein, mit explizitem Bezug auf Frege, die Diskussion um die Frage, ob Behauptungen eine besondere Rolle in der Sprache spielen. Er weist diesen Gedanken zurück: »Eine Sprache (ich meine eine Sprechart) ist denkbar, in der es keine Behauptungssätze gibt, sondern nur Frage und die Bejahung und Verneinung.« (TS 213, p. 207). Zum anderen macht er darauf aufmerksam, daß wir tatsächlich in der Sprache nicht nur Behauptungen aufstellen, sondern daß wir »das Verschiedenste mit unseren Sätzen tun« (TS 213, p. 209, h, v). Und dabei denkt Wittgenstein an illokutionäre Rollen in einem weiteren Sinn, kurz an alles, was man tun kann, indem man einen Satz äußert, wie etwa »eine Vermutung aussprechen . . . , einen Hergang erzählen, eine Erzählung erdichten, eine Hypothese aufstellen und prüfen, eine Tabelle anlegen, . . . « (TS 213, p. 208, h, v). Er bezeichnet solche Gebrauchsweisen von Sätzen im Umfeld dieser Textstelle als »Sprachspiele« (TS 213, p. 208) oder unterschiedliche »Arten von Sätzen« (TS 213, p. 208)<sup>1</sup>.

Mit der Bezeichnung »Arten von Sätzen« bezieht sich Wittgenstein auf illokutionäre Rollen bzw. die Funktion von Sätzen in einem bestimmten Äußerungszusammenhang. Mit dieser, strenggenommen falschen, Bestimmung ist er offensichtlich in ähnlicher Weise terminologisch ungenau wie später in den Manuskripten (vgl. Abschnitt 7.8.3 und 8.2.4.3, in dem ich eine für diesen Fehler typische Textstelle aus MS 115 vorstelle). Ich weise auf diese Fehler im TS 213, die für sich allein betrachtet geringfügig sind, deswegen hin, weil sie, zusammen mit anderen Ungenauigkeiten, den Beginn einer Entwicklung markieren, die Wittgenstein dazu bringt, nicht klar zwischen Satz- und Äußerungsbedeutungen zu unterscheiden. So differenziert er bereits im TS 213 zwischen beiden begrifflich nicht, insofern man den Begriff der Äußerung vergeblich sucht. Dasselbe gilt für die erwähnte Textstelle im MS 115, 1. Später in den Vorlesungen des Jahres 1934/35 spricht er von Äußerungen, unterläßt es allerdings, Satz- und Äußerungsbedeutung explizit begrifflich zu unterscheiden. So ist es sicherlich einer der Gründe für seine Unzufriedenheit mit dem abstrakten Folgerungsbegriff, die ich oben angesprochen habe, daß dieser nicht reichhaltig genug bzw. zu abstrakt ist, um die Rolle einer Äußerung in einem konkreten Zusammenhang vollständig zu bestimmen. Wie ich meine, zählen die gerade beschriebenen terminologischen Ungenauigkeiten zu den Gründen, warum Wittgenstein nicht erkennt, daß dieser Begriff geeignet ist, um die Bedeutung eines Satzes zu bestimmen, und daß die Bedeutung von Äußerungen durch zusätzliche Informationen charakterisiert werden muß, die zu

---

<sup>1</sup> Vgl. hierfür die folgende Textstelle: »Und welcher Art ist ein Satz, wenn sich Einer eine mögliche Situation, etwa ihrer Seltsamkeit wegen, notiert? Oder: die Erzählung eines Witzes?« (TS 213, p. 208)



der Kenntnis der abstrakten Bedeutung des Satzes hinzukommen müssen. Tatsache ist: Wir unterscheiden begrifflich zwischen der Bedeutung eines Satzes und seiner Rolle im jeweiligen Kontext seiner Äußerung. Eine Äußerung zu verstehen ist mehr, als den geäußerten Satz zu verstehen. Die Äußerung eines Satzes versteht man nur, wenn man zusätzlich zur Satzbedeutung bis zu einem gewissen Grad den Kontext und die illokutionäre Rolle kennt.

Alles zusammen bestimmt die Äußerungsbedeutung, die offensichtlich etwas anderes ist als die Satzbedeutung. Einen Satz sinnvoll in der Verständigung zu gebrauchen, also mit seiner Äußerung etwas zu meinen bedeutet mehr, als ihn zu äußern und seine Bedeutung zu kennen, es bedeutet, ihn in einer bestimmten illokutionären Rolle in einem passenden Zusammenhang zu gebrauchen. Ich habe das oben im Text unter dem Stichwort »höherstufiges Meinen« zur Sprache gebracht. Wittgenstein macht diese Unterscheidung, wie festgestellt, nicht hinreichend deutlich, und er ist im Umfeld der Diskussion illokutionärer Rollen terminologisch ebenso unpräzise. Er spricht dort, wenn er illokutionäre Rollen meint, von unterschiedlichen »Arten von Sätzen« (TS 213, p. 208). Er erkennt offensichtlich, daß einen Satz in der Verständigung zu gebrauchen, also mit seiner Äußerung etwas zu meinen, sich nicht darin erschöpft, ihn mit der Kenntnis seiner Bedeutung zu äußern. Statt allerdings, wie es nötig wäre, die Bedeutung des Satzes, also seinen Platz im Netz, von der Rolle seiner Äußerung zu differenzieren, scheint er beides gleichzusetzen, insofern er teilweise von der Kenntnis der Satzbedeutung das zu erwarten scheint, was üblicherweise zur Kenntnis der Äußerungsbedeutung gehört. Dies ist eine der Ursachen für die Fragmentierung der Bedeutung auf Kontexte. Tatsächlich spricht Wittgenstein im TS 213 meist nur über Wort- und Satzbedeutungen, so daß die unzureichende terminologische und systematische Abgrenzung zur Äußerungsbedeutung dort nicht ins Gewicht fällt.

Zwei der maßgeblichen Kontexte, an denen Wittgenstein sich über die Bedeutung von Äußerungen Gedanken macht, haben wir gerade betrachtet. Beide Male fällt der Begriff des Sprachspiels. Dieser spielt, was die Quantität seines Vorkommens und seine systematische Bedeutung angeht, im TS 213 eine untergeordnete Rolle. Was den ersten Teil der Behauptung betrifft, so lassen sich die Gedankengänge, in denen er vorkommt, an den Fingern einer Hand abzählen. Sachlich notwendig ist der Begriff für die Darstellung der Netzkonzeption nicht. Und auch die Erweiterung auf eine Pragmatik<sup>2</sup> wäre ohne ihn leichter. Wittgenstein gebraucht diesen Begriff im TS 213 unter anderem, um den Kontext und die illokutionäre Rolle von Äußerungen zu thematisieren. Dies ist aber mitnichten die einzige Funktion, die dieser Begriff im TS 213 hat. Der tatsächliche Gebrauch, den Wittgenstein von ihm macht, ist mehrdeutig und undurchsichtig. Was er genau damit meint, wenn er von »Sprachspielen« spricht, und was er mit ihrer Darstellung zu zeigen beabsichtigt, kann man nur herausbekommen, wenn man sich zunächst genau anschaut, wie er ihn an den unterschiedlichen Textstel-

---

<sup>2</sup>Zwar gibt es bei Wittgenstein einen Begriff des Sprachspiels, den er im Sinne illokutionärer Rollen gebraucht. Dieser spielt aber nur eine sehr untergeordnete Rolle. Im Vordergrund stehen Sprachspiele, die man als autarke, einfache Sprachen oder als Beispiele für den Gebrauch der deutschen Sprache sehen kann.

len gebraucht. Er schreibt zwar, daß er sich von der Betrachtung von Sprachspielen aufgrund ihrer Einfachheit einen Erkenntnisgewinn verspricht, allerdings ist es nicht leicht auszumachen, worin dieser genau besteht. Im allgemeinen kann man problemlos verstehen, was in einem Sprachspiel passiert, und dies suggeriert, man könne durch bloße Betrachtung von Sprachspielen erkennen, wie die Sprache funktioniert und was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist. Wittgenstein beschreibt in Sprachspielen einfache Formen menschlicher Verständigung, die in bestimmte Handlungsweisen eingebettet sind. Typisch hierfür ist der Fall, in dem jemand einem Kind beibringt, ihn durch das Äußern der Worte »Licht« oder »finster« darüber zu informieren, ob in einem Raum das Licht eingeschaltet ist oder nicht. So leicht es allerdings ist, die Äußerungen in solchen Sprachspielen zu verstehen, so schwer ist es zu erkennen, was man anhand solch einfacher sprachlicher Transaktionen tatsächlich über Sprache, die Bedeutung von Wörtern und Sätzen sowie illokutionäre Rollen erfahren kann. Weiterhin spielen die Sprachspiele, in deren Darstellung Wittgenstein den Eindruck erweckt, die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke bilde zusammen mit den Umständen ihrer Äußerung eine untrennbare Einheit, seiner ab dem Jahr 1934 zunehmend mehr in den Vordergrund rückenden Auffassung in die Hände, die Bedeutung von Wörtern und Sätzen könne man nur dadurch angemessen erklären, daß man sie in einer Fülle unterschiedlicher Fälle auflöst. So verfügt er mit der Konstruktion von Sprachspielen über eine Art Zauberkiste, aus der er scheinbar immer neue Fälle der Bedeutung eines Wortes hervorholen kann, was nur überzeugend wirkt, solange man nicht auf die Mehrdeutigkeit des Wortes »Fall« und andere Ungereimtheiten, die bei Wittgensteins Darstellung und Deutung der Sprachspiele auftreten, achtet. Es wird sich zeigen, daß die Betrachtung von Sprachspielen nur dann einen Beitrag zur Antwort auf die Frage, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist, leistet, wenn man auf der Basis der Netzkonzeption bereits einen Begriff davon hat, wie die Rolle von Wörtern und Sätzen bestimmt ist. Und das muß so sein. Wenn man sich von der verheißungsvollen Rhetorik, die den Gebrauch dieses Begriffs bei Wittgenstein begleitet, freimacht, wird deutlich: Sprachspiele sind Beispiele für sprachliche Verständigung, und eine andere Rolle als diese können sie nicht ausfüllen. Der Blick auf ein Beispiel hilft nur dann, wenn man bereits weiß, wofür es ein Beispiel ist und welche Eigenschaften daran wichtig sind. Das Hinschauen kann den abstrakten Hintergrund illustrieren, ihn nicht ersetzen. Bei der Suggestion, die bloße Betrachtung von Sprachspielen bringe ohne begriffliche Aufbereitung einen Erkenntnisgewinn, hat man es mit demselben Fehler zu tun, der Wittgenstein auch zu der Annahme bringt, man könne die Bedeutung von Wörtern und Sätzen allein durch die Beschreibung einzelner, konkreter Fälle in den Griff bekommen. Wieder bleibt er im Konkreten, wo eine abstrakte Charakterisierung notwendig wäre. Dieses Vorgehen ist unter anderem dadurch zu erklären, daß Wittgenstein seine teilweise berechtigte Abneigung gegen Abstraktion und Allgemeinheit übertreibt, weil er, so vermute ich, der Meinung ist, daß er nur so der Annahme gerecht werden kann, daß die Bedeutung von Worten und Sätzen nicht durch vorsprachliche Ideen einheitlich bestimmt ist (vgl. Abschnitt 8.2.8.1 ff.). Wägt man die positiven und

negativen Aspekte der Präsentation von Sprachspielen gegeneinander ab, so spricht das Ergebnis gegen den Gebrauch dieses Begriffs. Zwar vermittelt er bestimmte Erkenntnisse in sehr eingängiger Form. Allerdings verleitet die Art, wie Wittgenstein Sprachspiele darstellt und deutet, den Leser auch zu vielen falschen Meinungen darüber, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist. In diesem Fall das Wahre vom Falschen zu unterscheiden ist nur dem möglich, der die Netzkonzeption bereits kennt.

## 8.2 Der Sprachspielbegriff vom TS 213 bis zum *Brown Book*

### 8.2.1 Übersicht

Um meine Behauptungen über den Sprachspielbegriff zu begründen, möchte ich im folgenden Sprachspiele aus der Zeit zwischen dem TS 213 und dem Diktat des *Brown Book* vorstellen, wobei die beiden Texte, die die Betrachtung begrenzen, ebenfalls berücksichtigt werden. Das *Brown Book* habe ich als Endpunkt gewählt, weil dort der Sprachspielbegriff quantitativ wie qualitativ voll entwickelt ist. Ich werde darstellen, welche Sprachspiele Wittgenstein vorstellt, wie er sie kommentiert, welche Erkenntnisse er mit ihrer Hilfe zu gewinnen meint und was ihre Betrachtung tatsächlich zeigt.

Die Datierung der verwendeten Textstellen ist schwierig, weil von einigen Manuskripten nur der Tag des ersten Eintrags bekannt ist und man nicht weiß, in welchem Zeitraum die späteren Einträge folgen. Dabei ist insbesondere zu berücksichtigen, daß Wittgenstein oft ein Manuskript nicht zuende geführt hat, ehe er ein neues anfang, sondern meist an mehreren Manuskripten gleichzeitig arbeitete. Zudem besteht in der Literatur, was die Datierung mancher Manuskripte angeht, keine Einigkeit. Es ist daher angebracht, erst einmal die Texte zu nennen, auf die ich mich beziehe, und gegebenenfalls auf Uneinigkeiten in der Datierung hinzuweisen. Es sind dies MS 114, 2, MS 115, 1,<sup>3</sup> MS 140, MS 157a, die Vorlesungen aus den akademischen Jahren 1933/1934 und 1934/1935, das *Blue Book*<sup>4</sup> und das *Brown Book*. Der zweite Teil von MS 114 entstand mit Sicherheit nach dem TS 213, weil sich dort schon Umarbeitungen von Teilen des TS 213 finden. Die Datierungen für dieses Typoskript reichen vom Sommer 1932

<sup>3</sup>Teil 2 von MS 114 beginnt auf der Rückseite von MS 114, 1, p. 31 mit den Worten: »Umarbeitung. Zweite Umarbeitung im großen Format«. Die Seiten sind ab dort über die Rückseiten hinweg neu paginiert – die alten Paginierungen blieben allerdings am Rand stehen, die Zählung der Seiten von MS 114, 2 beginnt mit der Ziffer »2« auf p. 32 der alten Paginierung –, so daß ich bei Zitaten immer angebe, ob es sich um MS 114, 2 handelt. Anders beim ersten Teil des MS 115. Beide Teile haben eine durchgängige Paginierung. Der zweite Teil beginnt auf p. 119 mit den Worten »Philosophische Untersuchungen. Versuch einer Umarbeitung.«, das Datum »Ende August 1936« ist von Wittgenstein selbst eingetragen. Daß es sich um Zitate aus dem ersten Teil handelt, erkennt man so einfach daran, daß die Seitenzahl kleiner als 119 ist.

<sup>4</sup>Wenn ich beide Bücher zusammen erwähne, beziehe ich mich auf den Titel *The Blue and Brown Books*, unter dem beide veröffentlicht sind. Auf das *Blue Book* allein beziehe ich mich im allgemeinen mit seinem deutschen Titel *Blaues Buch*. Ebenso verwende ich, wenn ich Textstellen daraus vorstelle, die deutsche Übersetzung und nicht den englischen Text.

(Rosso 1988) über den Winter 1932/1933 (Krüger 1993) bis zur pauschalen Angabe des Jahres 1933 ohne genauere Datierung (*WA-Einleitung*, v. Wright 1969, 1982). Den Beginn des MS 115, das an das MS 114, 2 anschließt, datieren v. Wright (v. Wright 1969, 1982) und Rosso auf den 14. Dezember 1933. Beim MS 140 ist die Uneinigkeit groß: Rosso datiert es auf den Herbst 1933, Nedo auf 1933 und v. Wright auf 1934. Das MS 156, darüber herrscht Einigkeit, wurde 1932 begonnen und die Arbeit an ihm bis zum 4. Juni 1934 abgeschlossen. Zu diesem Zeitpunkt begann Wittgenstein die Arbeit am MS 157a, und dieses schließt, so der Stand der Forschung, an das MS 156 an. Das *Blue Book* entstand über das akademische Jahr 1933/1934 hinweg, das *Brown Book* ist ein Diktat aus dem akademischen Jahr 1934/1935.

Für meine Überlegungen ist vor allem wichtig, daß die betrachteten Textstellen aus dem *Brown Book* tatsächlich den zeitlichen Endpunkt der Betrachtung bilden. Für das MS 114, 2, das MS 140 und das *Blue Book* ist das aufgrund der Datierung eindeutig. Was die anderen Manuskripte angeht, in denen die Datierung nur darüber Auskunft gibt, daß sie vor dem *Brown Book* begonnen wurden, gibt es überzeugende inhaltliche Erwägungen, die dafür sprechen. Der Gedankengang des MS 115 ist dem des TS 213 wesentlich näher als dem des *Brown Book*. Was das MS 157a angeht, so bricht Wittgenstein dort einen Gedankengang relativ schnell ab, den er im *Brown Book* in aller Ausführlichkeit fortführt: Es geht dort um die Einführung unendlicher Zahlen durch Sprachspiele, in denen gezählt wird (vgl. *Brown Book*, p. 91–94 und MS 157a, p. 89–91). Zu bestimmen, was früher zu datieren ist, die Teile aus den Vorlesungen, auf die ich mich beziehe, oder die entsprechenden Diktat-Termine des *Brown Book*, ist ebenfalls ausschließlich aufgrund inhaltlicher Erwägungen möglich. Zwar beschreibt Wittgenstein in den Vorlesungen mit minimalen Abweichungen dieselben Sprachspiele wie im *Brown Book*, seine Kommentare im *Brown Book* zu diesen Sprachspielen sind allerdings im Detail präziser und ausgereifter.

Damit komme ich zur Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse:

(1) TS 213: Auf der Grundlage der Sprachspiele, die man findet, kann man eine Typologie erarbeiten, die, mit einigen geringfügigen Modifikationen, für alle weiteren Anwendungen dieses Begriffs ausreicht. Es gibt:

- (SP1) Sprachspiele im Sinne illokutionärer Rollen,
- (SP2) autarke Sprachspiele, bei denen man zwei Hauptgruppen unterscheiden kann:
  - (SP2a) Ein-Situations-Sprachspiele, in denen die Bedeutungen der Zeichen nur für einen Kontext und wenige illokutionäre Rollen bestimmt sind. In ihnen werden keine Rollen festgelegt, die so abstrakt sind wie die von Wörtern der deutschen Sprache. Sie sind vom Rest des Lebens der Sprechergemeinschaft logisch unabhängig.
  - (SP2b) Mehr-Situations-Sprachspiele: Dazu zählen Sprachspiele, in denen es keine Restriktionen für Kontexte, allerdings nur wenige illokutionäre Rollen gibt, sowie Sprachen, die gegenüber der deutschen Sprache nur geringfügig vereinfacht sind, und als Sonderform Ein-Situations-Sprachspiele, in denen die Rollen nicht unabhängig vom übrigen Leben der Sprechergemeinschaft be-

stimmt sind. Ob in den Mehr-Situations-Sprachspielen so abstrakte Rollen wie in der deutschen Sprache bestimmt werden, hängt davon ab, ob in den unterschiedlichen Dimensionen: Zeichen, illokutionäre Rolle und Kontext jeweils eine Pluralität von Möglichkeiten vorgesehen ist. Nur wenn das der Fall ist, hat man es wirklich mit Worten und nicht nur mit WORTEN zu tun.

(SP3) Beispiele aus dem regulären oder leicht vereinfachten Gebrauch der deutschen Sprache.

Teilweise ist nicht eindeutig bestimmt, ob die Sprachspiele im Sinne des zweiten oder des dritten Typs zu verstehen sind. In den Ein-Situations-Sprachspielen kommen nur Wörter einer Wortart vor. Mit viel Interpretation kann man Wittgensteins Konzeption illokutionärer Rollen erkennen: Sie sind durch gesellschaftliche Regeln bestimmt und aufgrund von Merkmalen des Kontextes erkennbar. Man sieht, daß die Praxis der Verständigung das Fundament für sprachliche Bedeutung ist, und wenn man die Spiele gründlicher untersucht, als es Wittgenstein tut, daß nicht jede Form von geregelter Verständigung Rollen bestimmt, die den Abstraktionsgrad von Wörtern der deutschen Sprache haben. In seinen Äußerungen *über* Sprachspiele erwähnt Wittgenstein die Einfachheit und Autarkie als Merkmale und nennt als Beispiele die Sprachen primitiver Stämme und die Sprache von Kindern. Worin Sprachspiele der Sprache analog sind, kann Wittgenstein nicht sagen. Seine Analyse holophrastischer Äußerungen ist mangelhaft.

(2) Sprachspiele zwischen dem TS 213 und dem Sommer 1934: Die Sprachspiele werden semantisch komplexer, damit meine ich, daß in ihnen Wörter unterschiedlicher Funktionen eingeführt und betrachtet werden. Ob man sie als autarke Sprache oder als Beispiele für den Gebrauch der deutschen Sprache sehen soll, ist unklar. Wittgensteins Kommentare legen die erste Alternative nahe, die zweite Sicht ist mit der Tatsache, daß ohne Einführung Worte der deutschen Sprache gebraucht werden, besser vereinbar. Man findet eine ausführlichere Auflistung von Sprachspielen im Sinne illokutionärer Rollen. Die Äußerungen über Sprachspiele gleichen denen im TS 213. Die Feststellung Wittgensteins, daß sich Ein-Situations-Sprachspiele nicht qualitativ von der deutschen Sprache unterscheiden, ist insofern richtig, als in beiden Fällen die Bedeutung der sprachlichen Ausdrücke durch das Verhalten der Sprecher konstituiert wird. Sie ist falsch, insofern Wittgenstein übersieht, daß in den Ein-Situations-Sprachspielen Rollen von einem geringeren Abstraktionsgrad als dem der Wörter der deutschen Sprache bestimmt werden.

(3) In den Vorlesungen des Michaelitrimesters 1934/35 findet man eine Reihe von Ein-Situations-Sprachspielen, die semantisch immer komplexer werden, sowohl was die Wortarten als auch was die illokutionären Akte angeht. Es wird vorgeführt, wie ein Schüler, ohne daß er bereits sprechen kann, lernt, diese Sprachspiele zu beherrschen. Diese Reihe unterscheidet sich nur wenig von der entsprechenden Reihe im *Brown Book*. Die Bedeutung von Wörtern wird bereits als die Rolle im Ein-Situations-Sprachspiel bestimmt. Wieder erkennt Wittgenstein nicht das Problem solcher Sprachspiele. Was er *über* Sprachspiele sagt, ist immer noch undeutlich. Er spricht von

»Sprachbeispielen«, ohne auszuführen, was sie genau exemplifizieren. Anhand eines autarken Sprachspiels möchte Wittgenstein zeigen, daß Wörter wie »können« unendlich viele unterschiedliche Fälle des Gebrauchs haben. Das Beispiel ist insofern schwierig, als er die Übersetzungsproblematik nicht bemerkt und auch nicht in den Griff bekommt: Wenn ein Wort »KÖNNEN« in einer autarken Sprache einfachere Regeln als das Wort »können« der deutschen Sprache hat, wenn etwa gilt, daß die Behauptung, daß *S* p-en KANN, genau dann wahr ist, wenn *S* im Anschluß an die Behauptung tatsächlich p-t, dann gibt es keinen Grund, das Wort »KÖNNEN« mit dem Wort »können« zu übersetzen. Aus diesem Grund ist die Annahme verfehlt, die Betrachtung der einfacheren Sprache zeige, was das Wort »können« in der deutschen Sprache bedeutet. Daß das Wort »können« unterschiedliche Kriterien zu haben scheint, führt Wittgenstein bereits im TS 213 vor, ohne daß er ein Sprachspiel darstellt.

(4) Im *Brown Book* bestimmt Wittgenstein Sprachspiele als Systeme der Verständigung und sagt damit zum ersten Mal explizit, worauf es ihm bei Sprache ankommt: auf den Aspekt der Verständigung. Man findet dieselbe Reihe von Ein-Situations-Sprachspielen wie in den Vorlesungen, allerdings besser kommentiert. Das Lehren der einfachen Sprache wird als Abrichten charakterisiert und detailliert beschrieben. Der explizite Hinweis, daß auf diese Art Wörter und Sätze als Rollen im Sprachspiel bestimmt werden, sowie die Tatsache, daß es keine abstrakte Struktur von Folgerungen gibt, machen deutlich, daß in solchen Sprachspielen Rollen vom falschen Abstraktionsgrad festgelegt werden, obwohl Wittgenstein das nicht bemerkt. Bei der Betrachtung der Sprachen primitiver Stämme erkennt er, daß er die Perspektive eines Übersetzers einnimmt. Allerdings beherrscht er die Übersetzungs-Problematik weiterhin nicht. So konstruiert er wiederum ein Sprachspiel, um die Bedeutung des Wortes »können« zu untersuchen. Dabei treten dieselben Probleme auf wie in den Vorlesungen des Jahres 1934/35. Im Zuge der Betrachtung der Sprache aus der Außenperspektive kommt Wittgenstein zu der Feststellung, die Bedeutung eines Wortes sei seine Rolle im Leben der Sprechergemeinschaft. Konkret veranlaßt ist das durch die Beobachtung, daß für die Bedeutung von Wörtern wie »glauben«, »erwarten« viele Merkmale relevant sind, die Wittgenstein im TS 213 als unartikulierte Beiwerk der Äußerung auszugrenzen können glaubte. Nimmt man die Behauptung, die Bedeutung eines Wortes sei die Rolle im Leben, zum Anlaß, die Aspekte der Situationen, auf die ein Satz wie »Hans erwartet Klaus« zutrifft, noch einmal darauf abzuklopfen, welche für die Bedeutung relevant sind, so kommt man darauf, daß Wittgenstein die Bedeutung viele Sätze, deren Erfüllungsbedingungen große und komplexe Zusammenhänge umfassen, bis zum *Brown Book* unzureichend bestimmt hat. Die Behauptung selbst, daß die Bedeutung eines Wortes seine Rolle im Leben der Sprechergemeinschaft ist, ist in einer Lesart falsch, in einer zweiten Lesart uninformativ. Falsch ist die Annahme, daß alle Aspekte des Lebens für die Bedeutung eines Wortes relevant sind. Wenn man annimmt, daß nur einige Aspekte des Lebens für die Bedeutung eines Wortes relevant sind, und wissen will, welche das sind, so erweist sich die Behauptung als zu pauschal. Am überzeugendsten ist es, wenn man sie als mißglückten Hinweis darauf

liest, daß die Rolle eines Wortes im Netz auf dem Verhalten und damit dem Leben der Sprechergemeinschaft basiert. Offensichtlich verwechselt Wittgenstein die Annahme, daß die Bedeutung von Wörtern und Sätzen in ihrer Rolle im Leben *fundiert* ist, damit, daß sie darauf *reduzierbar* ist.

Dieser Fehler spielt seiner Sicht in die Hände, die Rolle von Einzelfällen für die Bestimmung von Bedeutung gegenüber der abstrakter Zusammenhänge überzubetonen, indem er die Bedeutung in eine Fülle einzelner Fälle fragmentiert und auf die Umstände der Äußerung relativiert, die untereinander durch Familienähnlichkeiten verbunden sind. Abgrenzen möchte sich Wittgenstein damit – und das ist *eine* Funktion des Begriffs der Familienähnlichkeit – von einer als essentialistisch charakterisierten Position, in deren Zentrum die Annahme steht, daß die Bedeutung eines Wortes eine abstrakte introspektibel zugängliche Idee ist, die den Gebrauch von Worten begleitet und alle Fälle des Gebrauchs exakt und einheitlich regelt. Offensichtlich ist er der Meinung, er könnte das nur tun, wenn er die Bedeutung auf Fälle fragmentiert, die miteinander charakteristische Merkmale teilen und so durch Familienähnlichkeit verbunden sind. Dieser Begriff, der die Verbindungen zwischen den unterschiedlichen Fällen erklären soll, leistet bei näherem Hinsehen nichts: Obwohl Wittgenstein die erwähnten Beispiele falsch kommentiert, kann man bei näherer Betrachtung erkennen, daß die Merkmale, die diese Verbindungen ausmachen, Symptome sind. Offensichtlich kann ein Begriff nicht durch Symptome konstituiert werden, und die Annahme, daß bestimmte Konstellationen von Symptomen Kriterien geben, ist nur dann damit vereinbar, daß die Sprache geregelt ist, wenn man die Konstellationen angeben kann. In diesem Fall reduziert sich die Annahme der Familienähnlichkeit auf die einer Disjunktion von Kriterien. Der Gedanke, man könnte mit diesem Begriff die unendlich vielen Fälle, auf die die Bedeutung fragmentiert ist, zusammenhalten, ist falsch. Das zu tun ist allerdings auch nicht nötig, weil die Annahme der Fragmentierung der Bedeutung auf unendlich viele Fälle falsch ist. Ein wichtiges Motiv dafür, warum Wittgenstein zu diesem Begriff greift, ist seine übertriebene Abneigung gegen Abstraktes und Allgemeines, die er mit seiner berechtigten Antipathie gegen intentionale Erklärungen sprachlicher Bedeutung verwechselt. Tatsächlich genügen bereits die Argumente, die man bei der Entwicklung der Netzkonzeption findet, um den Essentialismus zu widerlegen. So hat diese Position, ob es Wittgenstein bemerkt oder nicht, tatsächlich die Funktion eines Strohmanns, und dient dazu, den Begriff der Familienähnlichkeit einzuführen.

Gestützt wird Wittgensteins Hang zu der Annahme, die Bedeutung von Wörtern sei auf Fälle fragmentiert, durch zahlreiche Fehler, die ihm in seinen Einzelfallanalysen unterlaufen. Wenn man sie jeweils zeigt und korrigiert, wird deutlich, daß auch die Bedeutung eines Wortes wie »können« nicht auf Fälle fragmentiert ist und problemlos im Rahmen der Netzkonzeption beschrieben werden kann. Diese ist für ein sachlich richtiges Verständnis seiner Einzelfallbetrachtungen unabdingbar, weil man nur mit ihren begrifflichen Ressourcen im jeweiligen Fall relevante und irrelevante Merkmale sowie die Wortbedeutung von der illokutionären Rolle unterscheiden kann. Die Tatsache, daß Wittgenstein das in der Regel gelingt, zeigt, daß er bei seinen Einzelfall-

analysen, trotz gegenteiliger Bekundungen, die Netzkonzeption als Rahmen benutzt. Die Annahme, er wolle tatsächlich Äußerungs- und keine Satzbedeutungen bestimmen, ist trotz der Fehler, die ihm manchmal unterlaufen, nicht überzeugend. Wäre das beabsichtigt, so wäre es unverständlich, warum er bei seinen Untersuchungen zur Bedeutung von Wörtern und Sätzen zumeist mit sicherer Hand die illokutionäre Rolle und für die Wort- bzw. Satzbedeutung irrelevante Merkmale des Kontextes der Äußerung ignoriert.

Wenn man die Fülle von Sprachspielen betrachtet, die Wittgenstein im *Brown Book* präsentiert, wird deutlich, wie begrenzt ihr Erkenntniswert ist. Was man mit Hilfe der Betrachtung von Sprachspielen über das Funktionieren der Sprache herausbekommen kann, könnte mit anderen Mitteln einfacher gesagt werden und steht in keinem Verhältnis zu dem Aufwand, den es erfordert, die Spiele adäquat zu deuten, Wittgensteins Fehler zu korrigieren und naheliegende Mißverständnisse zu vermeiden. Das kann ohnehin nur dann gelingen, wenn man die Sprachspiele vor dem Hintergrund der Netzkonzeption als Beispiele für sprachliche Verständigung begreift. Andernfalls ist es schwer möglich, Wittgensteins detailfreudigen Betrachtungen, die suggerieren, der Gebrauch von Wörtern sei auf unendlich viele Fälle des Gebrauchs fragmentiert und auf die Umstände der Äußerung relativiert, nicht auf den Leim zu gehen und sich dem Eindruck zu entziehen, die bloße Betrachtung von Sprachspielen zeige, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist.

Ich verfolge also, wie bereits festgestellt, unterschiedliche Ziele: Ich möchte darstellen, welche Sprachspiele Wittgenstein präsentiert und wie er sie kommentiert, zu welchen Erkenntnissen er anhand ihrer Betrachtung jeweils zu kommen meint und welche Fehler ihm dabei unterlaufen, sowie darlegen, was man mit Hilfe von Sprachspielen über sprachliche Bedeutung erfahren kann, wenn man Wittgensteins Fehler korrigiert. Meine Ausführungen zu diesen Themen sind oft ineinander verschachtelt, weil ich im Durchgang durch die Texte eine Entwicklung nachzeichnen will und die Darstellung und Deutung der dafür relevanten Textstellen im Mittelpunkt stehen, nicht eine systematische Präsentation der Ergebnisse. Ich bitte den Leser die daraus resultierende Unübersichtlichkeit ebenso zu entschuldigen wie die Tatsache, daß der systematische Ertrag dieses Kapitels in keinem Verhältnis zur Menge der dargestellten Sprachspiele und zum Aufwand steht, den ich mit ihrer Deutung betreibe. Letzteres liegt daran, daß die Behauptung, ein bestimmter Begriff leiste wenig, tatsächlich nur durch extensive Betrachtung von Einzelfällen begründet werden kann, insbesondere wenn der Begriff mehrdeutig und diffus ist.

## 8.2.2 Sprachspiele im TS 213

### 8.2.2.1 Das Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »finster«

Beginnen wir damit, den Abschnitt zu betrachten, dem Wittgenstein die Überschrift »Funktionieren des Satzes an einem Sprachspiel erläutert.« (TS 213, p. 201) gegeben



hat. Es ist der einzige *längere* Abschnitt im TS 213, in dem Wittgenstein ein Sprachspiel im Detail diskutiert. Da wir bis jetzt über den Sprachspielbegriff anhand der Deutung des Textes lediglich wissen, daß er etwas mit der Bedeutung von Äußerungen zu tun hat, soll es bei der Darstellung dieses Abschnitts vor allem darum gehen, einen ersten Eindruck davon zu geben, welche Eigenschaften Sprachspiele haben, welche Themen Wittgenstein mit ihrer Hilfe behandelt und was der Begriff des Sprachspiels leistet.

Der erste Absatz des Abschnitts lautet:

Ich halte meine Wange, und jemand fragt, warum ich es tue und ich antworte: »Zahnschmerzen«. Dass heisst offenbar dasselbe, wie »ich habe Zahnschmerzen«, aber weder stelle ich mir die fehlenden Worte im Geiste vor, noch gehen sie mir im Sinn irgendwie ab. Daher ist es auch möglich, dass ich die Worte (h: den Satz) »ich habe Zahnschmerzen« in *dem* Sinne ausspreche, als sagte ich nur das letzte Wort oder, als wären die drei nur *ein* Wort (h: wäre der ganze Satz nur ... ). (Elliptischer Satz. Was tut die Grammatik, wenn sie sagt: »Hut und Stock!« heisst eigentlich »Gib mir meinen Hut und meinen Stock!«) (TS 213, p. 201)

Es geht hier um eine einfache Handlungssequenz, in der *A* einen *B* fragt, warum er sich die Wange hält, und dieser ihm mit dem Wort »Zahnschmerzen« antwortet. Diese Antwort, so stellt Wittgenstein fest, bedeutet dasselbe wie der Satz »Ich habe Zahnschmerzen«, obwohl *B* sich nicht im Geiste den vollständigen Satz aufsagt und dies auch nicht notwendig ist. Offensichtlich kann man in dem beschriebenen Kontext das Wort anstelle des Satzes gebrauchen. Es hat dieselbe Funktion in der Verständigung, was man daran erkennt, daß *A*, dem die Auskunft »Zahnschmerzen« gegeben wird, diese ebenso versteht, als wenn der andere einen vollständigen Satz geäußert hätte. Das Wort »Zahnschmerzen« hat unter der Voraussetzung, daß Gebrauch und Bedeutung identisch sind, dieselbe Bedeutung wie der ganze Satz. Folglich kann man, so Wittgensteins Vorschlag, den ganzen Satz so aussprechen, als sage man nur das letzte Wort oder als wären alle drei Worte ein Wort. Mit dieser etwas ungeschickt gewählten Ausdrucksweise möchte Wittgenstein darauf aufmerksam machen, daß ein Satz nicht notwendigerweise aus mehreren Wörtern bestehen muß. Auch ein Wort kann, und darauf kommt es bei der Antwort auf die Frage von *A* an, Erfüllungsbedingungen bestimmen. Es bleiben allerdings bei der Betrachtung und Deutung dieser Textstelle einige Fragen offen: Hat das eine Wort in solchen Fällen wirklich dieselbe Bedeutung wie der Satz? Ist also der Schritt berechtigt von der Feststellung, daß ein Wort in einem bestimmten Kontext der Verständigung die Rolle eines Satzes übernehmen kann, zur Annahme, daß beide dasselbe bedeuten? Warum und unter welchen Umständen kann ein Wort die Funktion eines Satzes übernehmen? Der Hinweis auf das Thema »elliptischer Satz« gibt keine Antwort auf diese Frage, sondern reformuliert nur das Problem. Vor dem Hintergrund der Feststellung, daß die fehlenden Worte dem Sprecher *A* in der dargestellten Situation nicht abgehen, ist offenkundig, daß Wittgenstein die Ansicht ablehnt, das eine Wort fungiere als Abkürzung für den ganzen Satz. Wittgenstein klärt einiges

an diesen Problemen im Verlauf des Gedankengangs, der an die gerade betrachtete Textstelle anschließt, und der Leser sollte sie als Leitfragen im Kopf behalten.<sup>5</sup>

Im Anschluß an die gerade betrachtete Textstelle stellt Wittgenstein wiederum eine Situation vor, in der es um die Verständigung zwischen zwei Personen geht:

Ein einfaches Sprachspiel ist z. B. dieses: Man spricht zu einem Kind . . . , indem man das elektrische Licht im Zimmer andreht: »Licht«, dann, indem man es abdreht: »Finster«; und tut das etwa mehrere Male mit Betonung und variierenden Zeitlängen. Dann geht man etwa in das Nebenzimmer, dreht von dort das Licht im ersten an und bringt das Kind dazu, dass es mitteilt, ob es licht oder finster ist/ dass es mitteilt: »Licht«, oder »Finster«.

Soll ich da nun »Licht« und »Finster« »Sätze« nennen? Nun, wie ich will. – Und wie ist es mit der Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit? (TS 213, p. 201)

Dieses Sprachspiel ist offensichtlich in mehrfacher Hinsicht einfach: Es kommen in ihm nur die sprachlichen Ausdrücke »Licht« und »finster« vor, sie werden in einem durchsichtigen Zusammenhang gebraucht, und Syntax scheint keine Rolle zu spielen. Außerdem gibt es nur eine illokutionäre Rolle für Äußerungen. Diese ist ebenso wie die Wortbedeutung durch den Zusammenhang im Sprachspiel bestimmt. So entsteht überhaupt nicht die Frage, welches die illokutionäre Rolle der Äußerung ist, weder für einen Betrachter noch für die Beteiligten. Es ist im Zusammenhang deutlich. Das Sprachspiel besteht offensichtlich aus zwei Phasen, die Wittgenstein zwar in der Beschreibung, aber nicht in seiner Analyse des Sprachspiels voneinander abhebt. Im ersten Schritt wird einem Kind beigebracht, in bestimmten Zusammenhängen ein Wort zu äußern. Im zweiten Schritt führt es das aus, was es gelernt hat. Interessant ist, wie detailliert Wittgenstein beschreibt, auf welche Weise man dem Kind das Wort lehrt. Denn, wenn man berücksichtigt, daß er strikt zwischen Philosophie und den Wissenschaften unterscheidet, kann man sich mit Recht fragen, warum er hier eine Art spekulativer Entwicklungspsychologie beschreibt. Es geht ihm darum zu zeigen, daß nicht mehr an sprachlichem Hintergrund notwendig ist, um die Rolle einer so einfachen Mitteilung zu bestimmen.<sup>6</sup> Man braucht keine Definitionen der verwendeten Wörter und ebensowenig das gesamte System der übrigen Sprache. So, wie Wittgenstein die Situation beschreibt, genügen diese Ausdrücke, damit das Kind der anderen Person mitteilen kann, ob es im Nachbarzimmer hell oder dunkel ist. Die Frage, ob man »Licht« und »finster« Sätze nennen soll, läßt er offen. Es könnte daran liegen,

---

<sup>5</sup>Ich werde im Rahmen meiner Deutung des Textes im Abschnitt 8.2.2.7 speziell darauf eingehen, inwiefern Wittgensteins Analyse elliptischer Sätze Mängel hat.

<sup>6</sup>Aus demselben Grund findet man in Quine 1960 eine Beschreibung davon, wie Kinder eine Sprache wie Deutsch bzw. Englisch lernen. Auch Quine liegt nichts ferner, als nicht-empirische Entwicklungspsychologie zu betreiben. Vielmehr geht es ihm wie Wittgenstein darum zu zeigen, *was* gelernt wird, wenn Kinder sprechen lernen. Die Details und die Frage, ob sich die Lernvorgänge tatsächlich in der Reihenfolge vollziehen, wie Quine es beschreibt, sind gegenüber der Frage nach dem Inhalt der Lernvorgänge zweitrangig. Insbesondere wird auf diese Weise deutlich, daß Worte und Sätze immer als Teile von Äußerungen gelernt werden und daß so die Bedeutung von Worten und Sätzen über ihre Rolle in der Verständigung konzipiert werden muß.

daß das Sprachspiel zu einfach ist, um eine solche Unterscheidung zu treffen. Man könnte seine Antwort auch als Hinweis darauf lesen, daß es keine Rolle spielt, ob man eine Äußerung als Satz bezeichnet oder nicht. Entscheidend ist, ob sie verständlich ist. Das ist sie, weil im Sprachspiel Erfüllungsbedingungen und eine illokutionäre Rolle bestimmt sind. Beide Beteiligte könnten sich nicht besser verständigen, wenn der Satz »Es ist Licht an im Zimmer« geäußert würde. Die Äußerung des einen Wortes genügt, weil zwischen den beiden Akteuren des Sprachspiels Einigkeit über die Rolle der Äußerung besteht. Diese ist offensichtlich nicht durch explizite Vereinbarung erreicht worden, sondern durch ein Einüben, das Wittgenstein an anderer Stelle (TS 213, p. 35, v, h, 173) als Abrichten bezeichnet.

Es liegt allerdings der Einwand nahe, dieses Sprachspiel sei kein Fall üblichen Sprachgebrauchs:

Man könnte eben (h: aber) sagen: »Die Worte ›Licht‹, ›Finster‹ sind hier als Sätze gemeint und nicht einfach als Wörter.« Das heisst, sie sind hier nicht so gebraucht, wie wir sie in der gewöhnlichen Sprache gebrauchen (obwohl wir tatsächlich auch oft *so* sprechen). Aber wenn ich plötzlich ohne sichtbaren Anlass das Wort »Licht« isoliert ausspreche, so wird man allerdings sagen: »Was heisst das? das ist doch kein Satz« oder: »Du sagst ›Licht‹, was soll's damit?« Das Aussprechen des Wortes »Licht« ist in diesem Fall sozusagen noch kein (kompletter) Zug des Spiels, das, wie wir annehmen, der Andre spielt. (h: auf das, wir gefaßt sind. Ebenso aber auch der *Satz* »er darf nicht kommen«.) (TS 213, p. 202)

Der Gedankengang an der gerade betrachteten Textstelle ist auf den ersten Blick in hohem Maße undurchsichtig und sprunghaft. Der erste Teil bis zu dem Satz nach der Klammer »(obwohl wir ... sprechen)« ist in sich schwer verständlich, und es ist nicht erkennbar, wie der zweite Teil inhaltlich daran anschließt. So wird man sich fragen, ob es sich, worauf das Wort »aber« hinweisen könnte, bei der einleitenden Bemerkung um einen Einwand handelt und wogegen er sich richtet. Wittgenstein bezieht sich damit, das ist offensichtlich, auf das zuvor dargestellte einfache Sprachspiel. Der Hinweis, die Worte »Licht« und »finster« seien als Sätze und nicht als Worte gemeint, ist insofern richtig, als diese Äußerungen Erfüllungsbedingungen bestimmen, was einzelne Wörter der deutschen Sprache üblicherweise nicht tun. So ist Wittgensteins Hinweis zu verstehen, daß wir sie in der gewöhnlichen Sprache nicht so gebrauchen. Wenn dieser Einwand berechtigt wäre, dann würde das Zweifel an der Relevanz des Sprachspiels mit den Worten »Licht« und »finster« aufwerfen, weil man mit einigem Recht behaupten könnte, man könnte durch die Betrachtung devianten Sprachgebrauchs nichts über das korrekte Funktionieren der Sprache erfahren. Wittgenstein relativiert die Feststellung, die Ein-Wort-Äußerungen seien kein üblicher Sprachgebrauch, allerdings sofort mit der Bemerkung, daß Sprecher »tatsächlich auch oft so sprechen«, so daß der Leser zunächst etwas verwirrt ist, weil nicht deutlich ist, ob das Sprachspiel für Wittgenstein ein Fall üblichen Sprachgebrauchs ist oder nicht. Diese Unklarheit wird verständlich, wenn man sich überlegt, aus welcher Perspektive die beiden Stellungnahmen zu dem Einwand jeweils naheliegend sind. Die Behauptung,

solche Ein-Wort-Sätze seien kein gewöhnlicher Sprachgebrauch, ist strenggenommen falsch. Sich in dieser Weise zu verständigen ist in der Umgangssprache üblich. Unge­wöhnlich ist diese Art zu sprechen dann, wenn man, an der herkömmlichen Gramma­tik orientiert, der Auffassung ist, ein korrekter Satz müsse zumindest ein Subjekt und ein Prädikat haben. Man könnte dann darauf hinweisen, daß nur ein Satz Erfüllungs­bedingungen habe und ein einzelnes Wort aus dem genannten Grund kein Satz sein könne. Allerdings steht dem die Beobachtung entgegen, daß Sprecher in der norma­len Sprachpraxis es nicht als unkorrekt oder defizitär empfinden, solche Äußerungen zu verwenden. Sie können das tun, weil solche Ein-Wort-Sätze offensichtlich ausrei­chen, um sich zu verständigen. Für die Verständigung spielt es keine Rolle, ob die Äußerung aus einem oder mehreren Worten besteht. Und damit ist deutlich, warum Wittgenstein zu der Frage, ob man es mit einem Wort zu tun hat, das, im Gegensatz zur üblichen Sprachpraxis, als Satz gebraucht wird, nicht eindeutig Stellung nimmt. Es hängt schlichtweg nichts ab davon ab, wie man sie beantwortet. Sprecher gebrau­chen sprachliche Ausdrücke, wie wir festgestellt haben, um sich damit zu verständi­gen. Das gilt auch für das Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »finster«. Es ist offensichtlich ein Fall gelungener sprachlicher Verständigung, und die Frage, ob man es mit einem Wort, das als Satz gemeint ist oder als Wort, zu tun hat, ob es abwei­chender oder korrekter Sprachgebrauch ist, ist vor diesem Hintergrund nicht wichtig. Dies zeigt die Fortsetzung des Gedankengangs. Die Äußerung des Wortes »Licht« ist, wenn sie ohne jeden Anlaß geschieht, unverständlich, weil sie »noch kein (kom­pletter) Zug des Spiels« ist. Daß das so ist, liegt allerdings nicht daran, daß sie nicht aus einem vollständigen Satz besteht. Vielmehr zeigt Wittgenstein: Die Äußerung des Wortes »Licht« und ebenso die des Satzes »er darf nicht kommen« sind in gleicher Weise unverständlich, wenn sie »ohne sichtbaren Anlaß« geschehen bzw. »isoliert« stehen und nicht dem entsprechen, »auf das wir gefaßt sind«. <sup>7</sup> Wenn jemand in die­ser Weise ein Wort oder einen Satz äußert, dann stehen sie für den Hörer in keinem sinnvollen Zusammenhang und haben keine erkennbare illokutionäre Rolle. Wenn wir annehmen, daß das Spiel, auf das sich Wittgenstein bezieht, darin besteht, sich mit sprachlichen Äußerungen zu verständigen, dann sind die Züge im Spiel die Äuße­rungen. Werden, wie in den gerade angeführten Fällen, einzelne Wörter oder Sätze der deutschen Sprache geäußert, dann ist das dennoch kein Zug im Spiel, wenn ihre illokutionäre Rolle im Zusammenhang unklar ist. Das ist in dem einfachen Sprach­spiel mit den Worten »Licht« und »finster« anders. Die Ein-Wort-Äußerungen sind vollständige Züge, weil der Inhalt der Äußerung, ihre illokutionäre Rolle und der Zu­ammenhang bestimmt sind. Offensichtlich geht es Wittgenstein mit der Betrachtung eines so einfachen Sprachspiels darum zu untersuchen, wie sprachliche Verständigung

---

<sup>7</sup>Die Tatsache, daß der Satz ein Personalpronomen enthält, dessen Bezug unbestimmt ist, verkompliziert die Sache, weil man aus diesem Grund annehmen könnte, der Satz sei nur deswegen unverständlich. Im Abschnitt 8.2.4.3 werde ich zeigen, daß Wittgenstein in der Umarbeitung dieser Textstelle im MS 115, p. 82, einen Satz ohne Pronomen und indexikalische Ausdrücke nimmt und ebenfalls behauptet, seine Äußerung sei ohne einen entsprechenden Zusammenhang unverständlich.

funktioniert. Wie wir gesehen haben, ist es dafür irrelevant, ob die Äußerung des Wortes »Licht« oder »Finsternis« als Wort oder als Satz aufgefaßt wird, solange klar ist: Man versteht die Äußerung dann, wenn man ihren Inhalt, ihre illokutionäre Rolle und den Zusammenhang der Äußerung kennt.

Damit stellt sich die Frage, wodurch die Bedeutung der Äußerung »Licht« in dem gerade betrachteten Sprachspiel bestimmt ist und wie der Hörer sie verstehen kann. So wie Wittgenstein es darstellt, ist die Rolle der Äußerung allein durch die Handlungsweise der handelnden Personen festgelegt. Der Hörer versteht die Äußerung, insofern er weiß, wie er auf den Befehl reagieren soll. Wenn er lediglich wüßte, daß das Wort »Licht« eine bestimmte Wortbedeutung hat, würde er die Äußerung nicht verstehen. Entsprechend gilt für die gerade betrachtete Textstelle: Mit der Frage »Du sagst ›Licht‹. Was soll's damit?« möchte der Hörer die illokutionäre Rolle der Äußerung im Zusammenhang erfahren. Bei seiner Darstellung unterschlägt Wittgenstein allerdings die wichtige Rolle der Wortbedeutung für die Bedeutung der Äußerung. Das erkennt man, wenn man folgende Überlegung anstellt: Eine Äußerung, deren illokutionäre Rolle bestimmt ist und deren Inhalt unverständlich ist, weil sie nicht aus Wörtern mit einer etablierten Bedeutung besteht, ist ebenfalls »kein Zug im Spiel«. Ebenso ist Wittgensteins Analyse von Ein-Wort-Äußerungen ungenau. Wie ich später in Abschnitt 8.2.2.6 ausführen werde, hat das Wort »Licht« im Sprachspiel nicht die Bedeutung des Wortes »Licht« der deutschen Sprache. Wenn man annimmt, die Bedeutung dieses Wortes wäre lediglich durch dieses einfache Sprachspiel bestimmt, dann hat es keine so abstrakte Rolle wie das Wort »Licht« der deutschen Sprache. Wenn eine Ein-Wort-Äußerung wie die des Wortes »Zahnschmerzen« als Gebrauch der deutschen Sprache aufgefaßt wird, dann ist sie nur verständlich, wenn die illokutionäre Rolle geklärt ist und das Wort sich zu einem Satz ergänzen läßt, dessen Äußerung im jeweiligen Zusammenhang sinnvoll ist. Wenn der Angesprochene im Beispielfall auf die Frage, warum er sich die Wange hält, die Antwort »Fernseher« geben würde, dann wäre die Äußerung dennoch nicht verständlich, weil es nicht deutlich wäre, in welcher Weise man die Äußerung dieses Wortes als Antwort auf die Frage verstehen kann. Das darf allerdings nicht so verstanden werden, als müsse eine Äußerung, die Erfüllungsbedingungen bestimmt, aus mehreren Wörtern bestehen. Wie ich in Abschnitt 8.2.2.7 zeigen werde, kann sie allerdings nicht nur aus dem Wort »Zahnschmerzen« bestehen, wenn dieses seine normale Bedeutung hat und man es nicht als elliptischen Satz verstehen soll. Kommen wir damit zur betrachteten Textstelle zurück. Wie die gerade angestellten Überlegungen zeigen, überbewertet Wittgenstein die Bedeutung der illokutionären Rolle und des Zusammenhanges und vernachlässigt die Wort- bzw. Satzbedeutung, indem er nicht darauf hinweist, daß sie ein eigenständiger Aspekt der Bedeutung einer Äußerung ist. Dies ist, wie sich später zeigen wird, typisch für seine Strategie, in einfachen Sprachspielen semantische und pragmatische Aspekte nicht auseinanderzuhalten.

Wenn der Hörer eine Äußerung nur dann versteht, wenn er ihre illokutionäre Rolle kennt, dann stellt sich die Frage, wodurch diese festgelegt ist. Mit dieser Frage

beschäftigt sich Wittgenstein im dem Absatz, der der gerade betrachteten Textstelle folgt:

Wie unterscheidet sich nun (h: aber) »Licht«, wenn es den Wunsch nach Licht ausdrückt, von »Licht«, wenn es konstatiert, dass es im Zimmer licht ist? Dass wir es in jedem Fall anders *meinen*? Und worin besteht das: In bestimmten Vorgängen, die das Aussprechen begleiten oder in einem bestimmten Benehmen, das ihm vorangeht, eventuell es begleitet, und ihm folgt? (handschriftlich: ... Denken wir uns die Frage: Wie unterscheidet sich ein Zug im Damespiel von der gleichen Bewegung in Fuchs und Jäger?) (TS 213, p. 202)

Im Zentrum dieser Textstelle steht die Frage, wie informativ es ist, auf die Frage, was die illokutionäre Rolle der Äußerung des Wortes »Licht« bestimmt, die Antwort, es hänge davon ab, wie die Äußerung *gemeint* sei, zu geben. Das, so erkennt Wittgenstein, verschiebt das Problem nur, weil es gerade die Frage ist, worin es besteht, eine Äußerung als Wunsch nach Licht oder als Konstatierung der Tatsache, daß das Licht an ist, zu meinen. Er präsentiert zwei mögliche Antworten: Die Annahme, es sei durch »bestimmte Vorgänge« bestimmt, »die das Aussprechen begleiten«, ist im Sinne der intentionalistischen Theorie zu verstehen, weil mit dieser Formulierung im Kontext solcher Fragestellungen immer geistige Vorgänge gemeint sind. Nach dem anderen Vorschlag ist die illokutionäre Rolle durch Verhalten bestimmt, das der Äußerung vorausgeht oder sie begleitet. Die erste Alternative diskutiert Wittgenstein im Anschluß an die gerade betrachtete Textstelle. Er untersucht dort zwei Möglichkeiten, wie es vor sich gehen könnte, durch das, was man im Geiste meint, die illokutionäre Rolle der Äußerung festzulegen: die Annahme, der Sprecher könne die illokutionäre Rolle der Ein-Wort-Äußerung dadurch festlegen, daß er einen vollständigen Satz der deutschen Sprache oder einer anderen Sprache, der die illokutionäre Rolle bestimmt, still für sich spricht und nur das eine Wort laut äußert, und die Möglichkeit, ein Phantasiebild in seinem Geist könne das leisten:

Ich sage das Wort »Licht!«, – der Andere fragt mich: »was meinst Du?« – und ich sage/antworte: »Ich meinte, du sollst Licht machen«. – Wie war das, als ich es *meinte*? Sprach ich den »kompletten Satz« in der Vorstellung unhörbar aus, oder den entsprechenden in einer andern Sprache? (Ja, das *kann* vorkommen oder auch nicht.) Die Fälle, die man alle mit dem Ausdruck »ich meinte« zusammenfasst, sind *sehr mannigfach*.

Nun kann man ruhig annehmen: »Ich meinte, Du solltest Licht machen« heisst, dass mir dabei ein Phantasiebild von Dir in dieser Tätigkeit vorgeschwebt hat, und ebensogut: der Satz heisst, dass mir dabei die Worte des vollständigen Satzes in der Phantasie gegenwärtig waren, oder, dass eins von beiden der Fall war; – nur muss ich wissen, dass ich damit eine Festsetzung über die Worte »ich meinte« getroffen habe und eine engere als die ist, welche dem tatsächlichen allgemeinen Gebrauch des Ausdrucks entspricht. (TS 213, p. 202 f., a)

Wittgenstein weist hier mit Recht darauf hin, daß es vorkommen *kann*, daß man ein bestimmtes geistiges Bild hat oder sich den vollständigen Satz im Geiste aufsagt, es in der deutschen Sprache allerdings nicht der übliche Gebrauch des Wortes »meinen«

ist, wenn man ihn so eingrenzt. Allerdings sollte man sich bei der Deutung dieser Textstelle vor Augen halten, daß die Argumente gegen die intentionalistische Theorie der Bedeutung, die Wittgenstein im TS 213 vorbringt, ebenso gegen die Annahme sprechen, die illokutionäre Rolle einer Äußerung könne durch Vorgänge im Geiste festgelegt sein: Wenn man erkannt hat, daß Zeichen und Bilder im Geiste nicht mehr leisten können als Zeichen in Sätzen, dann sieht man, daß auch im Zusammenhang dieses einfachen Sprachspiels das Problem nur verschoben würde. Denn man könnte immer die Frage stellen, warum der Satz im Geiste eine bestimmte Bedeutung hat und inwiefern er die Rolle der Äußerung festlegen kann. Darüber hinaus hat Wittgenstein an der zuvor betrachteten Textstelle darauf aufmerksam gemacht, daß die illokutionäre Rolle einer Äußerung für den Adressaten erkennbar sein muß, und in diesem Zusammenhang von einem »sichtbaren Anlaß« gesprochen. Wie beides miteinander zusammenhängt, läßt sich leicht rekonstruieren. Der Hörer kann nur dann verstehen, welchen Zug im Spiel der Sprecher mit seiner Äußerung machen will, wenn ihr Anlaß, der für ihre Rolle im Kontext relevant ist, sichtbar ist. Er muß zudem nicht nur sichtbar sein, sondern muß auch für den Adressaten *als* Anlaß erkennbar sein. So könnte es etwa sein, daß jemand immer »Licht« ruft, wenn sich eine Fliege auf seinen Kopf setzt, was allerdings für andere schwer mit der Äußerung des Wortes »Licht« in Verbindung zu bringen ist. Wenn also ein bestimmter geistiger Vorgang beim Sprecher die illokutionäre Rolle einer Äußerung festlegen würde, so wäre er für den Hörer nicht sichtbar und schon gar nicht *als* Anlaß der Äußerung erkennbar. Für eine gelungene Verständigung kommt es bekanntermaßen nicht nur darauf an, wie der Sprecher eine Äußerung meint, sondern daß der Hörer das erkennt.

Auf diese Art kann es offenbar nicht gelingen, in der Verständigung eine illokutionäre Rolle zu spezifizieren, und es funktioniert auch nicht so. Geistige Begleitvorgänge sind nicht notwendig, um festzulegen, wie jemand eine Äußerung meint. Das Problem würde durch diese Annahme nur verschoben, weil zu erklären wäre, woher diese geistigen Vorgänge ihren Inhalt haben. Zudem kann man nach diesem Modell nicht erklären, wie der Hörer die illokutionäre Rolle einer Äußerung herausbekommt. Es bleibt also der zweite Vorschlag zu betrachten. Nach ihm bestimmen die Begleitumstände und das Verhalten des Sprechers die illokutionäre Rolle. Diese sind für den Adressaten einer Äußerung sichtbar, so daß die Frage beantwortet werden muß, wie es gelingt, daß er sie richtig deutet, sie also als Anlaß der Äußerung erkennen kann. Einen Hinweis auf die Antwort gibt Wittgenstein mit der Frage danach, wie sich ein Zug im Damespiel von derselben Bewegung eines Spielsteins unterscheidet, wenn diese Teil eines anderen Spiels mit anderen Regeln ist. Die Antwort ist einfach: Ob das eine oder das andere Spiel gespielt wird, der Unterschied äußert sich darin, ob die Figuren bis zu dem fraglichen Zug nach den Regeln des einen oder anderen Spiels gezogen wurden. Auf diese Weise kann man entscheiden, als Zug welchen Spieles der betreffende Zug zu sehen ist. Man berücksichtigt in diesem Fall also den Kontext des Zuges: Es ist möglich, daß eine stillschweigende Einigkeit darüber besteht, welches Spiel gespielt wird, und zwar einfach aufgrund der Tatsache, wie die Figuren bis zum fraglichen Zug

bewegt worden sind, ohne daß die Spieler sich über die Regeln des Spiels durch Absprache geeinigt hätten. Ebenso können beide Spieler sich explizit darüber verständigt haben, welches Spiel sie spielen. *Daß* Einigkeit besteht, drückt sich im schlüssigen geregelten Verhalten aus. Das gilt ebenso für die Frage, wie die illokutionäre Rolle einer Äußerung so bestimmt sein kann, daß sie für den Adressaten erkennbar ist.

Rekapitulieren wir, um das zu skizzieren, noch einmal die Umriss des Gedankengangs. Die Beobachtung, daß die Rolle einer Äußerung nur erkennbar ist, wenn sie nicht isoliert geschieht, führte zu der Feststellung, daß eine Äußerung nur verständlich ist, wenn sie in einem Zusammenhang steht. Damit ist allerdings nicht ein beliebiger Zusammenhang gemeint: Jede Äußerung eines Satzes, das ist eine triviale Feststellung, steht, unabhängig davon, unter welchen Umständen er geäußert wird, in einem bestimmten Zusammenhang. Nicht jeder Zusammenhang ist allerdings dafür geeignet, eine Äußerung verständlich zu machen. So ist die Äußerung des Satzes »Es regnet und es ist kalt« als Antwort auf die Frage, wo das Opernglas ist, für einen anderen unverständlich, als Antwort auf die Frage »Was soll ich anziehen, vielleicht das dünne Sommerkleid?« ohne zusätzliche Informationen verständlich. Die beiden Fälle unterscheiden sich dadurch, daß im einen Fall ein durchsichtiger und üblicher Handlungszusammenhang vorliegt, im anderen nicht. In unserer Sprachgemeinschaft ist es üblich, in bestimmten Kontexten auf die Frage, was man anziehen soll, eine Auskunft zu geben, die das Wetter beschreibt. Unsere Kenntnis von solchen Handlungszusammenhängen besteht wie die Kenntnis der Bedeutung von Sätzen und Wörtern primär darin, daß wir die Fälle, in denen Äußerungen, verbunden mit anderen Äußerungen und/oder nicht-sprachlichen Handlungen, eine stimmige Folge bilden, von absurd erscheinenden Aneinanderreihungen unterscheiden können. Im Anschluß an den Abschnitt, aus dem die gerade betrachteten Textstellen stammen, präsentiert Wittgenstein eine Reihe etablierter Handlungszusammenhänge, die man mit der Äußerung von Sätzen realisieren kann.

### 8.2.2.2 Sprachspiele als illokutionäre Akte

Im betreffenden Abschnitt diskutiert Wittgenstein Freges Annahme, das Behaupten sei die primäre Funktion sprachlicher Äußerungen. Er weist diesen Gedanken zurück:

Eine Sprache (h: ich meine eine Sprechart) ist denkbar, in der es keine Behauptungssätze gibt, sondern nur Frage und die Bejahung und Verneinung. (TS 213, p. 207)

Wittgenstein unterscheidet in diesem Zusammenhang nicht nur zwischen Fragen, Antworten und Behauptungen, sondern noch »feiner gekörnte« Funktionsweisen von Sätzen:

Und welcher Art ist ein Satz, wenn sich Einer eine mögliche Situation, etwa ihrer Seltsamkeit wegen, notiert? Oder: die Erzählung eines Witzes? (TS 213, p. 208)

Offensichtlich geht es hier wieder um Äußerungen samt ihrer illokutionären Rolle und nicht um Sätze. Ob ein Satz wie »Ein Mann geht über die Straße« in der Erzählung



eines Witzes vorkommt, in einer Geschichte oder sonst in einer Menge unterschiedlicher Kontexte, läßt seine Bedeutung als Satz unberührt. Was sich ändert, ist die Rolle, die seine Äußerung hat. Wittgenstein nennt im folgenden Handlungszusammenhänge, die man mit der Äußerung von Sätzen realisieren kann, Sprachspiele:

Sprachspiel: eine Geschichte erfinden. Oder eine Geschichte erfinden und zeichnen. Etc..  
(TS 213, p. 209 f.)

Handschriftlich eingefügt findet man eine ganze Liste mit Handlungen, die man mit der Äußerung von Sätzen, als Reaktion auf sie oder in Verbindung mit ihr ausführen kann:

Eine Mitteilung machen, wie: »Licht«, »Finster«.  
Einen Befehl geben »mach Licht!«, »Licht aus«.  
Auf Fragen Licht? Finster? mit ja und nein antworten.  
Einen Befehl ausführen.  
Fragen und die Antwort kontrollieren . . .  
Negative und positive Befehle ausführen . . .  
Eine Vermutung aussprechen . . . und sie verifizieren . . .  
Ein angewandtes Rechenexempel lösen.  
Eine Zeichnung herstellen und sie beschreiben.  
Einen Hergang erzählen.  
Eine Erzählung erfinden.  
Eine Hypothese aufstellen und prüfen.  
Eine Tabelle anlegen.  
Grüßen. (TS 213, p. 208, v, h)

Ich nenne solche Handlungen, etwas abweichend vom üblichen Gebrauch dieses Wortes »illokutionäre Akte« und spreche in diesem Sinne von der illokutionären Rolle einer Äußerung.<sup>8</sup> Weil Wittgenstein an der zuvor betrachteten Textstelle solche illokutionären Rollen als Sprachspiele bezeichnet, kann man davon ausgehen, daß diese Bezeichnung auch für die Handlungen dieser Liste zutrifft. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß man dieselbe Liste mit nur leichten Änderungen im MS 115, 1 findet und sie mit den Worten überschrieben ist: »Denken wir an die Mannigfaltigkeit der Sprachspiele« (MS 115, p. 87 f.)<sup>9</sup>. Offensichtlich sind solche Handlungszusammenhänge bzw. illokutionären Rollen insofern gesellschaftlich geregelt, als sie jedem

---

<sup>8</sup>Pitcher spricht deswegen, weil Wittgenstein sich oft auf Aktivitäten bezieht, die das Äußern mehrerer Sätze umfassen, von »speech activities« (Pitcher 1964, p. 234). Meiner Auffassung nach ist der Begriff der illokutionären Rolle der am besten etablierte Begriff, um auszudrücken, daß man mit der Äußerung eines Satzes etwas tut. Es gibt allerdings in Wittgensteins Darstellung dessen, was man mit Sätzen tun kann, einige wesentliche Unterschiede zu Austin: Wittgenstein konzipiert die Rollen wesentlich spezifischer, wie das Beispiel »eine mögliche Situation, etwa ihrer Seltsamkeit wegen, notieren« (vgl. TS 213, p. 208) zeigt, und bestimmt Rollen, die mehrere Sätze sowie nicht-verbale Handlungen umfassen können. All diese Spezifikationen lassen sich problemlos in einen modifizierten Begriff der illokutionären Rolle integrieren, ohne daß man das Wesentliche dieses Begriffs aufgibt.

<sup>9</sup>Auch im MS 115, 1 geht es Wittgenstein im Kontext darum, die Annahme zu widerlegen, es gebe *einen* illokutionären Akt namens Behauptung, der grundlegend für das Funktionieren der Sprache ist.

Menschen, der Deutsch oder eine Sprache aus dem westlichen Kulturkreis spricht, vertraut sind, im Gegensatz zu Handlungen wie »Eine Folge von Sätzen vortragen, die untereinander in keinerlei inhaltlichem Zusammenhang stehen«. Die Sprecher kennen diese Regeln, insofern sie sie beherrschen. Offensichtlich besteht in der überwiegenden Anzahl der Fälle Einigkeit zwischen Hörer und Sprecher darüber, wie eine Äußerung gemeint ist. Für meine Zwecke in diesem Zusammenhang genügt es, daß überhaupt Regeln bestehen, ohne daß ich klären muß, wie detailliert sie sind und wie weit sie reichen. Vermutlich bemerken wir diese Regeln auch deswegen nicht, weil wir sie in der überwiegenden Zahl der Fälle bereits kennen, wenn wir eine fremde Sprache lernen. Wir können auf unserer pragmatischen Kompetenz aufbauen, wodurch der Eindruck entstehen kann, das Lernen einer Sprache erschöpfe sich im Lernen von Namen oder Sätzen.

Kommen wir damit zurück zur Antwort auf die Frage, wodurch in einem bestimmten Zusammenhang bestimmt und für den Hörer erkennbar ist, ob die Äußerung eines Satzes als Frage oder Behauptung, als Beschreibung eines bestehenden Sachverhalts, als hypothetische Annahme oder fiktional gemeint ist. Es liegt an Merkmalen des Kontextes wie etwa der Intonation der Äußerung und den dafür jeweils gültigen Regeln. Wenn wir den Satz »Vor der Türe steht ein Mann mit einer Waffe« in einem Roman lesen, so werden wir ihn anders verstehen, als wenn ihn ein Freund zu uns unter normalen Umständen sagt, und noch einmal anders, wenn wir wissen, daß dieser für seine skurrilen Späße bekannt ist. Damit meine ich nicht, daß der Satz in den unterschiedlichen Fällen jeweils eine andere Bedeutung hat, sondern daß er die gleiche Bedeutung, allerdings eine andere Funktion in der Verständigung hat. Neben dem Handlungszusammenhang, in dem eine Äußerung steht, greifen wir zur Bestimmung ihrer illokutionären Rolle darauf zurück, welche Intonation sie hat und welches Verhalten des Sprechers sie begleitet. Wieder ist es wichtig, philosophische von empirischen Fragestellungen zu unterscheiden. Aufgrund welcher kognitiven und sensorischen Ausstattung Menschen es schaffen, Behauptungen von Fragen zu unterscheiden, ist kein philosophisches Problem. Es dürfte Programmierer im Bereich der Künstlichen Intelligenz interessieren. Durch die Untersuchung von Begriffen zu klären und deswegen einer in Wittgensteins Sinne philosophischen Betrachtung zugänglich ist die Frage, was es ausmacht, daß etwas eine Frage, eine Behauptung oder eine Hypothese ist. Bei einer Antwort werden pragmatische Implikationen eine Rolle spielen, allerdings ebensosehr die Betrachtung der Frage, welche Gesten, Intonationen und Mienen ein durchschnittlicher Sprecher erkennen können muß. All das sprengt allerdings bei weitem den Rahmen der Fragen, mit denen sich Wittgenstein im TS 213 explizit beschäftigt. Es ist in dem, was er zu der pragmatischen Dimension der Sprache sagt, angelegt. Es gibt, das kann man mit sehr viel Deutung der betrachteten Textstelle entnehmen, übliche Verhaltensweisen, die illokutionäre Rollen bestimmen. Diese Überlegung ist allerdings, so muß man bemerken, an den gerade betrachteten Textstellen nur skizzenhaft angedeutet und nicht wirklich argumentativ begründet. Im *Brown Book* wird Wittgenstein explizit auf die gesellschaftliche Dimension der Sprache und darauf, wie

sie in das gemeinsame Leben der Menschen eingefügt ist, hinweisen. Verständigung, so wird dann deutlich werden, basiert auf einer Lebensweise, die in einer Sprechergemeinschaft üblich ist (vgl. *Brown Book*, p. 102 f.). Anhand des Sprachspiels mit den Worten »Licht« und »finster« kann man erkennen, daß die Bedeutungen von sprachlichen Äußerungen ausschließlich auf dem Verhalten der Menschen und dem Gebrauch, den die Menschen von Wörtern und Sätzen machen, beruht. In dem Sprachspiel sind die mit den Äußerungen verbundenen Verhaltensweisen üblich, insofern sie eingeübt werden. Im übrigen ist es wichtig, darauf hinzuweisen, daß die Gedanken, auf die man kommt, wenn man das Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »finster« mit einem großen Aufwand deutet, davon unabhängig sind, ob man es als einen Fall von Verständigung innerhalb der deutschen Sprache oder als kleine Sprache en miniature auffaßt. Die Frage, wie Wittgenstein das Sprachspiel sehen will, werde ich betrachten, nachdem ich einige andere Textstellen vorgeführt habe.

Ehe ich versuche, anhand der betrachteten Fälle, einige zusammenfassende Überlegungen zum Begriff des Sprachspiels anzustellen, möchte ich darlegen, was Wittgenstein selbst über diesen Begriff sagt, die Textstellen, an denen er sich zum Begriff des Sprachspiels äußert, diskutieren und ebenso vorführen, zu welchen Ergebnissen über das Funktionieren der Sprache er dort jeweils gelangt.

### 8.2.2.3 Äußerungen über Sprachspiele

Im Anschluß an das Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »finster« schreibt Wittgenstein:

Wenn ich bestimmte einfache Spiele (h: Sprachspiele) beschreibe, so geschieht es nicht, um mit ihnen nach und nach die (d: wirklichen) Vorgänge der (h: ausgebildeten) Sprache – oder des Denkens aufzubauen, was nur zu Ungerechtigkeiten führt, – sondern ich stelle die Spiele als solche hin, und lasse sie ihre aufklärende Wirkung auf die besonderen Probleme ausstrahlen. (TS 213, p. 202)

Sprachspiele, und das ist in der Tat eines der hervorstechenden Merkmale des Sprachspiels mit den Worten »Licht« und »finster«, sind einfach. Sie unterscheiden sich von den »wirklichen Vorgängen der Sprache«, und das bedeutet: Sie sind nicht als Teil des Gebrauchs der deutschen Sprache gemeint, sondern als eine kleine autarke Sprache. Wenn die Präsentation eines Sprachspiels für Wittgenstein lediglich ein einfacher Fall der Sprachpraxis der deutschen Sprache wäre, also ein Beispiel für deren Gebrauch, wäre die Überlegung sinnlos, ob man daraus die deutsche Sprache aufbauen könnte. Wittgenstein möchte die Sprachspiele als solches hin- und damit der wesentlich komplizierteren Sprache, die wir sprechen, gegenüberstellen. Er verspricht sich davon eine »aufklärende Wirkung«, also einen Erkenntnisgewinn, macht allerdings nicht deutlich, worin dieser besteht und in welcher Weise Sprachspiele dazu beitragen. Das Wissen über Wittgensteins Gebrauch von Analogien legt folgende Annahme nahe: Wittgenstein möchte die Sprachspiele als Analogie betrachten, um so Erkenntnisse

über das Funktionieren einer Sprache wie der deutschen zu erhalten, ohne daß er darüber Auskunft geben kann, in welcher Hinsicht die Vorgänge in den Sprachspielen den »wirklichen Vorgängen der Sprache« analog sind.

Im letzten Abschnitt des Kapitels mit der Überschrift »Behauptung, Frage, Annahme, etc.« (TS 213, Abschnitt 47 Überschrift, p. 206) diskutiert Wittgenstein die von ihm Frege zugeschriebene Annahme, »dass die Behauptung aus zwei Akten bestehe, dem Erwägen und dem Behaupten ... und dass wir diese nach dem geschriebenen Satz ausführen, ungefähr wie wir nach Noten Klavier spielen.« (TS 213, p. 207) Er kommt, wie bereits dargestellt, zu dem Ergebnis, daß es eine Fülle unterschiedlicher illokutionärer Rollen gibt, die durch jeweils unterschiedliche geregelte Verhaltensweisen charakterisiert sind. Dabei macht er sich, wie er schreibt, die Sprachspiel-Analogie zunutze:

Es hilft hier immer sich den Fall des Kindes vorzustellen, welches sprechen lernt oder auch den (d: Fall) eines Volkstammes [Fehler im Original] (h: Volkes), das (h: nur) eine primitive Sprache besitzt. (TS 213, p. 208, h, v)

Die Betrachtung eines einfachen Sprachspiels, so wurde bei dem mit den Worten »Licht« und »finster« deutlich, läßt die Annahme wenig attraktiv erscheinen, es müßten während der Verständigung bestimmte geistige Akte bei den Sprechern stattfinden. Ebenso hilft es weiter bei der Suche nach einer Antwort auf die Frage, ob Behauptungen ein notwendiger Bestandteil jeder Sprache sind, wenn man sich eine einfachere Sprache überlegt:

Wir könnten uns eine Sprache denken, die nur aus Befehlen besteht. So eine Sprache verhält sich zu der unseren, wie eine primitive Arithmetik zu unserer: Und wie jene Arithmetik nicht wesentlich unvollständig ist, so ist es auch die primitivere Form der Sprache nicht. (TS 213, p. 209)

Das Behaupten, das ist der Kern dieser Überlegung, kann nicht das Wesentliche an der Sprache sein, wenn es möglich ist, sich eine Sprache zu denken, in der keine Behauptungen vorkommen. Das Argument scheint auf den ersten Blick eine *petitio principii*, weil es das voraussetzt, was von der angegriffenen Position bestritten wird: die Möglichkeit einer Sprache ohne Behauptungen. In Wirklichkeit baut der Gedankengang Wittgensteins an der gerade betrachteten Textstelle auf einer versteckten Prämisse auf: Wenn Menschen so interagieren, daß man bestimmte Handlungen als Befehle und ihre Befolgung betrachten kann, dann hat man es mit einem Fall sprachlicher Verständigung zu tun. Die illokutionäre Rolle und der Inhalt der Äußerungen sind dann, und das unterscheidet sprachliche Verständigung von bloßer kausaler Beeinflussung, durch Regeln festgelegt. Man erfährt auf diese Weise, was das Wesentliche an Sprache ist:

(V) Sprache ist geregelte Verständigung. Diese ist nicht ad hoc geregelt, sondern durch Regeln, die innerhalb einer Sprachgemeinschaft stabil sind.<sup>10</sup>

---

<sup>10</sup>Dies ist im übrigen ein gutes Beispiel dafür, wie Wittgenstein in seinen eigenen Gedankengängen voraussetzt, daß es hinreichende und notwendige Bedingungen für Begriffe gibt und diese nicht alle auf

Eine Sprache, die nur aus Befehlen besteht, ist einfacher als die deutsche Sprache, allerdings nicht unvollständig. Das ist eine direkte Konsequenz dessen, daß sprachliche Regeln konstitutiv sind, auf die Wittgenstein in diesem Zusammenhang allerdings nicht eigens hinweist. Für solche Regeln findet die Kategorie der Vollständigkeit keine Anwendung. Das entsprechende gilt für das Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »finster«: Wenn man es als eine kleine, in sich abgeschlossene Sprache betrachtet, dann ist die Bedeutung der Äußerungen ausschließlich durch die Rolle festgelegt, die durch das geregelte Verhalten der beiden beteiligten Personen bestimmt ist. So sind die Sprache eines kleinen Kindes und die eines primitiven Stammes zwar beide einfacher als eine Sprache wie die deutsche, allerdings nicht unvollständig.

#### 8.2.2.4 Sprachspiele und ihr systematischer Ertrag

Damit ist es nun an der Zeit, das Paket zu schnüren und noch einmal im Zusammenhang zu beleuchten, in welchen Bedeutungen, in welchen Kontexten und mit welcher Zielsetzung Wittgenstein den Begriff des Sprachspiels im TS 213 verwendet.

(A1) In jedem Sprachspiel geht es um Äußerungen: Zum einen beschreibt Wittgenstein, wie sich Menschen in konkreten Situationen durch Sprache verständigen und wie der Kontext für Sätze einen Äußerungszusammenhang bestimmt, dann charakterisiert er Sprachen durch die illokutionären Rollen, die es in ihnen gibt. Da ist einmal die Geschichte, die eine bestimmte Äußerung besser verständlich werden läßt (TS 213, p. 8) (1), die Situation, in der jemand ein Kind auffordert, darüber Auskunft zu geben, ob das Licht im Nachbarzimmer ein- oder ausgeschaltet ist (TS 213, p. 201) (2), die leicht abgewandelte Situation, die Wittgenstein unter der Fragestellung betrachtet, wann ein Ein-Wort-Satz als Aufforderung und wann als Feststellung gebraucht ist (TS 213, p. 202 f.) (3), die einfache Sprache, in der es nur Fragen und Antworten gibt (TS 213, 207), und die Sprache, die nur aus Befehlen besteht (4), das Sprachspiel »eine Geschichte erfinden« samt der Liste mit unterschiedlichen illokutionären Rollen (TS 213, p. 208, h) (5). Soweit in den Sprachspielen illokutionäre Rollen das Thema sind, ist es deutlich, wel-

---

Fälle fragmentiert sind. Mit einem fragmentierten Begriff der Sprache wäre es nicht möglich, das Argument so zu rekonstruieren, daß es gültig ist. Dasselbe gilt für Überlegungen in den *PU*. So schildert Wittgenstein in *PU*, 2 ein Sprachspiel, das dem Spiel »Zusammen ein Haus bauen« entspricht. Allerdings ist dieses autark, und die Beteiligten treffen kein Übereinkommen über den Gebrauch der Worte. Baker und Hacker sowie v. Savigny bemerken nicht, daß man eine allgemeine Bestimmung des Begriffs der Sprache, wie ich sie rekonstruiert habe, braucht, um zu begründen, warum ein so einfaches Spiel eine Sprache im vollen Sinne ist. Andernfalls könnte man mit Fug und Recht behaupten, ein Sprachspiel dieser Art sei zu einfach, um tatsächlich als Sprache zählen zu können. Schließlich unterscheidet sich das, was die Beteiligten tun, nicht wesentlich von dem Verhalten, das man in der Interaktion zwischen einem Hundehalter und einem gut abgerichteten Hund findet. Baker und Hacker verweisen im Zusammenhang mit der Frage, was konstitutiv für eine Sprache ist, auf *PU*, 494 bemerken allerdings nicht, daß Wittgensteins Hinweis, man bestimme das durch Analogie zu einer Sprache wie der deutschen, ungenügend ist, wenn man nicht die Art der Analogie angibt. Es trifft in diesem Fall dieselbe Kritik wie die am Begriff der Ähnlichkeit zu (vgl. *KBH1*, p. 65).

che illokutionären Rollen die Äußerungen haben. So entsteht nicht die Frage, ob der eine der Beteiligten nur »Platte« ruft, um etwa dem anderen zu zeigen, daß dort eine Platte liegt.

- (A2) Das Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »finster« in der ursprünglichen Fassung ist in mehrfacher Hinsicht einfach: Es kommt nur mit wenigen Zeichen aus, die einzige illokutionäre Rolle ist die Feststellung, und die Zeichen werden nur in *einem* Zusammenhang gebraucht.
- (A3) Sprachspiele sind autarke Sprachen und nicht als Beispiele aus dem Gebrauch der deutschen Sprache zu sehen.

Anhand der Betrachtung der dargestellten Sprachspiele kommt Wittgenstein zu folgenden Ergebnissen:

- (A4) In dem Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »finster« wird dargestellt, wie ein Kind sprachliche Ausdrücke und ihre Funktion in der Verständigung lernt. Das Lernen besteht darin, daß das Kind sich die Fähigkeit zu bestimmten geregelten Handlungsweisen aneignet.
- (A5) Anhand dieses Sprachspiels führt Wittgenstein vor, daß einzelne Wörter allein eine Verständigungsfunktion übernehmen können, wenn ein geregelter Handlungszusammenhang gegeben ist. Man braucht also, um einen Zug im Sprachspiel zu machen, keinen syntaktisch vollständigen Satz zu äußern.
- (A6) Offensichtlich verstehen die handelnden Personen in diesem Sprachspiel die Bedeutungen der Äußerungen, ohne daß sie in der Lage sein müssen, die Worte in anderen Kontexten oder illokutionären Rollen zu gebrauchen. Auch scheint es nicht notwendig zu sein, daß sie den Platz des Wortes »Licht« im System einer Sprache im Sinne der Netzkonzeption kennen müssen.
- (A7) Bei der Betrachtung solcher Sprachspiele erscheint die Annahme, Sprache funktioniere aufgrund geistiger Vorgänge bei den Sprechern, ebenso unnötig wie die Annahme,
- (A8) es sei die wesentliche Funktion der Sprache, mit Sätzen Behauptungen zu machen, also mit der Sprache die Wirklichkeit zu beschreiben.
- (A9) Die Möglichkeit einer Sprache, die nur aus Befehlen besteht, legt den Gedanken nahe, daß das Wesentliche an Sprache die geregelte Verständigung ist.
- (A10) Sprachspiele sind autarke Sprachen und nicht als Beispiele aus dem Gebrauch der deutschen Sprache zu sehen.

Inhaltlich erfährt der Leser offensichtlich wenig Neues. Lediglich die explizite Thematisierung von illokutionären Rollen geht über das hinaus, was Wittgenstein im Rahmen der Netzkonzeption darstellt. Die Tatsache, daß einzelne Worte eine Verständigungsfunktion haben können, kann dabei im Rahmen der Erklärung der Funktion von elliptischen Sätzen verständlich gemacht werden. Wie ich später zeigen werde, zeigen die Sprachspiele zudem, anders, als es Wittgenstein beabsichtigt, daß nicht jede Form geregelter Verständigung so abstrakte Rollen wie die von Worten der deutschen Sprache bestimmt.

### 8.2.2.5 Drei unterschiedliche Begriffe des Sprachspiels im TS 213

Wenn man die unterschiedlichen Sprachspiele betrachtet, so erkennt man, daß Wittgenstein den Begriff des Sprachspiels in unterschiedlichen Bedeutungen gebraucht und daß man, entgegen seiner expliziten Äußerungen, nicht alle Sprachspiele als autarke Sprachen betrachten kann. Ich schlage folgende Unterscheidung vor:

(SP1) Sprachspiel als illokutionäre Rolle: Wenn man mit dem Wort »Sprachspiel« Handlungen wie die, eine Geschichte zu erzählen, bezeichnet, dann beschreibt man illokutionäre Rollen innerhalb der deutschen Sprache.

(SP2) Autarkes Sprachspiel: Die Sprache, in der es als illokutionäre Rollen nur Fragen und Antworten bzw. Befehle gibt, und die ansonsten wohl denselben Wortschatz wie die deutsche Sprache hat, ist eine autarke Sprache, die einfacher ist als die deutsche Sprache. Das Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »finster« kann ebenfalls als kleine Sprache gesehen werden, weil die jeweiligen Äußerungen der Sprecher verständlich sind, ohne daß der Hintergrund der deutschen Sprache dafür nötig wäre. Dasselbe würde im übrigen für das Spiel »Zusammen ein Haus bauen« gelten, wenn der Belehrt die Wörter der Sprache nicht durch hinweisende Erklärung, sondern durch Abrichten lernen würde. Man kann beim autarken Sprachspiel folgende Fälle unterscheiden:

(SP2.1.) Autarkes Ein-Situations-Sprachspiel: Ein Sprachspiel in diesem Sinne ist eine Sprache, die eine kleine, überschaubare Menge von aufeinander bezogenen Äußerungen mit oder ohne nicht-sprachliche Handlungen, die in *einem* Kontext stattfinden, umfaßt. Eine solche Sprache ist gegenüber der deutschen Sprache radikal vereinfacht und vom übrigen Leben der Sprechergemeinschaft logisch unabhängig. So ist im Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »finster« die Bedeutung dieser Worte nur für *einen* Kontext und *eine* illokutionäre Rolle bestimmt.

(SP2.2.) Mehr-Situations-Sprachspiel bzw. autarke Vollsprache: Mit diesem Begriff möchte ich eine heterogene Vielfalt von autarken Sprachspielen erfassen: Ich zähle dazu Sprachspiele, in denen es keine Restriktionen für Kontexte gibt. Im TS 213 sind dies Sprachen mit wenigen illokutionären Rollen, etwa eine Sprache, die nur aus Befehlen besteht. Später, in *Brown Book* und in den Vorlesungen aus dem betrachteten Zeitraum werden es auch Sprachen sein, die eine leicht modifizierte Version des Deutschen sind. Wittgenstein gebraucht solche Sprachen, um die Bedeutung von Wörtern, deren Bedeutung seiner Meinung nach in der deutschen Sprache durch unterschiedliche Kriterien bestimmt ist, anschaulich zu machen. Dabei konstruiert er im allgemeinen die autarke Sprache *S* nach dem folgenden Schema: Sie ist identisch mit der deutschen, enthält allerdings statt des Wortes »*p*«, das in der deutschen Sprache die Kriterien  $p_1$  bis  $p_n$  hat, ein Wort »*p*«, für das nur eines der Kriterien gilt. Oft wird Wittgenstein die Sache zusätzlich dadurch verkomplizieren, daß die Sprache *S* noch in anderer Weise gegenüber der deutschen Sprache verändert ist, etwa bestimmte Wörter enthält, die nur in bestimmten Zusammenhängen in einer illokutionären Rolle gebraucht werden (*Brown Book*, p. 115).

Eine Sonderform, die ich dennoch zu (SP 2.2) zählen möchte, sind Ein-Situations-Sprachspiele, die an das Leben der Sprachgemeinschaft logisch rückgebunden sind, insofern die Rollen in dem einfachen Ein-Situations-Sprachspiel nicht unabhängig vom übrigen Leben der Sprechergemeinschaft bestimmt sind (vgl. hierfür etwa Wittgensteins Ausführungen in den Vorlesungen des Jahres 1934/35, p. 277, Abschnitt 8.2.6.1). Ich zähle diese Form der autarken Sprache nicht zu (SP 2.1), weil der Charme der Ein-Situations-Sprachspiele gerade in ihrer Autarkie besteht, die bei der gerade dargestellten Rückbindung nicht vorliegt.

(SP3) Beispiel-Sprachspiel: Die Geschichte, zu der der Satz »Nachdem er das gesagt hatte, ...« gehört, und die abgewandelte Version des Sprachspiels mit den Worten »Licht« und »finster«, können als Beispiele für regulären oder leicht vereinfachten bzw. umgangssprachlichen Gebrauch der deutschen Sprache gesehen werden.<sup>11</sup> Das Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »finster« hat insofern eine unklare Rolle, als man es prinzipiell als autarkes Ein-Situations-Sprachspiel betrachten kann. Allerdings ist Wittgensteins Frage, ob man im Geiste einen vollständigen Satz aussprechen muß, um die illokutionäre Rolle der Äußerung »Licht« festzulegen, nur dann sinnvoll, wenn es man als Beispiel für einen nachlässigen Gebrauch der deutschen Sprache ansieht. In der autarken Sprache stehen, so wie Wittgenstein sie einführt, die Worte, um die betreffenden vollständigen Sätze zu formulieren, nicht zur Verfügung.

Diese Typologie wird ausreichen, um alle wesentlichen Fälle des Gebrauchs von Sprachspielen bis zum *Brown Book* einzuordnen. Auch wenn Wittgenstein in Sprachspielen Zeichen wie Pfeile, einzelne Striche oder Punkte einführt, kann man ohne Probleme eine Zuordnung der Sprachspiele zu den Typen (2.1) oder (2.2) durchführen: Wenn die Bedeutung der Zeichen unabhängig von spezifischen illokutionären Rollen und Kontexten bestimmt ist, sind es Zeichen, deren Bedeutung man durch Wörter der deutschen Sprache wiedergeben kann. Die Sprachspiele gehören dann zum Typ (2.2), sind also Mehr-Situations-Sprachspiele bzw. autarke Vollsprachen.

Im folgenden möchte ich ausführen, welche Vorteile Ein-Situations-Sprachspiele bieten und inwiefern in ihnen nicht die Bedeutung von Wörtern und Sätzen, sondern Rollen mit einem geringeren Abstraktionsgrad bestimmt sind. Wenn das geklärt ist, möchte ich noch einmal die Rolle von holophrastischen Äußerungen und von elliptischen Sätzen in der deutschen Sprache diskutieren.

---

<sup>11</sup> Was in solchen Beispiel-Sprachspielen exempliziert wird, kann unterschiedlich sein. An ihnen können ebenso allgemeine Beobachtungen über das Funktionieren von Verständigung überhaupt wie solche über die Funktion bestimmter Worte oder Wortgruppen wichtig sein. Aus diesem Grund zähle ich zu dieser Gruppe auch Sprachspiele wie das mit dem Satz »Ich habe Zahnschmerzen« (MS 113, p. 104) oder das mit dem Wort »Grund« (MS 113, p. 110 bzw. TS 213, p. 396), die Sedmak in seiner Darstellung (Sedmak 1996, p. 136–140) erwähnt. Abgesehen von den Textstellen, an denen es um Sprachspiele im Sinne illokutionärer Rolle geht, präsentiere ich in meiner Darstellung nur die Textstellen, an denen Wittgenstein tatsächlich in einiger Detailliertheit Sprachspiele schildert, nicht die, an denen, wie etwa in TS 213, p. 396, lediglich das Wort »Sprachspiel« vorkommt.



### 8.2.2.6 Ein-Situations-Sprachspiele

Der wichtige Stellenwert der Annahme, daß Wittgenstein Sprachspiele als autarke Sprachen sehen möchte, wird dadurch bestätigt, daß sich inhaltlich identische oder leicht modifizierte Äußerungen über Sprachspiele in den auf das TS 213 folgenden Manuskripten, in den Diktaten und Vorlesungen immer wieder finden. Die Betrachtung eines Ein-Situations-Sprachspiels wie des Sprachspiels mit den Worten »Licht« und »finster« bietet allerdings etwas, was bei der Präsentation von Beispielen aus dem Gebrauch der deutschen Sprache nicht zu haben ist: Die deutsche Sprache ist so kompliziert, daß man in der Praxis nie *alle* Bedingungen angeben kann, die für die Bedeutung eines Wortes oder Satzes relevant sind. Diese ist, wie wir gesehen haben, auch durch die Relation zu anderen Sätzen bestimmt, so daß man die Bedeutung der darin vorkommenden Wörter wieder erklären muß, wenn man auf Vollständigkeit aus ist. Die Bedeutung eines Wortes zu erklären hieße, weite Teile der Sprache darzustellen. Darüber hinaus kann man einen Satz in einer unüberschaubaren Vielzahl von illokutionären Rollen und Kontexten gebrauchen. Demgegenüber ist die Bedeutung der Äußerungen »Licht« und »finster« in dem betreffenden Sprachspiel *vollständig* bestimmt, wenn man das Sprachspiel beschreibt. Die Bedeutung dieser Wörter ist nicht durch ihren Platz in einem semantischen Netz festgelegt. Ein solches gibt es nicht in dem Sprachspiel. Ebenso wenig kommen die Worte »Licht« und »finster« in anderen illokutionären Rollen vor. Das Sprachspiel und mit ihm die Bedeutung der Worte »Licht« und »finster« ist also aufgrund seiner Einfachheit in einer Weise überschaubar und durchsichtig, wie es eine so komplizierte Sprache wie die deutsche nicht sein kann. Allerdings bietet auch die Betrachtung von autarken Voll-Sprachen bzw. Mehr-Situations-Sprachspielen, die gegenüber der deutsche Sprache in der dargestellten Weise vereinfacht sind, diesen Effekt in abgeschwächter Weise. Diese sind jedoch nicht so überschaubar wie das Ein-Situations-Sprachspiel, weil in diesen die Bedeutungen der Wörter bereits wieder für Kontexte unterschiedlichster Art bestimmt sind. Jedenfalls dürfte aus dieser Übersichtlichkeit die »aufklärende Wirkung« der Sprachspiele, von der Wittgenstein spricht, resultieren. In einer so komplexen Sprache wie der deutschen kann man die Bedeutungen, also die Regeln des Gebrauchs von Wörtern und Sätzen, nur schwer transparent machen, weil ihre Grammatik durch eine Vielzahl ineinander verschränkter Regeln bestimmt ist und dadurch unübersichtlich wird. Das ist in den Ein-Situations-Sprachspielen anders. Ihre Darstellung zeigt, wie die Bedeutung von Äußerungen durch die geregelte Praxis der Verständigung in einem Kontext vollständig festgelegt ist.

Genau dieser Aspekt, der die Ein-Situations-Sprachspiele so geeignet für die Betrachtung erscheinen läßt, ist auch ihr größter Mangel. In dem Sprachspiel mit den Wörtern »Licht« und »finster« ist es nicht nur, wie Wittgenstein bemerkt, unbestimmt, ob man es mit Satz- oder Wortäußerungen zu tun hat. Es gibt keinen echten Unterschied zwischen Sätzen und Äußerungen in dem Sprachspiel. In einer derart einfachen Sprache, wie sie Wittgenstein beschreibt, sind keine Rollen bestimmt, die den

Abstraktionsgrad von Wort- und Satzbedeutungen haben, sondern lediglich Quasi-Wort- und Quasi-Satz-Äußerungsbedeutungen: In ihnen sind die illokutionäre Rolle, der Kontext und das, was üblicherweise die Wort- oder Satzbedeutung ausmacht, zu einer Einheit verbunden. Man hat es so nur mit WÖRTERN, nicht mit Wörtern zu tun. Die Bedeutung eines Wortes oder Satzes in der deutschen Sprache ist dagegen gerade in der Weise abstrakt, daß man ein Wort oder einen Satz in unterschiedlichen Kontexten und illokutionären Rollen mit derselben Bedeutung gebrauchen kann. Zur Bedeutung einer Äußerung gehört in der deutschen Sprache die in dieser Weise abstrakte Bedeutung des geäußerten Satzes plus der illokutionären Rolle und dem Kontext. In der primitiven Sprache ist kein Wort oder Satz mit einer abstrakten Bedeutung Teil der Äußerung. Deswegen hat man es, strenggenommen, mit Quasi-Äußerungs-Bedeutungen zu tun.<sup>12</sup> Ein autarkes Sprachspiel ist in diesem Sinne dann zu stark vereinfacht, wenn in ihm keine Rollen bestimmt sind, die den Abstraktionsgrad von Wörtern und Sätzen der deutschen Sprache haben. Das ist der Fall, wenn man für einen der drei Parameter: semantische Bedeutung, illokutionäre Rolle und Kontext in der vereinfachten Sprache keine Variationsmöglichkeiten mehr läßt. Ungeachtet dieses Problems kann man allerdings anhand von Ein-Situations-Sprachspielen die Unterschiede in der Funktionsweise von Wörtern der deutschen Sprache beleuchten, wenn man die Rolle der WÖRTER im Sprachspiel in geeigneter Weise wählt.

### 8.2.2.7 Beispiele und elliptische Sätze

Manche der dargestellten Fälle sehen auf den ersten Blick wie Ein-Situations-Sprachspiele aus, lassen sich dann allerdings nur als Beispiele des Gebrauchs der deutschen Sprache verstehen. So kann die Modifikation des Sprachspiels mit den Worten »Licht« und »finster«, in der Wittgenstein die Möglichkeit durchspielt, ein still gesprochener Satz lege die illokutionäre Rolle fest, ebenso wie die Aktion, in der das Wort »Zahnschmerzen« geäußert wird, nur als Ausschnitt aus dem Gebrauch der deutschen Sprache gesehen werden. Im ersten Fall liegt es daran, daß der Satz »Ich meinte, du solltest Licht machen« im Sprachspiel nicht eingeführt wurde und in seiner Bedeutung als Satz der deutschen Sprache gebraucht wird. Ähnliches gilt im zweiten Fall für das Wort »Zahnschmerzen« und die Frage, warum man sich die Wange hält. Es wird die Bedeutung des Wortes »Zahnschmerzen«, die dieses in der deutschen Sprache hat, vorausgesetzt. Dies wird durch folgende Beobachtung gestützt: Wenn der Angesprochene *B* auf die Frage, warum er sich die Wange hält, die Antwort »Ololol« geben würde, so wäre das auch dann als Antwort unverständlich, wenn *B* deutlich machen würde, daß die Äußerung als Antwort auf die Frage gemeint ist. Diese Überlegung zeigt: Die Kenntnis der illokutionären Rolle der Äußerung ist zwar notwendig für das Verständnis der Äußerung, allerdings nur zusammen mit der Kenntnis der Bedeutung

---

<sup>12</sup>Ich werde im weiteren allerdings meist von »Worten« und »Sätzen« sprechen, wenn ich autarke Ein-Situations-Sprachspiele präsentiere, um die Darstellung nicht unnötig zu verkomplizieren.

der geäußerten Worte hinreichend. Was diese Worte bedeuten, ist in den gerade betrachteten Fällen durch die Regeln der deutschen Sprache bestimmt.

Wenn das so ist, dann sollte man sich auf der Grundlage dieser Überlegungen noch einmal Gedanken darüber machen, ob (und wenn ja, unter welchen Umständen) ein Wort die Funktion eines ganzen Satzes übernehmen kann und welche Konsequenzen das hat.<sup>13</sup> Das Wort »Zahnschmerzen« hat offensichtlich nicht im vollen Sinne die Bedeutung des Satzes »Ich habe Zahnschmerzen«. Dessen Bedeutung ist unter anderem dadurch bestimmt, daß er etwas anderes bedeutet als die Sätze »Ich hatte Zahnschmerzen« und »Er hat Zahnschmerzen«. Diese Komplexität der Bedeutung entsteht dadurch, daß der Satz anders als das Wort »Zahnschmerzen« einzelne bedeutungstragende Einheiten hat. Wenn man das Wort »Zahnschmerzen« holophrastisch gebraucht, dann hat es zwar im speziellen Fall dieselbe *Funktion* in der Verständigung wie der ganze Satz, allerdings nicht dessen *Bedeutung*. Selbstverständlich kann man das Wort auch als Abkürzung für den vollständigen Satz gebrauchen. In diesem Fall ist die Äußerung allerdings nur deswegen verständlich, weil sie sich leicht zu einem Satz ergänzen läßt, dessen Äußerung in den Kontext paßt, und so ist das Kontextprinzip in diesem Fall gültig. In der Deutung als holophrastische Äußerung widerspricht das Beispiel diesem Prinzip ebenfalls nicht, weil in diesem Fall nicht die Bedeutung von Wörtern bestimmt wird, die eine so differenzierte Bedeutung wie die entsprechenden Wörter der deutschen Sprache haben.

Die Annahmen, man habe es bei der Äußerung des Wortes »Zahnschmerzen« mit dem Wort der deutschen Sprache zu tun *und* ergänze dieses nicht zum ganzen Satz, die die Textstelle als Argument gegen das Kontextprinzip erscheinen lassen, können also nicht beide zugleich wahr sein. Daß Wittgenstein das nicht bemerkt, liegt an einer Mehrdeutigkeit des Wortes »Satz«. Man kann damit in der deutschen Sprache eine Einheit meinen, die Erfüllungsbedingungen bestimmt und deswegen in einer Äußerung gebraucht werden kann, und eine syntaktisch aus Teilen aufgebaute vollständige Einheit. Es ist, so zeigt die betrachtete Textstelle, nicht notwendig, daß eine Einheit, die Erfüllungsbedingungen bestimmt, im syntaktischen Sinne zusammengesetzt ist. Allerdings ist das in der deutschen Sprache, wenn man von umgangssprachlichen Vereinfachungen absieht, in der Regel üblich. Wenn man Wörter wie »Licht« holophrastisch gebraucht, dann widerspricht das nicht dem Kontext-Prinzip. Solche Ein-Wort-Äußerungen bedürfen allerdings einer genaueren Analyse, als sie Wittgenstein gibt. Andernfalls könnte man den Eindruck gewinnen, er stelle, wenn er die Existenz von Ein-Wort-Sätzen zugibt, mit einem argumentativen Eigentor das für die Netz-Konzeption so wichtige Kontextprinzip in Frage.

---

<sup>13</sup>In seiner Deutung des Sprachspiels mit den Worten »Licht« und »finster« und seines Kontextes im TS 213 unterscheidet Hilmy (Hilmy 1987, p. 95) nicht überzeugend zwischen Wittgensteins Behandlung elliptischer Sätze und seinen Argumenten gegen die intentionalistische Theorie von Bedeutung. Zudem erwähnt er nicht, daß Wittgenstein für deren Widerlegung wesentlich ausgefeiltere Überlegungen liefert, als man sie in diesem Sprachspiel findet.

### 8.2.3 Zusammenfassung

Ungeachtet der Probleme mit den Ein-Situations-Sprachspielen zeigen alle dargestellten Sprachspiele vom Typ (2) und (3): Die Sprache lebt von der Verständigung. Wenn man die Sprachspiele gründlicher analysiert als Wittgenstein, erkennt man: Es ist ein spezifisches Merkmal von Sprachen wie der deutschen, daß es eine Ebene von Wort- und Satzbedeutungen gibt, die logisch die zentrale Rolle spielt. Man kann allerdings heuristisch und genetisch nicht mit ihr beginnen. Eine natürliche Sprache entsteht nicht dadurch, daß erst Satzbedeutungen bestimmt werden, denen man dann einen Gebrauch in Handlungen gibt, sondern Satzbedeutungen sind eine Abstraktion aus Äußerungsbedeutungen. Dasselbe gilt für den Spracherwerb des einzelnen. Er lernt immer zuerst Äußerungen. Das Unternehmen, die Bedeutung von Wörtern und Sätzen explizit zu machen, besteht im allgemeinen darin, sich Äußerungen zu überlegen, in denen man die Wörter und Sätze gebrauchen würde. An diesem Punkt zeigt sich allerdings der Unterschied, ob eine einfache Äußerungsfolge als Ein-Situations-Sprachspiel oder als Teil der Praxis der deutschen Sprache betrachtet wird. Im zweiten Fall weiß man, daß der Kontext und die illokutionäre Rolle der Äußerung irrelevant für die Bedeutung des Satzes ist. Im anderen Fall kann man diese Unterscheidung gar nicht treffen, weil im Sprachspiel alles ineinander verschmolzen ist. Ebenso weiß man im Fall des Wortes »Licht« der deutschen Sprache, welche Merkmale für die Erfüllungsbedingungen relevant sind, so daß man es in anderen Kontexten gebrauchen kann. Das ist in dem Ein-Situations-Sprachspiel nicht so. Das wird deutlich, wenn man in dem einfachen Sprachspiel statt des Wortes »Licht«, das aufgrund der Homonymie mit dem entsprechenden Wort der deutschen Sprache Bedeutungsgleichheit suggeriert, das Zeichen »H« gebraucht. Es gibt in diesem Fall eine Fülle von Möglichkeiten, dieses Zeichen ins Deutsche zu übersetzen. Allerdings muß man sich vor Augen halten, daß jede von ihnen zu abstrakt ist. Die Bedeutung der Äußerung »H« ist nur für einen Kontext und in einer illokutionären Rolle bestimmt. Die deutsche Sprache ist also nicht nur durch die geregelte Praxis der Verständigung bestimmt, sondern auch dadurch, daß innerhalb dieser Praxis so abstrakte Rollen wie Wörter und Sätze festgelegt sind. Die gründliche Analyse von Ein-Situations-Sprachspielen zeigt so auch etwas, das Wittgenstein mit Sicherheit nicht im Sinne hat, wenn er sie schildert:

In Sprachen, die nur eine rudimentäre Ähnlichkeit mit der deutschen Sprache haben, wie also in Ein-Situations-Sprachspielen gibt es keine Wörter und Sätze im strengen Sinn. Gerade diese Disanalogie zur deutschen Sprache macht deutlich, wie abstrakt die Bedeutung von Wörtern und Sätzen in einer natürlichen Sprache wie der deutschen tatsächlich ist.

Das erkennt man allerdings nur, wenn man bereits über die Netzkonzeption sprachlicher Bedeutung verfügt. Sprachspiele können so, anders als Wittgenstein meint, als Beispiele für Sprachen eine Konzeption sprachlicher Bedeutung plastisch machen, sie allerdings nicht ersetzen. Das ist jedoch kein herausragendes Merkmal von Sprachspielen, sondern eine Trivialität, die allen Beispielen gemeinsam ist: Man versteht ein

Beispiel nur dann als Beispiel, wenn man weiß, was es exemplifiziert. Diese logische Rolle von Beispielen ist etwas anderes als ihre heuristische Funktion: Der Blick auf ein Beispiel kann helfen, einen abstrakten Zusammenhang zu verstehen. Dennoch kann man das eine sehen, ohne das andere zu erkennen. Eine gewisse Ironie besteht darin, daß man mit Hilfe der Sprachspiele meist nur dann etwas Wahres über das Funktionieren von Sprache erfährt, wenn man nicht der Rhetorik Wittgensteins folgt, sondern sie vor dem Hintergrund der Netzkonzeption betrachtet. Andernfalls weiß man nicht, was die Rollen sind, die im Sprachspiel bestimmt werden, bzw. noch nicht einmal, daß Wörter und Sätze überhaupt abstrakte Rollen sind. Man lernt das nicht durch die bloße, nicht begrifflich aufbereitete Betrachtung von Sprachspielen.

## 8.2.4 Sprachspiele vom TS 213 bis zum Michaelitrimester 1934/35

### 8.2.4.1 Das Sprachspiel »Äpfel holen« und der Sprachspielbegriff im *Blauen Buch*

Das früheste semantisch komplexe Sprachspiel, auf das ich gestoßen bin, ist dieses:

Betrachten wir ein einfaches Beispiel für das Operieren mit Wörtern. Ich gebe jemandem den Befehl: »Hol mir sechs Äpfel vom Kaufmann«, und ich will ein Verfahren beschreiben, nach dem man von einem solchen Befehl Gebrauch machen kann: Die Wörter »sechs Äpfel« stehen auf einem Stück Papier, das Papier wird dem Kaufmann ausgehändigt, der Kaufmann vergleicht das Wort »Apfel« mit Schildern an verschiedenen Laden. Er stellt fest, daß es mit einem der Schilder übereinstimmt, zählt von eins bis zu der Zahl, die auf dem Stück Papier steht, und bei jeder Zahl nimmt er einen Apfel aus der Lade und tut ihn in eine Tüte. (*Blaues Buch*, p. 36)

In diesem Sprachspiel wird ein vollständiger Satz der deutschen Sprache gebraucht, während es in den Sprachspielen des TS 213 nur einzelne Wörter waren. Neu gegenüber dem Spiel »Zusammen ein Haus bauen« aus dem TS 213 ist die Tatsache, daß die Handelnden nicht erst ein Übereinkommen treffen (vgl. TS 213, p. 20). Es ist offensichtlich für die Beteiligten klar, was als richtige Reaktion auf die sprachliche Äußerung gilt, und es deutet im Kontext auch nichts darauf hin, daß die Befolgung des Befehls aufgrund einer besonderen Verabredung stattfindet. Es ist die übliche Weise, auf den Befehl zu reagieren.

Wittgensteins Analyse dessen, auf welche Art der Handelnde dem Befehl folgt, ist unvollständig, insofern er nur erläutert, welchen Beitrag die Wörter »sechs« und »Äpfel« dazu leisten. Die übrigen Worte wirken wie überflüssiges Beiwerk. Man erfährt nicht, warum der Ausführende gerade zum Kaufmann und nicht zur Drogerie geht. Was er mit den Äpfeln macht, nachdem er sie vom Kaufmann bekommen hat, ist ebenfalls unklar. Es wird nichts darüber gesagt, in welcher Weise ihn die Worte »Hol mir« dazu veranlassen, die Äpfel dem »Auftraggeber« zu bringen.<sup>14</sup>

<sup>14</sup>Wie ich vorführen werde, behebt Wittgenstein diesen Mangel im MS 115, 1, wo er dieses Sprachspiel in leicht abgewandelter Form präsentiert.

Deutlich herausgearbeitet ist die Rolle des Wortes »Apfel«: Es benennt Gegenstände, und diese sind durch die für die Gegenstandstheorie typischen Schildchen gekennzeichnet. In der Darstellung wird allerdings deutlich, daß das Entscheidende nicht die Schildchen sind, sondern der Umgang mit ihnen und den Gegenständen. Der Kaufmann *gebraucht* die Etiketten, um die richtigen Gegenstände zu finden. In ganz anderer Weise verwendet er das Wort »sechs«. Er sucht keinen Gegenstand, der dem Wort entsprechen würde, sondern er zählt auf eine Weise, die kein weiteres Wissen über Zahlen voraussetzt, als für dieses Zählen notwendig ist. Die unterschiedlichen Handlungsweisen zeigen, inwiefern die Wörter »Apfel« und »sechs« zu unterschiedlichen Wortarten gehören. Letztlich bringt das Sprachspiel allerdings keinen Erkenntniszuwachs, der über das hinausgeht, was Wittgenstein im TS 213 anhand von Befehlen gezeigt hat. Dort wurde das Verhältnis von Befehl und Ausführung als das von unterschiedlichen Schritten in einer Rechnung charakterisiert. Wenn man berücksichtigt, was Wittgenstein über die unterschiedlichen Rollen von Wörtern sagt, ist es bereits klar, daß die Worte eines Befehls eine jeweils unterschiedliche Rolle bei der Bestimmung der Handlung haben, die als Befolgen des Befehls zählt. Das Sprachspiel macht das lediglich plastischer.

Werfen wir jetzt einen Blick darauf, wie Wittgenstein das beschriebene Sprachspiel in einen allgemeinen Kommentar über die Rolle von Sprachspielen einbettet:

»Was sind Zeichen?« – Statt dir irgendeine allgemeine Antwort auf diese Frage zu geben, werde ich dir vorschlagen, bestimmte Fälle . . . unter die Lupe zu nehmen. Betrachten wir ein einfaches Beispiel für das Operieren mit Wörtern. . . . [Hier ist die Darstellung des Sprachspiels eingefügt] . . . – Und hier hast du einen Fall vom Gebrauch von Wörtern. Ich werde in Zukunft immer wieder deine Aufmerksamkeit auf das lenken, was ich Sprachspiele nennen werde. Das sind einfachere Verfahren zum Gebrauch von Zeichen als jene, nach denen wir Zeichen in unserer äußerst komplizierten Alltagssprache gebrauchen. Sprachspiele sind die Sprachformen, mit denen ein Kind anfängt, Gebrauch von Wörtern zu machen. Das Studium von Sprachspielen ist das Studium primitiver Sprachformen oder primitiver Sprachen. Wenn wir die Probleme von Wahrheit und Falschheit, von der Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung von Sätzen mit der Wirklichkeit, von der Beschaffenheit von Behauptung, Annahme und Frage studieren wollen, dann wird es von Vorteil sein, primitive Sprachformen zu untersuchen, in denen diese Denkformen ohne den verwirrenden Hintergrund äußerst komplizierter Denkprozesse auftreten. . . . Wir sehen Tätigkeiten und Reaktionen, die klar und durchsichtig sind. Andererseits erkennen wir in diesen einfachen Vorgängen Sprachformen, die von unseren komplizierten Sprachformen keineswegs durch einen Einschnitt getrennt sind. Wir sehen, daß wir die komplizierteren Formen aus den primitiven zusammensetzen können, indem wir nach und nach neue Formen hinzufügen.

Was nun diese Untersuchungsmethode erschwert, ist unser Streben nach Allgemeinheit. (*Blaues Buch*, p. 36 f.)

Wieder ist deutlich, daß die Betrachtung von Sprachspielen durch Wittgensteins falsch verstandene Abneigung gegen Allgemeinheit motiviert ist. Die Frage, was Zeichen sind, beantwortet man seiner Meinung nach am besten, indem man das Funktionie-

ren der Sprache anhand von einfachen Fällen betrachtet. Und dies ist der erste und auch ein entscheidender Schritt zu der Verwechslung der Erklärung der Bedeutung *anhand* von Einzelfällen mit der Fragmentierung der Bedeutung auf Einzelfälle. Statt zu bemerken, auf welch gefährliches Gelände er sich damit begibt, ist Wittgenstein der Meinung, er könne so erkennen, was das Wichtige an den Zeichen ist: Ihre Äußerung führt zu Reaktionen, die »klar und durchsichtig« sind. Solche »einfacheren Verfahren zum Gebrauch von Zeichen« nennt Wittgenstein Sprachspiele. Sie sind durch die bereits aus dem TS 213 bekannten Eigenschaften charakterisiert: Sie sind einfach, entsprechen der »primitiven« Sprache, mit der Kinder sprechen lernen, und aufgrund der Einfachheit – Wittgenstein unterläßt es, explizit auf das sehr eingeschränkte Vokabular hinzuweisen – kann man Fragen nach der Bedeutung von Wörtern und illokutionären Rollen besser beantworten, wenn man Sprachspiele betrachtet. Die Sprachformen<sup>15</sup>, vermutlich meint Wittgenstein mit diesem Begriff illokutionäre Rollen,<sup>16</sup> sind »durchsichtig«, ohne daß »äußerst komplizierte Denkprozesse« auftreten. Das heißt nicht, daß die im Sprachspiel Handelnden nicht denken, sondern daß die Bedeutung der Worte, also der Gebrauch, den die Beteiligten von den Worten machen, ebenso einsichtig ist wie die illokutionäre Rolle der Äußerung, ohne daß man geneigt ist anzunehmen, das Verstehen der Worte sei eine spezifisch geistige Tätigkeit oder ihre Bedeutung eine Vorstellung im Geiste. Wenn Wittgenstein von klar durchsichtigen Tätigkeiten und Reaktionen spricht, so meint er, daß man offensichtlich nicht mehr als diese braucht, um zu erkennen, daß und inwiefern die Beteiligten die Äußerung verstehen. Insbesondere erscheint in Anbetracht so einfacher Handlungen die Annahme unattraktiv, hinter den Worten müßten Bedeutungen stehen.

Was den Status des dargestellten Sprachspiels angeht, erscheint es auf den ersten Blick unbestimmt, ob man es als autarke Sprache oder als Beispiel für Verständigung innerhalb der deutschen Sprache betrachten soll. Die Einführung als ein »einfaches Beispiel für das Operieren mit Wörtern« suggeriert, daß es lediglich darum geht, den Gebrauch von Wörtern der deutschen Sprache anhand von Beispielen zu betrachten. Die Tatsache, daß die in dem Sprachspiel gebrauchten Wörter von den Sprechern nicht eigens eingeführt werden oder ein Sprecher sie dem anderen beibringt, spricht ebenso für diese Deutung wie die Tatsache, daß die Rolle der Wörter »hol«, »mir«, »beim« und »Kaufmann« überhaupt nicht thematisiert wird. Sie haben ihre in der deutschen Sprache übliche Bedeutung. Das Sprachspiel erscheint so als Ausschnitt aus der Praxis der deutschen Sprache. Der Verweis auf primitive Sprachen, die wie ausgeführt vollständig und abgeschlossen sind, spricht für die andere Lesart. Wittgensteins Kommentar über den heuristischen Wert der Sprachspiele zeigt, daß er sie als autark und

---

<sup>15</sup>Das Wort »Denkformen« halte ich hier im Text für ein Versehen. Erstens hat dieses Wort anders als der Ausdruck »Sprachformen« keine terminologische Bedeutung bei Wittgenstein, und zweitens paßt das Wort »Sprachformen« an diese Stelle, da er es einige Zeilen weiter unten auch in einem parallelen Gedankengang verwendet. Das Wort »Denkformen« ist im Kontext dagegen nicht sinnvoll.

<sup>16</sup>Diese Vermutung stützt sich auf die Beobachtung, daß Wittgenstein bereits im TS 213 eine Sprache, die nur aus Befehlen besteht, als eine einfachere Form der Sprache kennzeichnet. (TS 213, p. 209)

nicht als Beispiel des Gebrauchs der deutschen Sprache sehen will. Während er im TS 213 nur darauf hinwies, daß die Betrachtung der Sprachspiele eine »aufklärende Wirkung« auf bestimmte Probleme hat, erklärt er hier, woraus diese resultiert: Es gibt keinen qualitativen Sprung von den einfachen Sprachspielen zur Sprache. Sie sind also wesentlich durchsichtiger als die komplizierte deutsche Sprache, funktionieren allerdings ebenso wie sie. Wenn das stimmen würde, wäre ein Sprachspiel allerdings ein vielversprechendes Mittel zur Analyse. Die Behauptung ist allerdings nur in einer Hinsicht wahr, in einer anderen ist sie falsch. Wenn man das Sprachspiel als autarke Sprache betrachtet, dann gibt es einen qualitativen Unterschied zur deutschen Sprache, den ich oben bereits erwähnt habe: Ein Wort wie »Apfel« hat in der deutschen Sprache eine allgemeine und abstrakte Bedeutung, die man nicht angemessen erfassen kann, wenn man eine Rolle beschreibt, die nur für *einen* Kontext und *eine* illokutionäre Rolle bestimmt ist. Zur Bestimmung von wirklichen Wortbedeutungen taugt das Sprachspiel nur, wenn man es als Beispiel für einen der beliebig vielen Kontexte, in denen man das Wort »Apfel« gebrauchen kann, ansieht. Sieht man es als autarke Sprache, so gilt allerdings: Die Bedeutung der Äußerungen, und das ist der wahre Teil der Behauptung, ist in den primitiven Sprachen in derselben Weise ausschließlich durch das Verhalten der Sprecher bestimmt, wie die Sprecher der deutschen Sprache durch ihren Gebrauch die Bedeutung der Wörter in dieser Sprache festlegen. In der primitiven Sprache kann man allerdings alle Bedingungen, die die Bedeutung eines Wortes festlegen, überblicken. Das macht die Annahme, daß Bedeutungen besondere Gegenstände seien, unnötig und unplausibel.

Die Behauptung, Ein-Situations-Sprachspiele seien autarke Sprachen *und* in ihnen seien Rollen bestimmt, die denen von Wörtern der deutschen Sprache entsprechen, ist falsch. Wenn man das gerade betrachtete Sprachspiel als autark betrachtet, dann hat man es mit Rollen von geringerem Abstraktionsgrad zu tun. Der Hinweis, man könne anhand solcher einfacher Sprachen bestimmte Probleme wie der Übereinstimmung und Nicht-Übereinstimmung mit der Wirklichkeit betrachten, ist aus diesem Grund mit Vorsicht zu behandeln. Wenn man statt des Schachspiels ein einfacheres Spiel in den Blick nimmt, dann muß man immer schauen, ob ein bestimmtes Problem, das beim Schach auftritt, bei dem einfacheren Spiel eine Entsprechung hat und inwiefern beide wirklich analog sind. Dasselbe gilt für Ein-Situations-Sprachspiele, wenn man sie als autarke Sprachen ansieht. Wenn sie nur als Beispiele für Verständigung innerhalb der deutschen Sprache dienen, dann sind sie nur didaktische Hilfsmittel, die sehr anschaulich sind. Denn der Hinweis, daß »die Sprachformen ... ohne den verwirrenden Hintergrund äußerst komplizierter Denkprozesse auftreten« richtet sich entweder gegen die Annahme, Bedeutungen seien Entitäten hinter den Zeichen, oder gegen die intentionalistische Theorie sprachlicher Bedeutung. Beide Positionen hat Wittgenstein bereits im TS 213 widerlegt, ohne daß dafür Sprachspiele nötig waren. Was die Frage nach der Funktion von Behauptung, Frage und Annahme angeht, so würde man diese besser mit dem Begriff des Sprachspiels im Sinne illokutionärer Rollen beantworten können.



### 8.2.4.2 Das Sprachspiel »Äpfel holen« und der Sprachspielbegriff im MS 115, 1

Damit möchte ich zur Betrachtung des leicht veränderten Sprachspiels »Äpfel beim Kaufmann holen« im MS 115, 1 übergehen:<sup>17</sup>

Denken wir an die folgende Verwendung der Sprache: Ich schicke jemand einkaufen. Ich gebe ihm einen Zettel auf diesem stehen die Zeichen »drei rote Äpfel«. Er trägt den Zettel zum Kaufmann; der öffnet die Lade, auf welcher das Zeichen »Äpfel« steht; dann schlägt er in einer Tabelle das Wort »rot« nach und findet ihm gegenüber ein farbiges Täfelchen; nun sagt er die Reihe der Grundzahlwörter ich nehme an er kann sie auswendig, bis zum Wort »drei« und bei jedem Zahlwort nimmt er einen Apfel aus der Lade der die Farbe des Täfelchens hat. So und ähnlich operiert man mit Worten. »Wie weiß er aber, wo und wie er das Wort »rot« nachschlagen soll und was er mit Wort »drei« anzufangen hat?« Nun, ich nehme eben an, er *handelt*, wie ich es beschrieben habe. Die Erklärungen haben irgendwo ein Ende. – Was ist aber die Bedeutung des Wortes »drei«? – Von einer solchen war hier gar nicht die Rede, nur davon wie das Wort »drei« gebraucht wird. (MS 115, p. 79 f.)

Das Sprachspiel enthält im Vergleich zu der Version im *Blauen Buch* einige wichtige Modifikationen. Daraus schließe ich, daß dieses nach dem Diktat des *Blauen Buchs* notiert worden ist:

Wittgenstein benennt den Zweck der ganzen Aktion explizit, während er im *Blauen Buch* nur den Befehl wörtlich wiedergab: Es geht darum, jemand zum Kaufmann zu schicken, um Äpfel zu holen, und im Sprachspiel wird deutlich, welche Rolle die verwendeten Wörter im Rahmen dieser Aktion spielen. Diesmal kommen Wörter dreier unterschiedlicher Kategorien vor. Es wird die Bedeutung aller Wörter der Äußerung erklärt. Auf dem Zettel steht: »drei rote Äpfel.« Wieder beschreibt Wittgenstein den Umgang mit den Wörtern »Äpfel« und dem Zahlwort ähnlich wie im *Blauen Buch*. Das Wort »rot« funktioniert wieder anders als die beiden anderen Wörter. Der Handelnde schaut auf ein Muster und nimmt dann Äpfel derselben Farbe.

Didaktisch gelungener ist auch die Analyse, die Wittgenstein gibt: Er macht deutlich, inwiefern die Sprachkompetenz primär eine Handlungskompetenz und keine Kenntnis von Erklärungen ist. Seine Antwort auf die Frage, woher der Befehlsempfänger wisse, »was er mit dem Wort »drei« anzufangen hat«, ist schlicht und überzeugend: Er handelt eben so. Zum einen würde es zum Verständnis der Bedeutung der Äußerung nichts beitragen, wenn man Mechanismen angeben könnte, die im Geiste oder im Gehirn der Beteiligten ablaufen, während sie handeln. Der Hinweis auf solche reduktiven Erklärungen würde es nicht *rechtfertigen*, warum ein bestimmter Umgang mit dem Wort »drei« richtig ist, und man befände sich mit ihm auf einer falschen Erklärungsebene. Zum anderen entsteht das Problem, woher man weiß, was man mit den Worten so einfacher Sätze anfangen soll, in der Sprachpraxis nicht. Ob wir mit Mustern arbeiten oder nicht, in beiden Fällen gilt: An einem bestimmten Punkt handeln

<sup>17</sup>Das Beispiel ist im übrigen nahezu unverändert in *PU*, 1 übernommen worden.

wir einfach. Wenn wir uns zusätzlich Bedeutungserklärungen gäben, so würde das am grundsätzlichen Problem nichts ändern, daß wir an einer Stelle von Worten oder anderen Zeichen zu einer Handlung übergehen müssen. Man benötigt keine Erklärung der Bedeutung, und sie würde das Problem nur verschieben.

Mit der Behauptung, von einer Bedeutung des Wortes »drei« sei nicht die Rede, möchte Wittgenstein nicht darauf hinweisen, daß er auf den Bedeutungsbegriff verzichtet, sondern daß er ihn entmystifizieren will, indem er zeigt, daß es nicht um besondere Entitäten geht, die man »Bedeutungen« nennt, wenn man davon spricht, daß ein Wort oder ein Satz eine bestimmte Bedeutung haben. So schreibt er im Anschluß an das betrachtete Sprachspiel:

Das Wort »Bedeutung« hat, wenn es systematisch verwendet wird, einen gefährlichen Beigeschmack des okkulten. Darum ist es gut, wenn wir die Erscheinungen der Sprache an primitiven Verwendungsarten der Sprache studieren. An Formen und Verwendungen der Sprache wie sie das Kind gebraucht wenn es anfängt zu sprechen. (MS 115, p. 80)

Wieder charakterisiert Wittgenstein das Sprachspiel als primitive Sprache, die zu Analyse Zwecken geeignet ist. Ebenso findet man den Hinweis auf die Sprache von Kindern bzw. von primitiven Stämmen aus dem TS 213 wieder:

Es hilft hier immer sich darauf zu besinnen, wie das Kind aus solchen Sprachspielen sprechen lernt. Es hilft auch sich einen primitiven Volksstamm vorzustellen, der eine primitive Sprache besitzt. Eine Sprache etwa die nur aus Befehlen im Krieg besteht; oder aus Befehlen und Berichten. (MS 115, p. 88)

Wieder unterscheidet er das simple Sprachspiel von der voll entwickelten Sprache und übernimmt in diesem Kontext leicht abgewandelt, im wesentlichen aber unverändert, die Formulierung aus dem TS 213:

Wenn ich bestimmte einfache Sprachspiele beschreibe, so geschieht es nicht, um mit ihnen/von ihnen aus nach und nach die wirklichen Vorgänge der ausgebildeten Sprache zu beschreiben, was nur zu Ungerechtigkeiten führen würde. . . . Vielmehr lassen wir die Sprachspiele als das stehn, was sie sind. Sie sollen bloß ihre aufklärende Wirkung auf unsere Probleme ausstrahlen. (MS 115, p. 81)

Es fehlt wiederum eine gute Erklärung dafür, warum die Betrachtung von Sprachspielen zu bestimmten Erkenntnissen führt. Wie ich ausgeführt habe, leistet das der bloße Hinweis darauf, daß Sprachspiele einfach und überschaubar sind, nicht. Auch der Status des Sprachspiels ist in der bekannten Weise unklar. Wieder erscheint es eher wie eine Aktion innerhalb des Repertoires der deutschen Sprache, und wieder stößt man auf die bereits bekannten Defizite, wenn man es als autarke Sprache betrachtet. Es gilt allerdings, unabhängig davon, ob man es als Beispiel oder als autarke Sprache betrachtet: Es ist für jedes Wort (im Fall des autarken Sprachspiels: jede Quasi-Wort-Äußerung) klar angegeben, welchen Teil der Reaktion des Kaufmanns es leitet. Das Sprachspiel ist, wie ich oben bereits bemerkt habe, ein gelungenes didaktisches Mittel, wenn man es vor dem Hintergrund der Netzkonzeption betrachtet. Argumentativ

fügt die detaillierte Beschreibung, wie Sprecher den Worten entsprechend handeln, der im TS 213 getroffenen Feststellung, daß die Praxis primär gegenüber Erklärungen ist, nichts hinzu. Die Illusion, in solchen Sprachspielen werde die Sprache zu ersten Mal wirklich bei der Arbeit gezeigt, entsteht wahrscheinlich auch dadurch, daß ein Sprachspiel wie »Äpfel beim Kaufmann holen« das Befolgen eines Befehl plastischer beschreibt, als wenn man nur wie im TS 213 konstatiert, daß das Bringen einer roten Blume als Befolgen des Befehls »Bring eine rote Blume zählt«. <sup>18</sup> Wenn man annimmt, das Sprachspiel zeige mehr, dann liegt dem derselbe Fehler zugrunde wie dem Gedanken, ein naturalistisches Gemälde eines Ereignisses sei der Wirklichkeit näher als eine Skizze desselben Ereignisses.

### 8.2.4.3 Das Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »finster« im MS 115, 1

Auch die Diskussion des Sprachspiels mit den Worten »Licht« und »finster« nimmt Wittgenstein im MS 115, 1 wieder auf. Wie im entsprechenden Zusammenhang des TS 213 geht es nicht um eine Analyse unterschiedlicher Wortarten, sondern darum, wie wichtig der Zusammenhang für das Verständnis einer Äußerung ist. Das ist im MS 115 etwas besser herausgearbeitet. Betrachten wir also folgende Textstelle:

Wenn jemand plötzlich ohne sichtbaren Anlaß das Wort »Licht« ausspricht und nichts dazusetzt, so wird man allerdings fragen: »warum sagst du ›Licht‹, was soll's damit?« oder: »was meinst Du mit ›Licht‹? ›Licht‹ ist doch kein Satz!« Aber ebenso unverständlich wäre es uns, wenn er einen vollständigen Satz ohne jeden Anlaß und Zusammenhang ausgesprochen hätte etwa »da kommt er« oder »der Himmel ist blau«. Und andererseits würden wir es so gut wie jeden Satz verstehen, wenn Einer, der im Finstern etwas sucht, einem Andern zuruft: »Licht!«. (MS 115, p. 81 f.)

Bis zu dem Wort »aber« ist das Zitat mit geringfügigen für den Sinn irrelevanten Änderungen identisch mit dem Text des TS 213 (vgl. TS 213, p. 202), der Rest ist neu. Der Gedankengang ist derselbe wie im TS 213, allerdings ist manches etwas geschickter und verständlicher ausgedrückt: Wieder geht es darum, daß eine Äußerung nur verständlich ist, wenn ihre illokutionäre Rolle bestimmt und erkennbar ist. Zwar findet man im TS 213 den handschriftlichen Hinweis darauf, daß auch der Satz »Er darf nicht kommen« kein »Zug im Spiel« wäre. Aber das ist eine ungeschickte Ausdrucksweise. Der Hinweis darauf, daß Anlaß und Zusammenhang fehlen, ist besser, wenn man berücksichtigt, daß damit ein geregelter Handlungszusammenhang gemeint ist. Zudem ist zumindest einer der beiden Beispielsätze ein Satz ohne Pronomen und indexikalische Ausdrücke, so daß die Hypothese, der Satz sei unverständlich, weil der Bezug der indexikalischen Ausdrücke nicht geklärt ist, ausscheidet. Der Satz »Der Himmel ist blau.« enthält keine Wörter dieser Art. Er ist *als Satz* auch ohne Zusammenhang vollkommen verständlich. Daß Wittgenstein sich, was diese Tatsache angeht,

<sup>18</sup>Vgl. TS 213, p. 199: »Sage ich jemandem ›Bringe eine rote Blume‹ und er bringt eine, und nun frage ich ›warum hast Du mir eine von dieser Farbe gebracht?‹ – und er: ›diese Farbe nenne ich/heißt doch ›rot‹‹ so ist dies Letzte ein Satz der Grammatik. Er rechtfertigt eine Anwendung des Worts.«

so undeutlich ausdrückt, liegt wiederum nur daran, daß er nicht zwischen einem Satz und der Äußerung dieses Satzes unterscheidet. Wenn man diese Unterscheidung trifft, so kann man die gerade betrachtete Textstelle folgendermaßen deuten: Die *Äußerung* eines korrekten Satzes der deutschen Sprache ist nicht verständlich, wenn sie ohne »Anlaß« und »Zusammenhang« geschieht. Umgekehrt ist dagegen die Äußerung eines Wortes, so der letzte Satz der hier betrachteten Textstelle, verständlich, wenn es in einem durchsichtigen Zusammenhang verwendet wird.<sup>19</sup> Wieder ist deutlich: Wittgenstein erkennt, daß der Gebrauch eines Satzes sich nicht in der Satzbedeutung erschöpft, und möchte deswegen die Äußerungsbedeutung mit erfassen. Statt allerdings beides voneinander zu unterscheiden, gebraucht er das Wort »Satz« so, daß es beides umfaßt. Das führt zu den bekannten Fehlern.

## 8.2.5 Das Sprachspiel mit dem Wort »können« in den Vorlesungen des Michaelitrimesters 1934/1935

In der 9. Vorlesung des Michaeli-Trimesters des Jahres 1934 findet man den Fall eines Sprachspiels, in dem Wittgenstein anhand einer als autark angenommenen Sprache de facto ein vereinfachtes Beispiel aus der Praxis der deutschen Sprache betrachten möchte. Im speziellen Kontext geht es um die Frage: »Was versteht man darunter: eine Reihe fortsetzen können?« (*Vorlesungen*, p. 65) In diesem Zusammenhang diskutiert Wittgenstein unterschiedliche Bedingungen, unter denen man das Wort »können« anwendet, und greift zur Klärung bestimmter Fragen nach Details der Bedeutung auf ein Sprachspiel zurück:

Die Sache kann klargestellt werden, indem man sich ein Sprachspiel vorstellt, das den Gebrauch des Wortes »können« deutlich macht. Malen wir uns eine Reihe primitiver Bedingungen aus, die sich ohne Schwierigkeiten beschreiben und überblicken lassen. Stellen wir uns vor, in einem Stamm werden bestimmte Lieder und Gedichte auswendig gelernt, und es heißt, jemand könne sie vortragen, wenn er imstande ist, sie vor der eigentlichen Aufführung im stillen für sich selbst aufzusagen. Ehe er sie vorträgt, probt er im stillen. Der Sprachgebrauch kann in diesem Stamm derart sein, daß die Frage »Kann er das Gedicht vortragen?« stets so beantwortet wird, daß er es kann, wenn es ihm bei dieser Probe gelingt. . . . Oder nehmen wir an, es sei eine Bedingung des Vortrages, daß er es hinschreibt. *Im allgemeinen* gilt, daß jemand ein Gedicht vorzutragen vermag, wenn er es bei der Probe aufschreiben kann. (*Vorlesungen*, p. 265 f.)

Wittgenstein möchte offensichtlich ein Sprachspiel vorstellen, in dem die Verwendung des Wortes »können« einfacher und überschaubarer geregelt ist als in der deutschen Sprache. Dabei bettet er den Wortgebrauch in bestimmte Handlungsweisen eines Stammes ein, dessen primitive Sprache er beschreibt. Es ist in diesem Stamm festgelegt, daß jemand ein Gedicht vortragen kann, wenn er es sich vorher selbst zur Probe vortragen oder es aufschreiben kann. Üblicherweise gelingt es ihm, wenn er

---

<sup>19</sup>Es gilt hier, was ich oben über Ein-Wort-Äußerungen in der deutschen Sprache gesagt habe.

das geschafft hat, es in der Aufführung vorzutragen, was Wittgenstein zu der Frage veranlaßt, wie diese Tatsache mit der Bedeutung des Wortes zusammenhängt:

Heißt das, daß »Er kann es vortragen« dieselbe Bedeutung hat wie »Es ist ihm gelungen, es hinzuschreiben, und die Erfahrung hat gezeigt, daß hierauf gewöhnlich das Aufsa-gen folgt«? Das heißt, schließt die Bedeutung auch diese Vermutung ein? (*Vorlesungen*, p. 266)

Wittgenstein lehnt diese Sicht ab:

Die Sprachpraxis beruht auf dem Umstand, daß das Aufschreiben eines Gedichts ge-wöhnlich mit dem Vortrage des Gedichts zusammenhängt, und ohne diesen Umstand hätte sie sich nicht eingebürgert. Der Umstand selbst geht jedoch nicht in die Bedeutung von »können« ein, es sei denn, man versteht unter »Bedeutung« die Beschreibung der gesamten Praxis der Verwendung dieses Wortes. (*Vorlesungen*, p. 266)

Die Unterscheidung zwischen den Umständen des Gebrauchs und der Bedeutung ei-nes Wortes ist so, wie Wittgenstein sie treffen will, nicht haltbar. Seine Präsentation erweckt den Eindruck, als seien die Umstände des Gebrauchs bloße empirische Kon-tingenzen, die mit der Logik der Bedeutung nichts zu tun haben. Das ist falsch, und wenn man sich fragt, warum Wittgenstein das übersieht, so erkennt man, daß ihm bei der Analyse des gerade betrachteten Sprachspiels Fehler unterlaufen. Sein Ziel ist, um es noch einmal zu rekapitulieren, anhand der Betrachtung des Sprachspiels etwas über die Bedeutung des Wortes »können« der deutschen Sprache herauszubekommen. Das Sprachspiel ist eine autarke Sprache, und folglich hängt die Bedeutung nur von dem Aufbau dieser Sprache ab. Also muß man zunächst einmal davon ausgehen, daß die Wörter in dieser Sprache eine andere Bedeutung haben als in der deutschen Sprache. Man hat es also mit dem Wort »KÖNNEN« dieser Sprache zu tun und nicht mit dem Wort »können«, das zur deutschen Sprache gehört. Offensichtlich würde die Betrachtung eines Wortes »KÖNNEN«, das eine in deutlicher Weise andere Bedeutung hat als sein homonymer Partner in der deutschen Sprache, kein Licht auf die Bedeutung die-ses Wortes der deutschen Sprache werfen. Wittgenstein übersieht, daß er das Sprach-spiel aus einer Übersetzer-Perspektive betrachtet, weil er für das fragliche Wort im Sprachspiel die Wortform des Wortes »können« gebraucht. Die homonyme Wortwahl verstellt den Blick auf die Tatsache, daß das Wort »KÖNNEN« eine andere Bedeutung haben kann als das Wort »können« der deutschen Sprache. Es kann allerdings nur ge-lingen, mit der Betrachtung des Wortes »KÖNNEN« ein Licht auf die Bedeutung des Wortes »können« der deutschen Sprache zu werfen, wenn die Bedeutung des Wor-tes »KÖNNEN« tatsächlich in relevanter Weise der Bedeutung des Wortes »können« ähnlich ist. Aus diesem Grund muß es zu den bedeutungskonstitutiven Bedingungen des Wortes »KÖNNEN« gehören, daß die gelungene Performanz bei der Probe den geglückten Vortrag üblicherweise nach sich zieht. Falsch ist deswegen Wittgensteins Kommentar:

In dem geschilderten Stamm besteht der Unterschied zwischen der Fähigkeit und der Unfähigkeit, das Gedicht vorzutragen, darin, daß man es hinschreiben kann. Und wenn

es bei dem Hinschreiben des Gedichts um nichts weiter geht als diese Unterscheidung, würde ich sagen, es sei genau dies, was man in diesem Stamm unter »Er kann es vortragen« versteht. (*Vorlesungen*, p. 266)

Wenn es so wäre, wie Wittgenstein sagt, dann würde er die Bedeutung des Wortes »FÄHIGKEIT« erklären, nicht die des entsprechenden Wortes der deutschen Sprache. Denn wenn die Korrelation nicht bestehen würde, die Wittgenstein von den logischen Bedingungen der Bedeutung unterscheiden und zu den Umständen des Gebrauchs zählen will, dann gäbe es überhaupt keinen Grund das Wort »KÖNNEN« mit dem Wort »können« zu übersetzen.<sup>20</sup> Das Problem ist allerdings noch wesentlich grundlegender als bisher deutlich wurde. Rekapitulieren wir noch einmal den Problemzusammenhang: Ein Wort wie »können« scheint in der deutschen Sprache viele unterschiedliche Kriterien zu haben:<sup>21</sup> *S* kann p-en, wenn er einmal ge-p-t hat, wenn er gerade p-t, wenn er in Zukunft bei Nachfrage p-en wird, oder wenn nichts davon der Fall ist, er allerdings p-en würde, wenn er es versuchte. Was Wittgenstein mit dem dargestellten Sprachspiel im Sinne hat, ist die Betrachtung eines Wortes, das nur eines dieser vielen Kriterien hat und dessen Bedeutung aus diesem Grund einfacher zu erkennen ist als die seines Gegenstücks in der deutschen Sprache.

Dieses Vorhaben kollidiert allerdings mit der Tatsache, daß wir das Wort der autarken Sprache erst ins Deutsche übersetzen müssen. Wir müssen also erst schauen, welches deutsche Wort die Bedeutung des Wortes in der autarken Sprache wiedergibt, und die bloße homonyme Wortwahl ist sicherlich kein Kriterium, das es rechtfertigt, das Wort »KÖNNEN« mit dem Wort »können« der deutschen Sprache zu übersetzen. Vielmehr gilt: Wenn für das Wort »KÖNNEN« deutlich einfachere Regeln gelten als für das Wort »können«, dann sind beide zwar Homonyme, man hat es aber tatsächlich mit Wörtern verschiedener Bedeutung zu tun.<sup>22</sup> Entsprechend ist Wittgensteins Schluß, zu dem er im Anschluß an die gerade betrachtete Textstelle kommt, nicht berechtigt:

Dies ist die Regel der Verwendung des Wortes »können«. (*Vorlesungen*, p. 266)

---

<sup>20</sup>Wie leicht man bei der Konstruktion fiktiver Sprachspiele diese Übersetzungsproblematik aus den Augen verliert, macht Sedmak ungewollt deutlich (vgl. Sedmak 1999, p. 88 ff.) Er stellt dort eine Sprache vor, deren Sprecher ausschließlich lügen. Sedmak verrät nicht, wodurch die verwendeten Worte ihren semantischen Gehalt bekommen, wenn sie in keinerlei verlässlicher Korrelation mit bestimmten Tatsachen gebraucht werden. Ebenso bleibt offen, warum man den Inhalt der Sätze der Sprecher dieser Sprache mit Worten der deutschen Sprache wiedergeben soll und (wenn ja) mit welchen.

<sup>21</sup>Wie sich später zeigen wird, hat das Wort »können« nicht unterschiedliche Kriterien, sondern seine Bedeutung enthält eine verborgene Variable.

<sup>22</sup>Wittgensteins Darstellung läßt offen, ob es sich bei dem dargestellten Sprachspiel um ein echtes Mehr-Situations-Sprachspiel handelt oder um ein an das Leben der Sprachgemeinschaft rückgebundenes Ein-Situations-Sprachspiel. Ich habe mich aus zwei Gründen für die erste Alternative entschieden: Zum einen wäre es sonst noch unplausibler, dieses Wort mit dem Wort »können« zu übersetzen. Zudem hat der dargestellte Gedankengang eine starke Parallele zu dem im *Brown Book*, p. 103 f., den ich in Abschnitt 8.2.7.5 vorstelle. Dort handelt es sich ohne Zweifel um ein Mehr-Situations-Sprachspiel, insofern Wittgenstein explizit deutlich macht, daß es um eine Vielzahl von Umständen und unterschiedliche Verben geht, die mit dem Wort »können« bzw. »KÖNNEN« verbunden werden.

Tatsächlich zeigen Wittgenstein Überlegungen nur, wie das Wort »KÖNNEN« gebraucht wird. Und entsprechend folgt auch nicht:

Das Wort »können« wird in einer unendlichen Vielfalt von Fällen gebraucht. (*Vorlesungen*, p. 266)

Was Wittgenstein mit diesem Sprachspiel zeigen will, hat er im TS 213 bereits überzeugender gezeigt: Es scheint für das Wort »können« in der deutschen Sprache unterschiedliche Kriterien und Symptome zu geben, die man deutlich machen kann, indem man sich Beispiele überlegt, in denen sie sich widersprechen:

Man kann das Wort können so verstehen, daß die Ausführung als Kriterium der Fähigkeit gilt, aber auch so, daß dies nicht der Fall ist.

Fragt man mich kannst Du diese Kugel heben und ich sage ja dann versuche ich, sie zu heben, aber es gelingt mir nicht, so gibt es einen Fall in welchem ich sagen werde »ich hatte mich geirrt, ich konnte sie nicht heben« aber auch den »jetzt kann ich sie nicht heben, weil ich schon müde bin, als ich aber sagte ich könne sie heben, da konnte ich es«. Ebenso »als ich sagte, ich könne Schach spielen konnte ich's, aber durch diesen Schreck habe ich es vergessen«, etc. Gefragt »wie weißt Du daß Du es damals konntest? würde ich etwa sagen: »ich habe es immer gekonnt«, »ich hatte gerade zuvor eine Partie gespielt«, »mein Gedächtnis ist doch nicht so schlecht«, »ich hatte gerade die Regeln hergesagt« und Ähnliches. (TS 213, p. 143, v, h)

Das Beispiel macht deutlich, daß das Wort »können« scheinbar unterschiedliche Kriterien des Gebrauchs hat, die einander im Einzelfall widersprechen können: Die Behauptung »*b*« zum Zeitpunkt  $t_1$ , daß *S* p-en kann, ist wahr, wenn *S* zu  $t_2$  tatsächlich p-t, wenn er es versucht, oder wenn eine der folgenden Annahmen »*a*« wahr ist: *S* hat zu  $t_0$  ge-p-t. *S* hat häufiger vor  $t_1$  ge-p-t, und die Fähigkeit zu p-en verliert man unter normalen Umständen nicht, wenn man sie erworben hat. *S* besitzt zu  $t_1$  Fähigkeiten, die üblicherweise mit der Fähigkeit zu p-en korreliert sind. Problematisch wird es in diesem Fall, wenn eine oder mehrere der Annahmen wahr sind und *S* zu  $t_2$  nicht p-en kann, obwohl er es versucht. Man kann in diesem Fall annehmen, daß »*b*« dennoch wahr ist, weil etwa zu  $t_2$  keine Standardbedingungen vorliegen und aus Behauptung »*b*« nicht folgt, daß *S* unter beliebigen Bedingungen p-en kann, oder weil zwischen  $t_1$  und  $t_2$  ein Ereignis eingetreten ist, das Auswirkungen auf *S*'s Fähigkeit zu p-en hat. Man kann allerdings auch davon ausgehen, daß »*b*« falsch ist. Wenn man den Fall durchdenkt, könnte man zunächst auf den Gedanken kommen, das Wort »können« hätte unterschiedliche Kriterien. Dieses Problem, »daß wir zwei völlig verschiedene Kriterien für das Haben eines Begriffs kennen« (*Vorlesungen*, p. 262), spricht Wittgenstein in den Ausführungen, die das Sprachspiel »Ein Gedicht vortragen« einleiten, an. Allerdings, so stellt Wittgenstein fest, sind wir uns dieser Tatsache manchmal nicht bewußt:

Es ist schwierig, einen Überblick zu gewinnen über die Verwendungsweisen unserer Wörter, die in der Sprache nicht scharf umrissen sind, und es gibt Unterschiede, die wir nicht kennen. (*Vorlesungen*, p. 262)

Dabei sind »Unterschiede, die wir nicht kennen«, solche, die wir nur implizit kennen. Es gilt nach wie vor, daß die Sprache kein Eigenleben hat. Das Ziel der Untersuchung besteht in solchen Fällen darin, die unterschiedlichen Gebrauchsweisen durch Beispiele herauszuarbeiten. Sprachspiele, die man aus der Übersetzerperspektive betrachtet, sind aus den dargestellten Gründen dafür ungeeignet. Wenn sie ähnlich komplexe Regeln haben wie die deutsche Sprache, bringt ihre Betrachtung keinen Erkenntnisgewinn. Sind die Regeln für ein Wort in der autarken Sprache einfacher, so gibt es keinen Grund, es homonym in die deutsche Sprache zu übersetzen. Wenn man erst erkannt hat, daß man die autarke Sprache aus einer Übersetzerperspektive betrachtet, dann verliert der Gedanke an Attraktivität, man könne in der Weise, wie Wittgenstein es tut, zwischen den Umständen Äußerung und der Bedeutung unterscheiden. Wie ich bei der Deutung des *Brown Book* zeigen werden, hat er auch dort Probleme mit dieser Unterscheidung. Die verfehlte Art, wie er mit ihr umgeht, ist eine der Ursachen, die ihn zu der Annahme der Fragmentierung der Bedeutung bringen. Wie im *Brown Book*, so ist auch an den gerade betrachteten Textstellen die starke Berücksichtigung der Umstände der Äußerung von einer falschen Analyse begünstigt. Wie ich anhand von Wittgensteins Diskussion der Bedeutung des Wortes »können« im *Brown Book* zeigen werde, hat dieses Wort tatsächlich nicht unterschiedliche Kriterien. Man muß bei seiner Analyse vielmehr berücksichtigen, daß die Bedeutung eine kontrafaktische Komponente hat und eine verborgene Variable enthält. Um das herauszubekommen, ist die Strategie, autarke Sprachen aus der Perspektive eines Übersetzers zu betrachten, wenig brauchbar, weil sie eher zusätzliche Probleme schafft, als die Bedeutung von Wörtern der deutschen Sprache durchsichtig macht. So übersieht Wittgenstein auch an den gerade betrachteten Textstellen, daß er sich vor eine falsche Alternative stellt: Es geht nicht darum zwischen dem, was in die Bedeutung eingeht, und der Beschreibung der gesamten Praxis zu wählen. Vielmehr stellt man gerade nach Wittgensteins eigener Konzeption die Bedeutung eines Wortes fest, indem man aus der Gesamtheit der Praxis des Gebrauchs *die* Bedingungen herausucht, die für die Bedeutung konstitutiv sind. Die Bedeutung eines Wortes in der deutschen Sprache ist nicht durch die gesamte Praxis des Gebrauchs dieses Wortes bestimmt, sondern durch die relevanten Merkmale dieser Praxis. Welche Merkmale für die Bedeutung eines Wortes in welcher Weise relevant sind, kann man allerdings nur in systematischer Weise beschreiben, wenn man erkannt hat, daß die Bedeutung eines Wortes eine abstrakte Rolle im Sinne der Netzkonzeption ist.

## 8.2.6 Sprachspiele in der 11. Vorlesung des Michaelitrimesters 1934/1935

### 8.2.6.1 Die Einführung des Sprachspielbegriffs

Die Einleitung bildet der nun schon hinlänglich bekannte Hinweis darauf, wie kompliziert die deutsche Sprache im Vergleich zu der einfachen Sprache von Kindern ist:



Von großem Vorteil wird die Untersuchung primitiver Sprachbeispiele sein. (Diese Beispiele nenne ich »Sprachspiele« und verwende diesen Ausdruck meist gleichbedeutend mit »primitiven Sprachen«). Diese Sprachspiele werden in derselben Beziehung zu unserer Sprache stehen wie eine primitive Arithmetik zu unsere Arithmetik. Es ist ein Fehlschluß, wenn man annimmt, diese Sprachen seien unvollständig. Eine primitive Arithmetik ist nicht unvollständig, noch nicht einmal eine, die nur die ersten fünf Zahlzeichen enthält; und unsere Arithmetik ist nicht vollständiger. Wäre das Schachspiel unvollständig, wenn uns ein anderes Spiel bekannt wäre, in dem das Schach irgendwie enthalten wäre? Es wäre schlicht ein anderes Spiel. ... Wäre die Mathematik eine Wissenschaft der Zahlen ... würde man eine Mathematik, die keine irrationalen Zahlen oder keine größere Zahl als 5 enthielte für unvollständig halten ... Die Mathematik jedoch ist keine Naturwissenschaft. (*Vorlesungen*, p. 276, f.)

Der Textstelle voran geht die Darstellung einer bereits aus dem TS 213 bekannte Tatsache: Philosophische Probleme sind Sprachprobleme, die aus der Unübersichtlichkeit der Sprache resultieren. Diese kann man mit Hilfe der Betrachtung von Sprachspielen besser lösen, weil diese einfachere Sprachen als die deutsche sind. Neu gegenüber den bisher betrachteten Textstellen und für meine Zwecke wichtig ist eine detaillierte Begründung, warum einfache Sprachen nicht unvollständig sind. Sprachregeln sind wie die Regeln des Schachspiels. Diese bestimmen erst, was im Schach als Läufer zählt. Interessant ist, daß Wittgenstein das auch auf die Mathematik anwendet. Denn die Annahme liegt nahe, es gehöre zum Begriff der Zahl, daß man unendlich weiterzählen kann, und eine Mathematik, die mit fünf oder einer anderen endlichen Anzahl von Zahlen auskommt, sei unvollständig. Daß das nicht so ist, liegt, wie bereits festgestellt, daran, daß die Regeln der Mathematik im Gegensatz zu empirischen Gesetzen konstitutiv sind. Erstaunlicherweise bemerkt Wittgenstein auch in diesem Zusammenhang nicht, daß die Regeln von Ein-Situations-Sprachspielen andere Rollen bestimmen, die nicht den Abstraktionsgrad von Wort- und Satzbedeutungen haben. Ein Indiz dafür, daß Wittgenstein immer noch nicht über eine gute Erklärung dafür verfügt, welche Eigenschaften der Sprachspiele für ihren Erkenntniswert verantwortlich sind, ist die Tatsache, daß er nicht angibt, in welcher Hinsicht die Sprachspiele als Sprachbeispiele dienen. Da ein Beispiel immer nur bestimmte Eigenschaften exemplifiziert, braucht man die Information, welche das im Fall der einfachen Sprachen sind. Wenn man das wissen will, hilft die Fortsetzung der gerade betrachteten Textstelle, entgegen dem ersten Eindruck, kaum weiter:

Im Umkreis des verschwommenen Ganzen der Umgangssprache gibt es die speziellen Sprachen, z. B. die Sprachen der Chemie und Meteorologie. Eine Sprache werde ich als Konglomerat auffassen. In unserer Sprache finden wir ein Gemisch aus Beschreibungen, Hypothesen, Fragen, Befehlen usw. Aber keine derartige Liste wäre zulänglich. Dies wollen wir nun mit einer einfachen Sprache vergleichen, die von einem Stamm gesprochen wird, in dem ausschließlich Befehle erteilt werden. (*Vorlesungen*, p. 277) (T1)

Wittgenstein möchte unterschiedliche Sprachen einander gegenüberstellen: die speziellen Sprachen der Wissenschaften und die deutsche Sprache. Die Sprache der Chemie

ist, wenn man es sehr vereinfacht ausdrücken will, durch ein bestimmtes Vokabular, das zum Teil theoretischer Natur ist, und durch bestimmte Praktiken, chemische Versuche auszuführen und dabei mit diesen Wörtern umzugehen, bestimmt. Wittgenstein scheint nicht zu bemerken, daß die von ihm beabsichtigte Gegenüberstellung der deutschen und der speziellen Sprachen nicht so funktioniert, wie er es beabsichtigt, weil die Präzision des Vokabulars das offensichtlich herausragende Merkmal der speziellen Sprachen ist, während er die Vielfalt der deutschen Sprache dadurch kennzeichnet, daß sie über unzählige illokutionäre Rollen verfügt. Auf die Tatsache, daß das Vokabular des Deutschen verschwommene Regeln der Bedeutung hat, während zumindest die Fachbegriffe der Sprache der Chemie präzise bestimmt sind, weist Wittgenstein nicht hin. Er charakterisiert so die deutsche Sprache und die Fachsprachen durch die Ausprägung jeweils unterschiedlicher Merkmale. Durch diese Darstellung bleibt unverständlich, inwiefern der Hinweis auf die Fachsprachen etwas zur Erhellung der Tatsache beiträgt, daß die deutsche Sprache ein Konglomerat von verschiedenen illokutionären Rollen ist. Bezeichnenderweise, und das ist wieder typisch für Wittgensteins Schwäche, die verschiedenen Dimensionen sprachlicher Bedeutung zu unterscheiden, charakterisiert er »die einfache Sprache« ausschließlich dadurch, daß es nur eine illokutionäre Rolle gibt. Über das Vokabular sagt er nichts. Das Beispiel, das er für eine solche einfache Sprache gibt, ist noch konkreter. Es beschreibt die Verständigung zwischen zwei Menschen, die zusammen ein Haus bauen. In dieser Sprache gibt es nur Befehle, die im Kontext *einer* Tätigkeit gebraucht werden:

Das einzige, worauf es ankommt, ist die Verständigung zwischen einem Bauenden und seinem Gehilfen. (*Vorlesungen*, p. 277) (T2)

Die illokutionäre Rolle der Äußerung ist dabei folgendermaßen festgelegt:

Wir, die wir über diesen Stamm mit seiner Sprache reden, nennen sie »Befehle«, weil die Rolle, die diese Worte im Leben des Stammes spielen, die von Befehlen ist. (*Vorlesungen*, p. 277)

Wieder berücksichtigt Wittgenstein eine wichtige Unterscheidung nicht: Es ist ein Unterschied, ob eine Sprache nur zum Häuserbauen verwendet wird oder ob es in ihr nur Befehle gibt. Wie ich oben dargestellt habe, sind die illokutionäre Rollen und die Kontexte für Äußerungen, die in einer Sprache zulässig sind, unterschiedliche Individualitätsmerkmale von Sprachen. Wenn man so undeutlich mit dieser Unterscheidung umgeht, wie es Wittgenstein an der gerade betrachteten Textstelle tut, dann wird der Blick auf diese Tatsache verstellt. Offensichtlich bemerkt er nicht, daß er zwei verschiedene primitive Sprachen schildert: einmal ein Ein-Situations-Sprachspiel, das aus Befehlen im Kontext des Häuserbauens besteht (T2), andererseits eine Sprache, die in unterschiedlichen Kontexten gebraucht wird, allerdings nur eine illokutionäre Rolle hat (T1). Für beide gilt gleichermaßen, daß die in ihnen bestimmten Rollen nicht den Abstraktionsgrad von Wörtern und Sätzen der deutschen Sprache haben. Die zweite Sprache ist zwar kein Ein-Situations-Sprachspiel, allerdings gibt es in ihr keine eigen-

ständige pragmatische Dimension, weil sie nur über eine illokutionäre Rolle verfügt. Weiterhin deutet sich in diesem Zusammenhang bereits ein Perspektivenwechsel an, der im *Brown Book* an einigen Stellen explizit vollzogen wird. Während Wittgenstein bis dato die deutsche Sprache immer aus der Innenperspektive, also aus der der Sprecher, die sie beherrschen und gebrauchen, beschrieben hat, und er bei der Darstellung von Sprachspielen nicht explizit machte, welche Perspektive er einnimmt, äußert er sich hier eindeutig: »Wir, die wir über diesen Stamm mit seiner Sprache reden . . .« Die Sprache ist aus der Sicht eines Übersetzers gesehen, der die Bedeutungen und illokutionären Rollen herausfinden muß.<sup>23</sup> Man hat es in diesem Zusammenhang offensichtlich mit dem Fall eines an das Leben der Sprechergemeinschaft rückgebundenen Ein-Situations-Sprachspiels zu tun. Wie man leicht erkennen kann, nimmt das dem Ein-Situations-Sprachspiel viel von seinem Charme: Wenn man, um festzustellen, ob etwas die Rolle eines Befehls hat, das ganze Leben des Stammes in den Blick nehmen muß, dann braucht man eine abstrakte Bestimmung dieser Rolle, die von dem einen Situationstyp unabhängig ist, während die Attraktivität der Ein-Situations-Sprachspiele gerade aus der Suggestion resultiert, es genüge sich eine einzelne Situation anzuschauen, um ohne Abstraktion zu verstehen, was sprachliche Bedeutung ist.

### 8.2.6.2 Komplexere Sprachspiele

Es folgt eine Reihe von Ein-Situations-Sprachspielen.<sup>24</sup> Die erste von Wittgenstein dargestellte Sprache ähnelt der aus dem TS 213 »Zusammen ein Haus bauen«. Wittgenstein skizziert sie so:

Der Bauende gibt z. B. den Befehl »Ziegelstein!«, und daraufhin bringt ihm der Gehilfe einen Ziegelstein. (*Vorlesungen*, p. 279)

Wittgenstein beschreibt nach der Einführung dieses Sprachspiels, wie ein Kind in einem einfachen Sprachspiel »abgerichtet« wird. Dabei wird deutlich, daß das Sprachlernen darin besteht, sich die Fähigkeit anzueignen, in einer bestimmten Weise auf sprachliche Äußerungen zu reagieren. Ob ein Wesen sich so verhalten kann, wie es für die Beherrschung dieser Reaktionen erforderlich ist, das ist eine empirische Fra-

---

<sup>23</sup>Eine Ungenauigkeit, die mit der Übersetzungsproblematik zusammenhängt, besteht darin, daß die illokutionären Rolle in dieser primitiven Sprache durch Übersetzung erschlossen ist, während das Sprachspiel mit den Worten »Licht« und »finster« zwar tatsächlich auch aus der Außenperspektive gesehen ist, die Bedeutungen und illokutionären Rollen allerdings stipuliert erscheinen. Beides ist nicht miteinander vereinbar: Entweder man erfindet eine Situation, die man dadurch charakterisiert, daß eine Person einer anderen einen Befehl mit einem bestimmten Inhalt gibt, oder man beschreibt die Situation mit dem Hinweis, man müsse erst herausfinden, welche sprachliche Äußerung hier vorliege. So entsteht ein Problem bei dem Sprachspiel mit dem Wort »können« dadurch, daß Wittgenstein gleichzeitig stipuliert, daß das Wort »KÖNNEN« die Bedeutung des Wortes »können« der deutschen Sprache hat, und ihm dann einen Gebrauch gibt, der nicht dem des Wortes »können« entspricht.

<sup>24</sup>Die Annahme, daß es sich bei den folgenden Sprachspielen nicht um Ausschnitte aus einer umfassenderen Sprache handelt, ist vor allem deswegen überzeugend, weil es sonst witzlos wäre, nach und nach unterschiedliche Wortarten und illokutionäre Rollen einzuführen.

ge. Menschen können es üblicherweise. Dies ist allerdings, so erklärt Wittgenstein, nicht erstaunlicher als die Tatsache, daß man zwar einem Hund beibringen kann, auf die Schafe aufzupassen, aber nicht einem Kalb oder einer Katze. Es ist ein schlichter Performanz-Unterschied, der nicht durch den Hinweis auf den Mangel bestimmter geistiger Leistungen im Sinne einer intentionalen Konzeption sprachlicher Bedeutung erklärt werden kann und muß.<sup>25</sup> Wittgenstein unterscheidet zwei Phasen des Lehrens:

Die Abrichtung läßt sich zweistufig beschreiben: 1) Der Abrichtende führt bestimmte Handlungen aus, 2) es kommt zu bestimmten Reaktionen auf seiten des Abzurichtenden, wobei die Möglichkeit zur Verbesserung besteht. (*Vorlesungen*, p. 278)

Es geht in diesem Zusammenhang nicht um spekulative Entwicklungspsychologie, sondern an dieser Darstellung ist etwas anderes wichtig: Für das Abrichten werden auf Seiten des zu Belehrenden keine Sprachkenntnisse vorausgesetzt. Was gelernt wird, sind komplexe Verhaltensmuster. Wer sie beherrscht, besitzt Sprachkompetenz, also die Fähigkeit, sich mit sprachlichen Äußerungen zu verständigen.

Eine bestimmte Praxis des Abrichtens hat Ähnlichkeiten damit, einen Gegenstand zu benennen:

Nun gibt es eine bestimmte Vorübung auf die Ausführung des Befehls, nämlich daß man lernt, was zu tun ist, wenn ein Befehl – z. B. »Ziegelstein!« erteilt wird. Dies kommt dem sehr nahe, was wir »dem Ding einen Namen geben« nennen würden. (*Vorlesungen*, p. 278)

Es wird dann beschrieben, wie das Kind die Handlung des Lehrenden nachahmt, nämlich einen Stein auf den Haufen legt und dabei »Ziegelstein« sagt. Wittgenstein weist darauf hin, daß es sich nicht um eine hinweisende Definition handelt, weil das Kind noch nicht die Frage stellen kann: »Wie heißt das?« Allerdings, das zeigt die folgende Bewertung, sieht Wittgenstein dieses Lehren nicht als in irgendeiner Weise mangelhaft an:

Es ist ein Vorgang des Benennens in einer anderen Art von Umgebung. (*Vorlesungen*, p. 278)

Im folgenden diskutiert Wittgenstein wieder dieselbe Frage, die er bei der Deutung des Sprachspiels mit den Worten »Licht« und »dunkel« bereits gestellt hat:

Hier könnte man die Frage aufwerfen, ob das Wort »Ziegelstein« in dieser Sprache dieselbe Bedeutung hat wie in der unseren. (*Vorlesungen*, p. 278)

Wieder weist Wittgenstein darauf hin, daß ein Sprecher der primitiven Sprache nicht den vollständigen Satz der deutschen Sprache »Bring mir bitte einen Ziegelstein« meinen muß, während er das eine Wort äußert:

---

<sup>25</sup>Diesen Gedankengang findet man bereits im TS 213, p. 209, h: »Man sagt: Die Affen sprechen nicht, weil ihnen die geistigen Fähigkeiten dazu fehlen. Das heißt: Sie denken nicht, darum sprechen sie nicht. Aber sie sprechen eben nicht und das ist alles. Befehlen, fragen, erzählen, plauschen sind so natürliche Handlungen wie gehen, trinken, spielen.«

Man könnte sagen, der Bauende meine damit dasselbe, was wir unter »Bring mir einen Ziegelstein!« verstehen. Es wäre jedoch nicht ungefährlich, dies zu sagen. Diese Ausdrücke erfüllen zwar dieselbe Aufgabe in den beiden Sprachen, doch in der primitiven Sprache kommen die Wörter »bring mir« nicht ins Spiel. (*Vorlesungen*, p. 278)

Diese Annahme ist allerdings trivial, weil es in der primitiven Sprache, so wie sie charakterisiert ist, diesen Satz nicht gibt.<sup>26</sup> Wenn Wittgenstein behauptet, es sei gefährlich zu sagen, der Bauende meine mit dem Befehl »Ziegelstein« dasselbe wie jemand in der deutschen Sprache mit dem entsprechenden vollständigen Satz, so ist das folgendermaßen zu verstehen: Die Worte »bring mir« kommen in der einfachen Sprache nicht vor. Folglich fehlen sie nicht, und wer nur diese Sprache spricht, kann und braucht sie nicht dazuzudenken. Ein anderer Aspekt, den Wittgenstein nicht zu bemerken scheint, ist der folgende: Das Wort »Ziegelstein« hat in der einfachen Sprache zwar eine Rolle, die der des deutschen Satzes »Bring mir einen Ziegelstein« entspricht, allerdings nicht dieselbe Bedeutung, weil es nicht dieselben Abwandlungen zuläßt. So kann man im Deutschen etwa »Bring mir einen Ziegelstein« von »Bring ihm einen Ziegelstein« und »Wirf ihm einen Ziegelstein zu« unterscheiden. Die Ein-Wort-Äußerung im hier betrachteten einfachen Sprachspiel läßt die entsprechenden Differenzierungen nicht zu, und so wie die Sprache beschrieben ist, kann man sie in dieser Sprache auch nicht ausdrücken. Insofern ist es nicht unbedenklich, den Inhalt des Befehls mit der Bedeutung des entsprechend längeren Satzes der deutschen Sprache gleichzusetzen. Wenn es in der deutschen Sprache üblich wäre, das Wort »Ziegelstein« in der dargestellten Weise zu gebrauchen, dann wäre die Lage eine andere:

Dann würde das Wort »Ziegelstein« eine andere Rolle spielen als jetzt in dem Satz »Da ist ein Ziegelstein«. (*Vorlesungen*, p. 278)

Wittgenstein spricht hier zum ersten Mal in Verbindung mit Sprachspielen von der *Rolle* eines Wortes. Gemeint sein kann damit bei der Einwortäußerung nicht die Rolle im Satz, da das Wort die gesamte Äußerung bildet. Gemeint ist vielmehr die Rolle im Sprachspiel. Diese Deutung bestätigt sich, wenn Wittgenstein bei der Kommentierung des nächsten Sprachspiels von den »Funktionen der Wörter in dieser Sprache« (*Vorlesungen*, p. 279), also in Sprachspielen, spricht. Wittgenstein erkennt also, daß in einem Sprachspiel die Rolle von Wörtern nicht durch ihre Funktion im Satz bestimmt ist, sondern durch ihre Funktion in Äußerungen. Allerdings übersieht er wieder, welches Problem dabei entsteht.

Es folgt eine Reihe von Sprachspielen, die Wittgenstein mehr und mehr anreichert, bis man »wesentlich komplexere Sprachformen« erreicht. So erweitert er das gerade betrachtete Sprachspiel, in dem es nur Wörter wie »Ziegelstein«, »Säule« etc. gibt. Das nächste Sprachspiel enthält eine »primitive Arithmetik« und bietet insofern etwas Neues:

---

<sup>26</sup>Offensichtlich schwankt Wittgenstein wieder dazwischen, die geschilderte Verständigung als Ein-Situations-Sprachspiel zu sehen und sie als vereinfachtes Beispiel für den Gebrauch der deutschen Sprache zu betrachten.

Nun wollen wir eine andere Sprache (2) betrachten, in der ein Befehl aus zwei Wörtern besteht. Außer den Wörtern »Ziegelstein«, »Säule«, usw. haben wir hier eine Reihe von Buchstaben A-J oder eine Reihe von zehn Noten, etwa die ersten zehn Noten von »Heil dir im Siegerkranz«. Diese müssen auswendig gelernt werden, Wörter wie »Ziegelstein« dagegen nicht. Der Befehl besteht nun aus einem Wort und einem Buchstaben, sagen wir: »E Ziegelstein!«. Das Kind muß zu dem Haufen mit Ziegelsteinen hingehen, für jeden Buchstaben bis zum E einen Ziegelstein nehmen und die E entsprechende Anzahl Ziegelsteine dem Meister bringen. Man sieht also, daß die Buchstaben des Alphabets in dieser Sprache Ziffern sind. Der Stamm hat eine sehr primitive Arithmetik, in der man bis 10 zählen kann, doch gibt es weder Addition noch Multiplikation. Zu beachten ist, wie verschieden die Funktionen der Wörter dieser Sprache sind: a) die Funktion der Buchstaben der Zehnerliste, die auswendig gelernt werden muß, b) die Funktion der Wörter im Zusammenhang mit Handlungen des Bringens, die der Bauende anordnet. Die Wörter »E« und »Ziegelstein« erscheinen in gesprochener oder geschriebener Form recht ähnlich, doch ihre Funktionen sind einander nicht zu vergleichen. (*Vorlesungen*, p. 279)

Das Sprachspiel ist insofern anders als das Sprachspiel »Äpfel beim Kaufmann holen« in der Version des *Blauen Buchs* und des MS 115, 1, als Wittgenstein es vermeidet, die Zeichen, die die Funktion von Ziffern haben, bereits mit den Wörtern »eins« etc. zu bezeichnen, was von vornherein suggeriert, daß es sich um Ziffern handelt. Zudem macht er klar, inwiefern sich diese Zahlen von denen der normalen Arithmetik unterscheiden. Die Operationen der Multiplikation und Addition sind für sie nicht bestimmt. Dies macht deutlich, daß mit einer bestimmten Art, bis zehn zu zählen, nicht bereits alles andere bestimmt ist. Man könnte für diese Zahlen »A« bis »J« vollkommen andere Operationen festlegen, und insofern sich die Menschen des Stammes daran halten, die Zahlen nach diesen Regeln zu gebrauchen, wäre es falsch zu sagen, daß diejenigen, die ein Sprachspiel spielen, in dem etwa gilt: » $A \times A = A$ «, » $B \times B = B$ «, » $C \times C = C$ « etc., falsch multiplizieren. Richtig ist vielmehr: Sie haben eine andere Operation, die anders definiert ist als die Multiplikation.

In den weiteren, komplexeren Sprachspielen werden sowohl neue Wortarten<sup>27</sup> – ihre Rolle ist immer mit Bezug auf die jeweils unterschiedlichen Funktionen im Sprachspiel bestimmt – als auch neue illokutionäre Akte hinzugefügt. Wittgenstein präsentiert ein Sprachspiel, in dem es Frage und Antwort gibt, in dem man bis 25 zählen kann und für jede Anzahl, die größer ist, das Wort »viele« verwendet. Er erläutert dann eine neue Art, auf die man das Wort für die Zahl »drei« in dem beschriebenen Sprachspiel lehren kann:

Für die Ziffern in Spiel (2) könnten wir eine *Art* hinweisender Definition haben. Wenn dem Gehilfen drei Ziegelsteine gezeigt werden, könnte man ihm, statt daß er die Zahlenabfolge auswendig lernt, beibringen, »C« oder »3« zu sagen, und dies könnte eine hinweisende Definition von »3« sein. Hier haben wir nun eine hinweisende Definition in anderem Sinne. Drei Säulen wären ebenso »3« wie drei Ziegelsteine. (*Vorlesungen*, p. 279, 280)

<sup>27</sup> Auch hier gilt, daß nur Quasi-Wort-Äußerungen eingeführt werden.

Zunächst muß man klären, was mit einer »Art hinweisender Definition« gemeint ist. Soll es heißen, daß es strenggenommen keine hinweisende Definition oder daß es eine Art der hinweisenden Definition ist? Meines Erachtens ist von beidem etwas gemeint. Einmal gilt auch hier, was Wittgenstein beim Lehren des Wortes »Ziegelstein« durch Vorsprechen festgestellt hat: Eine hinweisende Definition im vollen Sinne gibt es nur, wenn der Belehrtete fragen kann: »Was heißt das?« (Vgl. *Vorlesungen*, p. 278) Zum andern spricht Wittgenstein von einer hinweisenden Definition »im anderen Sinne«, insofern man das Wort »drei« lehren kann, indem man auf Dreiergruppen zeigt, die aus unterschiedlichen Arten von Gegenständen bestehen. Das ist offensichtlich bei der hinweisenden Erklärung des Wortes »Ziegelstein« nicht möglich.<sup>28</sup>

Im nächsten Schritt führt Wittgenstein das Wort »dort« ein, so daß Befehle möglich werden, die von einer Geste begleitet werden, wie »J Ziegelsteine dort.«<sup>29</sup> Er weist in diesem Zusammenhang auch darauf hin, daß der Satzbegriff in den Sprachspielen keine besondere Rolle spielt:

Sind Ausdrücke wie »Ziegelstein!« und »J Ziegelsteine dort!« Sätze? Ganz nach Belieben. Man kann die Unterscheidung machen, wo man will, doch es ist nicht so leicht zu zeigen, weshalb sie an einem bestimmten Punkt gemacht werden soll. (*Vorlesungen*, p. 280)

An der entsprechenden Stelle im TS 213 im Kontext des Sprachspiels mit den Worten »Licht« und »finster« konnte man noch vermuten, Wittgenstein lehne es ab zu bestimmen, ob »Licht« ein Satz sei oder nicht, weil diese Frage bei Ein-Wort-Äußerungen sinnlos sei (vgl. TS 213, p. 201). Hier behauptet er das Entsprechende für Äußerungen, die aus mehreren Worten bestehen. Offensichtlich hat Wittgenstein erkannt, daß der Satzbegriff in Sprachspielen nicht die Rolle spielen kann wie in der Netzkonzeption. Er äußert sich an dieser Textstelle so, als ob er keine nicht-willkürliche Verwendung für diesen Begriff hat, während er im *Brown Book* dem Satzbegriff eine Rolle zuweist, die allerdings auch nicht der in der Netzkonzeption gleichkommt. Und so spricht er auch bei der Beschreibung der primitiven Sprachspiele an den hier betrachteten Textstellen in den Vorlesungen nie von Sätzen, sondern bezeichnet einmal mit den Wörtern »Befehl«, »Beschreibung«, »Frage« etc. die illokutionäre Rolle der Äußerungen und nimmt auf Wortfolgen mit dem Ausdruck »Verbindungen« Bezug.<sup>30</sup>

In folgenden Schritt erklärt Wittgenstein, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit man Wörter einführen kann, die die Rolle von Eigennamen haben:

Es könnte auch sein, daß wir ein Spiel kennen, in dem Beschreibungen und Eigennamen vorkommen. Diese letzteren haben eine einzigartige Funktion. Wenn ein Kind abgerichtet wird, einen Stein »Hans« zu nennen, müssen wir ein Mittel haben, diesen Stein

---

<sup>28</sup>Im *Brown Book* wird Wittgenstein besser erklären, worin es sich unterscheidet, ob man auf einen Ziegelstein, eine Zahl oder eine Farbe zeigt. (*Brown Book*, p. 80)

<sup>29</sup>Dabei übersieht Wittgenstein allerdings, daß letztlich alle Wörter, die er in Ein-Situations-Sprachspielen einführt in bestimmter Weise indexikalischen Ausdrücken ähnlich sind. Ihre Bedeutung ist nur für einen bestimmten Kontext bestimmt.

<sup>30</sup>Im *Brown Book* wird er dann wieder Sätze und Wörter in nicht-willkürlicher Weise unterscheiden.

wiederzuerkennen und seine Ortswechsel zu verfolgen. Nehmen wir an, man hält zwei Steine vor sich hin und sagt, während man auf den einen zeigt »Dies ist Hans«. Nun tauscht man sie hinter dem Rücken aus und zeigt sie erneut vor. Woher soll das Kind wissen, welcher Hans ist, wenn es die Bewegungen nicht verfolgt hat? Fragen in bezug auf Eigennamen sind sehr viel komplizierter, als einige Logiker annehmen. (*Vorlesungen* 280 f.)

Nachdem Wittgenstein bei der Analyse des Sprachspiels, in dem das Wort »dort« eingeführt wurde, deutlich gemacht hatte, daß es verfehlt ist, diesen indexikalischen Ausdruck als Namen für einen Ort zu bezeichnen, führt er nun vor, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit man davon sprechen kann, daß etwas die Funktion eines singulären Terms hat. Eigennamen haben nur eine Funktion, wenn es Möglichkeiten gibt, ein Individuum wiederzuerkennen.<sup>31</sup> Die Bemerkung, daß man zwei qualitativ gleiche Steine auseinander halten können muß, wenn man einen Eigennamen beherrscht, ist insofern trivial, als es bei der Beherrschung aller Wörter der deutschen Sprache in der Netzkonzeption vorausgesetzt wird, daß man die für den Gebrauch der Wörter notwendigen Unterscheidungen treffen kann. Wittgenstein könnte allerdings auch auf den logischen Aspekt hinauswollen, daß Wörter, die Gegenstände bezeichnen, nur dann die Funktion von Eigennamen haben können, wenn es spezifische Merkmale gibt, die es erlauben, einen Gegenstand wiederzuerkennen. In beiden Fällen erfährt der Leser nichts Neues, was über die Netzkonzeption hinausgeht. Wie inzwischen hinlänglich oft dargestellt, gilt: Eine Verbindung zwischen einem Wort und einem Gegenstand entsteht dadurch, wie das Wort gebraucht wird. Sie basiert auf bestimmten kognitiven und perceptiven Fähigkeiten der Sprecher.<sup>32</sup>

Im letzten Absatz dieser Reihung von Sprachspielen zeigt Wittgenstein, wie man in den Sprachspielen Wörter zu Verbindungen zusammenfügen kann, die sinnvoll scheinen, obwohl sie tatsächlich keinen Sinn haben:

Um uns ein Spiel auszudenken, das Beschreibungen enthält, könnten wir eine andere Art von Zeichen einführen, das aus Wörtern besteht wie »5«, »Ziegelstein«, sowie »oben«, »unten«, »rechts«, »links«. Eine Beschreibung wird dann z. B. sein »5 Ziegelsteine links« oder »6 Ziegelsteine unten«. Diese Beschreibung wird einen bestimmten Klang haben, und wir können andere Verbindungen herstellen, die genauso klingen. Einige dieser Verbindungen werden Sinn haben und andere nicht. (*Vorlesungen*, 281)

Wittgenstein führt semantisch komplexere Wortverbindungen vor, die neben Ziffern und Wörtern wie »Ziegelstein« auch relationale Ortsbestimmungen enthalten. Danach versucht er zu erklären, wie man, ohne es sofort zu bemerken, unsinnige Wortzusammenstellungen erhalten kann. Seine Auskunft lautet, sie hätten denselben Klang wie sinnvolle Verbindungen. Allerdings äußert sich Wittgenstein nicht explizit dazu, woran man erkennt, ob eine Wortverbindung in einem Sprachspiel sinnvoll ist. Es ist je-

---

<sup>31</sup>An dieser Textstelle erweckt Wittgenstein im übrigen wieder den Eindruck, als beschreibe er die Praxis des Lernens von Eigennamen in der deutschen Sprache.

<sup>32</sup>Es gilt wieder: Wenn das Sprachspiel als autark betrachtet wird, dann werden keine Eigennamen gelernt, sondern Quasi-Äußerungen mit Quasi-Eigennamen.



doch aus dem bis jetzt dargestellten Gedankengang zu erschließen. Bei allen bisher vorgeführten Wortzusammenstellungen war es im Sprachspiel bestimmt, welche Rolle die Wörter in den Befehlen oder den anderen illokutionären Akten haben. Es wurde beschrieben, welchen Beitrag etwa die Ziffern zur Rolle des gesamten Befehls leisten, und inwiefern der, der den Befehl befolgt, mit den Ziffern anders umgeht als mit einem Wort wie »Ziegelstein«. Auf diese Weise haben bestimmte Wortverbindungen einen Sinn, insofern ihr Gebrauch bestimmt ist. Dagegen wäre es nicht festgelegt, was der Hörer tun sollte, wenn man in Sprachspiel 2), das Ziffern und Namen für Gegenstände enthält »JJ« äußern würde. Diese Äußerung hätte nur die Form eines Befehls dieser Sprache. Daß Wittgenstein vor diesem Versuch zu zeigen, wie es zu Verbindungen kommen kann, die keinen Sinn haben, ziemlich komplexe Beschreibungen einführt, ist kein Zufall: Zum einen liegt es näher, Verbindungen ohne Sinn zu bilden, wenn das Vokabular und damit die Kombinationsmöglichkeiten größer sind. Zum anderen würde es bei einem Befehl wohl eher auffallen, daß er keinen Sinn hat, als bei einer Beschreibung. Beim Befehl würde man sofort merken, daß er aus einer unzulässigen Zusammenstellung von Wörtern besteht, wenn man ihn ausführen wollte und nicht wüßte, was man tun sollte. Eine Beschreibung erfordert dagegen, anders als ein Befehl, keine bestimmte Reaktion der Person, der man sie gibt. Im übrigen gilt wieder: Weil die dargestellten Sprachspiele autarke Ein-Situations-Sprachspiele sind, werden wiederum nur Quasi-Äußerungsbedeutungen bestimmt. Man kann allerdings, und darin liegt ein Ertrag der Betrachtung von Ein-Situations-Sprachspielen, bestimmte semantische Eigenschaften der Bedeutung von Wörtern wie »Holzblock«, »grün« oder »fünf« betrachten und voneinander unterscheiden, wenn man sich die Bedeutung der entsprechenden Quasi-Äußerungen betrachtet. Der Eindruck, die Sprachspiele zeigten mehr, wenn man sie als autarke Sprachen betrachtet, als man sehen könnte, wenn man sie als Beispiele aus dem Gebrauch der deutschen Sprache auffaßt, ist allerdings verfehlt.

Was Wittgenstein über Sprachspiele sagt, ist wiederum nicht deutlicher als seine Äußerungen im TS 213. Die Rolle, die Sprachspiele in seinen sprachphilosophischen Ausführungen haben, bleibt weiterhin eher intuitiv als deutlich bestimmt:

Hier darf man nicht den Irrtum begehen zu glauben, daß ich aufzeige, wie die Sprache aufgebaut ist oder wie sie sich entwickelt hat. Manchmal fällt es leichter, sich diese erfindenen Sprachen als Sprachen eines primitiven Stammes vorzustellen, ein andermal als die tatsächliche primitive Sprache eines Kindes. Das Kind beginnt wirklich mit einer solchen primitiven Sprache, und seine Sprachabrichtung findet größtenteils in der Form derartiger Spiele statt. Ein neues Element wird durch ein neues Spiel in die Sprache eingeführt, beispielsweise die Negation. Es ist nicht zu verkennen, daß die bereits eingeführten Elemente eine große Vielfalt aufweisen. Die Schwierigkeit dieser Methode des Vorführens von Sprachspielen ist, daß man denkt, sie sei völlig trivial. Man sieht nicht, was daran wichtig ist. (*Vorlesungen*, p. 281)

Im ersten Satz findet man wieder, allerdings mit etwas anderen Worten, die Behauptung, daß die Sprachspiele nicht als Teile oder genetische Entwicklungsstufen der

deutschen Sprache gedacht sind. Im Hintergrund steht wieder die Annahme, daß sie zum Vergleich mit der deutschen Sprache dienen. Sie sind einfache Sprachen, wie sie sich in der Entwicklung des Kindes und bei primitiven Stämmen finden. Wittgenstein übersieht allerdings, daß die Wörter, die man einem Kind lehrt, nicht in der Weise mit dem Kontext und einer illokutionären Rolle verbunden sind, wie das bei den Sprachspielen der Fall ist. Ein Kind begreift schnell, daß die Wörter, die es lernt, in unterschiedlichen Kontexten und illokutionären Rollen gebraucht werden können. Die im Sprachspiel verwendeten Wörter haben dagegen keine so abstrakte Bedeutung wie ihre homophonen Partner in der deutschen Sprache. So hat, wie wir gesehen haben, das Wort »Ziegelstein« in dem einfachen Sprachspiel eine andere Bedeutung als das Wort »Ziegelstein« in der deutschen Sprache. Wittgenstein weist in diesem Zusammenhang lediglich darauf hin, daß die Ein-Wort-Äußerung in der einfachen Sprache ein vollständiger Befehl ist, und deutet an, daß das in der deutschen Sprache nicht so ist. Er zieht allerdings aus dieser Beobachtung keine Konsequenzen. Insbesondere bemerkt er nicht, daß ein Teil der Sprachspiele Ein-Situations-Sprachspiele sind, in denen, wie bereits festgestellt, Rollen von einem zu geringen Abstraktionsgrad bestimmt werden. Die Annahme, daß Kinder tatsächlich auf diese Art mit Hilfe primitiver Sprachen sprechen lernen, benötigt Wittgenstein dagegen nicht. Das Entscheidende ist nicht, daß Kinder die Sprache tatsächlich so lernen, sondern die Möglichkeit, eine Sprache allein durch Abrichten auf bestimmte komplexe Verhaltensmuster zu lehren, ohne daß dabei beim Belehrteten bereits Sprachkenntnisse vorausgesetzt werden müssen. Wie der letzte Satz der betrachteten Textstelle deutlich macht, ist Wittgenstein sich zur Zeit dieser Vorlesung selbst noch nicht im klaren, wodurch die aufklärende Wirkung bei der Betrachtung von Sprachspielen entsteht. Es kann ihm offensichtlich nicht darum gehen, daß die Betrachtung von Sprachspielen einen geistigen Effekt verursacht, den diese Sprachspiele nur hervorrufen, in der Weise, wie man etwa nach einer guten Tasse Tee ein Problem klarer sieht. Vielmehr muß es möglich sein zu sagen, in welcher Hinsicht Sprachspiele der deutschen Sprache analog sind und welche ihrer Aspekte somit für Wittgensteins Zwecke relevant sind und welche nicht. Es wäre möglich, daß Wittgenstein aufgrund seiner Vorliebe für Konkretes meint, das Nennen der Merkmale sei bereits eine unzulässige Abstraktion und es genüge, die Sprachspiele anzuschauen, um zu erkennen, was die Bedeutung von Wörtern und Sätzen ist. Im *Brown Book* wird er allerdings einen Aspekt nennen, auf den es ihm bei der Betrachtung der Sprachspiele vor allem ankommt.

### **8.2.6.3 Neue Aspekte des Sprachspielbegriffs – eine Zusammenfassung**

Wie die gerade betrachtete Darstellung von Sprachspielen in den Vorlesungen zeigt, ist die Konzeption von Bedeutung in Ein-Situations-Sprachspielen mit der Bestimmung der Bedeutung im Sinne der Netzkonzeption nicht vereinbar. Sprachbeherrschung wird als eine komplexe Handlungskompetenz, sich mit Äußerungen zu verständigen, beschrieben, nicht als die implizite Kenntnis des Platzes von Wörtern und

Sätzen im Netz. Offensichtlich fehlen in Ein-Situations-Sprachspielen die tragenden Einheiten der Netzkonzeption der Bedeutung:

Wortbedeutungen werden nicht mehr über den Gebrauch der Wörter im Satz bestimmt. Der Satzbegriff spielt also keine Rolle mehr. Zwischen Sprachspielen, der neuen Bezugseinheit für die Bedeutung von Wörtern, bestehen keine Folgerungs- und Begründungsbeziehungen wie zwischen Sätzen. Es ist nicht zu erkennen, was es bedeuten könnte zwischen den Sprachspielen etwas zu Folgerungsbeziehungen Analoges zu bestimmen. Es gilt: Ein-Situations-Sprachspiele sind autark. Sätze haben ihre Bedeutung nach der Systemkonzeption nur aufgrund ihres Platzes in einem Netz anderer Sätze.

In den Ein-Situations-Sprachspielen löst der Begriff des Sprachspiels also den des Satzes ab und wird die Bezugseinheit für sprachliche Bedeutung. Erstaunlicherweise bemerkt Wittgenstein nicht, daß er somit keine Rollen mehr bestimmt, die den Abstraktionsgrad von Wort- und Satzbedeutungen haben. Deren Bedeutung besteht gerade in Folgerungsbeziehungen zu anderen Sätzen, die es im Sprachspiel nicht gibt, und in Relationen zu abstrakten Erfüllungsbedingungen, die in dieser Form im Ein-Situations-Sprachspiel ebenfalls nicht bestimmt sind. Wenn man Sprachspiele nicht als Beispiele für Verständigung innerhalb der deutschen Sprache ansehen will, was bei fast allen dargestellten Ein-Situations-Sprachspielen möglich ist, dann kann man lediglich aus einem Grund mit ihrer Hilfe etwas erkennen: Man kann die Unterschiede zwischen den Wortarten der deutschen Sprache auf die Ebene von Quasi-Wort-Äußerungen in Ein-Situations-Sprachspielen abbilden und dann auf dieser Ebene die Unterschiede herausarbeiten.

## 8.2.7 Sprachspiele im *Brown Book*

### 8.2.7.1 Übersicht

Im ersten Teil des *Brown Book* findet man eine solche überbordende Menge an Sprachspielen, daß es mir, anders als bei den betrachteten Manuskripten, Vorlesungen und Diktaten nicht möglich ist, die meisten wichtigen Sprachspiele zu präsentieren. Ich werde daher sehr selektiv vorgehen und mich im wesentlichen auf zwei unterschiedliche Arten von Sprachspielen konzentrieren: eine Reihe von Ein-Situations-Sprachspielen, die der gerade betrachteten in den Vorlesungen sehr ähnlich ist, und eine autarke Sprache, die Wittgenstein wieder einführt, um Aspekte der Bedeutung des Wortes »können« herauszuarbeiten. Ich werde die Sprachspiele, in denen Wittgenstein mit großer Detailfreude unterschiedliche Formen des Gebrauchs von Mustern vorführt (*Brown Book*, p. 85–89), solche, in denen er unterschiedliche Weisen des Zählens (*Brown Book*, p. 91–94) oder des Gebrauchs von Pfeilen in Tabellen (*Brown Book*, p. 95 f.) darstellt, und solche, in denen er unterschiedliche Formen des Zählens betrachtet, nicht vorführen. Man hat es bei ihnen entweder mit einfacheren Zeichen wie in den Ein-Situations-Sprachspielen zu tun oder mit Zeichen, die den Abstrakti-

onsgrad von Wörtern der deutschen Sprache haben, allerdings eine einfachere Rolle. Interessant sind für meine Zwecke weniger die unterschiedlichen Arten von Sprachspielen, sondern die Ergebnisse, zu denen man durch ihre Betrachtung kommt.

Man muß allerdings meist zwischen dem unterscheiden, was Wittgenstein mit der Darstellung der Sprachspiele zeigen will, und dem, was man tatsächlich mit ihrer Hilfe lernt, wenn man sie gründlich analysiert. Typisch hierfür sind etwa die mit der Einnahme einer Übersetzerperspektive verbundenen Probleme: Ausgehend von der Beobachtung, daß er aus autarken Sprachen nicht einfach homophon übersetzen kann, kommt Wittgenstein dazu, die deutsche bzw. englische Sprache aus der Perspektive eines Übersetzers zu betrachten. Dies veranlaßt ihn zu der in einer Lesart falschen, in einer anderen uninformativen Feststellung, die Bedeutung eines Wortes sei die Rolle im Leben einer Sprachgemeinschaft, und zu einer Konzentration auf teilweise relevante, teilweise irrelevante Unterschiede zwischen Einzelfällen des Gebrauchs von Wörtern, wobei er den Umständen der Äußerung eine übertriebene Beachtung schenkt. Dabei gebraucht er das Wort »Umstände« mehrdeutig: Teilweise bezeichnet er damit die pragmatischen Umstände der Äußerung, teilweise die Umstände, die für die Spezifikation der Erfüllungsbedingungen des Inhalts der Äußerung relevant sind. Aus oft in hohem Maße fehlerhaften Analysen der Bedeutung einzelner Wörter möchte Wittgenstein die Annahme der Fragmentierung der Bedeutung und der Relativierung auf die Umstände der Äußerung ableiten. Im *Brown Book* ist sie meist mit dem Zusatz versehen, daß die unendlich vielen unterschiedlichen Fälle untereinander durch Familienähnlichkeiten verbunden sind. Dieser Begriff, der die Verbindungen zwischen den unterschiedlichen Fällen erklären soll, leistet bei näherem Hinsehen nichts: Meist sind die Merkmale, die diese Verbindungen ausmachen, Symptome. Offensichtlich kann ein Begriff nicht durch Symptome konstituiert werden, und die Annahme, daß bestimmte Konstellationen von Symptomen Kriterien ergeben, ist nur dann damit vereinbar, daß die Sprache geregelt ist, wenn man die Konstellationen angeben an und es endlich viele Kriterien gibt.

Man steht bei der Lektüre des *Brown Book* somit vor einer Entscheidung: Liest man es nicht vor dem Hintergrund der Netzkonzeption als den oft leicht mißratenen Versuch, bestimmte Details präziser herausarbeiten, so findet man drei unterschiedliche Konzeptionen sprachlicher Bedeutung, die nicht miteinander kompatibel und alle in jeweils anderer Weise falsch sind:

- Die Bedeutung ist die Rolle im Ein-Situations-Sprachspiel.
- Die Bedeutung eines Wortes ist die Rolle im gesamten Leben einer Sprechergemeinschaft.
- Die Bedeutung eines Wortes ist in jedem Kontext der Äußerung eine andere. Sie ist also auf unendlich viele Fälle fragmentiert.

Im ersten Fall werden zu einfache Rollen bestimmt, die nicht den Abstraktionsgrad von Wörtern der deutschen Sprache haben. Die zweite Behauptung ist in einer Lesart falsch, in einer anderen uninformativ. Falsch ist die Annahme, daß alle Aspekte des Lebens für die Bedeutung eines Wortes relevant sind. Will man wissen, welche

das sind, so erhält man keine Information. Die dritte Annahme ist, wie bereits häufiger erwähnt, mit der Annahme einer artikulierten Regelung der Bedeutung durch die Grammatik nicht vereinbar. Der Unterschied zwischen der ersten und der dritten Möglichkeit besteht darin, daß im dritten Fall die Unterscheidung zwischen Zeichenbedeutung, Kontext und illokutionärer Rolle vorausgesetzt wird, insofern Wittgenstein annehmen möchte, daß den unterschiedlichen Gebrauchsweisen mehr gemeinsam ist als nur die Zeichenform.

In Anbetracht dieser Sachlage halte ich es für überzeugender, Wittgensteins Ausführungen im *Brown Book* als ein Herausarbeiten bestimmter Aspekte der Netzkonzeption zu betrachten, in dessen Verlauf ihm Fehler unterlaufen. So muß der Versuch, die Bedeutung des Wortes »können« ohne kontrafaktische Bestimmungen zu erklären, mißlingen. An anderer Stelle verwechselt Wittgenstein die Tatsache, daß man manchmal nur schwer feststellen kann, ob jemand liest, mit der Annahme, die Bedeutung des Wortes »lesen« sei in diesem Fall unbestimmt, um nur einige Fehler zu nennen. Wie in den bisher dargestellten Fällen ist es am günstigsten, die Sprachspiele als Beispiele für sprachliche Verständigung und als solche auf der Grundlage der Netzkonzeption zu lesen. Man kann so mit ihrer Hilfe einiges erkennen: Wenn man einer Person intentionale Zustände zuschreibt, so ist ihr Verhalten für die Zuschreibung, anders als Wittgenstein im TS 213 glaubte, kein unartikulierte und damit irrelevantes Beiwerk, das für Bedeutung von Wörtern, die solche Zustände beschreiben keine Rolle spielt, sondern gehört zu den Kriterien für den Gebrauch von solchen Wörtern. Die Bedeutung von Wörtern und Sätzen *basiert* auf ihrer Rolle in Äußerungen und damit wiederum auf deren Rolle im Leben einer Sprechergemeinschaft, ist allerdings nicht darauf reduzierbar.

Ich halte die beschriebene Strategie, die Sprachspiele im *Brown Book* und das, was Wittgenstein mit ihrer Hilfe über sprachliche Bedeutung herauszufinden glaubt, zu deuten, zudem für plausibel, weil man zeigen kann, warum die Fehler, die er macht, aus seiner Sicht naheliegen. Zum anderen ist sein tatsächliches Vorgehen bei der Explikation der Bedeutung einzelner Wörter kaum verständlich, wenn er wirklich die Bedeutung von Äußerungen erklären oder die Rolle eines Satzes im Leben erklären wollte. So stellt er etwa im Kontext der Untersuchung der Bedeutung des Wortes »lesen« fest, daß es bei der Verifikation des Satzes »A liest« nicht immer möglich ist zu entscheiden, ob A tatsächlich liest, unterläßt es allerdings geschickt, aus der Äußerung, daß A liest, Folgerungen abzuleiten, die nur in sehr speziellen Zusammenhängen gelten, wie etwa, daß A zu Hause ist, Folgerungen, die offensichtlich nichts leisten, um die Bedeutung des Wortes »lesen« näher zu bestimmen. Darüber hinaus thematisiert er bei der Analyse der Bedeutung von Wörtern der deutschen Sprache nie die illokutionäre Rolle einer Äußerung, so daß man sagen kann: Trotz aller Fehler, die Wittgenstein bei der Analyse der Bedeutung von Wörtern im *Brown Book* unterlaufen, ist es günstiger sein Vorgehen als einen nur teilweise geglückten Versuch, die Bedeutung von Wörtern und Sätzen zu bestimmen, zu betrachten, als darin den Ansatz zu sehen, die Bedeutung von Äußerungen zu bestimmen. Wenn man das Vorgehen Witt-

gensteins vor dem Hintergrund der Netzkonzeption sieht, kann man ihm also mehr Sinn abgewinnen, als wenn man andere Deutungen vorzieht.

### 8.2.7.2 Wie Wittgenstein den Sprachspielbegriff einführt

Wittgenstein beginnt das *Brown Book* mit einer Reihe von Ein-Situations-Sprachspielen, ehe er eine kurze allgemeine Bestimmung davon gibt, was er unter einem Sprachspiel verstehen möchte. Primär legt er, so läßt dieser gedankliche Aufbau erkennen, mit der Schilderung der einzelnen Sprachspiele paradigmatisch fest, was er unter diesem Begriff verstehen will. Die Reihe der Sprachspiele weist große Ähnlichkeiten zu der bereits betrachteten Folge aus den Vorlesungen auf. Ich möchte sie im folgenden kurz vorstellen und im Detail auf wichtige Unterschiede zu den Vorlesungen hinweisen.

Wie im TS 213 geht Wittgenstein von der Schilderung der Sprachkonzeption des Augustinus zu der einer einfachen Sprache über, in der es nur Wörter bzw. Quasi-Wort-Äußerungen gibt,<sup>33</sup> die nach dem Modell des Wortes »Tisch« funktionieren. Er führt die Sprache ein, indem er ihre Funktion benennt:

Its function is the communication between a builder A and his man B. (*Brown Book*, p. 77)

Wittgenstein weist damit explizit darauf hin, worauf es bei einem solchen einfachen Sprachspiel ankommt: die Verständigung. Das Sprachspiel ist denkbar einfach:

There are cubes, bricks, slabs, beams, columns. The language consists of the words »cube«, »brick«, »slab«, »column«. A calls out one of these words, upon which B brings a stone of a certain shape. (*Brown Book*, p. 77).

Es gibt in diesem Sprachspiel nur vier Wörter und einen illokutionären Akt, den Befehl. Offensichtlich sind die Bedeutungen festgesetzt und nicht erschlossen, und ebenso auffällig ist, obwohl Wittgenstein das nicht erwähnt, daß man es wiederum nur mit Wörtern zu tun hat, die eine andere Bedeutung haben als ihre homophonen Partner in der englischen bzw. deutschen Sprache.<sup>34</sup> Denn das Sprachspiel ist autark:

Let us imagine a society in which this is the only system of language. (*Brown Book*, p. 77)

Diese Autarkie ist nur möglich, wenn man die Sprache lehren kann, ohne begriffliche Mittel zu gebrauchen, die es in dieser Sprache nicht gibt. Wenn man etwa Wörter nur dann im vollen Sinne versteht, wenn man ihre Bedeutung erklären könnte, dann

---

<sup>33</sup>Wie ich oben bemerkt habe, werde ich oft der Einfachheit halber bei der Beschreibung von Ein-Situations-Sprachspielen von Worten sprechen, wenn es tatsächlich um Rollen geht, die einen zu geringen Abstraktionsgrad haben.

<sup>34</sup>Um die Darstellung möglichst einfach zu gestalten, werde ich mich oft so ausdrücken, als seien die betreffenden Textstellen des *Brown Book* ins Deutsche übersetzt, und zwar samt den Worten, die zwischen Anführungszeichen stehen.

hätte man es in solchen einfachen Sprachen überhaupt nicht mit wirklichem Verstehen zu tun. Die begrifflichen Mittel solcher Sprachen sind nicht reichhaltig genug, um Bedeutungserklärungen zuzulassen. So verwendet Wittgenstein nicht den Begriff der Bedeutungserklärung und auch nicht den der hinweisenden Definition, wenn er ausführt, wie man die Sprache lernen kann:

The child learns this language from the grown-ups by being trained to its use. I am using the word »trained« in a way strictly analogous to that in which we talk of an animal being trained to do certain things. It is done by means of example, reward, punishment, and suchlike. (*Brown Book*, p. 77)

Dieses Vorgehen benennt Wittgenstein so:

I will call this procedure »*demonstrative teaching*« of words. (*Brown Book*, p. 77)

Wenn Wittgenstein dieses Sprachlernen als Abrichtung<sup>35</sup> beschreibt, so macht er damit deutlich, wie man die Sprache in einem Prozeß lernen kann, der keinerlei Voraussetzungen erfordert, was beim Schüler bereits vorhandene Sprachkenntnisse angeht. Echte Sprachkompetenz liegt allerdings nur dann vor, wenn der Schüler selbständig über die Abrichtung hinausgehen kann. Denn es gilt immer noch Wittgensteins Feststellung aus MS 114, 2, daß es mit bloßem Abrichten nur »Grammatik in einem degenerierten Sinn« gibt (vgl. MS 114, 2, p. 170). Es ist allerdings nicht mehr notwendig, daß die Sprecher Bedeutungserklärungen geben können.<sup>36</sup> Vielmehr kommt es darauf an, daß jemand, der eine Sprache lernt, die Fähigkeit erwirbt, in der richtigen Weise über die vorgeführten Beispiele hinauszugehen. Die richtige Reaktion, die Ausdruck der vollen Sprachkompetenz ist, liegt also dann vor, wenn der Schüler selbständig von den Lernbeispielen auf andere Fälle extrapolieren kann und das in dem Sinne tut, wie sie vom Lehrer gemeint sind, wobei das Meinen nicht im Sinne eines geistigen Vorgangs zu verstehen ist. Es geht hier offensichtlich um die Frage, wann ein Schüler wirklich eine Regel verstanden hat. Wittgenstein hat im MS 157a eine Antwort darauf gefunden, die er im *Brown Book* wieder aufnimmt. Er verwirft sie dort, allerdings ohne gute Gründe. Tatsächlich benötigt er genau diese Lösung. Ich möchte kurz skizzieren, wie er diese erarbeitet und aus welchem falschen Grund er sie dann für verfehlt hält.

### 8.2.7.3 Exkurs über Regelfolgen

Wittgenstein diskutiert im MS 157a in einem Gedankengang von ungefähr zehn Seiten (handgeschrieben in ein kleines Heft, dessen Format ungefähr DIN-A5 entspricht)

---

<sup>35</sup>Bei der Übersetzung terminologisch wichtiger englischer Begriffe halte ich mich an Wittgensteins eigene Übersetzung. Er hat das *Brown Book* im August 1936 umgearbeitet und dabei ins Deutsche übersetzt. Diese Umarbeitung ist im Rahmen der Suhrkamp-Werkausgabe, Band 5, Teil 2 unter dem Titel *Eine philosophische Betrachtung (Das Braune Buch)* veröffentlicht.

<sup>36</sup>Wittgenstein führt zwar in dem Sprachspiel »Fragen nach dem Namen« hinweisende Erklärungen ein. (*Brown Book*, p. 81 f.) Aber sie spielen keine besondere Rolle. Insbesondere ist die Fähigkeit, Bedeutungen zu erklären, kein Kriterium der vollen Sprachkompetenz.

anhand der Betrachtung unterschiedlicher Sprachspiele<sup>37</sup> zwei Fragen: Worin besteht das Verstehen einer sprachlichen Äußerung im Gegensatz zu einem bloßen Reagieren? Worin besteht es, eine Äußerung als aus mehreren Wörtern zusammengesetzt zu verstehen? Beide Fragen versucht Wittgenstein zu beantworten, indem er ein Sprachspiel betrachtet, das mit den Zeichen »-« und »x« arbeitet:

Sprachspiel: Nach einer Regel gehen. Die Regel heißt z. B. : -xx, d. h. zwei Schritte gehn und zweimal hüpfen. Wir würden -xx eine Regel nennen; aber nur, wenn es der besondere Fall einer allgemeinen Möglichkeit ist, wenn also etwa, jedes Zeichen von der Form: -, x, -x, x-, -x ... etc. in dem Spiel verwendet werden kann. (MS 157a, p. 35, v, p. 36)

Zunächst einmal ist es wichtig, eine Unterscheidung zu treffen, die Wittgenstein oft nicht macht (besonders deutlich ist das im *Brown Book* an den entsprechenden Stellen, an denen es um Regelfolgen geht. Vgl. etwa *Brown Book*, p. 96–100). Ich meine die Unterscheidung zwischen Regelformulierung, Regel und dem Folgen eines Befehls, der in einer geregelten Notation ausgedrückt ist. So ist »-xx« nicht die Regel, sondern die Formulierung einer Regel, obendrein noch eine unvollständige. Sie müßte eigentlich lauten: »Wenn die Zeichenfolge ›-xx‹ geäußert wird, dann gehe zwei Schritte und hüpfе zweimal.« Somit ist die erste Formulierung der Regel, die Wittgenstein an der gerade betrachteten Textstelle gibt, undeutlich, insofern der Imperativ nur angedeutet ist, die zweite unvollständig. Wenn wir die Regel, die Wittgenstein ausdrücken will, betrachten, können wir feststellen: Die Äußerung »-xx« hat die illokutionäre Rolle eines Befehls, und ihre Bedeutung ist durch die genannte Regel festgelegt. Dabei möchte Wittgenstein eine solche Formulierung nur dann den Ausdruck einer Regel nennen, wenn sie wirklich aus den Zeichen, die sie bilden, *logisch* zusammengesetzt ist. In diesem Fall ist auch für andere mögliche Kombinationen der Zeichen ein Sinn bestimmt. Jemand kann dann einer Regel folgen, die den Gebrauch dieser Zeichen regelt, wenn er auf die anderen möglichen Kombinationen entsprechend reagieren kann:

Geben wir ihm eine Regel, wenn wir ihn abrichten sich auf das Zeichen xx- so und so zu bewegen und ihm nun dies Zeichen geben? Nehmen wir auch an, es habe sich gezeigt, daß ein einfaches Zeichen etwa x ihn nicht dazu bringt, sich so zu bewegen. – Wenn wir ihn aber dazu gebracht hätten auf die Zeichen x, -, x-, -x zu handeln, aber sonst auf keine, würden wir dann sagen, er richtet sich nach diesen Zeichen? Wenn er *auf beliebige* Zeichen dieser Art reagierte, würden wir *gewiß* sagen er *richte* sich nach ihnen, sie seien die Regeln nach denen er sich richtet. Im vorletzten Fall wären wir zweifelhaft, – ob wir sein Vorgehen so nennen sollten. Der Ausdruck »sich nach einer Regel richten« ist eben vom letzten Fall hergenommen; ... (MS 157a, p. 39, 40, v, 41)

Zuerst grenzt Wittgenstein regelfolgendes Verhalten von bloßem Reagieren so ab: Es kommt nicht darauf an, ob ein bestimmtes Zeichen deswegen eine bestimmte komple-

---

<sup>37</sup>Es ist im Kontext nicht deutlich, ob die dargestellten Sprachspiele Ein-Situations-Sprachspiele sind oder ob die in ihm gebrauchten Zeichen eine abstrakte Bedeutung haben. Der Unterschied spielt allerdings für den Gedankengang keine Rolle.



xe Zeichenform haben muß, damit es bei dem, der sich nach diesem Zeichen richtet, eine bestimmte Reaktion hervorrufen kann. Das macht es aus logischer Sicht nicht zu einem zusammengesetzten Zeichen. Wichtig ist vielmehr, ob der Handelnde insofern auf die Zeichenform *als* eine zusammengesetzte Zeichenform reagiert, daß er sich *in systematischer Weise* anders *verhält*, wenn die Zeichen in der entsprechenden Weise systematisch variiert werden. Zum Schluß der Diskussion nennt Wittgenstein ein weiteres Kriterium für echtes Regelfolgen:

Regel nennen wir *vor Allem*, was unbegrenzte Anwendung hat. (MS 157a, p. 41)

Man folgt also dann beim Gebrauch von Zeichen einer Regel, wenn man in einer unendlichen Anzahl von Fällen auf die Zeichen entsprechend ihrer Kombination reagieren kann. Dabei ist das zweite Kriterium unabhängig von dem ersten, und, so zeigt die folgende Überlegung, auch grundlegender. Das Problem der richtigen Fortsetzung stellt sich nicht nur in Sprachspielen, in denen man Zeichen zu beliebig vielen Kombinationen zusammensetzen und diese dann verwenden kann, sondern bereits in einem einfachen Sprachspiel wie dem gerade betrachteten aus dem *Brown Book*. So muß das Kind verstehen, daß sich das Wort »Würfel« nicht nur auf den Würfel bezieht, auf den der Lehrer beim Vormachen zeigt, sondern daß der Befehl dieselbe Bedeutung hat, wenn ihn andere als der Lehrer äußern, und er auch an jedem Tag dieselbe Bedeutung hat. Schließlich wäre etwa eine Sprache denkbar, in der ein Wort nur an bestimmten Tagen verwendet werden kann. Man folgt also dann der Regel, wenn man das Zeichen in dem Abstraktionsgrad versteht, den es in der Sprache hat, zu der es gehört.<sup>38</sup> Dieser ist, wie bereits häufiger bemerkt, in den Ein-Situations-Sprachspielen ein geringerer als in der deutschen Sprache.

Im *Brown Book* faßt Wittgenstein die Diskussion des Beispiels aus dem MS 157a zusammen<sup>39</sup>, bestreitet dann, allerdings mit wenig überzeugenden Argumenten, daß man auf diese Weise echtes regelfolgendes Verhalten von bloßem Reagieren unterscheiden kann. Er verwirft seinen eigenen Lösungsvorschlag vielmehr, weil er ihn falsch versteht:

In fact, when we considered the question whether B in 43) was actually guided by the signs, we were all the time inclined to say some such thing as that we could only decide this question with certainty if we could look into the actual mechanism connecting the signs with acting according to them. (*Brown Book*, p. 118)

Die entscheidende Weichenstellung, die Wittgenstein zu dieser Fehldeutung führt, passiert, nachdem er das Folgen-Können kontrafaktisch interpretiert hat, und zwar als die Fähigkeit einer Person, sich unter entsprechenden Bedingungen jeweils der Regel entsprechend zu verhalten (*Brown Book*, p. 100), was beides richtig ist. Wenn

---

<sup>38</sup>Dabei erklärt das Abstrahieren nicht das Regelfolgen, sondern ist lediglich eine andere Beschreibung dafür. Wittgenstein hat also, wie ich ihn verstehe, nichts gegen die Annahme, daß Sprachbeherrschung etwas mit Abstraktion zu tun hat, sondern lediglich gegen die Vermutung, das letztere sei als Erklärung zu verstehen.

<sup>39</sup>Vgl. *Brown Book*, p. 99 f.

Wittgenstein dann die Folgerung zieht, mit dem Hinweis auf die Fähigkeit einer Person sei ein bestimmter physikalischer oder geistiger Zustand der Person, den man nicht finden könne, gemeint, so ist das falsch.<sup>40</sup> Eine Fähigkeit kann aus kategoriellen Gründen kein Zustand sein. Es gibt keinen Grund, warum man die Fähigkeit nicht kontrafaktisch beschreiben sollte, ohne dabei auf einen Zustand, sei er geistig oder physikalisch, zu verweisen. Dies ist im Gegenteil die einzige Möglichkeit, den Begriff der Kompetenz, wie Wittgenstein ihn verwendet, in sinnvoller Weise zu interpretieren. Der Fehler, der ihm hier unterläuft, ist derselbe wie im TS 213: Daß die Dispositionsbasis mit dem Hinweis auf einen bestimmten Zustand erklärt werden muß, schließt nicht aus, daß man den Inhalt der Disposition auf einer anderen Ebene beschreiben muß, so daß dieser kontrafaktisch charakterisiert wird<sup>41</sup>.

Damit ist der Exkurs über Regelfolgen abgeschlossen, und ich möchte wieder zur Betrachtung des Sprachspiels mit den Worten »slab« etc. zurückkommen. In seinem Kommentar zu dem Sprachspiel weist Wittgenstein wie an der entsprechenden Stelle in den Vorlesungen (vgl. *Vorlesungen*, p. 278) darauf hin, daß der Ein-Wort-Satz so gut ist wie der Satz der deutschen Sprache »Bring mir eine Platte.« Den kommunikativen Zweck im Sprachspiel erreicht man mit dem Wort ebenso wie mit dem Satz der deutschen Sprache. Wieder betont Wittgenstein, daß man auch in der deutschen Sprache das Wort »Platte« als elliptischen Befehl äußern kann, ohne im Geiste den vollständigen Satz »Bring mir eine Platte!« auszusprechen. Allerdings geht er in diesem Zusammenhang weiter als in den Vorlesungen, indem er erläutert, wann man im Sprachspiel einen Satz als aus vier Wörtern zusammengesetzt meint:

One is tempted to answer: He *means* all four words if in his language he uses that sentence in contrast with other sentences in which these words are used, such as, for instance, »Take these two bricks away«. . . . And we are inclined to say that all that is really relevant is that these contrasts could exist in the system of language which he is using and that they need not in any sense be present in his mind when he utters his sentence. (*Brown Book*, p. 78)

Wittgenstein greift hier auf das zurück, was er an der gerade betrachteten Stelle im MS 157a erarbeitet hat. Eine Äußerung im Sprachspiel ist zusammengesetzt, insofern man einzelne Teile austauschen kann und auch für diese Äußerung im Rahmen des Sprachspiels eine Bedeutung festgelegt ist. Für einen Befehl heißt das, daß es bestimmt sein muß, was auf seine Äußerung hin im entsprechenden Zusammenhang zu tun ist. Eine Äußerung als aus vier Wörtern zusammengesetzt zu meinen bedeutet, ihre entsprechenden Abwandlungen zu verstehen. Es bedeutet nicht, daß man, während man den *einen* zusammengesetzten Befehl äußert, diesen im Kontrast zu anderen möglichen

---

<sup>40</sup>Vgl. hierfür die *Brown Book*, p. 100: »... And if we say this, it seems to us that the ›ability‹ to carry out other orders is a particular state of the person carrying out the orders of 42).«

<sup>41</sup>Dieser Fehler wurde oben bereits näher untersucht, als es darum ging zu erklären, warum Wittgenstein etwas gegen die Annahme hat, regelfolgendes Verhalten könne sich von anderem Verhalten dadurch unterscheiden, daß der Handelnde im ersten Fall bestimmte Dispositionen hat (vgl. oben, Abschnitt 7.8.2).

Befehlen *meinen* muß, wenn das Meinen im Sinne einer intentionalistischen Theorie aufzufassen ist.<sup>42</sup>

Im Sprachspiel (2) wird die Sprache aus Sprachspiel (1) um die Zahlwörter »eins« bis »zehn« erweitert. Wieder schildert Wittgenstein die Lernsituation und die Anwendung. Beide Wortarten werden hinweisend eingeführt:

The use of the numerals will be taught demonstratively. But now the same word, e. g. »three«, will be taught by pointing either to slabs, or to bricks, or to columns, etc. And on the other hand, different numerals will be taught by pointing to groups of stones of the same shape. (*Brown Book*, p. 79)

Wittgensteins Kommentar dazu lautet:

And this shows us that by introducing numerals we have introduced an entirely different *kind* of instrument into our language. The difference of kind is much more obvious when we contemplate such a simple example than when we look at our ordinary language with innumerable kinds of words all looking more or less alike when they stand in the dictionary. (*Brown Book*, p. 79)

Wörter werden an dieser Textstelle explizit nicht als Teile von Sätzen bestimmt, sondern als Teile des Sprachspiels, unterschiedliche Wortarten durch die jeweils unterschiedliche Funktion im Sprachspiel. Und diese äußert sich darin, daß die Teilnehmer am Sprachspiel mit den Wörtern einer Wortart in systematischer Weise anders umgehen als mit denen einer anderen Wortart.

Dann präsentiert Wittgenstein ein Sprachspiel (Sprachspiel 3), in dem Eigennamen vorkommen:

If A calls the name, B brings the object. The demonstrative teaching of a proper name is different again from the demonstrative teaching in the cases 1) and 2). (*Brown Book*, p. 80)

Hinweisende Erklärungen von Wörtern bzw. Instrumenten unterschiedlicher Art unterscheiden sich also nicht dadurch voneinander, daß man die hinweisenden Gesten anders meint, wenn man das im Sinne einer intentionalistischen Auffassung deutet:

(Remark: this difference does not lie, however, in the act of pointing and pronouncing the word or in any mental act (meaning) accompanying it, but in the role which the demonstration (pointing and pronouncing) plays in the whole training and in the use which is made of it in the practice of communication by means of this language.) (*Brown Book*, p. 80)

Wittgenstein versucht an der gerade betrachteten Textstelle anzugeben, wodurch bestimmt ist, welche Wortart der Lehrer durch eine hinweisende Geste lehrt. Wieder ist er weiter als an der entsprechenden Stelle in den Vorlesungen. Dort stellte er nicht die Frage, was es ausmacht, daß ein- und dieselbe Zeigegeste zum Lehren des Gebrauchs

---

<sup>42</sup>Ayer weist in diesem Zusammenhang auf das Problem hin, daß diese Sprachspiele im *Brown Book* autonom sind, ohne aus dieser Feststellung Konsequenzen abzuleiten. (Ayer 1985, p. 52, 54)

von Instrumenten unterschiedlicher Art verwendet werden kann. Wieder weist Wittgenstein die intentionalistische Theorie zurück, nach der der Unterschied darin liegt, daß man etwas anderes meint, während man zeigt:

We are inclined to say the difference is that we *mean* something different in the two cases. And »meaning« here is to be some sort of mental process taking place while we point. (*Brown Book*, p. 80)

Wir finden, so lautet Wittgensteins Argument, keine »charakteristischen geistigen Akte«, die das jeweilige Zeigen immer begleiten müssen. Seine positive Auskunft ist an der oben betrachteten Stelle dagegen nicht ausreichend. Der Unterschied liegt ihr zufolge darin, welche Rolle dieses Zeigen und Aussprechen im Lehren und im Gebrauch der Sprache hat. Ich halte diese Behauptung insofern für falsch, als das Zeigen im Sprachgebrauch gar nicht vorzukommen braucht. Etwas besser ist Wittgensteins Bestimmung am Ende des betrachteten Gedankengangs:

The difference, one might say, does not lie in the act of demonstration, but rather in the surrounding of that act in the use of language. (*Brown Book*, p. 80)

Man kann diese Stelle so lesen, daß die hinweisende Geste auch im Sprachgebrauch vorkommen muß, und hat dann das Problem, auf das ich gerade hingewiesen habe. Es gibt allerdings auch die andere Lesart: Nach ihr gehört auch der Gebrauch des Wortes ohne Zeigegeste zur Umgebung des Zeigens. Dies ist nichts anderes als die zutreffende Feststellung, daß der Sprecher, der ein Wort, das er versteht, hinweisend lehrt, die Geste dann anders meint, wenn das Wort einen anderen Gebrauch in der Sprache hat. Wenn das hinweisend gelehrt Wort in der Sprache anders benutzt wird, dann zählt auch das zur Umgebung des Zeigens.

Im *Braunen Buch*, einer Umarbeitung des *Brown Book* aus dem Jahr 1936, deutet Wittgenstein die Stelle noch einmal anders. Statt von der Umgebung des Zeigens spricht er dort davon, »was ihm vorhergeht ... und was ihm folgt« (*Braunes Buch*, p. 120) und verweist dann auf unterschiedliche »charakteristische Weisen«, die das Zeigen auf eine Form, eine Farbe, einen Umfang etc. begleiten.<sup>43</sup> Damit sind etwa unterschiedliche Handbewegungen gemeint, mit denen man eine Form nachzeichnet, aber nicht eine Farbe. Allerdings, und das sagt Wittgenstein nicht, beziehen auch diese »charakteristischen Weisen« ihre Bedeutung daraus, was mit dem so eingeführten Wort in der Sprachpraxis, also in der Verständigung getan wird. Daran orientiert sich das Verhalten des Lehrers, wenn er den Schüler korrigiert. Und auch diese Korrekturhandlungen müssen, so meine ich, zur Umgebung des Zeigens gerechnet werden. Man muß sich allerdings wieder vor Augen führen, daß es auch in diesem Zusammenhang um eine Sprache geht, deren Wörter und Sätze nicht den Abstraktionsgrad von Wörtern und Sätzen der deutschen Sprache haben.

---

<sup>43</sup>Diese Bestimmung ist typisch für Wittgensteins Vorliebe, die Umstände einer Äußerung als für die Bedeutung der geäußerten Worte relevant zu betrachten.

Im Sprachspiel (4) werden indexikalische Ausdrücke eingeführt. Wittgenstein weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß diese nicht die eigentlichen Eigennamen sind, wie Russell und er selbst in seiner Frühphilosophie glaubten:

But should we say that thereby he gives a place the name »there«? Remember that the pointing gesture in this case is part of the practice of communication itself. (*Brown Book*, p. 80)

Bei indexikalischen Ausdrücken gehört die Zeigegeste nicht nur zum vorzeigenden Lehren, sondern ist auch in der Praxis der Sprache nötig. Damit ist deutlich, daß man dadurch keine Namen für einen Ort eingeführt hat. Denn sie sind ohne eine hinweisende Geste verständlich.

Im Sprachspiel (5) werden neue illokutionäre Rollen eingeführt:

Questions and Answers: A asks »How many slabs?« B counts them and answers with the numeral. (*Brown Book*, p. 81)

Wieder werden die illokutionäre Rolle und die Bedeutung der verwendeten Worte dadurch bestimmt, zu welchen Handlungen sie im Sprachspiel führen.<sup>44</sup> So erwähnt Wittgenstein, daß der, dem die Frage gestellt wurde, die in der Frage bezeichneten Gegenstände zählt und dann die entsprechende Ziffer nennt.

Die hier beschriebenen Sprachspiele sind mit den oben betrachteten in den Vorlesungen zum großen Teil identisch (vgl. *Vorlesungen*, p. 276–279). Sie werden nach und nach mit Wörtern unterschiedlicher Funktionen, wie Zahlworte und Eigennamen, sowie um unterschiedliche illokutionäre Akte, wie Frage und Antwort, angereichert, und man erkennt, wenn man sie betrachtet, wie die Funktion von Worten im Sprachspiel bestimmt ist. Neu sind die differenzierteren Kommentare Wittgensteins sowie die Tatsache, daß die Sprachspiele bereits mit Nennung ihrer Funktion eingeführt und Wörter als Instrumente in den Sprachspielen bezeichnet werden. Zudem spricht Wittgenstein nur noch von zeigendem Lehren und muß sich so, anders als in den *Vorlesungen*, nicht mehr damit beschäftigen, ob man es hier mit einer vollständigen oder einer defizienten hinweisenden Definition zu tun hat. Wieder gilt meine Kritik, daß in diesen Spielen Rollen mit einem zu geringen Abstraktionsgrad eingeführt werden. Denn wieder hat man es mit Ein-Situations-Sprachspielen zu tun: Die Bedeutung der Worte ist nur für den Kontext des Häuserbaus bestimmt. Darüber hinaus haben die einzelnen Sprachen nur einen sehr geringen Vorrat an Worten und illokutionären Rollen. Wenn man die Sprachspiele entgegen Wittgensteins Intention als Beispiele aus der Praxis der deutschen Sprache betrachtet, dann zeigen sie nichts Neues.

Betrachten wir jetzt, was Wittgenstein im Anschluß an diese Textstellen *über* den Sprachspielbegriff sagt:

Systems of communication as for instance 1), 2), 3), 4), 5) we shall call »language games«. They are more or less akin to what in ordinary language we call games. Children

---

<sup>44</sup>Dieses Vorgehen ist deswegen nicht instrumentalistisch, weil es nicht um beliebige Wirkungen geht, sondern um den Zweck der Äußerung, der durch die Regeln des Sprachspiels bestimmt ist.

are taught their native language by means of such games, and here they even have the entertaining character of games. We are not, however, regarding the language games we describe as parts of a language, but as languages complete in themselves, as complete systems of human communication. To keep this point of view in mind, it very often is useful to imagine such a simple language to be the entire system of communication of a tribe in a primitive state of society. Think of primitive arithmetics of such tribes.

When the boy or grown-up learns what one might call special technical languages, e. g., the use of charts and diagrams, descriptive geometry, chemical symbolism, etc., he learns more language games. (*Brown Book*, p. 81)

Neu gegenüber den bisherigen Bestimmungen des Sprachspielbegriffs ist hier der Ausdruck »Systeme der Verständigung«. Es ist das erste Mal, daß Wittgenstein explizit sagt, worauf es ihm bei der Beschreibung und Analyse der Sprachspiele wirklich ankommt: Es geht darum zu zeigen, wie sprachliche Verständigung funktioniert und wie man die Bedeutung von Wörtern und Sätzen aus dieser Perspektive konzipieren kann. Das heißt für Wittgenstein, wie man in all den betrachteten Sprachspielen in den Vorlesungen und im *Brown Book* sehen kann, die Bedeutung einzelner sprachlicher Ausdrücke relativ zum Sprachspiel zu festzulegen. Wittgenstein macht damit erstmals explizit, worin Sprachspiele einer Sprache wie der deutschen analog sind: Beide sind regelbestimmte Systeme der Verständigung. Im Sprachspiel kann man aufgrund seiner Einfachheit wesentlich plastischer zeigen, daß die Bedeutung der Ausdrücke durch die Rolle in der Verständigung festgelegt ist. Wieder macht Wittgenstein nicht deutlich, daß nicht jede Form der geregelten Verständigung so abstrakte Rollen bestimmt, wie sie Wörter und Sätze der deutschen Sprache haben. All die anderen Merkmale von Sprachspielen, die er an der gerade betrachteten Textstelle erwähnt, nennt er bereits in den zuvor betrachteten Schriften. Der, wie ich meine, wenig brauchbare Hinweis auf Fachsprachen tauchte in den Vorlesungen auf. Ansonsten ist alles wie gehabt: Sprachspiele sind keine Teile der deutschen Sprache, sondern autarke, einfache Sprachen, die man sich wahlweise als Aktivität vorstellen kann, in deren Rahmen Kinder sprechen lernen, oder als Sprache eines primitiven Stammes. Sie sind vollständig, weil die Regeln der Verständigung konstitutiv sind.

Was es bedeutet, Wörter und Sätze mit Bezug auf ihre Rolle im Sprachspiel zu bestimmen, das beschreibt Wittgenstein an der folgenden Stelle zum ersten Mal *explizit*:

First let us distinguish between sentences and words. A sentence I will call every complete sign in a language game, its constituent signs are words. (this is merely a rough and general remark about the way I will use the words »proposition« and »word«.) A proposition may consist of only one word. ... According to the role which propositions play in a language game, we distinguish between orders, questions, explanations, descriptions and so on. (*Brown Book*, p. 82)

Ein wichtiger Unterschied zu der entsprechenden Stelle in den Vorlesungen (*Vorlesungen*, p. 280), an der es Wittgenstein dem Belieben anheim stellt, wie man zwischen Wörtern und Sätzen unterscheiden will, ist die Wieder-Etablierung einer nicht-willkürlichen Unterscheidung zwischen Wörtern und Sätzen mit Bezug auf ihre Rolle

im Sprachspiel. »Satz« möchte Wittgenstein ein komplettes Zeichen<sup>45</sup> im Sprachspiel nennen. Ein Zeichen ist, wie seine Erläuterungen zeigen, dann vollständig, wenn man mit ihm einen vollständigen Zug, also einen illokutionären Akt, ausführen kann.<sup>46</sup> Wörter sind dann logisch relevante Teile eines solchen Zeichens. Man kann in Sprachspielen allerdings auch einen Zug ausführen, indem man ein einziges Wort äußert. In diesem und auch nur in diesem Fall kann man es als Wort *und* Satz bezeichnen.<sup>47</sup> Wie Wittgenstein vor diesem Hintergrund verschiedene Wortarten unterscheiden will, wird an der folgenden Textstelle deutlich:

Amongst the words we see groups of words with similar functions. We can easily see a similarity in the use of the words »one«, »two«, »three« etc. and again one in the use of »slab«, »column« and »brick«, etc. and thus we can distinguish parts of speech. (*Brown Book*, p. 83)

Wortarten werden also nicht über ihren unterschiedlichen Beitrag zum Satz bestimmt, sondern durch ihre Rolle in der Kommunikation. Wörter sind »parts of speech«: Der Gebrauch von Wörtern, von dem Wittgenstein hier spricht, ist nicht der in Sätzen, sondern der in Quasi-Äußerungen. Allerdings lassen sich Unterschiede in der Funktion zwischen Wörtern wie »vier« und »grün« auf die Unterschiede zwischen ihren homophonen Partnern im Ein-Situations-Sprachspiel abbilden. Für Wörter gleicher Funktion sind im Sprachspiel in relevanter Hinsicht ähnliche Reaktionen bestimmt. So gibt es etwa für den Gebrauch von Farbwörtern Muster, für indexikalische Ausdrücke und Eigennamen nicht.

#### 8.2.7.4 Sprachspiele im *Brown Book* – erste Ergebnisse

Wittgenstein benennt zum ersten Mal, worauf es ihm bei Sprachspielen ankommt: Sie sind Systeme der Verständigung. In Anbetracht dieser sehr expliziten Ausführungen ist es erstaunlich, warum er nicht erkennt, daß er im Ein-Situations-Sprachspiel nur die Bedeutung von WORTEN und SÄTZEN, also Rollen mit einem geringeren Abstraktionsgrad bestimmt. Fassen wir noch einmal zusammen:

Die Bedeutung und die Funktion von WÖRTERN wird relativ zu Sprachspielen bestimmt. WÖRTER sind »Instrumente« im Sprachspiel. SÄTZE sind vollständige Züge im Sprachspiel. Sprachbeherrschung ist also eine komplexe Handlungskompetenz, sich mit Quasi-Äußerungen zu verständigen. Erklärungen spielen keine besondere Rolle für das Lehren von Bedeutungen. Dieses ist ein reines Abrichten bzw. ein

---

<sup>45</sup>Der Herausgeber des *Brown Book* weist an dieser Textstelle darauf hin, daß Wittgenstein hier die Wörter »sentence« und »proposition« austauschbar verwendet.

<sup>46</sup>Diese Konzeption von »Satz als Zug im Spiel« übernehmen Baker und Hacker. (*KBH1*, p. 280)

<sup>47</sup>Zur Klärung des Problems, inwiefern sich der Befehl »Zwei Ziegelsteine« aus den Wörtern »zwei« und »Ziegelsteine« zusammensetzt, die einzelnen Buchstaben »z«, »w«, »e« etc. aber nicht als Konstituenten des Befehls in Frage kommen, könnte man zwei Lösungen anbieten. Man könnte einmal auf die Kontrasttheorie der Bedeutung verweisen. Zum zweiten könnte man anführen, daß in der Lehrpraxis der Sprache nicht auf Buchstaben als bedeutungsstragende Einheiten Bezug genommen wird.

»zeigendes Lehren«<sup>48</sup>. Die Bedeutung eines WORTES ist damit nicht anhand seiner Rolle in Sätzen über deren Positionen im Netz bestimmt. Folgerungen, die für die Bestimmung des Platzes von Sätzen maßgeblich sind, spielen keine Rolle. Sie kommen in den geschilderten Sprachen nicht vor.

Offensichtlich ist die Rolle von WÖRTERN und SÄTZEN im Ein-Situations-Sprachspiel anders bestimmt als die von Wörtern und Sätzen in der Netzkonzeption. WÖRTER und Wörter, SÄTZE und Sätze sind offensichtlich unterschiedliche Dinge. Und das muß so sein. Wenn die Identität von Wörtern und Sätzen durch die Rolle in einer abstrakten Struktur bestimmt ist, dann kann man es nicht mit Wörtern und Sätzen zu tun haben, wenn diese abstrakte Struktur überhaupt nicht besteht. Unter dem Gesichtspunkt der Verständigung sind die Ein-Situations-Sprachspiele Sprachen wie die deutsche. Wie bereits festgestellt gehört zur deutschen Sprache eine bestimmte abstrakte Struktur, die sich in der Verständigung konstituiert, und diese fehlt solchen einfachen Sprachspielen. Wieder kann man also anhand der Betrachtung der Ein-Situations-Sprachspiele erkennen, daß nicht jede geregelte Verständigung Rollen vom Abstraktionsgrad von Wörtern der deutschen Sprache bestimmt. Allerdings ist dieser Effekt von Wittgenstein nicht beabsichtigt.

Im weiteren Verlauf des *Brown Book* bemerkt Wittgenstein erstmals, daß er aus der Feststellung, Sprachspiele seien einfacher als die deutsche Sprache, eine Konsequenz ziehen muß. Während er bis dahin, mit wenigen Ausnahmen, im Sprachspiel stets Wortformen der deutschen oder englischen Sprache verwendet hat und durch diese Darstellung suggerierte, sie hätten eine ähnliche Bedeutung<sup>49</sup> wie ihre homophonen Partner in der deutschen bzw. englischen Sprache, erkennt er nun, daß diese Annahme erst gerechtfertigt werden muß. Dabei nimmt er zum ersten Mal explizit eine andere Perspektive ein. Während er die deutsche Sprache immer aus der Innenperspektive, also der eines Sprechers, der diese Sprache gebraucht, beschreibt, betrachtet er an den folgenden Textstellen des *Brown Book* die Sprache eines Stammes aus der Außenperspektive. Ich möchte im folgenden zeigen, welche Erkenntnis Wittgenstein dadurch gewinnt, daß er die Außenperspektive explizit zum Thema macht, und daß er die Übersetzungsproblematik nicht lösen kann.

### 8.2.7.5 Sprache im Leben der Gesellschaft

Im *Brown Book* beschreibt Wittgenstein auch Sprachspiele, die autarke Mehr-Situations-Sprachspiele bzw. Vollsprachen sind, um in der bereits beschriebenen Weise die Bedeutung von Wörtern der deutschen Sprache zu erklären. In einem längeren Ge-

---

<sup>48</sup>Diese Formulierung ist Wittgensteins eigene Übersetzung von »demonstrative teaching« im *Braunen Buch*, p. 117.

<sup>49</sup>Darauf, daß die Bedeutung nicht identisch ist, hat er bereits in den Vorlesungen hingewiesen, als er deutlich machte, daß das Wort »Ziegelstein« im Sprachspiel eine andere Rolle hat als in der deutschen Sprache. Er hat allerdings nicht die Frage gestellt, woher man überhaupt weiß, daß man es mit einem Wort zu tun hat, mit dessen Äußerung man sich auf Ziegelsteine beziehen kann.



dankengang geht es wieder darum, was die Bedeutung des Wortes »können« bzw. des Wortes »can« ist:

Let us see what role the words »can« or »to be able to« play in our language. Consider these examples: ... (*Brown Book*, p. 100)

Es folgt eine Reihe unterschiedlicher Sprachspiele, anhand derer Wittgensteins verschiedene »charakteristische Merkmale« der Bedeutung der Worte »can« oder »to be able to« bzw. »können« zeigen will. Daß man es mit Voll-Sprachen zu tun hat, erkennt man auch daran, daß er darauf hinweist, seine Beschreibung stelle nur einen Ausschnitt aus der Sprachpraxis der primitiven Gesellschaft dar. Diese Bemerkung findet man im Kontext eines Gedankengangs, in dem sich Wittgensteins erstmals explizit Gedanken darüber macht, daß sich bei autarken Sprachen ein Übersetzungsproblem stellt. An der folgenden Textstelle, der die Schilderung bestimmter kriegerischer Übungen eines Stammes vorangeht, wird Wittgenstein auf das Problem aufmerksam, daß gerechtfertigt werden muß, in den Äußerungen der Sprachspiele Worte der deutschen bzw. englischen Sprache<sup>50</sup> zu gebrauchen:

It is an important remark concerning this example and others which we give that one may object to the description which we give of the language of a tribe, that in the specimens we give of their language we let them speak English, thereby already presupposing the whole background of the English language, that is, our usual meanings of the words. Thus if I say that in a certain language there is no special verb for »skipping«, but that this language uses instead the form »making the test for throwing the boomerang«, one may ask how I have characterized the use of the expressions, »make a test for« and »throwing the boomerang«, to be justified in substituting these English expressions for whatever their actual words may be. (*Brown Book*, p. 102)

Bei seinen Überlegungen zur mit den Sprachspielen verbundenen Übersetzungsproblematik bemerkt Wittgenstein, daß ein so kleiner Ausschnitt der Sprache wie der, auf den sich die Ein-Situations-Sprachspiele beschränken, nicht ausreicht, um eine Übersetzung eines Wortes aus dieser Sprache ins Englische zu begründen:

To this we must answer that we have only given a very sketchy description of the practices of our fictitious language, in some cases only hints, but that one can easily make these descriptions more complete. Thus in 48) I could have said that the examiner uses orders for making the men go through the tests. These orders all begin with one particular expression which I could translate into the English words, »Go through the test«. And their expression is followed by one which in actual warfare is used for certain actions. Thus there is a command upon which men throw their boomerangs and which therefore I could translate into, »Throw the Boomerangs«. Further, if a man gives an account of the battle

---

<sup>50</sup>Ich möchte den Leser in diesem Zusammenhang noch einmal darauf hinweisen, daß ich die Textstellen der Einfachheit halber meist so behandle, als ob sie in deutscher Übersetzung zitiert würden. Das heißt, ich werde davon sprechen, daß Wittgenstein die Bedeutung des Wortes »können« betrachtet. Auf diese Weise wird es möglich sein, die Unterschiede zwischen dem Wort »KÖNNEN« und dem Wort »können« klarer herauszuarbeiten, insofern es deutlich wird, daß man bei dem zweiten Wort einfach disquotieren kann und bei dem ersten nicht, ohne daß zusätzlich noch vom Englischen ins Deutsche übersetzt werden muß.

to his chief, he again uses the expression I have translated into »throw a boomerang«, this time in a description. (*Brown Book*, p. 102)

Wittgenstein thematisiert in diesem Zusammenhang erstmals das Problem, daß man die Wörter eines Sprachspiels nicht einfach homophon übersetzen kann, wenn es eine autarke Sprache ist, und deshalb beschreibt er die autarke Sprache ausführlicher. Ansonsten ist er wiederum ungenau im Umgang mit diesem Problem. So geht es nicht darum, wie der Gebrauch von Ausdrücken wie »throwing the boomerang« charakterisiert ist, denn diese werden offensichtlich in ihrer Bedeutung gebraucht, die sie in der englischen Sprache haben, sondern es muß geklärt werden, welche Bedeutung *die* Wörter der primitiven Sprache haben, die durch Wörter der deutschen bzw. englischen Sprache übersetzt werden. Auch in der Fortsetzung des Gedankengangs überzeugt Wittgensteins Umgang mit den Details der Übersetzung nicht. Das Grundproblem, das ich oben dargestellt habe, erkennt er ebensowenig: Nur wenn die fremde Sprache ähnlich kompliziert ist wie die deutsche bzw. englische Sprache, kann man homophon übersetzen. Dann erreicht man allerdings keinen Gewinn durch Einfachheit.

Es folgt ein Sprachspiel, in dem es wieder darum geht, die Bedeutung des Wortes »can« bzw. »können« zu erklären. Ich möchte vorführen, wie wenig Wittgenstein die Übersetzungsproblematik in den Griff bekommt und wie das, was er zeigen will, besser gelingt, wenn man statt der autarken Sprache ein ähnlich konstruiertes Beispiel aus dem Gebrauch der deutschen Sprache betrachtet:

Imagine a tribe in whose language there is an expression corresponding to our »He has done so and so«, and another expression corresponding to our »He can do so and so«, this latter expression, however, being only used where its use is justified by the same fact which would also justify the former expression. Now what can make me say this? They have a form of communication which we could call narration of past events because of the circumstances under which it is employed. There are also circumstances under which we should ask and answer such questions as »Can so and so do this?« Such circumstances can be described, e.g. by saying that a chief picks men suitable for a certain action, say crossing a river, climbing a mountain, etc. As the defining criteria of »the chief picking men suitable for this action«, I will not take what he says but only the other features of the situation. The chief under these circumstances asks a question which as far as its practical consequences go, would have to be translated by our »Can so and so swim across this river?« This question however, is only answered affirmatively by those who actually have swum across this river. This answer is not given in the same words in which under the circumstances characterizing the narration he would say that he has swum across this river, but it is given in the terms of the question asked by the chief. On the other hand, this answer is not given in cases in which we should certainly give the answer, »I can swim across this river«, if, e. g., I had performed more difficult feats of swimming though not just that of swimming across this particular river. (*Brown Book*, p. 103 f.)

Der entscheidende Gedankengang hat folgende Struktur: In der Sprache eines Stammes sollen Formulierungen der Form »S KANN p-en« (Sätze der Form K) deutschen Sätzen der Form »S kann p-en« und Formulierungen der Form »S HAT GE-P-T« (Sät-

ze der Form *H*) Sätzen der Form »*S* hat ge-p-t« entsprechen, wobei der erste Satz der autarken Sprache nur gebraucht wird, wenn *S* schon ge-p-t hat.<sup>51</sup> Die näheren Umstände beschreibt Wittgenstein folgendermaßen: Bei diesem Stamm wählt der Häuptling unter bestimmten Umständen Personen aus, die dafür geeignet sind, einen Fluß *P* zu durchschwimmen. In solchen Kontexten stellt er die Frage: »KANN *S* den Fluß ›*P*‹ durchschwimmen?« (Satz »*p*?«) Diese Frage wird im Hinblick auf eine Person *S* nur zustimmend beantwortet, wenn sie den Fluß *P* bereits durchschwommen hat, allerdings nicht, wenn sie bereits über breitere Flüsse mit gleicher Strömung geschwommen ist oder wenn es sonst gute Gründe gibt, ihr die Leistung, durch den Fluß *P* zu schwimmen, zuzutrauen. Der Satz »*S* HAT DEN FLUSS DURCHSCHWOMMEN« (Satz »*q*«) wird in dieser Gesellschaft nur im Kontext von Erzählungen gebraucht, die Sätze »*p*?« und »*p*« nur, wenn es um die Auswahl für die dargestellten Zwecke geht.

Offensichtlich finden wir in diesem Sprachspiel wieder denselben Fehler wie bei dem entsprechenden Sprachspiel aus den Vorlesungen: Die Darstellung, die Wittgenstein gibt, ist in sich widersprüchlich. Weil er mit dem Sprachspiel etwas über die Bedeutung des Wortes »können« der deutschen Sprache herausbekommen will, muß die Formulierung »corresponding to ...« so gelesen werden, daß die Sätze der fremden und der deutschen Sprache ineinander übersetzt werden können. Diese Annahme, daß Sätze der Form *K* mit Sätzen der deutschen Sprache übersetzt werden können, die das Wort »können« enthalten, ist nicht überzeugend. Wenn der Häuptling tatsächlich nur Personen auswählt, die den Fluß »*P*« bereits durchschwommen haben, und nicht solche, die es aller Wahrscheinlichkeit nach können, so gibt es keinen guten Grund den Satz »*p*« mit dem Satz »*S* kann den Fluß ›*P*‹ durchschwimmen« zu übersetzen, auch nicht die Tatsache, die Wittgenstein anführt, daß *wir* unter den geschilderten Umständen fragen würden, ob jemand den Fluß durchschwimmen kann.<sup>52</sup> Die richtige Übersetzung des Satzes »*p*« ist vielmehr: »*S* hat den Fluß ›*P*‹ durchschwommen«. Die Zusatzangabe, daß der Satz »*p*« nur in Antworten auf Fragen und der Satz »*q*« nur in Erzählungen gebraucht wird, verkompliziert die Sache unnötig und lenkt von dem Fehler ab, daß das Wort »KÖNNEN« im Sprachspiel nicht die Bedeutung des Wortes »können« hat. Statt das zu bemerken, widmet sich Wittgenstein im Anschluß an die gerade betrachtete Textstelle der Unterscheidung zwischen den Umständen der Äußerung eines Satzes und seinen Erfüllungsbedingungen. So schreibt er:

By the way, have the two phrases »He has done so and so« and »He can do so and so« the same meaning in this language or have they different meanings? If you think about it, something will tempt you to say the one, something to say the other. This only shows

---

<sup>51</sup>Ich behandle die Textstellen, wie ich bereits mehrfach gesagt habe, der Einfachheit halber so, als wäre sie ins Deutsche übersetzt und als spräche Wittgenstein folglich von einer Übersetzung in die deutsche Sprache. Das erleichtert meine Darstellung, weil es die einfache Disquotierung der Äußerungen in Wittgensteins Text ermöglicht.

<sup>52</sup>Findlay weist in diesem Zusammenhang ebenfalls darauf hin, daß die Bedeutung von »p-en können« allgemeiner ist als die von »ge-p-t haben«, weswegen beide Formulierungen nicht dasselbe bedeuten können. (Findlay 1984, p. 158)

that the question has here no clearly defined meaning. All I can say is: If the fact that they only say »He can ...« if he has done ... is your criterion for the same meaning, then the two expressions have the same meaning. If the circumstances under which the expression is used make its meaning, the meanings are different. (*Brown Book*, p. 104)

Die Antwort auf die Frage, ob die Sätze der Form » $p$ « und » $q$ « in der Sprache des Stammes dieselbe oder eine unterschiedliche Bedeutung haben, wie sie Wittgenstein gibt, ist zwar in Maßen überzeugend. Er unterläßt es allerdings, darauf hinzuweisen, daß wir in solchen Fällen unter anderem deswegen keine eindeutige Antwort geben können, weil solche Fälle in der deutschen Sprache kaum vorkommen. Sätze der deutschen Sprache sind gerade in der Weise abstrakt, daß man sie in der Regel unter den unterschiedlichsten Umständen gebrauchen kann. Der Leser sollte sich weiterhin einprägen, daß Wittgenstein in diesem Zusammenhang von pragmatischen Umständen der Äußerung spricht, während er mit dem Ausdruck »Umstände der Äußerung« später unterschiedliche Umstände der Erfüllungsbedingungen bezeichnen wird.

Insofern Wittgenstein mit diesem Sprachspiel etwas über die Bedeutung des Wortes »können« der deutschen Sprache sagen will, und das geht aus dem Kontext hervor, muß man es anders rekonstruieren. Was er eigentlich zeigen möchte, ist dieses: Für den Gebrauch des Wortes »können« gibt es, so Wittgensteins Sicht der Dinge, in der deutschen Sprache unterschiedliche Kriterien.<sup>53</sup> Eines davon ist, daß die Aussage » $S$  kann  $p$ -en« dann wahr ist, wenn  $S$  schon  $ge$ - $p$ - $t$  hat. Es kann allerdings mit anderen Kriterien kollidieren, was man daran erkennt, daß man die Behauptung, » $S$  kann  $p$ -en« trotz der Tatsache, daß  $S$  schon  $ge$ - $p$ - $t$  hat, oft zurückziehen würde, wenn es  $S$  bei einem erneuten Versuch nicht gelingt zu  $p$ -en. Eine einfache Möglichkeit, das zu zeigen, bestände darin, eine Situation zu beschreiben, in der sich beide Kriterien widersprechen, und zwar mit und in der deutschen Sprache:

Zum Zeitpunkt  $t_1$  wählt ein Stamm Schwimmer aus, die zum Zeitpunkt  $t_2$  einen Fluß » $P$ « durchschwimmen sollen. Weil es aufgrund der besonderen Strömungsverhältnisse keine Flüsse in der Gegend des Stammes gibt, die dem Fluß » $P$ « in dieser Hinsicht ähnlich sind, wählen sie zu  $t_1$  Schwimmer aus, die den Fluß » $P$ « bereits zu einer Zeit  $t_0$  durchschwommen haben. Wenn ein Schwimmer  $S$  zu  $t_2$  die Überquerung des Flusses nicht schafft, obwohl er zu der Zeit  $t_0$  schon durch den Fluß geschwommen ist, dann kann die Aussage zur Zeit  $t_1$  » $S$  kann den Fluß durchschwimmen« dennoch richtig gewesen sein.<sup>54</sup>

Die Art, wie Wittgenstein die Frage nach der Bedeutung des Wortes »können« mit dem betrachteten Sprachspiel zu beantworten versucht, macht wieder das prinzipiel-

---

<sup>53</sup>Dieser Eindruck kommt nicht daher, daß das Wort »können« tatsächlich unterschiedliche Kriterien hat, sondern daher, daß seine Bedeutung eine verborgene Variable enthält. Das werde ich an anderer Stelle (vgl. Abschnitt 8.2.8.2) ausführlich vorführen.

<sup>54</sup>Wie ich später zeigen werde, hängt die Antwort darauf, ob die Aussage zu  $t_1$  » $S$  kann den Fluß durchschwimmen« davon ab, unter welchen Umständen er das können soll. Zudem braucht man Informationen darüber, ob zwischen den Zeitpunkten  $t_1$  und  $t_2$  etwas passiert ist, das erklären würde, warum  $S$  zu  $t_1$  noch zu der Leistung in der Lage war und zu  $t_2$  nicht. Er könnte etwa erkrankt sein.

le Problem deutlich: Wenn man die Gebrauchsbedingungen des Wortes »KÖNNEN« gegenüber der deutschen Sprache stark vereinfacht, gibt es wenig Grund, es mit dem Wort »können« zu übersetzen. Wenn man nur wenig vereinfacht, erreicht man keinen Erkenntniseffekt. Jedenfalls wird deutlich, daß solche Sprachspiele zwar einfache Sprachen schildern, daß aber die Frage, wie man Wörter solcher einfachen Sprachen übersetzen soll, zu großen Problemen führt.

Ehe Wittgenstein in der Entwicklung des gerade betrachteten Gedankengangs weitere Überlegungen über die Bedeutung des Wortes »können« anstellt, bringt ihn die Feststellung, daß er die fremde Sprache aus der Außenperspektive betrachtet, dazu, sich Gedanken darüber zu machen, was die Identität von Worten und Äußerungen in einer Sprache bestimmt. So präsentiert er ein Kriterium dafür, unter welchen Umständen eine Äußerung in einer fremden Sprache die Rolle eines Befehls hat und unter welchen Umständen man ein Wort dieser Sprache mit einem bestimmten Wort der deutschen Sprache übersetzen kann, bzw. was bei der Übersetzung erhalten bleibt:

Now what characterizes an order as such, or a description as such, or a question as such, etc., is – as we have said – the role which the utterance of these signs plays in the whole practice of the language. That is to say, whether a word of the language of our tribe is rightly translated into a word of the English language depends upon the role this word plays in the whole life of the tribe; the occasions on which it is used, the expressions of emotion by which it is generally accompanied, the ideas which it generally awakens or which prompt its saying, etc. etc. As an exercise ask yourself: in which cases would you say that a certain word uttered by the people of the tribe was a greeting? In which cases should we say it corresponded to our »Goodbye«, in which to our »Hello«? In which cases would you say that a word for a foreign language corresponded to our »perhaps«? – to our expressions of doubt, trust, certainty? You will find that the justifications for calling something an expression of doubt, conviction, etc., largely, though of course not wholly, consist in descriptions of gestures, the play of facial expressions and the tone of voice. (*Brown Book*, p. 102 f.)

Wittgenstein behandelt wiederum illokutionäre Akte und Wörter parallel, was insofern gerechtfertigt ist, als beide Arten von Rollen durch Regeln bestimmt sind, die sich im Verhalten der Sprecher zeigen. Da man üblicherweise annimmt, daß bei einer Übersetzung die Bedeutung gleichbleiben soll, läuft Wittgensteins Behauptung an der gerade betrachteten Textstelle auf eine Identifikation der Wortbedeutung mit der Rolle im Leben der Gesellschaft hinaus. Diese Behauptung ist in einer Lesart falsch, in einer anderen baut sie auf der Netzkonzeption auf, oder sie ist uninformativ:<sup>55</sup> Die Annahme, daß *alle* Aspekte des Lebens einer Gesellschaft für die Bedeutung eines Wortes relevant sind, ist offensichtlich falsch. Sie würde den Gedanken der Übersetzbarkeit von Sprachen ad absurdum führen. Richtig ist, daß für die Bedeutung eines Wortes eine Menge unterschiedlicher Aspekte aus dem Leben der Gesellschaft relevant sein können. Der Platz eines Wortes hängt von den Erfüllungsbedingungen der Sätze ab,

---

<sup>55</sup> Kemmerling bemerkt treffend, daß es unbrauchbar ist, die Bedeutung von Worten als die Rolle im ganzen Leben der Sprechergemeinschaft zu bestimmen. (Kemmerling 1992, p. 106)

in denen es vorkommt. Diese sind wiederum mit anderen Sätzen durch Folgerungen verbunden. Dieses Netz von Folgerungen konstituiert sich durch den Gebrauch, den die Sprecher von den Sätzen machen, basiert also auf dem Verhalten der Sprechergemeinschaft. Auf diese Weise können für die Wahrheit eines Satzes eine Menge von Verhaltensweisen relevant sein. Welche das sind, ist durch abstrakte Regeln bestimmt. So sind die meisten Eigenschaften der Situationen, in denen der Satz »Dort steht ein Auto« wahr ist, für die Wahrheit dieses Satzes irrelevant.<sup>56</sup> Wie Wittgensteins Ausführungen aus Texten vor dem *Brown Book* zeigen, sieht er die Annahme, daß die Bedeutung eines Wortes sein Platz in einem Netz von Erklärungen ist, und die, daß sie die Rolle im Leben ist, als einander ausschließende Alternativen an. Das Problem wurde bereits an unterschiedlichen Textstellen diskutiert. Bis zum *Brown Book* entscheidet Wittgenstein sich wie an den folgenden Textstellen immer für die erste Alternative:

Die Frage ist, ob man fragen darf, »was hast Du gemeint?« Auf diese Frage kommt ein Satz zur Antwort. Während, wenn man so nicht fragen darf, (h: Darf man so nicht fragen, so ist) das Meinen – sozusagen – amorph ist. Und »ich meine etwas mit dem Satz« ist dann von (h: ähnlicher Form) derselben Form wie »dieser Satz ist nützlich« oder »dieser Satz greift in mein Leben ein«. (TS 213, p. 5)

Wir sagten: wir verstünden mit dem Gebrauch noch nicht den Wortes »vielleicht«. Mit Zweck aber meinten wir hier die Rolle, die es im menschlichen Leben spielt. (Und diese Rolle könnte man die »Bedeutung« des Wortes nennen, in dem Sinn, in welchem man von der »Bedeutung eines Ereignisses für unser Leben« spricht.)

Wir sagten aber: unter »Bedeutung« verstünden wir das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt. Und die Erklärung der Bedeutung ist kein Erfahrungssatz und keine Kausalerklärung, sondern eine Regel, ein Übereinkommen. (MS 140, p. 24)

Analoges gilt für die Unterscheidung zwischen den Umständen einer Äußerung und der Bedeutung an der folgenden Textstelle aus den Vorlesungen:

Die Sprachpraxis beruht auf dem Umstand, daß das Aufschreiben eines Gedichts gewöhnlich mit dem Vortrage des Gedichts zusammenhängt, und ohne diesen Umstand hätte sie sich nicht eingebürgert. Der Umstand selbst geht jedoch nicht in die Bedeutung von »können« ein, es sei denn, man versteht unter »Bedeutung« die Beschreibung der gesamten Praxis der Verwendung dieses Wortes. (Vorlesungen, p. 266)

An der gerade betrachteten Textstelle im *Brown Book* (p. 102 f.) bestimmt Wittgenstein gerade die Bedeutung des Wortes »perhaps« als die Rolle im Leben und entscheidet sich damit, was die Bedeutung dieses Wortes angeht, anders als im MS 140. Offensichtlich bemerkt er nicht, daß die Rolle im Leben durch den Platz im Netz spezifiziert wird und die beiden Annahmen folglich keine Alternativen sind. Aus diesem Grund ziehe ich es vor, die gerade betrachtete Textstelle gegen Wittgensteins wahr-

---

<sup>56</sup>Wenn die Gesamtheit der Umstände des Gebrauchs ohne irgendeine Einschränkung auf bestimmte Aspekte für die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke relevant wäre, dann könnte man überhaupt nicht von einer Sprache in eine andere übersetzen. Weiterhin ist es auf diese Art nicht möglich, die Bedeutung, die ein Wort in einer Sprache hat, von der Rolle dessen, was es bezeichnet, zu unterscheiden. So ist es offensichtlich etwas anderes, ob sich die Mode verändert oder ob das Wort »Mode« seine Bedeutung ändert.

scheinliche Absicht zu lesen, um so der Behauptung, daß die Bedeutung die Rolle im Leben sei, etwas Wahres abzugewinnen. So sehe ich in dem Hinweis, daß die Bedeutung eines Wortes dessen Platz im Leben ist, eine etwas drastische Formulierung der Tatsache, daß die Bedeutung eines Wortes holistisch als sein Platz in Sätzen bestimmt ist, deren Rolle ihrerseits auf ihrer Rolle im Leben der Sprechergemeinschaft basiert, allerdings nicht darauf reduziert werden kann.<sup>57</sup>

Allerdings gelingt es Wittgenstein durch diese Betrachtungsweise, einen Fehler zu beheben, den er bisher im Umgang mit Wörtern, die intentionale Zustände bezeichnen, machte. Im TS 213 sah er das gesamte Verhalten, das einen bestimmten intentionalen Zustand wie den der Erwartung kennzeichnet als für die Bedeutung des Wortes »erwarten« irrelevantes Beiwerk an, das er von der artikulierten Erwartung unterscheiden wollte. An der gerade betrachteten Textstelle bemerkt er, daß das Verhalten und der für Zweifel typische Gesichtsausdruck logisch relevant für die Bedeutung der Sätze sind, die Zweifel ausdrücken: Mit der Formulierung »expression of doubt« meint Wittgenstein kein Ausdrucksverhalten, sondern Sätze der Form »*P* hat Zweifel, . . .«. Während er sich im TS 213 vor allem auf die Inhaltssätze von intentionalen Zuständen konzentrierte, nimmt er also an der gerade betrachteten Textstelle die Merkmale in den Blick, die den Modus bestimmen. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn er davon spricht, daß die Rechtfertigung dafür, etwas einen Ausdruck des Zweifel zu nennen, darin besteht, Gesten, Mienen und die Intonation zu beschreiben. Daß er im TS 213 die Bedeutung von Sätzen wie »Er erwartet, daß *p*« unzureichend, und zwar unvollständig, bestimmt hat, liegt nicht an Mängeln oder Fehlern der Netzkonzeption. Diese ist ausreichend, um die Bedeutung von Sätzen wie »*P* hat Zweifel, daß . . .« zu erklären. Die genaue Bestimmung der Bedeutung von Begriffen, die intentionale Zustände bezeichnen, ist allerdings schwierig, so daß ich in diesem Zusammenhang auf die einzelnen Probleme lediglich hinweise: Es gibt Verhaltenskriterien für intentionale Zustände. Diese müssen kontrafaktisch analysiert werden. Die Erklärung muß die Tatsache berücksichtigen, daß die einzelnen intentionalen Zustände untereinander vernetzt sind. Andere intentionale Zustände können also Einfluß darauf haben, daß ein bestimmtes für einen intentionalen Zustand *I* kriterielles Verhalten unter den Umständen, die es sonst hervorrufen, nicht eintritt, obwohl der betreffende intentionale Zustand *I* vorliegt. Auf das gerade betrachtete Beispiel bezogen bedeutet das: Aus dem Satz »*S* zweifelt, daß *p*« folgt »*S* würde unter bestimmten Umständen zeigen, daß er nicht glaubt, daß *p*« Er würde das allerdings dann nicht tun, wenn er der Meinung wäre, daß er dann geschädigt würde. Bei der Erläuterung dessen, was als zweifelndes Verhalten gilt, würden dann bestimmte Arten der Intonation oder Gesten genannt, die *S* zeigt,

---

<sup>57</sup>Die Tatsache, daß es Wittgenstein in seinen konkreten Untersuchungen im allgemeinen gelingt, die Merkmale der Beispiele, die für die Bedeutung der betrachteten Sätze relevant sind, von denen zu unterscheiden, die nur für die Bedeutung der Äußerung des jeweiligen Satzes relevant sind, spricht dafür, daß man an dieser Textstelle nicht nur aus systematischen Gründen die zweite Lesart wählen kann. Es wurde zudem bereits im TS 213 bei der Entwicklung der Netzkonzeption deutlich, daß Wittgenstein an manchen Textstellen hinter Erkenntnisse zurückfällt, die er an anderer Stelle bereits erreicht hat.

wenn er etwa gefragt wird, ob er »p« glaubt. Allerdings ist nicht das gesamte Verhalten von *S* relevant dafür, daß er in einem bestimmten intentionalen Zustand ist. Wenn *S* unruhig hin- und herläuft und dabei freundlich mit einem Freund spricht, so muß man wissen, daß das eine ein Zeichen der Erwartung ist, das andere nicht. Keinesfalls sind die gesamten Umstände der Situation relevant dafür, daß der Satz »*S* erwartet, daß p« wahr ist. Im übrigen gilt wieder: Wir kennen, und dieses Wissen ist auch implizit, endlich viele Verhaltenskriterien für die Wahrheit eines Satzes, der einen intentionalen Zustand beschreibt, sind allerdings in der Lage, unendlich viele Einzelfälle unter einen solchen Satz zu subsumieren. Auch die Tatsache, daß die Deutung eines Gesichtsausdrucks vom Kontext abhängen kann, ist kein Beleg dafür, daß der Kontext in unregelmäßiger Weise die Bedeutung von Sätzen, die Ausdrucksverhalten beschreiben, mitbestimmt.<sup>58</sup> Es gibt für bestimmte Gefühle eindeutige Formen des Gesichtsausdrucks, die man unabhängig vom Kontext als solche erkennt. Insofern ein Gesichtsausdruck mehrdeutig ist, dienen die Umstände der Äußerung der Desambiguierung.

Über die spezielle Erkenntnis hinaus, daß das Ausdrucksverhalten, das Wittgenstein im TS 213 als unartikuliert beiseite schieben wollte, relevant für die Bedeutung von Wörtern, die intentionale Zustände beschreiben, ist, rückt der Wechsel der Perspektive eine andere für die Netzkonzeption grundlegende Tatsache stärker in den Blick: Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke basiert auf dem geregelten Verhalten der Sprecher, das einen Platz im Leben der Sprechergemeinschaft hat. So muß man als radikaler Übersetzer zunächst Handlungen in einer Gesellschaft identifizieren. Handlungen beschreiben zu können setzt bekanntermaßen mehr voraus, als lediglich Körperbewegungen identifizieren zu können. Wenn man herausfinden will, ob eine bestimmte Handlung beispielsweise die Rolle eines Befehls hat, muß man *die* Handlung identifizieren können, die nach der Äußerung des mutmaßlichen Befehls geschieht. Oder anders gesagt: Wenn der Übersetzer nur ein Gewusel von Körperbewegungen erkennen könnte und nicht in der Lage wäre, die einzelnen Bewegungen als Handlungen zu beschreiben und diese in einen Rahmen einzubetten, der sie verständlich erscheinen läßt, dann hätte er a fortiori keine Möglichkeit zu bestimmen, welche Rolle sprachliche Äußerungen in den Handlungen spielen. Sprachliche Äußerungen können also nur vor dem Hintergrund anderer Handlungen verstanden werden. Dies liegt daran, daß illokutionäre Akte üblicherweise eine bestimmte Rolle innerhalb nicht-sprachlicher Handlungen haben. Und diese muß man zunächst identifizieren, ehe man zur Übersetzung kommen kann.

In diesem Zusammenhang wäre sicher eine Menge darüber zu sagen, wie man vorgehen muß, wenn man Handlungen von Menschen anderer Gesellschaften identifizieren will. Ich möchte mich auf eine minimale Zusammenfassung beschränken: Wenn man Handlungen verstehen will, wird man projektiv vorgehen. Damit meine ich, man geht, wie es Wittgenstein tut, erst einmal davon aus, daß man bei der fremden Sprach-

---

<sup>58</sup>V. Savignys Rekonstruktion davon, wie Wittgenstein intentionale Zustände konzipiert, die sich von der Richtung, die ich gerade angedeutet habe, stark unterscheidet, skizziere ich in Abschnitt 3.12.



gemeinschaft ein ähnliches Profil an leicht identifizierbaren Handlungen, Interessen und Emotionen findet.<sup>59</sup> So muß es möglich sein, Wittgenstein setzt das ebenfalls implizit voraus, die Bedeutung bestimmter Gesten<sup>60</sup> zu erkennen. Denn darauf baut die Identifikation komplizierterer Handlungen auf. Zwar muß man im Falle fremder Kulturen sicherlich auch bestimmte Mienen und Gesten erst deuten, braucht allerdings bestimmte Fixpunkte, von denen man ausgehen kann. So ist es beispielsweise eine Minimalvoraussetzung, daß ein Erst-Übersetzer erkennen kann, ob ein Sprecher der fremden Sprache einer Äußerung zustimmt oder sie ablehnt. Das Verständnis der Sprache einer fremden Gesellschaft baut also auf dem der Handlungen, Interessen und Emotionen der Menschen auf. Wenn man diese nicht in einem gewissen Maße versteht, kann eine Erst-Übersetzung nicht funktionieren.<sup>61</sup> Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, warum Wittgenstein bei den primitiven Stämmen immer Tätigkeiten und Rituale beschreibt, die es auch in unserer Gesellschaft gibt oder die wir kennen: Kinder stehen morgens auf, spielen, essen zu Mittag (*Brown Book*, p. 105), Stämme ziehen in den Krieg, haben Führer, und diese (*Brown Book*, p. 102) wählen Stammesmitglieder nach Fähigkeiten, die sie prüfen, für bestimmte Dienste aus.

Die Außenperspektive auf die Sprache zeigt also Grundlagen der Netzkonzeption, die man leicht übersehen kann, wenn man die Sprache aus der Innenperspektive betrachtet. Wenn Wittgenstein an der entsprechenden Stelle, bei deren Schilderung ich den Exkurs über Handlungsverstehen begonnen habe, davon spricht, man müsse die Rolle eines Wortes im Leben des Stammes kennen, und das zu der Feststellung konkretisiert, man müsse die Gelegenheiten kennen, bei denen es gebraucht wird, dann setzt das voraus, daß man solche Gelegenheiten richtig identifizieren kann. Um beispielsweise eine bestimmte Äußerung als den Befehl, etwas Bestimmtes zu tun, übersetzen zu können, muß man bestimmte Arten des Tonfalls unterscheiden können, muß wissen, ob es bei dem Stamm überhaupt die Unterscheidung zwischen einer Aufforderung, einer Bitte, einer dringenden Bitte, einem Wunsch und einem Befehl gibt, muß dann auch den Zeichen eine Bedeutung und eine illokutionäre Rolle zuordnen und ebenso die auf den Befehl folgende Handlung identifizieren, also wesentliche Merkmale von überflüssigem Beiwerk unterscheiden können. Man erkennt so, wie eng

---

<sup>59</sup>Das wird im übrigen auch an der Textstelle deutlich, an der sich Wittgenstein damit beschäftigt, wann wir ein Wort der fremden Sprache mit dem Wort »vielleicht« bzw. »perhaps« übersetzen können: »You will find that the justifications for calling something an expression of doubt ... largely, though of course not wholly, consist in descriptions of gestures, the play of facial expressions, and even the tone of the voice.« (*Brown Book*, p. 103)

Diese Methode funktioniert offensichtlich nur, wenn man davon ausgeht, daß man den Gesichtsausdruck nicht seinerseits erst deuten muß.

<sup>60</sup>Ich habe oben darauf hingewiesen, daß Wittgenstein davon ausgeht, daß es bestimmte einfache Gesten gibt, deren Bedeutung nicht erlernt ist (vgl. Abschnitt 4.7 ff.).

<sup>61</sup>So greift der Feldübersetzer bei Quine zu kurz, wenn er die Äußerung »Gavagai« mit »Kaninchen« übersetzt, nur weil die Sprecher der fremden Sprache dann »Gavagai« rufen, wenn sie ein Kaninchen sehen. So wäre es etwa möglich, daß die Laute den Gegenstand nicht benennen, sondern eine Handlung oder Eigenschaft des Gegenstandes beschreiben, die man erst vor dem Hintergrund des Lebens der Gemeinschaft verstehen kann (vgl. Quine 1980, p. 59, 63).

illokutionäre Rollen mit bestimmten Verhaltensweisen zusammenhängen und wie die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke im Leben der Sprechergemeinschaft fundiert ist. Das darf allerdings nicht damit verwechselt werden, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke auf ihre Rolle im Leben reduziert werden kann. Die Außenperspektive ist nur vor dem Hintergrund der Netzkonzeption brauchbar, weil man nur so Rollen von dem Abstraktionsgrad, wie ihn Wörter und Sätze der deutschen Sprache haben, bestimmen kann.

## 8.2.8 Sprachspiele, Fragmentierung der Bedeutung und Familienähnlichkeit

### 8.2.8.1 Zusammenfassung

Wittgenstein greift, wie die bisherige Darstellung gezeigt hat, teilweise auf Sprachspiele zurück, um die Bedeutung einzelner Wörter zu erklären. Im *Brown Book* wird dieses Vorgehen für ihn zunehmend wichtiger, wobei die Grenzen zwischen autarken Vollsprachen, die er als Sprachen eines primitiven Stammes einführt, und Einzelfallbetrachtungen des Gebrauchs der deutschen Sprache, die er explizit als Beispiel (example) oder Fall (case) einführt, teilweise fließend sind. Jedenfalls, so erkennt man, fördert die Betrachtung von Sprachspielen zum Zweck der Analyse bei Wittgenstein die Tendenz zur Fragmentierung der Bedeutung und ihrer Relativierung auf die Umstände der Äußerung. Um das zu zeigen, möchte ich im folgenden zwei Einzelfalluntersuchungen vorführen, die sich im *Brown Book* an die Betrachtung der gerade dargestellten Sprachspiele anschließen. In beiden Fällen sind es Fehler in der Analyse, die Wittgenstein zu der Ansicht bringen, die Bedeutung sei auf einzelne Fälle relativiert. Sein Vorgehen ist bei beiden Untersuchungen geradezu paradigmatisch für die Art, wie er die Bedeutung von Wörtern fragmentiert. Zudem findet man in den Gedankengängen, die ich darstelle, einen Begriff, der in Wittgensteins Spätphilosophie eine zentrale Rolle hat, den Begriff der Familienähnlichkeit. Er hat bei Wittgenstein zwei Funktionen, eine, die er explizit anspricht, und eine andere, die man erschließen muß. Er meint, den Begriff der Familienähnlichkeit zu brauchen, um sich vom Essentialismus abzugrenzen, einer amorphen Position, in deren Zentrum die Annahme steht, daß die Bedeutung von Wörtern in introspektiv zugänglichen vorsprachlichen Ideen oder Vorgängen im Geiste zu suchen ist, die alle Fälle des Gebrauchs eines Wortes einheitlich regeln. Alle einzelnen Aspekte dieser Position erwiesen sich bereits bei der Entwicklung der Netzkonzeption als falsch. Wittgenstein braucht also nicht den Begriff der Familienähnlichkeit, um diese Annahme zu widerlegen. Vielmehr entsteht beim Leser der Verdacht, daß Wittgenstein diese Position, wohl ohne es zu merken, lediglich als eine Art Strohmann benötigt, um mit ihrer Hilfe den Begriff der Familienähnlichkeit einzuführen. Zudem hat der Begriff – und das zeigt sich eher, als daß Wittgenstein es anspricht – die Aufgabe, wie eine elastische Klammer die unendlich vielen, untereinander fragmentierten Fälle der Bedeutung bzw., wie Wittgenstein sich

meist ausdrückt, des Gebrauchs eines Wortes miteinander zu verbinden. In jeweils verschiedenen Fällen des Gebrauchs, so der zentrale Gedanke, findet man jeweils unterschiedliche charakteristische Merkmale in unterschiedlich starker Ausprägung und verschiedenen Kombinationen. Es sind diese Familienähnlichkeiten, die einen Begriff konstituieren, und nicht ein oder mehrere Merkmale, die *allen* Fällen des Gebrauchs eines Wortes gemeinsam sind. Dieser Gedanke ist falsch. Das Bild, mit dessen Hilfe Wittgenstein den Begriff einführt, sowie seine abstrakten Bestimmungen machen deutlich: Der Begriff des charakteristischen Merkmals changiert zwischen dem eines Kriteriums und dem eines Symptoms. Letztere können einen Begriff nicht konstituieren. Wenn man die Kombinationen angeben kann, in denen die charakteristischen Merkmale ein Kriterium für das Zutreffen des Begriffs bilden, dann reduziert sich die Familienähnlichkeit auf eine Disjunktion von Merkmalen. Wenn diese nicht endlich wäre, dann könnte der Begriff nicht geregelt gebraucht werden. Die Annahme, daß die Bedeutung eines Begriffs auf unendlich viele Fälle fragmentiert ist, ohne daß man angeben kann, welche Merkmale oder welche Disjunktionen von Merkmalen den Begriff konstituieren, ist mit dem Gedanken einer *artikulierten* Regelung nicht zu vereinbaren. Unbrauchbar ist ebenfalls der Gedanke, die Merkmale hätten in diesem Fall keine logische, sondern lediglich eine kausale Rolle, insofern sie eine bestimmte Äußerung der Sprecher veranlassen. In den beiden Textabschnitten, deren Deutung ich vorführen will, sind die Beispiele für charakteristische Merkmale nicht geeignet, um mit ihnen die Bedeutung der Wörter, die Wittgenstein untersucht, zu bestimmen. Im besten Fall sind sie Symptome. In vielen Fällen sind sie noch nicht einmal das, so daß der Leser einige Schwierigkeiten hat, zu erkennen, was Wittgenstein an diesen Textstellen tatsächlich tut: Zum großen Teil konzentriert er sich auf irrelevante Abwandlungen von Einzelfallbeispielen, die er teilweise noch falsch kommentiert. Seine Meinung, die betrachteten Details seien für die Bedeutung des jeweils untersuchten Wortes relevant, resultiert, wie am Beispiel der Betrachtung des Wortes »können« deutlich wird, aus Fehlern in seiner Bedeutungsanalyse. Wenn man erkannt hat, daß die Annahme der Fragmentierung der Bedeutung falsch ist und auf einem Mißverständnis der Tatsache beruht, daß die Regeln der Bedeutung eines Wortes disjunktiv und verschwommen sein können, dann versteht man, daß Wittgenstein den Begriff der Familienähnlichkeit nicht benötigt. Wenn die Bedeutung nicht auf unendlich viele Fälle fragmentiert ist, benötigt man keine Klammer, um der unendlichen Mannigfaltigkeit Herr zu werden. In Anlehnung an Karl Kraus möchte man sagen: Der Begriff der Familienähnlichkeit ist das Problem, für dessen Lösung Wittgenstein ihn hält.

#### **8.2.8.2 Was es bedeutet, etwas tun zu können**

Auch im folgenden möchte ich zuerst den Gedankengang so deuten, daß das plausibel scheint, was Wittgenstein zeigen möchte, und dann auf die Fehler hinweisen, die ihm dabei unterlaufen. Weiterhin bitte ich um Verständnis dafür, daß meine Auslegung der Textstellen sehr knapp sein wird.

Im Zuge der Darstellung einer autarken Sprache schildert Wittgenstein Handlungen, die Ähnlichkeiten damit haben, auf bestimmte Kämpfer in einem Turnier zu wetten. So bekommen Personen, die Gold unter das Bild des Gewinners gelegt haben, den doppelten Einsatz zurück. Diejenigen, die sich an den Wetten beteiligen, weisen einander in Diskussionen auf Merkmale der Kämpfer hin, die relevant für ihre Siegeschancen sind, wie Körpergröße und Muskelumfang. Wittgenstein fährt dann fort:

It is also easy to imagine that the people of our tribe accompany their betting by verbal expressions which we translate into »I believe that so and so can *beat* so and so in wrestling.« etc. (*Brown Book*, p. 111) (T1)

Wittgenstein spricht davon, daß die Mitglieder des Stammes mit dem Wort »can« Vermutungen äußern, und setzt dann den Gedankengang fort:

Imagine in a similar way conjectures being made as to whether a certain load of gunpowder will be sufficient to blast a certain rock, and the conjecture to be expressed in a phrase of the form: »This quantity of gunpowder can blast this rock«. (*Brown Book*, p. 111) (T2)

Daß es berechtigt ist, in diesem Fall von Vermutungen zu sprechen und das Wort der fremden Sprache mit dem Wort »can« zu übersetzen, begründet Wittgenstein so:

(Of course I don't mean that we call the sentence a conjecture because it contains the word »can«; but in calling a sentence a conjecture we referred to the role which the sentence played in the language game; and we translate a word our tribe uses by »can« if »can« is the word we should use under the circumstances described.) (*Brown Book*, p. 111 f.) (T3)

Wieder muß man berücksichtigen, daß Wittgenstein an der gerade betrachteten Textstelle nicht von dem Wort »can«, sondern einem Wort »CAN« einer autarken Sprache spricht. Wir gebrauchen, so erklärt er, dieses Wort unter bestimmten Umständen. Diese sind dafür relevant, wie wir das Wort übersetzen, und das heißt, sie sind dafür relevant, welche Bedeutung das Wort hat. Es gibt, um dem folgenden Gedankengang bereits vorzugreifen, unendlich viele, verschiedenartige Gebrauchsweisen, deren Ausgestaltung von den konkreten Umständen abhängt, so daß man sie nie alle auflisten kann, sondern nur konkrete Fälle angeben kann, in denen ein bestimmter Satz erfüllt ist. Das illustriert Wittgenstein mit folgendem Beispiel:

Let the game be this: A writes down a row of numbers. B watches him and tries to find a system in the sequence of these numbers. When he has done so he says: »Now I can go on«. (*Brown Book*, p. 112) (T4)

Zunächst einmal ist es wichtig, daß das Spiel offensichtlich ein Beispiel des Gebrauchs der deutschen Sprache ist und keine autarke Sprache. Den Satz »B kann die Reihe fortsetzen« nenne ich, um die Sache zu vereinfachen »*p*«. In der Fortsetzung des Gedankengangs stellt Wittgenstein Gedanken dazu an, unter welchen Umständen »*p*« wahr ist. Es gibt, so fährt er fort, eine intuitive Vermutung, daß ein bestimmtes Ereignis eingetreten ist, wenn »*p*« wahr ist:

This example is particularly instructive because »being able to go on« here seems to be something setting in suddenly in the form of a clearly outlined event. . . . What was it that happened, when suddenly he saw how to go on? A great many different things might have happened. (*Brown Book*, p. 112) (T5)

Wittgenstein weist dieser Annahme gegenüber darauf hin, daß die unterschiedlichsten Dinge geschehen sein können: *B* hat im Geiste die Formel formuliert ( $p_1$ ), *B* hat erkannt, daß das n-t-e Glied der Folge dadurch erzeugt wird, daß man quadriert und eins dazuzählt ( $p_2$ ), *B* hat ein bestimmtes Gefühl ( $p_3$ ) (die unterschiedlichen Varianten haben im Text die Nummern (62), (63) und (64)). Es liegt dann folgende Frage nahe:

Now, should we say that the proposition »B can continue the series«, means that one of the occurrences just described takes place? (*Brown Book*, p. 113) (T6)

Offensichtlich bedeutet » $p$ « nicht, daß eines der in » $p_1$ « bis » $p_n$ « erwähnten Ereignisse stattgefunden hat. So könnte ein Papagei die Formel äußern, obwohl er die Reihe nicht fortsetzen könnte. » $p_1$ « kann also wahr sein und » $p$ « falsch. Dasselbe gilt analog für die anderen beschriebenen Ereignisse:

If a parrot had uttered the formula, we should not have said that he could continue the series. – Therefore we are inclined to say »to be able to . . . « must mean more than uttering the formula – and in fact more than any one of the occurrences, we have described. (*Brown Book*, p. 113) (T7)

Es liegt also nahe anzunehmen, die Ereignisse » $p_1$ «– » $p_3$ « seien nur Symptome für ein Ereignis hinter ihnen, in dem das Fortsetzen-Können besteht:

And this, we go on, shows that saying the formula is only a symptom of B's being able to go on, and that it was not the ability of going on itself. (*Brown Book*, p. 113) (T8)

Wittgenstein weist diese Ansicht zurück:

Now what is misleading in this is that we seem to intimate that there is one peculiar activity, process, or state called »being able to go on« which somehow is hidden from our eyes but manifests itself in those occurrences which we call symptoms. (*Brown Book*, p. 113) (T9)

Wenn man sagen will, daß etwas *hinter* den Einzelereignissen dafür verantwortlich ist, daß » $p$ « wahr ist, dann sind es die Umstände, unter denen *B* äußert, daß er fortsetzen kann:

This way of talking of symptoms, in this case, misleads us. When we say »Surely there must be something else behind the mere uttering of the formula, as this alone we should not call »being able to . . . ««, the word »behind« here is used metaphorically and »behind« the utterance of the formula may be the circumstances under which it is uttered. (*Brown Book*, p. 113) (T10)

Mit der Äußerung von » $p$ « bezieht man sich also, wenn man sie unter den richtigen Umständen macht, nicht auf ein anderes Ereignis, als es in » $p_1$ « beschrieben ist,

obwohl die beiden Sätze, wie Wittgenstein deutlich macht, eine unterschiedliche Bedeutung haben:

It is true »B can continue ... « (C) is not the same as to say »B says the formula ... « (F), but it does'nt follow from this that the expression »B can continue ... « refers to an activity other than that of saying the formula, in the way in which »B says the formula« refers to the well-known activity. (*Brown Book*, p. 113) (T11)

Man muß allerdings immer im Auge behalten, daß » $p$ « unter jeweils unterschiedlichen Umständen dann wahr ist, wenn einer der Sätze » $p_1$ « bis » $p_n$ « wahr ist. Die Annahme, der Satz » $p$ « beziehe sich auf ein anderes Ereignis hinter den angeblichen Symptomen, ist daher naheliegend, aber falsch, wie Wittgenstein mit der folgenden Analogie zeigt:

The error we are in is analogous to this: Someone is told the word »chair« does not mean this particular chair I am pointing to, upon which he looks round the room for the object which the word »chair« does denote. (The case would be even more a striking illustration if he tried to look inside the chair in order to find the real meaning of the word »chair«.) (*Brown Book*, p. 113) (T12)

Wie sich die Bedeutung des Satzes » $p$ « zu den Einzelereignissen » $p_1$ « bis » $p_3$ « verhält, ist nicht schwieriger zu verstehen als die Tatsache, daß das Wort »Stuhl« nicht einen konkreten Stuhl bezeichnet, sondern eine Menge unterschiedlicher Stühle, während es im konkreten Fall jeweils ein bestimmter Stuhl ist, dessen Vorhandensein den Satz »Dort steht ein Stuhl« wahr macht. Die Bedeutung des Wortes »Stuhl« ist nicht der konkrete Stuhl und auch nicht etwas *hinter* oder gar ein Ereignis oder Zustand *in* dem Stuhl.

Wittgenstein führt dann vor, warum man die Bedeutung des Satzes » $p$ « nur dadurch angemessen beschreiben kann, daß man Sätze der Art » $p_1$ « bis » $p_3$ « angibt, und warum man die Hintergrundbedingungen, unter denen ein Ereignis » $p_1$ « den Satz » $p$ « wahr macht, nie alle darstellen, sondern lediglich einzelne Fälle aufführen kann, auf die » $p$ « zutrifft. Zwar sind die Ereignisse » $p_1$ « bis » $p_n$ « mit dem Eintreten von » $p$ « empirisch korreliert. Das bedeutet allerdings nicht, daß man mit dem Satz » $p$ «, wenn er unter einem der beschriebenen Umstände geäußert wird, meint: » $B$  tut etwas, das üblicherweise damit korreliert ist, daß er die Reihe fortsetzen kann«. Diese Feststellung kleidet Wittgenstein in die folgende rhetorische Frage:

But does B, when he says »Now I can go on« really mean »Now I am doing something which, as experience has shown us, etc. etc.«? (*Brown Book*, p. 114) (T13)

Wittgenstein weist das zurück und schildert dann seine Auffassung der Sachlage:

To say the phrase »B can continue ... « is correctly used when prompted by such occurrences as described in (62), (63), (64) but that these occurrences justify its use only under certain circumstances (e. g. when experience has shown certain connections) is not to say that the sentence »B can continue ... « is short for the sentence which describes all these circumstances, e. g. the whole situation which is the background of our game. (*Brown Book*, p. 114, T14)

Die Tatsache, daß »*p*« unter bestimmten Umständen dann wahr ist, wenn »*p*<sub>1</sub>« wahr ist, bedeutet nicht, daß »*p*« eine Abkürzung für alle diese Umstände ist.<sup>62</sup> Das macht Wittgenstein an einem Beispiel plausibel:

On the other hand we should *under certain circumstances* be ready to substitute »B knows the formula«, »B has said the formula« for »B can continue the series«. As when we ask a doctor »Can the patient walk?« we shall sometimes be ready to substitute for this »Is his leg healed?« . . . To the question »Can the patient walk?«, the doctor's answer may be »His leg is all right« – We use the phrase »He can walk, as far as the state of his leg is concerned«, especially when we wish to oppose this condition for his walking to some other condition, say the state of his spine. Here we must beware of thinking that there is in the nature of the case something which we might call the complete set of conditions, e. g., for his walking; so that the patient, as it were, can't help walking, *must* walk, if all these conditions are fulfilled. (*Brown Book*, p. 114) (T15)

Unter bestimmten Umständen ist der Satz »*E* kann laufen« wahr, wenn und weil der Satz »*E*'s Bein ist geheilt« wahr ist. Deswegen können wir unter diesen Umständen den einen Satz durch den anderen ersetzen. Wenn man diese Überlegung fortführt wird deutlich: Man kann mit der Äußerung, daß *E* laufen kann, unter unterschiedlichen Umständen auf die unterschiedlichsten Dinge Bezug nehmen, darauf, daß er die Muskeln wieder richtig koordinieren kann, darauf, daß seine hysterische Lähmung kuriert ist, darauf, daß *E* nach langer Krankheit wieder kräftig genug ist, sich aus eigenen Kräften fortzubewegen, etc. . . . Und so stellt Wittgenstein am Ende der gerade betrachteten Textstelle fest, daß man keine vollständige Menge von Bedingungen auflisten kann, die zusammen hinreichend dafür sind, daß *E* laufen kann. Vielmehr, so führt er vor, indem er am zuvor betrachteten Beispiel weiterarbeitet, gilt:

We can say: The expression »B can continue the series« is used under different circumstances to make different distinctions. (*Brown Book*, p. 114) (T16)

Man kann also mit der Äußerung des Satzes »*B* kann fortsetzen« verschiedene Unterscheidungen treffen:

- zwischen dem Fall, daß *B* die Formel kennt, und dem, daß er sie nicht kennt (»*q*<sub>1</sub>«)
- zwischen dem Fall, in dem er die Formel kennt und vergessen hat, wie man Ziffern schreibt, und dem, in dem er die Formel kennt und Ziffern schreiben kann (»*q*<sub>2</sub>«)
- zwischen dem Fall, wenn *B* unter Schock steht, und dem, in dem das nicht so ist (»*q*<sub>3</sub>«)

---

<sup>62</sup>Die Redeweise vom korrekten Gebrauch legt nahe, daß Wittgenstein von Behauptungs- und nicht von Erfüllungsbedingungen spricht. Tatsächlich schwankt er in dem gerade betrachteten Gedankengang zwischen beiden Sichtweisen. Ich habe mich aus Gründen der Einfachheit durchgängig für die eine Alternative entschieden. Die Probleme, um die es in diesem Zusammenhang geht, haben mit dieser Unterscheidung nichts zu tun, und sie herauszuarbeiten und in meiner Darstellung zu berücksichtigen würde die Ausführungen unnötigerweise noch unübersichtlicher machen, als sie es bereits sind.

- zwischen dem Fall, in dem *B* diese Übung schon vorher gemacht hat (» $q_4$ «), und dem Fall, in dem das nicht so ist. (» $q_1$ «, » $q_2$ «, » $q_3$ « und » $q_4$ « bezeichnen die Sätze, die jeweils die Alternative beschreiben, in der der Satz » $p$ « zutrifft)
- Wieder weist Wittgenstein darauf hin, daß diese Sätze » $q_1$ «– » $q_n$ « keine Synonyme für » $p$ « sind, erklärt allerdings, man könne sagen, daß sie unter bestimmten Umständen jeweils dasselbe bedeuten.

The question whether »He can continue . . . « means the same as »He knows the formula« can be answered in several ways: We can say: »They don't mean the same, i. e., they are not in general used as synonyms as, e. g., the phrases ›I am well‹ and ›I am in good health‹, or we may say »Under certain circumstances ›He can continue . . . « means he knows the formula.« (*Brown Book*, p. 115) (T17)

Worauf Wittgenstein mit dieser Sowohl-als-auch-Formulierung hinauswill, wird durch ein Beispiel verdeutlicht, das sich im Gedankengang an die gerade betrachtete Textstelle anschließt. In einer Sprache, so der von ihm betrachtete Fall, gibt es zwei Formulierungen, um auszudrücken, daß jemand funktionsfähige Beine hat. Eine wird nur im Kontext der Vorbereitung einer Expedition gebraucht, die andere in den übrigen Fällen. Offensichtlich gilt: Man kann in diesem Fall die Bedeutung dieser Ausdrücke nur angeben, wenn man die Details des Gebrauchs beschreibt:

In any case the true state of affairs can only be seen, when we look into the details of the usage of our expressions. (*Brown Book*, p. 115) (T18)

Entsprechend gilt für die Antwort auf die vor dem Beispiel betrachtete Frage:

And it is clear that if in our present case we should decide to say that the two expressions have different meanings, we shall certainly not be able to say that the difference is that the fact which makes the second sentence true is a different one from the fact which makes the first sentence true. (*Brown Book*, p. 115) (T19)

In seiner späteren Umarbeitung des *Brown Book* läßt Wittgenstein das eingeschobene Beispiel weg und weist noch einmal explizit darauf hin, man könne als Antwort auf die Frage, ob die Sätze »*B* kann fortsetzen« und »*B* kennt die Formel« dasselbe bedeuten, sagen, was man will, weil man diese Frage ohnehin nur beantworten kann, indem man die spezifischen Details des Gebrauchs beschreibt:

Es ist auch gleichgültig, welches von beiden wir sagen, denn, wie es nun damit steht, kann man doch nur erfahren, wenn man die Besonderheiten des vorliegenden Falls betrachtet. (*Braunes Buch*, 167) (T20)

Und noch einmal macht Wittgenstein deutlich, gegen welche Annahme sich sein Gedankengang richtet: Wenn man sich dafür entscheidet zu sagen, daß der Satz »*B* kann fortsetzen« etwas anderes bedeutet als »*B* schreibt die Formel hin«, dann liegt das nicht daran, daß beide unterschiedliche Erfüllungsbedingungen haben. Der erste Satz bezieht sich nicht auf einen spezifischen Zustand auf einer anderen Ebene über den einzelnen beschriebenen Ereignissen:



We are justified in saying that the sentence »He an continue . . . « has a different meaning from this: »He knows the formula«. But we mustn't imagine that we can find a particular state of affairs the first sentence refers to, as if it were on a plane above that on which the special occurrences (like knowing the formula, imagining further terms, etc.) take place. (*Brown Book*, p. 115) (T21)

Das bedeutet, daß man die Bedeutung von »*p*« nur angeben kann, wenn man die Einzelfälle aufzählt, und das ist die Behauptung, daß die Bedeutung auf Einzelfälle fragmentiert ist. Die Position, gegen die Wittgenstein sich mit dieser Argumentation richtet, ist, wie man im folgenden Fall der Untersuchung der Frage, was es bedeutet zu lesen, noch deutlicher sehen wird, der Essentialismus, demzufolge allen Fällen, auf die ein Wort zutrifft, bestimmte wesentliche Eigenschaften gemeinsam sind, die dafür relevant sind, daß das jeweilige Wort zutrifft. Die Annahme, Wittgenstein wolle mit dem dargestellten Gedankengang überhaupt keine Aussage über die Bedeutung von »*p*« machen, sondern nur vom Gebrauch sprechen, ist zurückzuweisen. Wenn man wie Wittgenstein annimmt, daß die Bedeutung eines Wortes mit seinem Gebrauch identisch ist, dann gilt, daß die Regeln dieses Gebrauchs die Bedeutung eines Wortes ausmachen. Zu sagen, daß man diese Regeln nicht in abstrakter Weise angeben kann, sondern nur, indem man einzelne Fälle aufzählt, bedeutet vor dem Hintergrund von Wittgensteins Konzeption sprachlicher Bedeutung, daß die Bedeutung auf Einzelfälle fragmentiert ist. Andernfalls hätte es keinen Sinn, Fälle des Gebrauchs des Wortes zu betrachten. Die Botanisierung von Einzelfällen, die Wittgenstein vorführt, wäre unbrauchbar und zwecklos, wenn es um beliebige Nuancen des Gebrauchs ginge, die für die Bedeutung der untersuchten Wörter keine Rolle spielen. Es muß ihm vielmehr darauf ankommen, solche Unterschiede zu erfassen, die für die Bedeutung relevant sind. Das erkennt man auch an der Tatsache, daß er in den dargestellten Überlegungen an den betrachteten Textstellen auf das Substitutionskriterium zurückgreift, das er bereits im TS 213 gebrauchte, um so die die Bedeutung von Wörtern zu erfassen.

Damit möchte ich dazu übergehen, die Fehler und Ungenauigkeiten im Gedankengang<sup>63</sup> vorzuführen:

(1) Die Redeweise von den Umständen, unter denen man ein Wort gebrauchen sollte, ist mehrdeutig (s. T3). Man kann sich damit einmal auf den Kontext und den pragmatischen Zusammenhang der Äußerung beziehen oder auf die Erfüllungsbedingungen. Wittgensteins Hinweis, daß Sätze mit dem Wort »can« als Vermutungen

---

<sup>63</sup>Die Diskussion des Zusammenhangs zwischen der Äußerung, fortsetzen zu können, und der Kenntnis der Formel findet man mit geringfügigen Veränderungen in den *PU*, 151–155, 179 wieder. V. Savigny betont in seiner Deutung vor allem die Rolle der 1. Person-Äußerung und beschäftigt sich mit der Frage, inwiefern sie den Anfang des Verstehens markiert. Dabei übersieht er, daß Wittgenstein zwar in *PU*, 151 die Frage nach der Rolle der Äußerung »Jetzt versteh ich's!« stellt, allerdings in *PU*, 152 danach fragt, worin das Verstehen besteht, und eine überzeugende Antwort darauf schuldig bleibt. Baker und Hacker vollziehen Wittgensteins Changieren zwischen den Umständen der Äußerung und der Erfüllungsbedingungen nach (*KBH1*, p. 635) und sehen in ihrer Deutung von *PU*, 179 nicht, daß Wittgenstein keine gute Antwort auf die Frage hat, worin es besteht, etwas tun zu können (*KBH*, p. 656). Ebensowenig bemerkt v. Savigny die Fehler in Wittgensteins Vorgehen.

gebraucht werden, und das Beispiel, in dem zwei Sätze dieselben Erfüllungsbedingungen und unterschiedliche pragmatische Gebrauchsbedingungen haben, legen die erste Lesart nahe, die Tatsache, daß er eine Paraphrase des Satzes »He can lift the weight« in Form eines Konditionals anbietet, spricht ebenso für die zweite Lesart wie weite Teile des dargestellten Gedankengangs, in denen Wittgenstein jeweils unterschiedliche Aspekte der Erfüllungsbedingungen in den Vordergrund stellt, nicht den pragmatischen Kontext. Allerdings weist er in einer zusammenfassenden Bemerkung wieder darauf hin, daß es relevant für die Bedeutung des Wortes »können« ist, daß Äußerungen mit diesem Wort als Vermutungen gebraucht werden (vgl. *Brown Book*, p. 117). Wenn man die Redeweise von den Umständen der Äußerung im letzten Satz von (T3) in diesem Sinne liest, ist dieser Satz falsch. Wenn man unter den Umständen der Äußerung Erfüllungsbedingungen versteht, dann kommt der von Wittgenstein in seiner Darstellung angestrebte Zusammenhang zwischen dem Kontext der Äußerung und der Bedeutung des geäußerten Satzes bzw. seinen Erfüllungsbedingungen nicht zustande.<sup>64</sup> Tatsächlich gilt: Beides muß prinzipiell auseinandergelassen werden. Allerdings stellt Wittgenstein im gerade betrachteten Fall dadurch einen Zusammenhang zwischen dem Kontext der Äußerung und den Erfüllungsbedingungen des geäußerten Satzes her, daß er die Bedeutung eines Satzes in den Blick nimmt, der einen indexikalischen Ausdruck enthält. In solchen Fällen bestimmt erst der Kontext der Äußerung zusammen mit der Bedeutung des Satzes Erfüllungsbedingungen. Das kann allerdings nicht verallgemeinert werden. Die Notwendigkeit, diese Unterscheidung im allgemeinen zu treffen, zeigt folgende Überlegung: Die Umstände der Äußerung eines Satzes sind unabhängig vom geäußerten Satz abstrakt raum-zeitlich oder durch die Darstellung der Situation, in der der Satz geäußert wird, zu bestimmen. Die Erfüllungsbedingungen des geäußerten Satzes sind im einzelnen Fall vom Inhalt des geäußerten Satzes abhängig, nicht vom Kontext der Äußerung. Es gilt allerdings: Im Fall der radikalen Übersetzung beginnt man mit Fällen, in denen die Erfüllungsbedingungen im Kontext der Äußerung erkennbar sind.

(2) Die Ereignisse » $p_1$ «–» $p_3$ « sind tatsächlich nur Symptome, die mit dem Eintreten des Ereignisses » $p$ « unter normalen Umständen korrelieren (s. T5–T11). Aus diesem Grund bedeutet der Satz »B kann fortsetzen« etwas anderes als die Sätze, die die Symptome beschreiben. Richtig ist auch, daß man durch die Anhäufung von beliebig vielen Symptomen die Bedeutung eines Wortes oder Satzes nicht erfassen kann. Falsch ist allerdings die Alternative, die Wittgenstein dann beschreibt: Es kann nicht darum gehen, die Bedeutung auf Einzelfälle, die man durch einzelne Symptome und einen jeweils unterschiedlichen, spezifischen Hintergrund charakterisiert, zu fragmentieren oder anzunehmen, es gebe ein spezifisches Ereignis, in dem das Fortsetzen-Können bestehe. Richtig ist: Die Unterscheidung zwischen Ereignissen, die mit » $p$ « korreliert sind, und dem, worin es besteht, daß » $p$ « zutrifft, muß erhalten bleiben. Der

<sup>64</sup>Stern folgt Wittgenstein in diesem Mißverständnis. (Stern 1991, p. 220) Auf andere Autoren, die der Meinung sind, Wittgenstein habe wirklich gezeigt, daß die Bedeutung von Worten und Sätzen von den jeweiligen pragmatischen Umständen ihrer Äußerung abhängt, gehe ich in Abschnitt 2.7 ein.

Hinweis darauf, daß einzelne Symptome immer vorliegen können, obwohl »p« nicht zutrifft – und mehr zeigt Wittgenstein an den betrachteten Textstellen nicht –, ist kein plausibler Grund dafür, die Bedeutung auf Einzelfälle zu fragmentieren.

(3) Die Analogie an (T12) ist falsch: Ein Fall, in dem ein Stuhl im Flur steht, ist ein Fall, in dem der Satz »Dort steht ein Stuhl« (»r«) wahr ist. Hingegen gilt: Die dargestellten Ereignisse machen es nicht allein aus, daß der Satz »B kann fortsetzen« wahr ist. Was Wittgenstein tatsächlich vorführt, entspricht eher dem Versuch, von der Tatsache, daß ein Stuhlbein zu sehen ist, darauf zu schließen, daß »r« wahr ist. Unter der Annahme, daß wir nur diesen Teil des Stuhles begrifflich fassen könnten, würde man dann in analoger Weise zu Wittgensteins Darstellung formulieren können: Unter bestimmten Umständen, die man nicht in allgemeiner Weise näher spezifizieren kann, ist der Satz »r« wahr, wenn man ein Stuhlbein findet. Diese Analogie ist allerdings zur Erklärung der Bedeutung des Satzes »p« nicht brauchbar. Es ist bereits nicht zu erkennen, aus welchen Gründen es nicht möglich sein soll, die Bedeutung von »r« allgemein zu bestimmen. Vielmehr haben die Sätze »r« und »p« in der gleichen Weise allgemeine abstrakte Erfüllungsbedingungen, die sich angeben lassen. Daß Wittgenstein dies im Fall von »p« nicht erkennt, liegt daran, daß, wie ich später zeigen werde, seine Untersuchung des Begriffs »können« unzureichend ist.

(4) Die Feststellung, daß der Satz »B kann fortsetzen« nicht bedeutet, daß ein Ereignis eingetreten ist, das mit dem Fortsetzen korreliert ist (s. T13), zeigt nur, daß man einen Begriff nicht durch Symptome erfassen kann.

(5) Der Hinweis darauf, daß der Satz »p« keine Abkürzung für die Gesamtheit der Bedingungen ist, die erfüllt sein müssen, damit er dann wahr ist, wenn »p<sub>1</sub>« oder ein beliebiges »p<sub>n</sub>« vorliegt, ist unplausibel (s. T13, T14). Er ist einmal ein Appell an die Intuition, daß wir die Äußerung des Satzes nicht so paraphrasieren würden. Das zeigt nicht mehr, als daß wir die Bedeutung eines Satzes nicht explizit kennen. Wie vorgeführt wurde, kann das Ergebnis des Unternehmens, die Bedeutung explizit zu machen, für Sprecher überraschend oder auf den ersten Blick wenig intuitiv sein. Zum anderen bezieht der Hinweis seine Überzeugungskraft aus der Annahme, die das an (T15) beschriebene Beispiel stützen soll. Es ist die Annahme, daß es für einen Satz wie »S kann p-en« keine vollständige Menge von Bedingungen gibt, deren Erfüllung garantiert, daß S p-t. Das ist richtig, wenn damit empirische Voraussetzungen gemeint sind, die erfüllt sein müssen, daß S p-en kann. Es ist falsch, wenn es sich auf begriffliche Voraussetzungen bezieht. Andernfalls wäre dies die unplausible Behauptung, es gäbe nichts, worin es besteht, daß S p-en kann, oder formal formuliert, es gäbe keine Sätze, die die Bedeutung des Satzes konstituieren. Die Erfüllungsbedingungen dieses Satzes sind allerdings so abstrakt, daß man nie alle einzelnen Fälle beschreiben kann, in denen sie vorliegen. Dies ist allerdings etwas anderes als zu behaupten, die Bedeutung sei auf die Umstände der Äußerung fragmentiert. Richtig ist allerdings die unspektakuläre Behauptung, daß ein Satz wie »S kann p-en« auf unendlich viele unterschiedliche Einzelfälle zutrifft, die sich allerdings in für die Bedeutung irrelevanten Merkmalen unterscheiden.

(6) Ein weiterer Fehler, den Wittgenstein an (T15) macht, ist deutlich zu erkennen: Anders als man auf den ersten Blick meinen könnte, stiftet die Tatsache, daß man einen Satz »p« in einem Kontext durch einen Satz »q« ersetzen kann, keinen Bedeutungszusammenhang zwischen beiden Sätzen. So kann man auf die Frage »Ist Klaus zu Hause?« die Antwort geben »Klaus liegt im Bett«. Man kann also den Satz »Klaus ist zu Hause« in dem betrachteten Zusammenhang durch den anderen Satz ersetzen. Wie sich im weiteren Verlauf des Gedankengangs zeigt, möchte Wittgenstein diese für sich genommen harmlose Feststellung in dem Sinne lesen, daß »p« *unter solchen Umständen* dasselbe bedeutet wie »q«. Richtig ist jedoch: Wittgensteins Überlegungen zeigen nicht, daß man zwischen beiden Sätzen einen Zusammenhang in der Bedeutung sehen kann, sondern daß man zwischen der Bedeutung eines *Satzes*, und dem, was aus seiner *Äußerung* im jeweiligen Kontext folgt oder woraus sie folgt, unterscheiden muß. Weiterhin erkennt man anhand der gerade betrachteten Textstelle: Dafür, daß *S* p-en kann, müssen üblicherweise bestimmte Bedingungen erfüllt sein. Unter der Annahme, daß die übrigen Bedingungen erfüllt sind, kann man mit einem Satz, der auf das Vorliegen einer bestimmten Bedingung »r« hinweist, deren Vorliegen in Frage stand, darauf hinweisen, daß *S* p-en kann. Daraus folgt allerdings nicht, daß die Behauptung, daß *S* p-en kann, unter den gerade erwähnten Bedingungen *bedeutet*, daß *r* der Fall ist. Wittgenstein verkennt das, und fährt so fort, unterschiedliche Fälle der Bedeutung des Beispielsatzes aufzulisten.

(7) Wieder zieht er aus den im Anschluß an (T16) dargestellten Beispielen falsche Folgerungen: Daß man mit der Äußerung des Satzes »B can continue« unter unterschiedlichen Umständen diese verschiedenen Unterscheidungen treffen kann, zeigt nicht viel. Es folgt daraus nicht, daß der Satz in den Fällen eine jeweils andere Bedeutung hat. So kann man mit dem Satz »C ist ein Buchhalter« darauf hinweisen wollen, daß *C* überhaupt einen Beruf gelernt hat, daß er kein Werbezeichner ist, daß er keine Position im Top-Management hat etc. ... Dennoch bedeutet der Satz unter den unterschiedlichen Umständen nicht jeweils etwas anderes. Wittgensteins Beispiele sind insofern noch etwas komplizierter, als es in ihnen darum geht, auf das Vorliegen einer jeweils anderen Bedingung aufmerksam zu machen, die *üblicherweise* für das Fortsetzen-Können notwendig ist. Üblicherweise gilt: Nur wer die Formel kennt (»a«), nicht vergessen hat, wie man Ziffern schreibt (»b«), nicht unter Schock steht (»c«) und solche Übungen bereits einmal gemacht hat (»d«), kann die Reihe schriftlich fortsetzen (»f«). Die Sache wird dadurch noch problematischer, daß »b« aus »f« folgt, während »a«, »c« und »d« nur Bedingungen beschreiben, die üblicherweise mit dem Eintreten von »f« korrelieren, allerdings nicht notwendig dafür sind (deswegen habe ich die Einschränkung »üblicherweise« gebraucht): Es ist möglich, allerdings nicht der übliche Fall, daß *B* fortsetzen kann, obwohl er die Formel nicht kennt, unter Schock steht und so etwas noch nie geübt hat. Für die Antwort auf die Frage, wieso man mit der Äußerung, daß *B* fortsetzen kann, jeweils auf eine andere Unterscheidung hinweisen kann, spielt der Unterschied zwischen Symptomen und Kriterien keine wichtige Rolle, und man kann ihn zunächst vernachlässigen. Den Aspekt, auf den

es Wittgenstein ankommt, kann man zunächst besser erkennen, wenn man annimmt, die Bedingungen »a«–»d« wären alle notwendig für »f«. Daß er mit Symptomen arbeitet, macht die Sache etwas komplizierter und verstellt den Blick auf die zentrale Verwechslung. Betrachten wir also den einfachen Fall: Aus einem Satz »p« folgen eine Menge anderer Sätze, und je nach Kontext wird einer von ihnen besonders wichtig sein, so daß man sagen kann, dies sei die Unterscheidung, die man mit der Äußerung des Satzes »p« macht. Dasselbe gilt analog für Sätze »q«, deren Zutreffen mit der Wahrheit von »p« üblicherweise korreliert ist: Man kann »p« äußern, um darauf hinzuweisen, daß »q« wahr ist. Daß das nur unter bestimmten Umständen möglich ist, zeigt nicht, daß »p« in diesen Umständen etwas anderes bedeutet, sondern liegt am Verhältnis von »p« und »q«. Wieder gilt: Wenn »q« unter der Bedingung »r« verlässlich mit »p« korreliert ist und sonst nicht, folgt nicht, daß der Satz »p«, wenn man ihm bei Vorliegen von »r« äußert, etwas anderes bedeutet, als wenn man ihn äußert, wenn »r« nicht wahr ist. Man kann in solchen Fällen zwischen der Bedeutung von »p« und dem, was empirisch mit dem Zutreffen von »p« korreliert ist, unterscheiden. Insbesondere rechtfertigen Wittgensteins Überlegungen nicht die Fragmentierung der Bedeutung in der Form, wie er sie an (T17–T20) beschreibt.

(8) In dem Beispiel, das im Text auf (T17) folgt, geraten Wittgenstein wiederum die Erfüllungsbedingungen und die Umstände der Äußerung durcheinander. Seine Ausgangsfrage ist, wie man Fälle beschreiben soll, in denen die Erfüllungsbedingungen fragmentiert sind. Das Beispiel, das er wählt, zeigt zwei Sätze, die sich nicht darin unterscheiden, sondern nur dadurch, daß sie in unterschiedlichen Kontexten gebraucht werden. So gilt zwar für diese beiden Sätze, daß sie dieselben Erfüllungsbedingungen haben. Das gilt allerdings nicht für die Sätze »B kann fortsetzen« und »B kennt die Formel«. Sie haben, anders als es Wittgenstein an (T19) behauptet, unterschiedliche Erfüllungsbedingungen.

(9) So gilt zwar, daß man unter bestimmten Umständen mit der Äußerung des Satzes »B kann fortsetzen« (»q«) darauf hinweist, daß er die Formel kennt. Dieses Vorgehen ist dann zulässig, wenn man annimmt, daß Normalbedingungen vorliegen. Die Behauptung an (T21), daß man keine spezifischen Zustand auf einer höheren Ebene findet, auf den man sich mit dem Satz »p« bezieht, ist richtig, insofern ein Können kein Zustand ist. Sie ist falsch, insofern der Satz »p« andere Erfüllungsbedingungen hat als die aufgelisteten Symptome und umfassendere als »q«.

Von den dargestellten Fehlern kommt zweien eine grundlegende Bedeutung zu:

– Wittgenstein übersieht, daß die Unterschiede, die er an den dargestellten Textstellen vorführt, für die Bedeutung des Satzes irrelevant sind. Ein anderes Beispiel macht dies deutlich: Man kann sich mit dem Satz »Ein Baum steht hinter dem Haus« auf jeweils andere Bäume beziehen. Das zeigt allerdings nicht, daß der Satz in den unterschiedlichen Fällen eine andere Bedeutung hat, sondern daß seine Erfüllungsbedingungen abstrakt sind.

– Dies ist noch einmal etwas anderes als die Annahme, worauf man sich mit der Äußerung dieses Satzes bezieht, hänge von den Umständen der Äußerung ab. Es sei

denn, man versteht diese in dem Sinn, daß sie die Erfüllungsbedingungen umfassen. Diese Verwechslung findet man bei dem Übergang zu dem Beispiel mit dem Satz »Seine Beine sind funktionsfähig«.

Beide Fehler werden durch einen grundlegenden Mangel in Wittgensteins Analyse begünstigt und vermutlich sogar durch ihn hervorgerufen: Er berücksichtigt nicht den kontrafaktischen Charakter des Wortes »können«. Ein Grundproblem mit Sätzen wie »S kann p-en« besteht darin, daß man leicht verkennt, wie weit der Skopus ist, den man betrachten muß, um festzustellen, ob ihre Erfüllungsbedingungen vorliegen. Im Fall eines Satzes wie »Müller hat eine Glatze« ist er weitaus kleiner als im Fall des Satzes »Müller hat schon einmal einen Strafzettel bekommen«, in dem es nicht genügt, Müllers Zustand in der Gegenwart anzuschauen, sondern man dessen gesamtes Leben in den Blick nehmen muß. Noch komplizierter ist es mit dem Satz »Müller kann p-en«, denn dazu muß man nahe mögliche Welten betrachten. Für den dargestellten Fall gilt entsprechend: Es ist möglich, daß *B* die Reihe fortsetzen kann, das allerdings nie getan hat oder tun wird. Wittgensteins Analyse des Wortes »können« ist also fehlerhaft, weil er eine kontrafaktische Erklärung ablehnt, in der Meinung, man beziehe sich damit in illegitimer Weise auf eine Ebene über den einzelnen Ereignissen.

Der Satz »S kann p-en« ist nicht nur wahr, wenn *S* wirklich p-t oder bereits ge-p-t hat, sondern auch wenn *S* in nahen möglichen Welten, die innerhalb der Naturgesetze realisierbar sind, wenn er es versucht, p-t. Die Sache ist insofern noch komplizierter, als man selbstverständlich nicht annimmt, daß es *S* unter allen Umständen gelingen muß zu p-en, damit der Satz »S kann p-en« wahr ist. Es können damit Normalbedingungen oder andere spezifische Bedingungen, in denen sich *S* zu einem bestimmten Zeitpunkt, oft dem der Zuschreibung, befindet, gemeint sein.<sup>65</sup> Weiterhin gelten in Abhängigkeit von der Bedeutung des Wortes »p« unterschiedliche Umstände als relevant für die Normalbedingungen. So ist etwa das Vorliegen einer leichten Grippe ein relevanter Umstand, wenn es um die Teilnahme an einem Marathonlauf geht, dagegen unwichtig, wenn es um die Ausführung einfacher Additionen geht. Im Einzelfall kann es ein Problem sein zu bestimmen, auf welche Bedingungen man sich mit dem Satz »S kann p-en« festlegt. So ist die Frage an den gefesselten Klavierspieler, ob er Klavier spielen könne, je nach dem mit Ja oder Nein zu beantworten. Dies legt die Ansicht nahe, es gebe unterschiedliche Kriterien für das Wort »können«, die einander widersprechen können. Weiterhin sind die Normalbedingungen insofern nur ungenau bestimmt, als es zwar sicher ist, daß *S* nicht unter Wasser oder im Vakuum »Yesterday« singen können muß, damit gilt »S kann ›Yesterday‹ singen«, es allerdings Fälle gibt, in denen es unklar ist, ob es ihm unter diesen Bedingungen gelingen muß, damit man das von ihm sagen kann. Dies wäre etwa der Fall, wenn *S* mehrere Gläser

---

<sup>65</sup>Hier wäre sicherlich eine wesentlich detailliertere Betrachtung notwendig. So ist der Satz »S kann p-en« auch wahr, wenn *S* nicht unter Normal-, sondern unter bestimmten anderen Bedingungen, etwa mit einem Hilfsmittel p-en kann. In der Regel fügt man solche Bedingungen dem Satz hinzu. Im übrigen geht es mir nicht darum, eine gründliche Analyse des Wortes »können« zu geben, sondern zu skizzieren, welche Randbedingungen berücksichtigt werden müssen, wenn man so etwas tut.

Bier getrunken hat und keinen Alkohol verträgt. Diese Überlegungen scheinen dafür zu sprechen, daß das Wort »können« unterschiedliche und oft sehr unbestimmte Kriterien hat. Diese Tatsache ist für die dargestellten Probleme verantwortlich. Sie verschwinden allerdings, wenn man erkennt, daß der Satz »S kann p-en« eine verborgene Variable enthält, die die Umstände spezifiziert, unter denen S p-en kann, wenn er es versucht<sup>66</sup>. Der Wert der Variablen ist unter bestimmten Umständen durch den Kontext der Äußerung bestimmt, und wenn man über diese nichts weiß, wird man Normalbedingungen annehmen, die so die Rolle eines Standardwerts haben. Man muß in diesem Zusammenhang noch einmal darauf hinweisen, daß die spezifischen Umstände der Erfüllungsbedingungen, die durch den Wert, den die Variable annimmt, spezifiziert werden, etwas anderes sind als die Umstände der Äußerung, obwohl diese dazu beitragen können, die Bedeutung zu desambiguieren. So verschwindet der Eindruck, es gäbe unterschiedliche Kriterien für den Gebrauch des Wortes »können«. Das Ganze wird allerdings noch dadurch verkompliziert, daß man für die Verifikation von Sätzen der Art »S kann p-en« auf kontrafaktische Konditionale zurückgreifen muß und für deren Verständnis wiederum auf Gesetze. Wenn man, und das ist in der Regel der Fall, über keine strikten Gesetze verfügt, muß man auf Phänomene zurückgreifen, die mit der Wahrheit des Satzes im allgemeinen mehr oder weniger gut korreliert sind, obwohl diese strenggenommen vorliegen können, wenn der Satz »S kann p-en« falsch ist, also auf Symptome. Aus diesem Grund gibt es auch Fälle, wie sie Wittgenstein im Anschluß an die betrachteten Textstellen beschreibt, in denen es nicht bestimmt ist, ob B mit seiner Äußerung, er könne die Reihe fortsetzen, recht hatte:

Suppose a) when he said he could continue he saw the formula before his mind, but when he was asked to continue he found he had forgotten it ... (*Brown Book*, p. 115)

Unter Normalbedingungen ist das Vorliegen eines Symptoms, dessen Vorliegen also damit korreliert ist, daß die Person fortsetzen kann, hinreichend für die Wahrheit der Annahme, er könne fortsetzen. In diesem Fall hatte B zu dem Zeitpunkt, als er sagte, er könne fortsetzen, recht damit. Menschen können eine Reihe üblicherweise fortsetzen, wenn sie sich die Formel im Geiste vergegenwärtigen. B konnte die Reihe unter Umständen deswegen später nicht mehr fortsetzen, weil er die Formel inzwischen vergessen hatte. Andererseits wäre es möglich, daß keine Normalbedingungen vorlagen und B die Reihe auch nicht hätte fortsetzen können, wenn ihm die Formel nicht wieder entfallen wäre. Dann wäre seine Behauptung, er könne die Reihe fortsetzen, falsch gewesen. Die Schwierigkeit, zwischen beiden Alternativen auszuwählen, resultiert allerdings nicht aus der Verschwommenheit der Bedeutung des Wortes »können«, sondern ist ein epistemisches Defizit: Es ist im gerade dargestellten Fall nicht mehr möglich festzustellen, ob zum Zeitpunkt der Äußerung des Satzes »B kann p-en« Normalbedingungen vorlagen. Beenden wir damit die Untersuchung der Bedeutung

---

<sup>66</sup>Weiterhin muß man Fälle der Art »Wasser kann verdampfen« noch einmal etwas anders analysieren. Dennoch ist diese Analyse der vorgeführten hinreichend ähnlich. Auch in diesen Fällen muß man mögliche Welten und eine verborgene Variable berücksichtigen.

des Wortes »können« und fassen zusammen: Wittgensteins Lösung, die Bedeutung des Wortes »können« auf eine Fülle einzelner Umstände zu fragmentieren, beruht auf einer Mehrdeutigkeit des Wortes »Umstände«, auf der Konzentration auf irrelevante Unterschiede und wird dadurch begünstigt oder vielleicht hervorgerufen, daß Wittgenstein nicht bemerkt, daß die Bedeutung des Wortes »können« eine verborgene Variable enthält, und so zu der Meinung kommt, er habe es mit unterschiedlichen Kriterien zu tun, während tatsächlich nur die Variable jeweils unterschiedliche Werte hat.

### 8.2.8.3 Was es bedeutet zu lesen

Einen weiteren für Wittgensteins Vorgehensweise im *Brown Book* typischen Gedankengang bildet eine Reihe von Beispielen, in denen Wittgenstein in extenso (*Brown Book*, p. 119–125) unterschiedliche Fälle der Anwendung des Wortes »lesen« betrachtet, um so zu erklären, worin es besteht, geführt zu werden:

Let us study the use of the expression »to be guided« by studying the use of the word »reading«. (*Brown Book*, p. 119)

Wittgenstein möchte mit den folgenden Überlegungen zeigen, daß die Erklärung eines Wortes wesentlich darin besteht, einzelne Beispiele zu schildern, die charakteristische Merkmale haben und untereinander durch Familienähnlichkeiten verbunden sind. Tatsächlich ist dieser Gedankengang in solchem Maße fehlerhaft, daß man Probleme damit hat, ihn inhaltlich stringent und zusammenhängend darzustellen, wenn man sofort auf die Fehler hinweist und sie zu korrigieren versucht. Ich werde deswegen, wie ich es bereits zuvor getan habe, zunächst den Gedankengang unkommentiert so zusammenfassen, wie er von Wittgenstein beabsichtigt ist, und im zweiten Schritt zeigen, wie seine Plausibilität bei näherer Betrachtung in einem solchen Maß verschwindet, daß man Probleme hat zu erkennen, was die Annahme der Familienähnlichkeit besagen soll, wenn die Überlegungen, die sie motivieren sollen, falsch, die Gegenposition, die Wittgenstein damit widerlegen will, von vornherein keine große Plausibilität besitzt und dieser Begriff nicht das leistet, was Wittgenstein von ihm erwartet.

Er beginnt damit, einen kompetenten Leser zu schildern, der die Worte beim Lesen manchmal laut mitspricht und manchmal nicht, und vergleicht diesen mit dem Fall eines Anfängers, der die Worte buchstabieren muß oder teilweise nur vorgibt, einen Text vorzulesen, während er ihn tatsächlich auswendig kann. Ob dieser tatsächlich liest, hängt, so vermuten wir, davon ab, ob ein bestimmter geistiger Akt stattfindet, während er ein Wort ausspricht. So könnte es sein, daß beim Lesen eines einzelnen Wortes dasselbe im Geiste des Anfängers und des kompetenten Lesers passiert. Dennoch gilt:

We are using the word »reading« in a different way when we talk about the accomplished reader on the one hand and the beginner on the other hand. (*Brown Book*, p. 120)

Wir sind jedoch, so meint Wittgenstein, überzeugt, daß der Unterschied zwischen beiden Fällen, wenn wir ihn nicht in bewußten Zuständen finden, in einem unbewußten



Mechanismus gründet. Ob dieser arbeitet oder nicht, ist das Kriterium dafür, ob jemand liest. Auch im nächsten Fall, den Wittgenstein schildert, ist man geneigt anzunehmen, die Frage, ob jemand wirklich liest, sei im Rückgriff auf einen Mechanismus zu bestimmen. Es geht um den Fall eines Schülers, der gerade lesen lernt und beginnt, erst einige, dann immer mehr und schließlich alle Worte richtig wiederzugeben, und Wittgenstein kommt zu dem Ergebnis, daß man in einem solchen Fall nicht feststellen kann, welches das erste Wort war, das der Schüler nicht nur geraten, sondern wirklich gelesen hat. Wieder liegt die Annahme nahe, man könne das durch Introspektion feststellen. Um die Frage zu diskutieren, ob sich nicht wirkliches Lesen von anderen Fällen durch bestimmte bewußte Vorgänge im Geiste unterscheidet, stellt Wittgenstein Fälle vor, in denen das so ist: Wer einen anderen dadurch täuscht, daß er einen Text auswendig aufsagt, während er vorgibt, ihn abzulesen, hat ein bestimmtes Gefühl dabei. Allerdings, so fährt Wittgenstein fort, ist es möglich, das Gefühl zu haben, man sage einen Text auswendig auf, während man ihn tatsächlich liest. Ebenso kann man das Gefühl haben, Zeichen zu lesen, die zu keinem Alphabet gehören. Wittgenstein kommentiert das so:

Note also that there is a continuous series of intermediary cases between the cases when a person knows by heart what is in print before him, and the case in which he spells out the letters of every word without any such help as guessing from the context, knowing by heart, and such like. (*Brown Book*, p. 122)

Es folgt der Versuch, wirkliches Lesen einer fremden Schrift als ein Ableiten der Wörter mit Hilfe von Übertragungsregeln zu bestimmen. Wittgenstein nimmt an, diese Ableitungsregeln seien in Form einer Tabelle gegeben, und beschreibt ein Beispiel (mit der Nummer 70), in dem jemand Buchstaben von einer Schrift in eine andere überträgt, indem er eine Tabelle benutzt, in der die jeweils zusammengehörigen Zeichen der beiden Schriften in derselben Zeile stehen. Wittgenstein weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß wir Bedenken haben, vom Ableiten mit Hilfe einer Tabelle zu sprechen, wenn die Tabelle nicht in der üblichen Weise benutzt wird, wenn es also keine erkennbare Regelmäßigkeit der Zuordnung zwischen den Zeichen in der linken und rechten Spalte gibt. Um das zu plausibilisieren, schildert er einige Fälle devianten Tabellengebrauchs, die er mit dem folgenden Beispiel abschließt, das alle Merkmale der übrigen Fälle enthält: Eine Person *B* versteht eine Tabelle auf eine ungebräuchliche Art, insofern sie schräg gegenüberstehende Zeichen einander zuordnet. Wittgenstein drückt das durch eine Zuordnungsschema aus, das man als eine *Deutung* der Tabelle auffassen kann. *B* gebraucht die Tabelle allerdings auf eine andere noch ungebräuchlichere Art für die Ableitung, indem er in vollkommen undurchsichtiger Weise Zeichen der beiden Spalten einander zuordnet. Wittgenstein sieht in diesen Beispielen den mißglückten Versuch, das Wesen des Ableitens zu erfassen, und kommentiert diesen so:

But does this mean that the word »deriving« . . . has really no meaning, as by following up its meaning this seems to trail off into nothing? In case 70) the meaning of »deriving« stood out quite clearly, but we told ourselves that this was only one special case of de-

ripping. It seemed to us that the essence of the process of deriving was here presented in a particular dress and that by stripping it of this we should get at the essence. (*Brown Book*, p. 124 f.)

Der Versuch, mit Hilfe der Beispiele das Wesen des Ableitens zu finden, schlägt also fehl, und man steht mit leeren Händen da:

Now ... we tried to strip our case of what had seemed but its peculiar costume only to find that what had seemed mere costumes were the essential features of the case. (We acted as though we had tried to find the real artichoke by stripping it of its leaves.) (*Brown Book*, p. 125)

Vielmehr erweisen sich die Merkmale von Beispiel 70, die unwesentlich zu sein schienen, als wesentlich, was Wittgenstein folgendermaßen erklärt:

The use of the word »deriving« is indeed exhibited in 70), i. e., this example shows us one of the family of cases in which this word is used. And the explanation of the use of this word, as that of the use of the word »reading« or »being guided by symbols«, essentially consists in describing a collection of examples exhibiting characteristic features, some examples showing these features in exaggeration, others showing transitions, certain series of examples showing the trailing off of such features. (*Brown Book*, p. 125)

Der Gebrauch des Wortes »deriving« wird also, so meint Wittgenstein, in Beispiel 70 gezeigt, ohne daß man erst von unwesentlichen Merkmalen abstrahieren müßte. Tatsächlich besteht die Erklärung von Wörtern wesentlich darin, Beispiele zu geben, die bestimmte charakteristische Merkmale aufweisen, allerdings in unterschiedlich starker Ausprägung. Wenn das so ist, dann entledigt sich der, der von diesen Merkmalen absehen und so das Wesen erkennen will, genau der Merkmale, die für die Bedeutung des Wortes relevant sind, und es wird verständlich, warum ihm am Ende die Bedeutung entgeht. Wie man sich das Zusammenspiel der charakteristischen Merkmale vorstellen soll und in welcher Weise man sie mit den Beschreibungen einzelner Beispiele plastisch macht, das verdeutlicht Wittgenstein mit einem Bild:

Imagine that someone wished to give you an idea of the facial characteristics of a certain family, the So and so's, he would do it by showing you a set of family portraits and by drawing your attention to certain characteristic features, and his main task would consist in the proper *arrangement* of these pictures, which, e. g., would enable you to see how certain influences gradually changed the features, in what characteristic ways the members of the family aged, what features appeared more strongly as they did so. (*Brown Book*, p. 125)

Um zu zeigen, inwiefern die unterschiedlichen Fälle des Gebrauchs eines Wortes so wie die Gesichtszüge der Mitglieder einer Familie jeweils in Gruppen bestimmte charakteristische Merkmale gemeinsam haben, muß man diese in eine Anordnung bringen, die das Auftreten bestimmter Merkmale in jeweils unterschiedlicher Stärke zeigt. Auf diese Weise erkennt man, inwiefern die einzelnen Gesichter mehr oder weniger typisch für die Familie sind und was die charakteristischen Merkmale sind, die dafür

relevant sind. Das Analoge gilt für die Erklärung der Bedeutung von Wörtern. Wenn man die Gemeinsamkeit zwischen zwei unterschiedlichen Fällen des Gebrauchs eines Wortes nicht sieht, dann hilft es, wie Wittgenstein an anderer Stelle sagt (vgl. *Brown Book*, p. 129), Zwischenglieder anzugeben, die beiden Fällen in derselben Weise ähnlich, allerdings im Ähnlichkeitsraum zwischen beiden plaziert sind. Wittgenstein bezeichnet einen solchen Zusammenhang, der in der beschriebenen Weise durch das Vorliegen charakteristischer Merkmale bestimmt ist, an anderer Stelle im *Brown Book* im Kontext der Diskussion der Bedeutung des Wortes »können« als Familienähnlichkeit:

We see that a vast net of family likenesses connects the cases in which the expression of possibility, »can«, »to be able to«, etc. are used. Certain characteristic features appear in different combinations: there is, e.g., the element of conjecture (that something will behave in a certain way in the future); the description of the state of something (as a condition for its behaving in a certain way in the future); the account of certain tests someone or something has passed. – (*Brown Book*, p. 117)

Ein Wort zu verstehen, so Wittgensteins Gedanke, besteht darin, die unterschiedlichen charakteristischen Merkmale zu kennen, deren Vorliegen in jeweils verschiedenen Fällen den Gebrauch des Wortes kennzeichnet. Wichtig an der Idee der Familienähnlichkeit ist, daß nicht alle Fälle ein bestimmtes Merkmal gemeinsam haben müssen, sondern daß sich die Merkmale überlappen, wie es Wittgenstein in den *PU* mit dem Bild des Fadens ohne durchgehende Fasern (vgl. *PU*, 67) treffend beschreibt.

So einleuchtend diese Überlegungen Wittgensteins vielleicht auf den ersten Blick wirken, so wenig überzeugen sie bei genauerer Betrachtung. Ich habe diese bisher unterlassen, weil es sonst nicht möglich gewesen wäre, die Textstellen als einen Gedankengang zu schildern, der zu der Annahme hinführt, daß die einzelnen Fälle des Gebrauchs eines Wortes untereinander durch Familienähnlichkeiten verbunden sind. Sie zu beschreiben, so die Annahme, ist nicht nur eine legitime, sondern die einzig mögliche Erklärung der Bedeutung, weil es anders nicht möglich ist, die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke in ihrer Vielgestaltigkeit angemessen zu erfassen. Dieser Gedankengang sieht, wie die oben dargestellten und von Wittgenstein widerlegten Bilder vom Funktionieren der Sprache, nur plausibel aus, solange man ihn oberflächlich betrachtet und die Details nicht ausleuchtet. Beginnen wir damit die Beispiele für den Gebrauch des Wortes »lesen« und »ableiten« noch einmal in den Blick zu nehmen. Schließlich sollten sie, wie Wittgenstein am Ende des Gedankengangs bemerkt hat, unterschiedliche charakteristische Merkmale in verschieden starker Ausprägung zeigen.

Der Leseanfänger, der, anders als der kompetente Leser, manche Worte buchstabiert oder nur scheinbar liest, während er sie tatsächlich auswendig sagt, liest nicht in einem anderen Sinne als der kompetente Leser.<sup>67</sup> Insofern er bestimmte Worte tat-

---

<sup>67</sup>V. Savignys Deutung der Formulierung »lesen im anderen Sinn« an der entsprechenden Textstelle in den *PU* könnte Wittgensteins Absicht treffen. Das Ergebnis ist allerdings systematisch nicht überzeugend. Nach v. Savignys Meinung zählen im Fall eines kompetenten Lesers Worte, die er errät oder auswendig weiß, ebenfalls als Worte, die er liest. (*SKI*, p. 202)

sächlich abliest, könnte man sagen, daß er holperig liest. Wenn man das mit dem Wort »lesen« bezeichnet, so ist das ebensowenig ein besonderer Fall der Bedeutung dieses Wortes, wie es ein besonderer Fall des Gebrauchs des Wortes »Haus« ist, wenn man damit ein leicht beschädigtes Haus bezeichnet. Die auswendig daher gesagten Worte liest er nicht, und es gibt sicher zwischen beiden Grenzfälle, in denen es nicht möglich ist zu entscheiden, ob er liest oder nicht. Dasselbe gilt für die Frage, welches die ersten Worte sind, die der Schüler wirklich liest. Wenn man verstanden hat, daß das Lesen die Ausübung einer bestimmten Kompetenz ist, die durch ein bestimmtes Ergebnis charakterisiert ist, dann ist es offensichtlich, daß bestimmte Erlebnisse zwar Symptome für das Lesen sein können, allerdings nicht mit dem Lesen identisch sind. In bestimmten Fällen ist es ein Problem, aufgrund der vorliegenden Daten zu verifizieren, ob jemand liest oder den Text auswendig aufsagt. Letzteres ist für die Bedeutung des Wortes »lesen« allerdings nicht wichtiger als für die des Wortes »Dorf« die Existenz von potemkinschen Dörfern. Es zeigt nicht, daß der Begriff des Lesens unscharf oder fragmentiert ist, sondern daß unsere epistemischen Möglichkeiten nicht optimal sind. Offensichtlich hat Wittgenstein in seiner Darstellung keine Probleme, die beiden Fälle mit unterschiedlichen Worten zu beschreiben und so auseinanderzuhalten: Einmal geht es um das Aufsagen von auswendig Gelerntem, im anderen Fall um wirkliches Lesen.

Bei der Betrachtung des Wortes »ableiten« gibt Wittgenstein ein Beispiel, in dem jemand im üblichen Sinne dieses Wortes mit Hilfe einer Tabelle Buchstaben ableitet. Anders als Wittgenstein es beschreibt, zeigen die folgenden Beispiele, daß es Grenzfälle zwischen regelmäßigem und unregelmäßigem Gebrauch von Tabellen gibt und daß jede Deutung selbst wieder deutungsbedürftig und somit von der tatsächlichen Anwendung einer Regel abhängig ist. Es ist mir unverständlich, wie Wittgenstein zu der Auffassung kommt, der Übergang von der Schilderung des normalen zu der des devianten Gebrauchs einer Tabelle sei der Versuch, das Wesen des Ableitens zu finden. Weiterhin mißdeutet er bereits den ersten Fall. Wer nicht in hohem Maße von einer platonistischen Philosophie durchdrungen ist, dürfte es nicht plausibel finden anzunehmen, man müsse diesen Fall erst seiner unwesentlichen Eigenschaften entkleiden, damit er die Merkmale des Ableitens zeigt. Wer allerdings diese essentialistische Annahme für wahr hält, der dürfte sich durch Wittgensteins Beispiele nicht davon abbringen lassen. Diese sind also in einem Fall unnötig und im anderen unbrauchbar. Insbesondere geht aus ihnen nicht hervor, daß sich die Bedeutung des Worts »ableiten« verflüchtigt, wenn man von den unwesentlichen Merkmalen abstrahiert, und so folgt nicht, daß deswegen die unwesentlichen Merkmale das Wesen der Bedeutung ausmachen.

Sehen wir davon ab, daß damit die Motivation für die Einführung des Begriffs der Familienähnlichkeit entfallen ist, und prüfen dennoch, welche charakteristischen Merkmale man in den Beispielen erkennen kann. Es wäre möglich, daß der Begriff der Familienähnlichkeit zwar mit einem wenig überzeugenden Gedankengang eingeführt wird, allerdings dennoch leistungsfähig ist. Als charakteristische Merkmale bieten sich offensichtlich lediglich die Symptome an, die Wittgenstein anführt. Aus

der Darstellung von Grenzfällen und solchen, in denen die Verifikation problematisch ist, müßte man die Merkmale erst herausfiltern. Und davon ist in Wittgensteins Beschreibung der Familienähnlichkeit keine Rede. Man sollte in diesem Zusammenhang auch die Vorschläge für charakteristische Merkmale betrachten, die Wittgenstein an der oben betrachteten Textstelle für das Wort »können« nennt. Sie haben nichts, das spezifisch für die Bedeutung des Wortes »können« ist<sup>68</sup>: Für Vermutungen ist es wesentlich, daß der, der sie äußert, gegenüber einem Sachverhalt ein epistemisches Defizit hat. Der Übergang von der Zuschreibung bestimmter Eigenschaften zu einer Hypothese über das Verhalten des Gegenstandes aufgrund der zugeschriebenen Eigenschaften ist wiederum nicht typisch für das Wort »können«. Man denke nur an ein Beispiel wie »Hans ist klein, also wird er schlecht sehen bei dem Open-Air-Konzert.« In beiden Fällen könnte es ebensogut um eine Erklärung des Futurs gehen. Der dritte Fall, in dem Wittgenstein auf bestimmte Tests, die jemand bestehen muß, um sich für eine bestimmte Aufgabe zu qualifizieren, hinweist, ist noch weniger überzeugend. Die Betrachtung der Beispiele hilft also bei der Suche nach plausiblen Kandidaten für charakteristische Merkmale nicht weiter. Die Merkmale, die Wittgenstein für das Wort »können« nennt, hängen, wie wir oben gesehen haben, mit seiner falschen Analyse der Bedeutung dieses Wortes zusammen. Seine Analyse der Beispiele für die Wörter »lesen« und »ableiten« ist ebensowenig überzeugend. Im besten Fall kann man ihnen die Vermutung entnehmen, charakteristische Merkmale könnten Symptome sein, die in unterschiedlichen Konfigurationen in einzelnen Fällen des Gebrauchs auftreten.

Betrachten wir deshalb noch einmal die Textstelle, an der Wittgenstein mit einem Bild die Familienähnlichkeit beschreibt, und schauen, ob man bei ihrer Lektüre erkennen kann, was es mit dem Gedanken genauer auf sich hat, daß charakteristische Merkmale in unterschiedlichen Konfigurationen den Inhalt eines Begriffs bzw. die Bedeutung eines Wortes bestimmen. Ich habe mich oben bei der Deutung absichtlich vage ausgedrückt und davon gesprochen, daß man durch die Anordnung der Bilder der einzelnen Familienmitglieder erfährt, welche Gesichtsmerkmale typisch für das Aussehen der Mitglieder einer Familie sind. Bei dem Versuch, diese Formulierung zu präzisieren, wird ein Problem deutlich. Wenn man aufgrund der Merkmale entscheiden kann, ob jemand so aussieht, als gehöre er zur Familie, so müssen wir die Merkmale und ihre jeweilige Kombination angeben können. Die Annahme der Familienähnlichkeit reduziert sich dann darauf, daß eine endliche Disjunktion von Merkmalen möglich ist. Andernfalls hat man es nur mit Symptomen zu tun, und diese können einen Begriff ebensowenig wie die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesichter-Familie konstituieren, und aus diesem Grund wüßte man nicht, wodurch es überhaupt *bestimmt* ist, ob jemand so aussieht, als gehöre er zur Familie. Das wäre ein logisches Problem und kein epistemisches. Der Einwand, wir kalkulierten im Fall der Zugehörigkeit zu der

---

<sup>68</sup> Aus der Formulierung eines Konditionals, der für eine Analyse der Bedeutung des Wortes »können« geeignet wäre, macht Wittgenstein zu wenig. Das Wichtige daran ist nicht, daß er eine *Vermutung* darüber darstellt, wie ein bestimmter Gegenstand unter bestimmten Umständen reagieren wird. In seiner Liste charakteristischer Merkmale bezieht sich Wittgenstein nur darauf und nicht auf den kontrafaktischen Aspekt.

besagten Gesichter-Familie nicht mit Merkmalen, weist auf eine weitere Möglichkeit hin: Wir schauen einfach hin und entscheiden, ohne explizit auf Merkmale zu achten, ob jemand aussieht wie ein Mitglied der Familie. Auch bei der Begründung, ob unsere Zuordnung richtig war, spielen die Merkmale keine Rolle. Wenn man des Argumentes wegen annimmt, es bestehe tatsächlich in einer Gruppe in dieser Weise Einigkeit darüber, wer so aussieht, als gehöre er zu einer bestimmten Familie, so wäre der Konsens nicht artikuliert geregelt, die Merkmale *logisch* irrelevant, obwohl sie sicher eine kausale Rolle bei der Subsumtion haben. Der Ansatz, endlich viele Beispielfälle verbunden mit einer gemeinsamen Praxis der Extrapolation aufgrund charakteristischer Merkmale anzunehmen, scheidet ebenfalls. Wie Wittgenstein an anderer Stelle im *Brown Book* (vgl. *Brown Book*, p. 134) bemerkt, ist der Begriff der Ähnlichkeit nur brauchbar, wenn die Art der Ähnlichkeit bestimmt ist. Dies verweist zurück auf einen der beiden Fälle der Regelung durch eine endliche Disjunktion von Kriterien oder der nicht artikulierten Regelung. Man erkennt so: Die Annahme, ein Begriff sei durch die Angabe von charakteristischen Merkmalen, die untereinander familienähnlich sind, bestimmbar, erweist sich als der untaugliche Versuch, zwischen der Konstitution eines Begriffes durch Kriterien und der Annahme naturwüchsiger, nicht artikulierter Einigkeit über seinen Gebrauch ein Mittelding zu etablieren. Symptome sind dafür nicht geeignet, weil ihr Vorliegen mit dem Zutreffen eines Begriffes nur empirisch korreliert ist. Sie können die Bedeutung deswegen auch in Kombinationen nicht *konstituieren*. In den dargestellten Beispielen für charakteristische Merkmale beschreibt Wittgenstein im besten Fall Symptome. In vielen Fällen tut er nicht einmal das. Der Begriff der Familienähnlichkeit ist offensichtlich ein Fehlgriff, und so bleibt noch zu klären, warum Wittgenstein meint, ihn zu brauchen, und das bedeutet zu bestimmen, von welchen Positionen er sich mit Hilfe dieses Begriffs abgrenzen will und was der Begriff leisten soll, indem wir uns im Umfeld der betrachteten Textstellen umsehen.

(1) Zunächst einmal ist da die Annahme, die Erklärung der Bedeutung mit Hilfe von Beispielen bestände darin, beim Hörer ein bestimmtes geistiges Bild oder eine Idee hervorzurufen, die die Bedeutung ist:

We are tempted to think that our examples are *indirect* means for producing a certain image or idea in a person's mind, – that they *hint* at something which they cannot show. (*Brown Book*, p. 125)

Um diese Position zu widerlegen, genügt die Feststellung, daß Beispiele eine logische Rolle bei der Bestimmung der Bedeutung haben und daß die Bedeutung eines Wortes keine Vorstellung im Geiste ist. So stellte Wittgenstein bereits im TS 213 fest: »Es wird aus dem Beispiel heraus wieder kalkuliert« (TS 213, p. 333) und »Beispiele, wenn sie Beispiele sein sollen, sind ein Ausdruck für die Regel, wie jeder andre.« (TS 213, p. 187, a). Als Ausdruck für eine Regel haben Beispiele also eine abstrakte Rolle. Sie drücken keine vorsprachliche Idee aus und rufen sie auch nicht hervor.

(2) Weiterhin wendet sich Wittgenstein gegen die Position, man könne durch den Hinweis auf *ein gemeinsames* Merkmal die Bedeutung eines Wortes zu erklären:

One might be inclined to say »Surely a similarity must strike us, or we shouldn't be moved to use the same word«. (*Brown Book*, p. 130)

Im selben Zusammenhang betrachtet Wittgenstein den Fall, daß man jemandem die Bedeutung des Wortes »rot« dadurch erklärt hat, daß man ihm verschiedene rote Gegenstände gezeigt hat, und den Belehrten so in die Lage versetzt hat, auf Nachfrage einen roten Gegenstand zu bringen:

This seems to say: If he has really got hold of what is in common between all the objects I have shown him, he will be in the position to follow my order . . . (*Brown Book*, p. 130)

Es folgt im Kontext der gerade betrachteten Textstelle eine Fülle von Beispielen, die zeigen, daß es willkürlich ist, welche Schattierungen einer oder mehrerer Farben man unter einen Begriff faßt. All diese Beispiele zeigen nicht mehr, als daß es keine vorbegriffliche Ähnlichkeit gibt, derer wir mit unseren Begriffen habhaft werden müssen, und daß die Grenzziehungen, die wir innerhalb einer Dimension der Ähnlichkeit machen, ebenfalls nicht vorgegeben sind. Beides ist letztlich nur eine Folge davon, daß sprachliche Regeln konstitutiv und damit willkürlich sind. Und das besagt nichts anderes, als daß wir die Ähnlichkeit dadurch bestimmen, wie wir mit den Wörtern kalkulieren, und nicht umgekehrt.

(3) In diesem Zusammenhang sind auch die Überlegungen Wittgensteins zu nennen, in denen er in überzeugender Weise darlegt, daß bestimmte geistige Begleitereignisse typisch, allerdings nicht wesentlich für Vorgänge sind, die man mit den Wörtern »erinnern«, »erwarten«, »verstehen«, »wollen« bezeichnet, und daß wir mit dem Äußern von Wörtern, die Farben bezeichnen, andere Erlebnisse verbinden als mit Wörtern, die für Zahlen stehen. Wittgenstein spricht in diesen Zusammenhängen von »charakteristischen Erlebnissen« (vgl. *Brown Book*, p. 150, 157, 183). Letztlich zeigen all diese Beispiele nicht mehr, als daß Wörter wie »erinnern« eine andere Grammatik haben als Wörter, die Erlebnisse bezeichnen, und daß die Bedeutung und das Verstehen dieser Wörter nicht mit bestimmten Erlebnissen identisch ist, was unmittelbar daraus folgt, daß die Bedeutung von Wörtern in ihrem Gebrauch und das Verstehen in der Kompetenz, sie gebrauchen zu können, besteht. Allerdings können Begleitereignisse verlässliche Symptome sein. So hat Wittgenstein bereits im TS 213 deutlich gemacht, daß es spezifische Erlebnisse gibt, die verlässlich anzeigen, wenn wir »weiterwissen« (TS 213, p. 157 f.).

(4) Für den Gebrauch des Wortes »lesen« gibt es eine Menge von Grenzfällen und der des Wortes »können« ist durch eine verborgene Variable geregelt. Die Bedeutung von Wörtern braucht also nicht exakt und einheitlich geregelt zu sein. Das ist allerdings etwas anderes als die Annahme, daß es unendlich viele unterschiedliche Falltypen des Gebrauchs eines Wortes gibt. Wenn man erkennt, daß die Bedeutung von Wörtern nicht in der Weise fragmentiert ist, wie es Wittgenstein beschreibt, braucht man den Begriff der Familienähnlichkeit nicht, um die unendlich vielen, scheinbar disparaten Fälle wieder miteinander zu verbinden.

Wenn Wittgenstein an den oben betrachteten Textstellen davon spricht, das *Wesen* des Ableitens zu suchen, so gibt das einen guten Hinweis auf die Überschrift, unter der man die gerade skizzierten Positionen zusammenfassen kann: Essentialismus. Im Zentrum dieser Position steht, wie sie Wittgenstein charakterisiert, die Annahme, daß die Bedeutung von Wörtern durch vorsprachliche Begriffe bestimmt ist, die alle Fälle der Anwendung eines Begriffs einheitlich und exakt regeln. Den Gedanken der vorsprachlichen Begriffe kann man im intentionalistischen Sinne deuten oder im Sinne von Ähnlichkeiten in der Welt, die durch Begriffe erfaßt werden. Die Annahme von Vorstellungen, die Unterscheidungen in der Welt adäquat wiedergeben, verbindet beides, und wenn man noch die Annahme hinzunimmt, daß solche Ideen introspektiv zugänglich sind, also einen erlebbaren Aspekt haben, so hat man alle Ingredienzen dessen zusammen, was Wittgenstein ablehnt, wenn er sich gegen die gerade skizzierte Position wendet. Wie man leicht erkennen kann, handelt es sich dabei eher um ein Bild als um eine schlüssige Konzeption, weil bereits der Gedanke, daß die Identität von intentionalen Zuständen durch ihre Qualität bestimmt sein kann, falsch ist. Die Textauslegung zeigt, daß Wittgenstein den Label »Essentialismus« nicht gebraucht, um eine stringente Position zu charakterisieren, sondern als Sammelbegriff für ein amorphes Sammelsurium von Positionen, von denen jede einzelne falsch ist und die sich teilweise noch wechselseitig ausschließen. Der Begriff dient als Kontrast, um den Begriff der Familienähnlichkeit als Problemlöser erscheinen zu lassen. Tatsächlich löst dieser keine Probleme, sondern schafft sie. Und die Positionen, von denen Wittgenstein sich mit dessen Hilfe abgrenzen will, sind, wie vorgeführt wurde, im Rahmen der Netzkonzeption bereits widerlegt. Man braucht dafür keine neuen Begriffe. Die Aufgabe, die fragmentierten Teile der Bedeutung miteinander zu verbinden, muß vom Begriff der Familienähnlichkeit nicht geleistet werden. Wenn die Bedeutung nicht fragmentiert ist, braucht man nichts, was sie wieder zusammenfügt.

Fragt man sich, warum Wittgenstein das nicht bemerkt, so stößt man wieder auf seine Abneigung gegen abstrakte Merkmale, die er mit seiner berechtigten Antipathie gegen die intentionalistische Theorie der Bedeutung verwechselt. Das wird deutlich, wenn wir noch einmal die Textstelle in den Blick nehmen, an der sich Wittgenstein gegen die Deutung ausspricht, Beispiele sollten Ideen ausdrücken oder andeuten:

It was not the function of our examples to show us the essence of »deriving«, »reading«, and so forth through a veil of inessential features, the examples were not descriptions of an outside letting us guess at an inside which for some reason or other could not be shown in its nakedness. We are tempted to think that our examples are *indirect* means for producing a certain image or idea in a person's mind, – that they *hint* at something which they cannot show. (*Brown Book*, p. 125)

Daß die Beispiele nicht nur Mittel sind, um eine bestimmte Bedeutung im Geiste zu zeigen, ist etwas anderes als die Annahme, daß die Bedeutung eines Ausdrucks sich in Einzelbeispielen auflösen läßt. Tatsächlich zeigen die Beispiele etwas indirekt in der Weise, daß man erkennen muß, was dem Beispiel wesentlich ist und was nicht, daß



man das Beispiel *als* Beispiel sehen muß. Wenn man jemandem anhand von Beispielen die Bedeutung des Wortes »Pflanze« erklärt, so muß er erkennen, daß der Ort, an dem die Beispielpflanzen stehen, ihre exakte Größe und ihr Gewicht irrelevant sind. Er muß wissen, welche Aspekte des Beispiels relevant sind und welche nicht, sie also als Ausdruck einer Regel verstehen. Er muß in diesem Sinne durch einen Vorhang von unwesentlichen Aspekten eines Beispiels hindurchsehen, wobei dies allerdings nur ein Bild dafür ist, daß er die wesentlichen von den unwesentlichen Merkmalen unterscheiden können muß. Dem widerspricht, wie wir gesehen haben, Wittgensteins Vorgehen, jeden Versuch, zwischen wesentlichen und unwesentlichen Merkmalen von Beispielen zu unterscheiden, zurückzuweisen, indem er darauf hinweist, die scheinbar unwesentlichen Züge seien wesentliche Merkmale von Fällen, die zusammen die Bedeutung ausmachen, allerdings in ihrer jeweiligen Unterschiedlichkeit nicht durch eine allgemeine Beschreibung erfaßt werden können. Man findet so hinter dem Begriff der Familienähnlichkeit wieder Wittgensteins Versuch, nicht abstrakt zu sein. Allerdings mißlingt ihm auch das, weil der Begriff des Aspekts abstrakt ist. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß der Begriff der Familienähnlichkeit im *Brown Book* auf der Grundlage fehlerhafter Ergebnisse der Untersuchungen der Bedeutung von Wörtern eingeführt wird und daß er nicht das leistet, was Wittgenstein von ihm erwartet: Er ermöglicht keinen Ausdruck einer artikulierten Regelung, der ohne den Begriff des Symptoms oder des Kriteriums auskommt. Insofern er dafür brauchbar ist, reduziert er sich auf eine Disjunktion von Merkmalen und bietet so nichts Neues. In allen anderen Deutungen ist er mit dem Gedanken einer nicht naturwüchsigen Regelung der Sprache nicht vereinbar. Allerdings macht es nichts, daß der Begriff für die Funktionen, die er bei Wittgenstein erfüllen soll, nicht brauchbar ist. Die Positionen, von denen sich Wittgenstein mit seiner Hilfe abgrenzen will, kann er auch ohne diesen Begriff mit guten Gründen zurückweisen. Die Notwendigkeit, die unendliche Anzahl fragmentierter Teile der Bedeutung wieder miteinander zu verbinden, besteht nicht. Die Bedeutung ist nicht auf unendlich viele Fälle fragmentiert, wie Wittgenstein das annimmt.

#### 8.2.8.4 Der Begriff der Familienähnlichkeit im Lichte der Literatur

Typisch für den Mainstream der Sekundärliteratur im Umgang mit dem Begriff der Familienähnlichkeit sind Pitcher, Baker und Hacker sowie v. Savigny, der den Begriff allerdings etwas eigenwilliger auslegt.<sup>69</sup> Baker und Hacker sehen wie Pitcher (Pitcher 1964, p. 220–222) in dem Unternehmen, Begriffe durch Familienähnlichkeitsbeziehungen zu bestimmen, ein probates Mittel gegen die ihrer Meinung nach falsche Annahme, die Bedeutung von Worten einer Sprache wie der deutschen seien durchs Merkmalsdefinitionen (*KBH1*, p. 282), Definitionen (*KBH1*, p. 321) bzw. notwendige und hinreichende Bedingungen (Hacker 1996, p. 105) einheitlich und exakt festgelegt. Sie weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, daß wir keine Definitio-

<sup>69</sup>Goeres zeigt, daß Wittgenstein den Terminus »Familienähnlichkeit« nicht erfunden hat, sondern daß er sich in ähnlicher Bedeutung bereits bei Schopenhauer und Nietzsche findet (vgl. Goeres 2000, p. 239 ff.).

nen kennen und daß Worte eine Vielfalt von Bedeutungen haben (*KBH1*, p. 323). In ihrer Darstellung unterscheiden sie, anders als v. Savigny (*SKI*, p. 115), nicht ausreichend zwischen der Annahme, daß Begriffe verschwommene Grenzen haben, und der, daß sie familienähnlich sind. Dabei übersehen sie, daß die Erklärung durch paradigmatische Fälle zusammen mit dem Hinweis »und Ähnliches« (vgl. *KBH1*, p. 79, 85) nur dann informativ ist, wenn man zur Bestimmung der relevanten Ähnlichkeit bereits die abstrakten, allgemeinen Begriffe zur Verfügung hat, die erst durch die Familienähnlichkeit erklärt werden sollen. Denselben Fehler begehen sie im Zusammenhang der Erklärung von Wörtern durch Beispiele (*KBH1*, p. 78). V. Savigny reichert im Anschluß an Wennerberg (Wennerberg 1967, p. 117) diese Beziehung noch um den Aspekt der zeitlichen Offenheit an, zieht allerdings die Konsequenz, daß wir die charakteristischen Merkmale, die in ihren verschiedenen Konfigurationen eine familienähnliche Beziehung konstituieren, nicht verwenden können, »um unsere Verwendung von Eigenschafts- und Eigennamen zu rechtfertigen« (*SKI*, p. 116). Für entscheidend hält er mit Verweis auf Bambrough (Bambrough 1966, p. 201) die Tatsache, daß familienähnliche Begriffe in dem Sinne extrapolierbar sind, daß man sie nicht durch eine Enumeration aller Einzelfälle, auf die sie zutreffen, lernen muß. Allerdings kann v. Savigny keine gute Erklärung dafür geben, wie das möglich sein könnte, wenn die Bedeutung von Worten wie »Pflanze« derart amorph wäre, wie er annimmt. Dabei ist er zwar insofern konsequent, als er, anders als Baker und Hacker, bemerkt, daß der Begriff nicht zur artikulierten Regelung geeignet ist, übersieht allerdings, daß er mit der Preisgabe dieser Annahme einen systematisch überzeugenden und zentralen Gedanken Wittgensteins aufgibt, an dem die Unterscheidung zwischen wissenschaftlichen Theorien und philosophischen Beschreibungen hängt.

Eine überzeugende Kritik am zentralen Mangel des Begriffs der Familienähnlichkeit bieten Lenk (Lenk 1973, p. 73 f.) im Anschluß an Hervey (Hervey 1961, p. 335) und Charlesworth (Charlesworth 1959, p. 112 f.) sowie Pompa (Pompa 1967, p. 65). Während Lenk und Hervey Familienähnlichkeit und Verschwommenheit der Bedeutung nicht ausreichend auseinander halten, weisen sie zu Recht darauf hin, daß die charakteristischen Merkmale benannt werden müssen:

We might get into the same sort of difficulty if we set no limit to family relationships which we recognised – everybody might be regarded as a sort of cousin. In this case there would not be »families«, only one big family. (Hervey 1961, p. 335)

Ebenso weist Pompa darauf hin, daß in diesem Fall »the term ›family‹ would become vacuous, since it excluded nobody« (Pompa 1967, p. 65). Sie stellt mit Recht die Frage, welche Information man durch die Auskunft erhält, daß X unter einen familienähnlichen Begriff fällt (ähnlich Lenk 1973, p. 77), wenn gilt:

X has some of the resembling characteristics a, b, c, d, etc., but it will not necessarily have any of them. (Pompa 1967, p. 68)

Ihre Lösung entspricht der von mir vorgeschlagenen Sicht: Als positive Theorie taugt

nur die Annahme einer endlichen Disjunktion. (Pompa 1967, p. 68). Ähnlich äußert sich Lenk, der von einem »festen Kerngebrauch« und »Korrektheits- und Zugehörigkeitskriterien« spricht (Lenk 1973, p. 77) sowie Charlesworth (Charlesworth 1959, p. 112). Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang noch Khatchadourian, der Wittgensteins paradigmatischen Fall einer Regelung qua familienähnlicher Merkmale, den des Spiels, näher untersucht. Im Zentrum seiner Überlegungen steht die Beobachtung, daß man den Begriff des Spiels durch das funktional bestimmte Merkmal »bringt unter Standardbedingungen Freude beim Spieler und Betrachter hervor« (Khatchadourian 1966, p. 209) in den Griff bekommen kann. Dieses funktionale Merkmal kann dann in verschiedenster Weise realisiert sein (Khatchadourian 1966, p. 214). Relevant an diesem Vorschlag ist weniger, daß er eine treffende Bestimmung der Bedeutung des Wortes »Spiel« liefert, als daß er den Blick darauf lenkt, daß Wittgenstein bei der Diskussion möglicher Merkmale von vornherein sehr restriktiv vorgeht.



# Bibliographie

## Abkürzungen für veröffentlichte Texte Wittgensteins

<i>Blue Book</i>	<i>The Blue Book</i> , in: <i>The Blue and Brown Books</i> , Oxford 1972.
<i>Brown Book</i>	<i>The Brown Book</i> , in: <i>The Blue and Brown Books</i> , Oxford 1972.
<i>Blaues Buch</i>	<i>Das Blaue Buch</i> , übersetzt von F. Morstein, in: <i>Werkausgabe</i> , Bd. 5, Frankfurt/Main 1984.
<i>Braunes Buch</i>	<i>Eine philosophische Betrachtung (Das Braune Buch)</i> , in: <i>Werkausgabe</i> , Bd. 5, Frankfurt/Main 1984.
<i>PG</i>	<i>Philosophische Grammatik</i> , in: <i>Werkausgabe</i> , Bd. 4, Frankfurt/Main 1984.
<i>PU</i>	<i>Philosophische Untersuchungen</i> , in: <i>Werkausgabe</i> , Bd. 1, Frankfurt/Main 1984.
<i>TLP</i>	<i>Tractatus logico-philosophicus</i> , in: <i>Werkausgabe</i> , Bd. 6, Frankfurt/Main 1984.
<i>Vorlesungen</i>	<i>Vorlesungen 1930–1935</i> . Aus den Aufzeichnungen J. King, D. Lee, Cambridge 1930–1932. Aus den Aufzeichnungen A. Ambroce und M. Macdonald, Cambridge 1932–1935. Deutsch von Joachim Schule. Frankfurt/Main, 1984.
<i>WWK</i>	<i>Wittgenstein und der Wiener Kreis, Gespräche, aufgezeichnet von Friedrich Waismann</i> , in: <i>Werkausgabe</i> , Bd. 3, Frankfurt/Main 1984.
<i>Zettel</i>	<i>Zettel</i> , in: <i>Werkausgabe</i> , Bd. 3, Frankfurt/Main 1984.

## Texte aus dem Wittgenstein-Nachlaß

- MS 114 \*, Volume X, *Philosophische Grammatik*, first entry 27. 5 1932, 288 pp.  
MS 115, Volume XI, *Philosophische Bemerkungen*, first entry 14. Dezember 1933. *Philosophische Untersuchungen*, August 1936, 292 pp.  
MS 140, Großes Format, about 1934, large pages, 42 pp.  
MS 145, Large notebook, called C1, 1933, 96 pp.  
MS 157a, Pocket notebook 1934, 1937. 142 pp.

---

\* Numerierung nach v. Wright, 1969

- TS 213, The so-called Big Typescript. Probably 1933. vii + 768 pp. (Andere Datierungen von Nedo, Krüger und Rosso s. oben Abschnitt 8.2.1)
- Wittgenstein, L.: »Philosophy: Sections 86–93 (p. 405–435) of the so-called ›Big Typescript‹«, in: *Synthese*, 1991, p. 3–22.

## Ausgaben des Wittgenstein-Nachlasses und dafür verwendete Abkürzungen

- Ludwig Wittgenstein. Wiener Ausgabe*, 11 Bd., hrsg. von M. Nedo, Wien, New York 1994–2000. (zitiert als WA)
- Ludwig Wittgenstein. Wiener Ausgabe. Einführung*, hrsg. von M. Nedo, Wien, New York 1993. (zitiert als WA-Einleitung)
- The Big Typescript*, hrsg. von M. Nedo, in: *Ludwig Wittgenstein. Wiener Ausgabe*, Bd. 11, Wien, New York 2000. (zitiert als WAT)
- The Wittgenstein Papers*, Cornell University Libraries, Ithaca, N.Y. 1968.
- Wittgenstein's Nachlass: The Bergen Electronic Edition. Text and Facsimile Version*, Oxford 2000.

## Abkürzungen für verwendete Kommentare

- KBH1* Baker, G. P., und P. M. S. Hacker: *Wittgenstein: Understanding and Meaning. An Analytical Commentary on the Philosophical Investigations*, Bd. 1, Oxford 1980.
- KBH2* Baker, G. P., und P. M. S. Hacker: *Wittgenstein, Rules, Grammar and Necessity. An Analytical Commentary on the Philosophical Investigations*, Bd. 2, Oxford 1985.
- KH3* Hacker, P. M. S.: *Meaning and Mind. An Analytical Commentary on the Philosophical Investigations*, Bd. 3, Oxford 1990.
- KH4* Hacker, P. M. S.: *Wittgenstein, Mind and Will. An Analytical Commentary on the Philosophical Investigations*, Bd. 4, Oxford 1996 b.
- SK1* Savigny, E. v.: *Wittgensteins »Philosophische Untersuchungen«: ein Kommentar für Leser*, Bd. 1, 1994<sup>2</sup> Frankfurt/Main.
- SK2* Savigny, E. v.: *Wittgensteins »Philosophische Untersuchungen«: ein Kommentar für Leser*, Bd. 2, 1989, Frankfurt/Main.

## Sekundärliteratur

- Albritton, R.: »On Wittgenstein's Use of the Term ›Criterion‹«, in: *Journal of Philosophy* 56 (1959), p. 845–56.
- Andronico, M. et al. (Hrsg.): *Capire Wittgenstein*, Genova 1988.
- Apel, K.- O.: *Transformation der Philosophie*, Bd. 1, Frankfurt 1976<sup>2</sup>.  
– *Transformation der Philosophie*, Bd. 2, Frankfurt 1973.
- Arrington, R. L.: »The Grammar of Grammar«, in: R. Haller, J. Brandl (Hrsg.), *Akten des 14. Wittgenstein Symposiums*, Wien, 1990, p. 210–220.
- Austin, J.: *How to Do Things with Words*, Oxford 1975<sup>2</sup>.

- Ayer, A. J.: »Philosophy and Language«, in: H. D. Lewis (Hrsg.), *Clarity Is Not Enough*, London 1963, p. 401–428.  
 – *Wittgenstein*, London 1985.
- Baker, G. P., und P. M. S. Hacker: *Wittgenstein: Understanding and Meaning. An Analytical Commentary on the Philosophical Investigations*, Bd. 1, Oxford, 1980.  
 – *Language, Sense and Nonsense: A Critical Investigation into Modern Theories of Language*, Oxford 1984.  
 – *Wittgenstein, Rules, Grammar and Necessity. An Analytical Commentary on the Philosophical Investigations*, Bd. 2, Oxford 1985.  
 – »Critical Notice: Philosophical Grammar«, in: S. Shanker (Hrsg.), *Ludwig Wittgenstein. Critical Assessments*, Bd. 1, London, Sydney, Dover (N. H.) 1986, p. 323–351.
- Baker, G.: »Some Remarks on Language and Grammar«, in: *Criss-Crossing a Philosophical Landscape. Grazer Philosophische Studien*, Bd. 42 (1992), p. 108–131.
- Bambrough, R.: »Universals and Family Resemblances«, in: G. Pitcher (Hrsg.), *The Philosophical Investigations*, New York 1966, p. 186–204.  
 – »How to Read Wittgenstein«, in: *Royal Institute of Philosophy Lectures: Understanding Wittgenstein*, Edinburgh 1974.
- Beckermann, A.: »Semantische Maschinen«, in: *Intentionalität und Verstehen*, hrsg. vom Forum für Philosophie Homburg, Frankfurt/Main 1990, p. 196–211.
- Beermann, W.: *Die Radikalisierung der Sprachspiel-Philosophie. Wittgensteins These in »Über Gewißheit« und ihre aktuelle Bedeutung*, Würzburg 1999.
- Binkley, T.: *Wittgenstein's Language*, The Hague 1973.
- Bogen, J.: *Wittgenstein's Philosophie of Language*, London 1972.
- Bubner, R.: »Wittgenstein als meditativer Denker«, in: R. Haller, J. Brandl (Hrsg.), *Akten des 14. Wittgenstein Symposiums*, Wien 1990, p. 239–240.
- Burge, T.: »Individualism and the Mental«, in: *Midwest Studies in Philosophy* 4 (1979), p. 73–121.
- Bühler, A.: *Bedeutung, Gegenstandsbezug, Skepsis*, Tübingen 1987.
- Canfield, John V.: *Wittgenstein, Language and the World*, Amherst (Mass.) 1981.
- Charlesworth, M. J.: *Philosophy and Linguistic Analysis*, Pittsburgh 1959.
- Chisholm, R. M.: *Theory of Knowledge*, Englewood Cliffs (NJ) 1977<sup>2</sup>; dt.: *Erkenntnistheorie*, München, 1979.
- Churchland, P.: *Scientific Realism and the Plasticity of Mind*, Cambridge 1979.
- Cook, J. W.: *Wittgenstein, Empiricism, and Language*, New York, Oxford 2000.
- Davidson, D.: »A Coherence Theory of Truth and Knowledge«, in: D. Henrich (Hrsg.), *Kant oder Hegel?*, Stuttgart 1983, p. 42–438; dt.: »Eine Kohärenztheorie der Wahrheit und der Erkenntnis«, in: P. Bieri (Hrsg.), *Eine analytische Philosophie der Erkenntnis*, Frankfurt 1994<sup>3</sup>, p. 271–290.  
 – »A Nice Derangement of Epitaphs«, in: ders., *Truth and Interpretation: Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*, Oxford 1986, p. 333–355.  
 – »Radikale Interpretation«, in: ders., *Wahrheit und Interpretation*, Frankfurt/Main 1990, p. 183–203.  
 – »Getreu den Tatsachen«, in: ders., *Wahrheit und Interpretation*, Frankfurt/Main 1990, p. 68–91.

- »Wahrheit und Bedeutung«, in: ders., *Wahrheit und Interpretation*, Frankfurt/Main 1990, p. 40–67.
- Dennett, D. C.: *Content and Consciousness*, London 1969<sup>2</sup>.
- *Brainstorms*, New York 1978.
- *The Intentional Stance*, Cambridge (Mass.) 1987.
- *Darwin's Dangerous Idea*, New York 1995.
- Dretske, F.: *Knowledge and the Flow of Information*, Oxford 1981.
- Drury, M. O'C.: »Conversations with Wittgenstein«, in: R. Rhees (Hrsg.), *Ludwig Wittgenstein*, Oxford 1981.
- Dummett, M.: *The Logical Basis of Metaphysics*, Cambridge, Mass. 1976.
- *Truth and Other Enigmas*, London 1978.
- »Was ist eine Bedeutungstheorie?«, in: ders., *Wahrheit: Fünf philosophische Aufsätze*, Stuttgart 1982.
- *Ursprünge der analytischen Philosophie*, Frankfurt/Main 1988.
- Engelmann, P.: *Letters From Ludwig Wittgenstein*, hrsg. von B. F. McGuinness, Oxford 1967.
- Feyerabend, P. F.: »Wittgensteins Philosophical Investigations«, in: *Philosophical Review* 64 (1955), p. 449–483.
- Findlay, J. N.: *Wittgenstein: A Critique*, London 1984.
- Fodor, J., J. J. Katz: »The Availability of What We Say«, in: *Philosophical Review* (1963), p. 57–71.
- Fodor, J., E. Lepore: *A Shopper's Guide*, Oxford 1992.
- Fodor, J.: *The Language of Thought*, New York 1975.
- »Methodological Solipsism as a Research Strategy in Cognitive Psychology«, in: ders., *Representations*, Cambridge 1981, p. 225–253.
- Gahringer, R. E.: »Can Games Explain Language?«, in: *Journal of Philosophy* 56 (1959), p. 661–667.
- Garver, N.: *This Complicated Form of Life*, Chicago 1994.
- Gellner, E.: *Words and Things. A Critical Account of Linguistic Philosophy and a Study in Ideology*, London 1963.
- *Language and Solitude. Wittgenstein, Malinowski and the Habsburg Dilemma*, Cambridge 1998.
- Genova, Judith: *Wittgenstein. A Way of Seeing*, London 1995.
- Goeres, R.: *Die Entwicklung der Philosophie Ludwig Wittgensteins unter besonderer Berücksichtigung seiner Logikkonzeptionen*, Würzburg 2000.
- Hacker, P. M. S.: *Insight and Illusion. Wittgenstein on Philosophy and the Metaphysics of Experience*, Oxford 1972.
- *Meaning and Mind. An Analytical Commentary on the Philosophical Investigations*, Bd. 3, Oxford 1990.
- *Wittgenstein's Place in 20th Century Analytic Philosophy*, Oxford 1996 a.
- *Wittgenstein, Mind and Will. An Analytical Commentary on the Philosophical Investigations*, Bd. 4., Oxford 1996 b.
- Haller, R.: »Wittgenstein in Between – a Fragment«, in: J. Schulte (Hrsg.), *Criss-Crossing A Philosophical Landscape*, Amsterdam 1992.



- Hallet, G. L.: *A Companion to Wittgenstein's »Philosophical Investigations«*, Ithaca 1977.
- Hanfling, O.: *Wittgenstein's Philosophy*, London 1989.
- Hark, M. R. M. ter: *Beyond the Inner and the Outer: Wittgenstein's Philosophy of Psychology*, Dordrecht 1990.
- Harris, R.: *Language, Saussure and Wittgenstein*, London 1988.
- Hart, H. L.: *The Concept of Law*, Oxford, 1961.
- Hervey, H.: »The Problem of the Model Language-Game in Wittgenstein's Later Philosophy«, *Philosophy* 36 (1961), p. 333–351.
- Hilmy, S.: *The Later Wittgenstein. The Emergence of a New Philosophical Method*, Oxford 1987.
- »Wittgenstein on Language, Mind and Mythology«, in R. Egidi (Hrsg.), *Wittgenstein: Mind and Language*, Dordrecht, Boston, London 1995
- Hintikka, M. B. und J. Hintikka: *Untersuchungen zu Wittgenstein*, übersetzt von J. Schulte, Frankfurt/Main 1996.
- Hofmann, D. V.: *Gewißheit des Fürwahrhaltens. Zur Bedeutung der Wahrheit im Fluß des Lebens nach Kant und Wittgenstein*, Berlin 2000.
- Hunter, J. F. M.: *Understanding Wittgenstein*, Edinburgh 1985.
- Husserl, E.: *Formale und Transzendente Logik*, Halle, 1929.
- *Logische Untersuchungen* (1900/1901), Tübingen 1980.
- James, W.: »The Association of Ideas«, in: *Popular Science Monthly*, Bd. 16 (März 1880), p. 577–593.
- *Principles of Psychology*, 2 Bd., New York 1890.
- Kemmerling, A.: »Bedeutung und der Zweck der Sprache«, in: W. Vossenkuhl (Hrsg.), *Von Wittgenstein lernen*, Berlin 1992.
- Kenny, A.: »Criterion«, in: *The Encyclopedia of Philosophy*, hrsg. von P. Edwards, New York 1967.
- *Wittgenstein*, Frankfurt/Main 1974.
- »From the Big Typescript to the Philosophical Grammar« in: *Acta Philosophica Fennica*, Bd. 28 (1976), p. 41–53.
- *The Legacy of Wittgenstein*, Oxford 1984.
- Khatchadourian, H.: »Common Names and ›Family Resemblances««, in: G. Pitcher (Hrsg.), *The Philosophical Investigations*, New York 1966, p. 205–230.
- Koch, A. F.: *Subjektivität in Raum und Zeit*, Frankfurt/Main, 1991.
- Kripke, S.: »Naming and Necessity«, in: D. Davidson und G. Harmon (Hrsg.), *Semantics of Natural Language*, Dordrecht 1972, p. 253–355.
- *Wittgenstein on Rules and Private Language*, Oxford 1982.
- Krüger, W.: »Die Entstehung des ›Big Typescript««, in: K. Puhl (Hrsg.), *Akten des 15. Internationalen Wittgenstein-Symposiums*, Teil 2, Wien 1993, p. 303–312.
- Künne, W.: »Verstehen und Sinn. Eine sprachanalytische Betrachtung«, in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie*, 6/1 (1981), p. 1–16.
- *Abstrakte Gegenstände-Semantik und Ontologie*, Frankfurt/Main 1983.
- »Hybride Eigennamen, Frege und Wittgenstein über indexikalische Ausdrücke«, in: K. Oehler (Hrsg.), *Zeichen und Realität*, Tübingen 1984, p. 249–257.

- Landscheid, U.: *Wittgenstein – Theorien und Tatsachen. Wittgensteins sprachanalytische Methode und die Lösung der Leib-Seele-Probleme*, Freiburg, München 2000.
- Lenk, H.: »Zu Wittgensteins Theorie der Sprachspiele«, in: ders., *Metalogik und Sprachanalyse*, Freiburg 1973, p. 57–81.  
– »War der späte Wittgenstein ein Essentialist?«, in: ders., *Metalogik und Sprachanalyse*, Freiburg, 1973, p. 82–87.
- Locke, J.: *An Essay Concerning Human Understanding: in two Volumes/by John Locke* (1690), Collated and annotated, with prolegomena, biographical, critical, and historical by A. C. Fraser, New York 1959.
- Luckhardt, C. G.: »Philosophy in the Big Typescript«, in: *Synthese* 87 (1991), p. 255–272.
- Lübbe, H.: »Sprachspiele« und »Geschichten«. Neopositivismus und Phänomenologie im Spätstadium«, in: *Kantstudien* 52, (1960/1961), p. 220–243.
- MacGinn, C.: *Wittgenstein on Meaning*, Oxford 1984.
- Majetschak, Stefan: *Ludwig Wittgensteins Denkweg*, Freiburg, München 2000.
- Malcolm, N.: *Ludwig Wittgenstein, a Memoir*, London 1958.  
– *Dreaming*, London 1959.  
– *Knowledge and Certainty*, Englewood Cliffs (N. J.) 1963.
- Meggle, G.: »Wittgenstein – ein Instrumentalist?«, in: D. Birnbacher, A. Burkhardt (Hrsg.), *Sprachspiel und Methode. Zum Stand der Wittgenstein-Diskussion*, Berlin 1985, p. 71–88.
- Monk, R.: *Ludwig Wittgenstein: The Duty of Genius*, London 1990; dt.: *Wittgenstein. Das Handwerk des Genies*, Stuttgart 1992.
- Moore, G. E.: »Wittgenstein's Lectures in 1930–1933«, in: *Mind*, Bd. 64 (Jan. 1955), p. 1–27.
- Nicolet, D.: *Lire Wittgenstein: etudes pour une reconstruction fictive*, Lausanne 1989.
- Nieli, R.: *Wittgenstein: From Mysticism to Ordinary Language*, Albany, 1987.
- Odgen, C. K, und I. A. Richards: *The Meaning of Meaning: A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism*, London 1923.
- Pitcher, G. (Hrsg): *The Philosophy of Wittgenstein*, Englewood Cliffs (N.J.) 1964; dt.: *Die Philosophie Wittgensteins*, Freiburg 1969.  
– *The Philosophical Investigations*, New York 1966.
- Pole, D.: *The Later Philosophy of Wittgenstein*, London 1958.
- Pompa, L.: »Family Resemblance«, in: *Philosophical Quarterly* 17 (1967) p. 63–69.
- Putnam, H.: »The Meaning of »Meaning««, in: ders., *Mind, Language and Reality*, Cambridge 1975; dt.: *Die Bedeutung von »Bedeutung«*, Frankfurt/Main 1979.  
– *Reason, Truth and History*, Cambridge 1981.
- Pylyshyn, Z.: *Computation and Cognition*, Cambridge, 1984.
- Quine, W. v. O.: »The Two Dogmas of Empiricism«, in: ders., *From a Logical Point of View*, New York 1963<sup>2</sup>, p. 20–46.  
– *Word and Object*, Cambridge, Mass. 1960; dt.: *Wort und Gegenstand*, Stuttgart 1980.
- Rawls, J.: *A Theory of Justice*, Oxford 1972.
- Rhees, R.: *Discussion of Wittgenstein*, London 1970.

- Rochester, J.: *Philosophy as Therapy: an Examination of Wittgenstein's Philosophical Method*, PhD Dissertation, University of Toronto, 1978.
- Rorty, R.: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, Frankfurt/Main 1989.
- Rosso, M.: »Wittgenstein edito e inedito«, in: M. Andronico et al. (Hrsg.), *Capire Wittgenstein*, Genua 1988, p. 31–62.
- Russell, B.: *The Analysis of Mind*, London 1921.
- Saussure, F. de: *Cours de linguistique general*, hrsg. von T. DeMauro, in: Ed. critique [repr.], Bd. 18., Paris 1995.
- Savigny, E. v.: *Der Mensch als Mitmensch*, München 1996.  
– *Wittgensteins »Philosophische Untersuchungen«: ein Kommentar für Leser*, Bd. 1, 1994<sup>2</sup>; Bd. 2, 1989, Frankfurt/Main.
- Schneider, H. J.: *Phantasie und Kalkül: Über die Polarität von Handlung und Struktur in der Sprache*, Frankfurt/Main 1992.
- Schulte, J.: *Wittgenstein: Eine Einführung*, Stuttgart 1989.  
– »Die Hinnahme von Sprachspielen und Lebensformen«, in: W. Lütterfelds und A. Roser (Hrsg.), *Der Konflikt der Lebensformen in Wittgensteins Philosophie der Sprache*, Frankfurt/Main 1999, p. 156–170.
- Schweidler, W.: *Wittgensteins Philosophiebegriff*, München 1983.
- Searle, John R.: »Minds, Brains, and Programs«, in: *The Behavioral and Brain Sciences 3* (1980), p. 417–458.  
– *Intentionality*, Cambridge, Mass. 1983.
- Sedmak, C.: *Kalkül und Kultur: Studien zu Genesis und Geltung von Wittgensteins Sprachspielmodell*, Amsterdam 1996.  
– »»Jedes Zeichen kann zum Lügen verwendet werden.« Anmerkungen zur Offenheit der Sprache«, in: H. J. Schneider, M. Kroß (Hrsg.), *Mit Sprache spielen. Die Ordnungen und das Offene nach Wittgenstein*, Berlin 1999.
- Shanker, S. G.: *Wittgenstein and the Turning-Point in the Philosophy of Mathematics*, Beckenham 1987.
- Smart, H. R.: »Language-Games«, in: *Philosophical Quarterly* 7 (1957), p. 224–235.
- Stenius, E.: *Wittgenstein's »Tractatus«*, Oxford 1960.
- Stern, D.: »The »Middle Wittgenstein«: From Logical Atomism to Practical Holism«, in: *Synthese* 87 (1991), p. 203–220.  
– *Wittgenstein on Mind and Language*, Oxford 1995.  
– »The Availability of Wittgenstein's Later Philosophy«, in: D. Stern und H. Sluga (Hrsg.), *The Cambridge Companion to Wittgenstein*, Cambridge 1996, p. 442–476.
- Strawson, P. F.: »Critical Note. Philosophical Investigations. By Ludwig Wittgenstein«, in: *Mind*, Bd. 63 (1954), p. 70–99.
- Terricabras, J. M.: *Ludwig Wittgenstein. Kommentar und Interpretation*, Freiburg 1978.
- Thiele, S.: *Die Verwicklungen in Wittgensteins Denken*, Freiburg/München 1983.
- Toulmin, S., und A. Janik: *Wittgenstein Vienna*, New York 1973.
- Vossenkuhl, W.: *Ludwig Wittgenstein*, München 1995.
- Watzka, H.: *Sagen und Zeigen. Die Verschränkung von Metaphysik und Sprachkritik beim frühen und beim späten Wittgenstein*, Stuttgart 2000.

- Wennerberg, H.: »The Concept of Family Resemblance in Wittgenstein's Later Philosophy«, in: *Theoria* 33 (1967), p. 223–233.
- Winch, P.: *The Idea of a Social Science and its Relation to Philosophy*, London, New York 1965.
- Wright, G. H. v.: »A Biographical Sketch«, in: K. T. Fann (Hrsg.), *Ludwig Wittgenstein: The Man and His Philosophy*, New York 1967.
- »Special Supplement the Wittgenstein Papers«, in: *Philosophical Review*, Bd. 7 (Okt. 1969), p. 483–503.
  - »Wittgenstein in Relation to his Times«, in: E. Leinfellner et al. (Hrsg.), *Wittgenstein and his Impact on Contemporary Thought: Proceedings of the Second International Wittgenstein Symposium*, Wien 1978.
  - *Wittgenstein*, Oxford 1982. Einige wichtige Korrekturen und Ergänzungen sind in der französischen (Trans-Europ-Repress, Mauvezin 1986) und in der deutschen Ausgabe (Frankfurt/Main 1986).
- Wucherl, K., und A. Hübner: *Ludwig Wittgenstein in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbeck 1979.